Die neue Rundschau

XXter Jahrgang der freien Bühne

Zweiter Band

1909

Berlin / S. Fischer / Verlag

LIBRARY
MAR 21 19--
UNIVERSITY OF
AP
30
M5
1909
A2

Inhaltsverzeichnis

Romane, Novellen, Briefe, Reisen, Gedichte:

Seite

Hermann Hesse, Die Heimkehr 540
Friedrich Huch, Gedichte 744
Johannes V. Jensen, Der kleine Ahasverus 862
Aage Madelung, Der letzte Tschernjaew 693
Thomas Mann, Königliche Hoheit 482, 637, 795
Julius Meier-Graefe, Aus einem spanischen Tagebuch . . . 664
Adolph Menzel, Briefe aus Rheinsberg und Freienwalde . . 516
Adolph Menzel, Briefe an Fritz Werner 855
Alexander Ular, Die Kinder des Ararat 836

Aufsätze:

Hermann Bahr, Hauskunst 876
Max Burckhard, Jugendliche Verbrecher 685
R. Francé, Azolla oder das Innenleben der Pflanzen 528
Kuno Francke, Der Amerikaner 785
Moritz Heimann, Der wahre Shakespeare 534
Harry Graf Keßler, Griechischer Frühling 719
Friedrich Naumann, Von wem werden wir regiert? 625
Karl Scheffler, Religiöse Ideale 818
Ernst Troeltsch, Modernismus 465
Heinrich Wölfflin, Über kunsthistorische Verbildung 572

Seite

Rundschau:

Karl Albrecht, Lueger 602
Karl Albrecht, Das Wirtshaus von Österreich 911
Herman Bang, Gustaf af Geijerstam 587
Paul Barchan, Berlinerinnen 757
Eduard Bernstein, Beamtenstreiks 745
Oskar Bie, Elektra 589
Oskar Bie, Alfred Messel 750
Oskar Bie, Berliner Sezession 906
Arthur Eloesser, Hartleben 901
Emil Heilbut, Marées in der Berliner Sezession 593
Junius, Chronik: Potpourri 608
Junius, Chronik: Symptome des öffentlichen Geistes 767
Junius, Chronik: Eintracht und Fortschritt 914
Alfred Kerr, Griselda 597
Alfred Kerr, Urlaub 754
Paul Mongre, Strindbergs Blaubuch 891
Engelbert Pernerstorfer, Die Slawen in Österreich 577
Daniel Ricardo, Anlage und Spekulation 762
Max Steinitzer, Zur Hygiene des Musiklebens 896
Ferdinand Tönnies, „Berechtigte Interessen“ 886

Anmerkungen:

Karl Albrecht, Der Meister des Lebens 780
Julius Bab, Matkowsky 775
Paul Barchan, Bei der „Dame“ 622
Eduard Bernstein, Dialektik des Willens 920
Arthur Bonus, Neue Dogmen 919
Max Brod, Tschechische Musik 925
Willi Handl, Sonnenthal 777

Seite

Willi Handl, Der Blumenhiob 922
Norbert Jacques, Eine Volkskunstausstellung 620
Norbert Jacques, Künstlertragödien 779
Alfred Kerr, Heinrich Heines Denkmal 624
Hans Kyser, Eine Frühlingsimpression 783
Oskar Loerke, Kreszenz Bühler 924
Albert Moll, Zur Ethik des Ärztestreiks 614
Oudeis, Adlige Fahnenjunker 774
Felix Poppenberg, Menschen vom Meere 619
S. Saenger, Pöbelinstinkte 616
Wilhelm Schäfer, Nachbarn 782
Karl Scheffler, Wege zur Heimat 617
Robert Walser, Abschied 927

Modernismus/ von Ernſt Troeltſch

Die Encyclica pascendi dominici gregis und der an ſie ſich anſchließende literariſche Kampf hat die Aufmerkſamkeit der öffentlichen Meinung wieder einmal auf die innere Lage des römiſchen Katholizismus und damit auf das kirchliche Problem des modernen Lebens überhaupt gelenkt. Unſere Intellektuellen — um dieſen charakteriſtiſchen franzöſiſchen Ausdruck zu gebrauchen — pflegen im allgemeinen von dieſen Dingen keine Kenntnis zu nehmen; ſie gefallen ſich in einer bewußten und gewollten Unwiſſenheit über alle Kräfte und Strebungen der kirchlichen und chriſtlichen, ebenſo auch der populären religiöſen Bewegungen wie des Sektentums, der Theoſophie und des Spiritismus. Dieſe Unkenntnis drückt die Verachtung überlebter und veralteter Dinge aus und bewirkt am ſicherſten die völlige Immunität gegen jede Anſteckung durch dieſe Ideenwelt ſelbſt. Sie überlaſſen dieſe Bewegungen ſich ſelbſt und ihrem eigenen angeblichen Auflöſungsprozeß, außerdem den Politikern und Machthabern, die mit dieſen Dingen ſich abfinden mögen, wie ſie können und meiſtens, wenigſtens in Deutſchland, ihnen kräftigen Vorſchub tun. Nur wenn in einzelnen Punkten die Macht der Kirchen einmal beſonders deutlich zum Vorſchein kommt, etwa in neuen Vorlagen der Schulgeſetzgebung oder in Maßnahmen der Schulverwaltung oder in einer den Intellektuellen nicht genehmen Ausdehnung des Kampfes gegen „Schmutz, Unſittlichkeit und Nacktheit", dann ſchäumt die Entrüſtung auf und verlangt im Namen des fortgeſchrittenen Zeitalters die Zurückdrängung dieſer Mächte der Vergangenheit, etwa gar die Trennung der Kirche vom Staat, als ob dafür in Deutſchland irgendwelche ernſte Vorausſetzungen und Möglichkeiten beſtünden und als ob damit der Machtkampf nicht bloß verſchoben wäre. So haben ſie auch bei Gelegenheit des Feldzuges des Papſtes gegen die ſog. Moderniſten nur ein mitleidiges Lächeln für die armen Schwärmer und unklaren Köpfe übrig gehabt, welche glauben, daß der Katholizismus noch reformabel und lebendig ſei, und nicht wiſſen, daß er längſt abgeſtorben und der geiſtigen Nichtigkeit verfallen iſt, welche das Waſſer einer völlig veralteten Welt mit dem Öl einer gründlich modernen zuſammenſchütteln wollen und damit nur beweiſen, daß ſie an einem von Hauſe aus unmöglichen Unternehmen ſich mühen.

So einfach aber liegt die Sache durchaus nicht, wie ein Blick auf die wirk-

lichen Kräfte in unseren modernen Staatswesen zeigen kann. Die Geringschätzung dieser Bewegungen ist etwas ganz Ähnliches wie seiner Zeit die Ignorierung des aufsteigenden Proletariats durch die Bourgeoisie, die es damit sich zugleich vom Leibe zu halten und in seiner Nichtigkeit zu erweisen meinte. In Wahrheit können unsere Intellektuellen mit den religiösen Bewegungen ähnliche Dinge erleben wie die Bourgeoisie mit dem Proletariat, und sie haben sie bereits großenteils erlebt und nur verschmäht, daraus etwas zu lernen. Das Dogma, daß die Religion überhaupt in dem wissenschaftlichen Zeitalter im Absterben begriffen und nur mehr als sehr subjektive Privatliebhaberei einzelner zu tolerieren sei, blendet sie und läßt sie die fortdauernde Macht dieser Dinge und ihre beständige Neubildung nicht sehen. Auch die unverkennbare Schwäche und bloße Defensive der theologischen Dogmatik, die alle geistige Führung verloren hat und hinter den modernen Entwickelungen oft genug mit sophistischer Apologetik hergeht, täuscht sie über die Macht des religiösen Gedankens in denjenigen Kreisen, denen alle Dogmatik und Apologetik gleichgültig ist, weil sie keiner bedürfen, oder in denjenigen, die dem religiösen Drang der Zeit neue Bahnen öffnen wollen und daher von beidem ungebunden sind. Das religiöse Denken ist die Urform alles menschlichen Denkens; es rinnt und quillt aus allen Ritzen des menschlichen Herzens, auch wo es gar nicht besonders auf Religion ausgeht, wie heute noch jeder wirkliche Dichter zeigt. Es ist die Glut aller großen schöpferischen Epochen, die ein Ideal verwirklichen, weil sie es glauben, und es ist die Rettung aller ermüdeten und abgearbeiteten, die wieder ihre Kräfte sammeln und erneuern wollen. So bildet es den Untergrund aller populären Empfindungen auch heute noch, bricht es an allen Ecken und Enden immer wieder hervor in den buntesten Formen und hebt es sich deutlich gerade heute empor als Sammlung aus der Öde und Äußerlichkeit einer überreizten und zerstreuenden technischen und materiellen Kultur. Dabei ist dann nur selbstverständlich, daß die Kirchen mit ihren alten populären Organisationen und ihren starken Mitteln der Volksbearbeitung diese Kräfte guten Teiles an sich ziehen und ihre populäre Massenstellung außerordentlich verstärken. Mit welchem Erfolge das der Katholizismus getan hat, liegt jedermann vor Augen. Auf protestantischem Boden sind freilich bei uns die lutherischen Staatskirchen stark zurückgeblieben hinter den außerordentlichen Kräfteentfaltungen des Kalvinismus und der Sekten in den angelsächsischen Demokratien, aber auch sie sind wirksam genug; die Herrschaft der Konservativen in Deutschland beruht nicht auf ihnen, aber wäre ohne sie nicht denkbar. Daß Zentrum und Konservative derart in die Höhe gestiegen sind, wie sie es in Deutschland getan haben, hat gewiß viele komplizierte Gründe, auch rein wirtschaftliche und politische. Aber die einfachsten Gründe sind doch die religiösen Gründe selbst. Von einem sie bloß verhöhnenden oder nur mitleidig duldenden Liberalismus zurückgestoßen, halten sich die religiösen Menschen an die Gruppen, bei denen sie Anschluß finden. Sie lassen sich lieber

Dogmen gefallen, die ihnen nicht ganz einleuchten und mit denen die Kirche und die Theologen sich abfinden mögen, als die Geringschätzung und Verhöhnung ihrer Gefühle im Namen der Bildung und Wissenschaft. Diejenigen, die bei sich selbst derartige Gefühle nicht kennen oder sie wenigstens in den Formen kirchlicher oder halbkirchlicher Gläubigkeit sich nicht vorstellen können, halten das stets von neuem für Heuchelei, für Deckmäntel politischer, wirtschaftlicher, privategoistischer Bestrebungen, und wundern sich stets von neuem, wie das in unseren Zeiten möglich sei. Es ist aber ganz außerordentlich einfach möglich. Es steckt dahinter nichts als die alte, niemals aussterbende Kraft wirklicher religiöser Gefühle und Strebungen, mit denen sich dann, wie mit allen Gruppen- und Machtorganisationen, tausendfach nach ebenso alter Sitte allerhand materielle und weltliche Zwecke unübersehbar verbinden. Das kommt dann bei der herrschenden Demokratie, deren Vereinswesen und öffentliche Meinungsbildung diesen Strebungen ebenso zu Diensten steht wie ihren Gegnern, schließlich auch in den Machtverhältnissen zum Ausdruck. Indem der Liberalismus der Bildung und Wissenschaft überdies durch den Abfall des Sozialismus tödlich geschwächt ist, wird er von den religiösen Massenbewegungen mehr und mehr zurückgedrängt. Das ist in Deutschland sein Schicksal gewesen, es wird es seit der Demokratisierung auch in Österreich sein. In den angelsächsischen Ländern dagegen ist der politische Liberalismus größtenteils gerade mit den religiösen Gruppen verbunden und sind alle Verhältnisse von alter Kirchlichkeit durchtränkt, so daß dort eine derartige Entwickelung überhaupt nicht möglich ist; aber nicht weil man die Religion ausgeschieden hätte aus dem öffentlichen Leben, sondern weil sie für alle Parteien irgendwie selbstverständlich ist. Wenn in Frankreich die Demokratie allerdings die Kirche zerstört hat, so hat das hier seinen ganz besonderen Grund, nämlich in dem Umstand, daß hier die Kirche die Todfeindin der Demokratie und Republik war und in einer hetzerischen Agitation ohnegleichen die bestehende Ordnung bekämpfte; in der Wahl zwischen der alten französischen Kirche und der das Ergebnis aller französischen politischen Entwickelung bildenden Demokratie hat das Volk sich für die letztere entschieden und die Kirche preisgegeben. Die eigensinnig verbohrte Politik des Papstes hat dann weiter das ihrige getan, um die Kirche immer weiter zu schwächen und immer unheilbarer mit der Demokratie zu entzweien. Es wäre aber durchaus verkehrt, aus diesen französischen Ereignissen allzu weitgehende Folgerungen für andere Länder zu ziehen. Daß der Katholizismus die Lösung vom Staate sehr gut zu ertragen vermag und als selbständige Macht sich sehr glänzend zu entwickeln imstande ist, das zeigt der amerikanische Katholizismus, der politisch und sozial, aber auch intellektuell eine recht erhebliche Stellung in den Vereinigten Staaten einnimmt. Und auch auf den leidenschaftlichen Religionshaß der Sozialdemokratie sind hier keine Hoffnungen zu setzen. Es ist zu klar und oft genug erkannt, daß die sozialdemokratische Erlösungslehre und Eschatologie nur eine materialistische

Verkleidung religiöser Hoffnungen auf den Sieg des Guten ist und daß ihre Lehren allen Charakter intolerantester Dogmen haben. Damit ergibt sich aber die Folge, daß bei dem unausbleiblichen Zerfall dieser Ideale, die, sei es durch die Folgen einer Revolution, sei es durch praktische Ernüchterung, ihren absoluten Charakter werden verlieren müssen, dann der religiöse Trieb wieder zu sich selbst zurückkehren wird. Aller Vermutung nach werden die Sekten mit ihrer starken Beteiligung des Individuums und ihren radikalen Erlösungsideen die religiösen Erben der Sozialdemokratie werden.

Aber nicht nur die Massen, soweit sie nicht sozialdemokratisch infiziert sind, bilden den Bereich lebendiger und unverwüstlicher kirchlicher Kräfte. Auch in den Mittel- und Oberschichten sind sie in sehr viel weiterem Umfang zu Hause, als man nach der Unbekümmertheit und Geringschätzung der Intellektuellen gegenüber diesen Dingen annehmen müßte. Freilich war hier im letzten Drittel des vergangenen Jahrhunderts der Rückgang enorm, aber er ist allem Anschein nach zum Stillstand gekommen und das Interesse rückt wieder vor. Die Verheißungen des Liberalismus sind nicht in Erfüllung gegangen, der radikale Atheismus der Sozialdemokratie stößt Unzählige zurück auf die alten Positionen, die religiöse Öde und Dürre wird andern unerträglich. Es gibt selbstverständlich auch in diesen Schichten Unzählige mit religiösem Trieb und Bedürfen. Sie wenden sich zunächst an die Kirchen, oft mit vielen persönlichen Vorbehalten, aber doch mit dem Bedürfnis des Anschlusses und in der Hoffung zeitgemäßer Reformen in ihnen. Die theologische, halbtheologische und religiöse Literatur aller Konfessionen ist in einem starken Aufschwung begriffen, und unzählige Idealisten meinen, von diesen großen Organisationen des Ideals her müsse doch das Volksleben geistig durchdrungen werden können; es habe keinen Sinn, sich neben sie zu stellen, wo sie doch vorhanden sind und den höchsten Zwecken dienstbar gemacht werden können; das Gute, das in ihnen liege, müsse fruchtbar gemacht werden können, und es sei ein selbstmörderischer Doktrinarismus, nur die Differenzen zu betonen. Von derartigen Anschluß- und Reformversuchen kommen viele freilich erst recht zur Trennung und rächen sich dann leidenschaftlich an ihren verlorenen Idealen. Andere aber finden von hier den Übergang zu einem immer stärkeren Anschluß an kirchliche Gruppen, in denen nun einmal Ordnung und Zusammenhang sein muß und der Einzelne sich ja persönlich ziemlich viel vorbehalten kann. Und neben dem gibt es die überzeugten hinreißenden leidenschaftlichen Gläubigen, sei es im traditionalistischen, sei es im reformerischen Sinne, die heute wie jemals die Übermacht des zielbewußten Willens über bloß geistreiche und gelegentlich auch nicht geistreiche Skepsis dartun.

Das gilt von allen Kirchen überhaupt. Es gilt vom Protestantismus und den Sekten genau so wie vom Katholizismus. Das zu verstehen, ist ein überaus wichtiger Punkt. Es ist eine vollkommene Selbsttäuschung des Protestantismus,

wenn er mit der modernen Geisteswelt identisch zu sein meint und daher sich allein das fortschreitende Leben zuschreibt, während der Katholizismus das rein traditionelle Verharren in einer veralteten Welt darstelle. Dagegen spricht schon die einfache Tatsache, daß ja der Protestantismus von der modernen Religionskrisis ebenso schwer betroffen ist als der Katholizismus, daß auch er in den meisten Kirchen höchst archaistische, der modernen Welt völlig unerträgliche Elemente festhält, und daß ein Anschluß an modernes Geistesleben ihm wohl leichter fällt als dem Katholizismus, daß aber dieses Geistesleben sein genuines Erzeugnis so wenig ist als das des Katholizismus. Es ist eben modern und einigt sich allerdings leichter mit dem protestantischen Individualismus und kritischem Triebe als mit dem katholischen Autoritätswesen und Dogma, aber es ist doch auch ihm gegenüber in wichtigsten Punkten etwas Neues und Fremdes. Es steht nicht so, daß der Protestantismus die lebendige Religion wäre und der Katholizismus die tote. Beide sind starke lebendige Ingredienzien unseres ganzen heutigen Lebens; und, wenn der Protestantismus dem aktiven, individualistischen und kritischen Charakter der modernen Welt innerlich näher steht, so hat doch auch die Religion des Katholizismus Bestandteile, die dauernden menschlichen Bedürfnissen entsprechen und darum immer Leben an sich ziehen. Er hat im Unterschied von der Gedankenmäßigkeit des predigenden Protestantismus einen Kultus im Sinne des sinnlich-übersinnlichen wunderbaren Verkehrs mit der Gottheit, wie ihn alle primitive und alle heidnische Religion auch hat und wie es der Urform alles religiösen Kultus entspricht. Er hat gegenüber der protestantischen Zersplitterung und Verselbständigung des Individuums die Autorität und Seelenleitung, die mit einer ganz außerordentlichen moralischen Erbweisheit verbunden ist und Unzähligen ein Mittel aus Nöten der Unklarheit und Schwäche ist. Er hat an Stelle der staatsabhängigen oder vereinsartigen vielfachen Gebilde des protestantischen Kirchentums die ungeheure Weltgemeinschaft, die die Länder aller Weltteile um das Zentrum der Kirche in einer ungeheuren Gemeinschaft sammelt und der religiösen Phantasie jederzeit einen Weltzusammenhang vor Augen stellt. Er hat die ungebrochene Kontinuität mit den Grundlagen des Christentums, die ohne Brüche und Zwischenbildungen jeden mit den Wurzeln der Vergangenheit so gradlinig verbindet wie mit dem Zentrum der Gegenwart. Er hat schließlich neben der offiziellen kirchlichen Lehre die Unterschicht der frei beweglichen populären Religion mit neuen Kulten, neuen Wundern und der ganzen unabgeschlossenen Produktion volksmäßiger Religion, die ihm immer neue Reizmittel und immer neue Ablenkungen ermöglicht. Das mag alles für die moderne Kultur und den modernen Staat sehr gefährlich oder sehr unangenehm sein, es mag an den reinsten Idealen des Christentums gemessen eine arge Veräußerlichung sein; aber es sind Motive und Kräfte, die mit der Menschennatur gegeben sind, die immer wieder kommen und die dem Katholizismus jedenfalls

ein eigenes Leben sichern. Er mag höchst gefährlich sein, aber er ist nicht tot und gleichgültig. Er ist wie die andern christlichen Kirchen ein immer noch außerordentlich lebendiges Element des Volkslebens, eben deshalb auch seinerseits erfüllt von allen Bedürfnissen der Anpassung und des Fortschrittes unter Wahrung seines eigenen Wesens wie die andern Kirchen auch. Zwar hört man freilich in der kirchlichen „Literatur" und Presse die fortwährenden Klagen über den Rückgang der kirchlichen Ideenherrschaft, über den Verfall des Christentums und die moderne Religionslosigkeit. Aber es sind doch mehr die Klagen über die Unzugänglichkeit einer numerisch nicht allzugroßen Bildungsschicht, die einen großen Teil der Macht und die sozialen Vorzugsstellungen innehat, auch die Angst um eine daraus folgende Entzweiung von Bildung und Kirche, die auf die Dauer der Kirche sehr gefährlich werden müsse und auch in der Tat sehr gefährlich werden würde, wenn unsere „Bildung" ihrerseits starke ethische und religiöse Mächte zu entfalten wüßte. Aber alle Welt weiß, daß sie das nicht tut. Daher denn auch der eigentümliche Wechsel der Szene und Beleuchtung, wenn man die Dinge von den Gesichtspunkten und Interessen dieser Bildungsschicht aus beleuchtet sieht. Da kommen dann die Klagen über die unausrottbare Macht des Pfaffentums, über die Unwissenheit und den Aberglauben, über die Heuchelei und Intoleranz, über die Zähigkeit einer alles durchwuchernden Macht von Institutionen und Gedanken, die trotz aller ihr ausgestellten Totenscheine unbegreiflicherweise nicht sterben will.

Aus diesen Verhältnissen ist der sogenannte Modernismus zu verstehen. Er ist das Selbstverständlichste von der Welt, ist im Katholizismus immer vorhanden gewesen und wird in irgendeiner Form immer wieder kommen. Er ist nichts anderes als die Anpassung der Kirche an die moderne Welt, die Aufnahme ihrer wissenschaftlichen Methoden und Erkenntnisse in das religiöse Denken, die Verarbeitung ihrer sozialen und politischen Ideale durch die Ethik der Kirche, der praktische Kompromiß mit der modernen Entwickelung des Staates und der Gesellschaft. Nur wenn man sich eine völlig falsche Vorstellung von der Abgeschlossenheit der katholischen Dogmatik und Ethik macht, kann man sich über ihn wundern und ihn als unbegreifliche Konsequenzwidrigkeit empfinden. Er mag wohl konsequenzwidrig sein und ist es meiner Ansicht nach sicherlich. Aber von der Konsequenz hat noch nie eine große Lebensmacht allein existiert, und seine Konsequenzwidrigkeit ist vielleicht sein kräftigstes Lebensprinzip. Die Konsequenz ist für das Leben überhaupt sehr gleichgültig und für das kirchliche und religiöse insbesondere. Der Katholizismus ist nicht das Wunder starrer Konsequenz, als das ihn der Aberglaube in seiner mit heimlicher Angst gepaarten Unkenntnis betrachtet. Er ist von Anfang an ein unendlich kompliziertes, widerspruchsvolles System, das phantastische Volksreligion und philosophische Dogmatik, revolutionären Individualismus und absolute Autorität, sprödeste Be-

sonderung des Einzelnen und fast sozialistische und kommunistische Sozialideale, weltliche Kulturethik und jenseitige Askese, lebendiges Laientum und priesterliche Herrschaft immer neu zu kombinieren versucht hat, ein Meisterstück der Vermittelung, das in der kirchlichen Autorität sich nur den letzten Regulator schuf, wenn diese Vermittelungen zu Reibungen und Unklarheiten führen. Warum sollte er nicht auf die Idee kommen, nun auch Mittelalter und moderne Welt zu vereinigen, nachdem er Kirche und Antike, naturalwirtschaftliches Germanentum und kirchliche Ethik, städtische Kultur und Ordenswesen, Renaissance und Papsttum vereinigt hatte. Es bleiben in der kirchlichen Doktrin viele offene Stellen, viele Entwickelungsmöglichkeiten, die alte theologische Kunst, durch Deutung aus schwarz weiß zu machen, die Virtuosität der Ausflüchte und Vermittelungen, aber auch der leidenschaftliche und hoffnungsvolle Wille, dem Glauben die Führung zu erhalten, und die von keinen Zweifeln angefressene Überzeugung, daß natürliche und kirchliche Wahrheit, weil aus derselben Quelle stammend, sich finden und vereinigen müssen. Tridentinum und Vatikanum haben zwar den Spielraum erheblich eingeschränkt. Aber das Vatikanum läßt doch noch vieles offen, indem es den Kathedralcharakter der allein schlechthin zwingenden Entscheidungen an sehr unklare Bestimmungen band, und indem es so aufgefaßt wird, als entlaste es den Laien und Priester von der Sorge um das Dogma, das nun allein der kirchlichen höchsten Autorität überlassen bleibt und im Leben daher weniger genau genommen zu werden braucht. Die kirchlich hierarchische Autorität schafft wohl die letzte Regelung und Ordnung; aber bis die Dinge dazu reif sind, müssen sie von der lebendigen Arbeit in Bewegung gesetzt und durchgeprobt sein. So muß vor allem diese Arbeit in Angriff genommen werden. Ihr Resultat kann der Vorsehung anheimgestellt werden. Ein liberaler Papst, der Traum aller modernen Katholiken, wird dann das Gute für die Kirche herausholen und anerkennen.

Es hat sich ja doch auch die katholische Kirche überhaupt stark modernisiert. Sie hat auf das Korrelatideal des römisch-deutschen Kaisertums, auf die direkte Leitung und Untertänigkeit der Herrscher und Völker längst verzichtet. Sie beherrscht ein geistliches Weltreich, aus dem die Telegramme von Australien und Peru, von Japan und Kapstadt einlaufen, und überläßt Staaten und Regierungen sich selbst, behält sich nur die Berücksichtigung ihrer allerdings weitgehenden Forderungen an sie vor. Sie hat ihr ganzes Kirchenrecht stark spiritualisiert und, wo es, wie in Amerika, nicht anders ging, mit der völligen Trennung vom Staat sich trefflich abzufinden gewußt. Sie hätte das auch in Frankreich gekonnt, wenn nicht das französische Gesetz ausdrücklich den Vereinscharakter der Gemeinden unter Ignorierung ihres hierarchischen, vom kanonischen Recht geforderten Charakters hätte durchsetzen wollen. Sie hat den alten Legitimismus und Royalismus längst beiseite gelegt und ihre ganze Existenz auf die parla-

mentarischen Demokratien, auf die Bildung katholischer Parteien, begründet, damit den demokratischen Gedanken sich angeeignet. Sie hat die ungeheuren sozialen Bewegungen der Zeit erkannt und zum Teil erfolgreich in ihre Kanäle geleitet, in denen sie dem Ziel einer stark sozialistisch gefärbten, aber ständisch gegliederten Gesellschaftsordnung entgegenstrebt. Sie hat auf Grund ihrer alten Lehre von der Unterbauung der Gnade und des Wunders durch die Natur und die Vernunft das Leben als einen aufsteigenden Kosmos betrachten gelernt, in dem sie auch den modernen Leistungen der Vernunft einen — freilich kirchlich kontrollierten — Raum gewährt, aber, da sie nicht alles kontrollieren kann, in Wahrheit recht viel Bewegungsfreiheit verstattet. Sie hat das Ordenswesen moderniſiert und ermäßigt und es überall in den Dienst ihrer Propaganda, der Schule, der Karität, der Mission gestellt, der Arbeitsscheu, dem Bettel, dem frommen Müßiggang nach Möglichkeit gewehrt. So hat sie, der kurzsichtige Polemik stets die Jenseitigkeit und Askese vorzuhalten pflegt, sich geradezu als Prinzip der Kultur und des Fortschrittes proklamiert. Man lese die Reden des letzten Düsseldorfer Katholikentages, und man wird finden, daß hier alles trieft von Kultur, Nationalgefühl, literarischer und künstlerischer Fortschrittsstimmung, sozialer Reform, alles unter der maßgebenden und harmonisierenden Leitung der Kirche, die die krankhaften Einseitigkeiten und Überstürztheiten der modernen Kultur vermeidet und alles auf das richtige Maß und die richtigen Grenzen zurückführt. Und alles das geschieht mit dem Segen des Papstes, der freilich den romanischen Ländern derartigen Segen zu spenden selten in der Lage ist; aber was in angelsächsischen und germanischen Ländern möglich ist, das muß doch auch den Patrioten, Sozialreformern und Gebildeten der ersteren als möglich erscheinen.

Und wenn die Kirche das als Ganzes getan hat, so sind einzelne Gruppen in ihr begreiflicherweise jeder Zeit weiter gegangen. Sie wollten mehr als bloße politisch-soziale Anpassung, als bloße Anerkennung der Vernunft und Kultur. Sie wollten die spezifischen Formen moderner Wissenschaft und Bildung rezipiert wissen und meinten, daß gerade eine so festgefügte Institution, die ihren Schwerpunkt im Kultus und im Recht hat, dogmatisch sehr viel Freiheit gewähren könne und müsse. So hat seiner Zeit der Katholizismus der Aufklärung einen erstaunlich weitgehenden Kompromiß vollzogen. Man lese die Auszüge aus den Kollegheften des Würzburger Seminarregens und späteren Weihbischofs Zirkel. Hier ist die Kantische Moraltheologie vollkommen akzeptiert und alles Kultische und Dogmatische nur als psychologisch unentbehrliche mythische Hülle der Idee betrachtet. Dann kamen die Verschmelzungen mit der Romantik und der deutschen spekulativen Philosophie, die Rezeption der modernen Historie bei Döllinger und Hefele. Alles das wurde freilich niedergeschlagen durch den kurialistischen Katholizismus der Reaktionszeit. Aber man betrachtete diese Reaktion als einseitig

kurialistische Theologie, die das wirkliche Leben nicht bändigen könne und nicht bändigen dürfe, als eine Einseitigkeit römischen Prälatendenkens, die die Gesamtkirche wieder korrigieren werde und müsse. So kam der liberale Katholizismus, der im Bunde mit den liberalen Parteien Aufklärung und Freiheit anstrebte, der freilich teils infolge der Abwendung des Liberalismus von allen kirchlichen Interessen teils infolge der Verdammung durch die kurialistische Theologie kein freundlicheres Schicksal fand. Und nun kommt heute der Modernismus, eine rein wissenschaftliche und religiöse Richtung, welche subjektive Verinnerlichung und wissenschaftliche Aufrichtigkeit für die Kirche will und außerdem eine ehrliche Akzeptierung des modernen Staatslebens. Der Ketzername, den hier die kurialistischen Theologen geprägt haben, ist in der Tat vortrefflich. Es handelt sich wirklich um die allereinfachsten Dinge. Die Katholiken sind der faulen Apologetik, der dogmatisch gebundenen Exegese, der überall gefesselten Kirchenhistorie, der albernen Legenden und der Wundersucht, des überall betonten Gegensatzes gegen alle sonst bewährten wissenschaftlichen Grundsätze satt und sind doch von der Wahrheit der ethischen und religiösen Lebenssubstanz der Kirche so fest überzeugt, daß sie meinen, ehrliche Wahrhaftigkeit der Forschung und freie Innerlichkeit und Menschenliebe müßten sich finden können, müßten gerade in der großen Weltkirche eine die ganze Welt befreiende und reinigende Harmonie herstellen können, wenn man nur den Mächten der Wahrheit ehrlich den Lauf ließe. Es ist vor allem der ungeheure Eindruck der modernen Bibelkritik, Religionsgeschichte und Kirchengeschichte, nicht zum mindesten der Eindruck Renans und der deutschen historischen Theologie, die diese Wirkung hervorgebracht haben. Man empfindet die offizielle Theologie als Wissenschaft der Ausflüchte und will eine Forschung, die mit Texten und Denkmälern in wirklicher, ehrlicher Übereinstimmung ist. Dabei steckt man selbst viel zu tief in den katholischen Idealen, um im Ernste an eine dauernde Entzweiung und Erschütterung glauben zu können. Die Religion der Gottes- und Menschenliebe, der ehrliche, wissenschaftliche Wahrheitswille und die Weltbrüderschaft der Kirche müssen sich finden können. Das ist selbstverständlich. Erst nebenher und in zweiter Linie sind es Wirkungen der modernen Philosophie, von denen her die katholische natürliche Theologie und der apologetische Unterbau zerbricht. Aber auch hier empfindet man an dieser Philosophie vor allem die ehrliche und vorurteilsfreie Begründung von innen, vom Bewußtsein, vom Erleben her und meint, das zerstöre nur eine wertlose Apologetik, öffne aber mit dem modernen Prinzip der Bewußtseinsimmanenz nur erst die eigentlichen Quellen religiöser Innerlichkeit und Gefühlswärme. Auch hier stellt man wesentlich Fragen und lebt man in der Hoffnung, daß sie sich werden befriedigend beantworten lassen. Man will nur wieder wissenschaftlich ehrlich werden, mit der Sprache der Allgemeinheit reden, mit den bewährten Voraussetzungen arbeiten; man will nicht

länger den gelben Hut einer besonderen kirchlichen Erkenntnismethode tragen, die in allen anderen Dingen längst aufgegeben ist und in der Kirche zu nichts nütze ist als zu faulen Schulbeweisen, die einem draußen niemand abnimmt. Man will vor allem den rein geistlichen und religiösen Charakter der Kirche wieder herstellen, der sie ohne Gewalt- und Zwangsverfahren rein auf die geistige Wirksamkeit stellt, die Zugehörigkeit zu ihr an Freiwilligkeit bindet und damit erst ein ehrliches Verhältnis zu den modernen Staaten ermöglicht.

So handelt es sich also im Modernismus nicht um ein System oder eine bestimmte Theologie, wie sie die Theologen der Enzyklika mühsam zu konstruieren unternommen haben, sondern um allgemeine und oft sehr unklare Stimmungen und Bedürfnisse. Der Katholizismus, so wie er ist, ist ein Erzeugnis des Mittelalters, und trotz starker Modernisierungen ist er es wenigstens in Dogma und Theologie geblieben. Ja, um sich für die nach der einen Seite vollzogene Modernisierung zu entschädigen, hat er nach der Seite des Dogmas und der Wissenschaft das Mittelalter, d. h. den heiligen Thomas, ausdrücklich wieder hervorgeholt. Er hat sein Kirchenrecht stark spiritualisiert, dafür aber sein Dogma stark verrechtlicht. Er hat nach außen seine Herrschaftsansprüche gemildert, dafür aber nach innen sich stark zentralisiert. Nun beginnt gegen dieses künstliche, seit der Restaurationsperiode wieder aufgerichtete dogmatische Mittelalter der Sturm loszubrechen. Das moderne Leben ist in die Kirche hineingebrochen, ähnlich wie in den Protestantismus und in das Judentum. Die Formen und Strebungen sind zahllose, die Hoffnungen enthusiastisch und unbegrenzt. Nur bei einigen Wenigen nimmt die Bewegung feste Formen einer bestimmten Theorie an; von diesen ist auch die Beschreibung des Modernismus in der Enzyklika entnommen. Es sind vor allem Tyrrell und Loisy, zwei in der Tat an Charakter und Geist wahrhaft hervorragende Männer von vollster Geistesfreiheit und reichster wissenschaftlicher Bildung, dabei von einer bewunderungswürdigen Reinheit und Festigkeit des Willens. Es sind unter den Denkern und literarischen Vertretern unserer Zeit zwei charakteristische Typen, die tief hineinblicken lassen in das innerste Wesen unserer großen geistigen Kämpfe.

Tyrrell hat jüngst in einer gegen den belgischen Primas gerichteten Schrift, „Medievalism“, seine Position glänzend auseinandergesetzt. Es handelt sich um den Kampf gegen das Mittelalter in der Kirche und, da dieses auf dem Prinzip eines buchstäblich-gesetzlich verbindenden Wahrheitsbegriffes, auf der Idee göttlich mitgeteilter und autorisierter Lehren beruht, um den Kampf gegen diesen Wahrheitsbegriff, um die Verinnerlichung und Subjektivierung der religiösen Erkenntnis. Einem göttlich mitgeteilten Lehrgesetz könne und müsse man allerdings gewaltsam Kirche, Gläubige, Fürsten und Völker unterwerfen. Aber ein solches Lehrgesetz besitze in Wahrheit die Kirche nicht, und das sei überhaupt eine unreligiöse, rohe Idee. Die Kirche habe nur ein von Jesus entzündetes religiöses und ethisches Leben,

das sich in Lehren und Dogmen einen bildlich-symbolischen Ausdruck jeweils gegeben hat und das die Berechtigung jener Dogmen an das Maß der von ihnen gedeckten religiösen Lebenssubstanz bindet. Es sind die Lehren der Kantischen Moraltheologie verbunden mit einer warmen Gefühlsmystik und einer romantisch-entwickelungsgeschichtlichen Auffassung vom Werdenden, den geistigen und religiösen Erfahrungsbesitz ausdeutenden Gemeingeist. Der Gemeingeist der Kirche sei es, der diese Lehren aus sich hervorbringe, in ihnen sich fixiere und in Konzilien und Lehrentscheidungen seinen Ausdruck finde. So seien diese Lehren ein weicher Stoff, der von neuen Zeiten in neue Formen gepreßt und, soweit nötig, korrigiert werden dürfe. Der christliche Gemeingeist werde das auch in Gegenwart und Zukunft bewirken, und das unfehlbare Lehramt habe nur die Bedeutung, diese Revisionen des Dogmas schonend und kontinuierlich, ausgleichend und weitsichtig für die Gesamtheit der Kirche zu regulieren. Die Gegenwart fordere Vereinfachung und religiös-ethische Deutung des Dogmas, Freigebung einer Geschichtsforschung, die seine Genesis aus dem christlichen Gemeinbewußtsein heraus psychologisch und kritisch versteht, und Ausbau der Kirche als einer rein geistlichen, auf weltliche Macht verzichtenden Gemeinschaft. Daß das gelingen müsse und könne, sei dem Glauben sicher, und wenn es nicht jetzt geschehe, so werde es die Zukunft bringen.

Loisy ist demgegenüber mehr der Historiker und Kritiker, der in erster Linie für die Geschichte des Christentums die streng philologische und außerdem die vergleichende religionsgeschichtliche Methode fordert. So eignet er sich die Bibelkritik im vollsten Umfange an und auch die modernen Forschungen über die Entstehung des Christentums, die Predigt Jesu, die Bildung der Dogmen aus dem Urchristentum heraus. Er bezeichnet diese Forschungen als etwas von aller Philosophie und Spekulation unabhängiges, als etwas durch rein philologische Methode schlechthin Evidentes. Eine Absicht auf Reform der kirchlichen Dogmen selbst verbindet er damit nicht unmittelbar. Er sieht in ihnen aus der Konsequenz des Christentums erwachsene, seinen jeweiligen inneren Stand spiegelnde und insofern ihm völlig angemessene Ausdrucksformen, die mit den Mitteln einer vergangenen, überhaupt nicht historisch-kritisch, sondern religiös-legendarisch denkenden Zeit sagen, was sie am Christentum empfand. Für die Gegenwart allerdings empfindet er die Lage als schwierig. Hier ist alles problematisch geworden. Es gilt nur die Weltbrüderschaft der Kirche zu behaupten und mit ihr die ethisch-religiöse Substanz des Christentums. Die Dogmen mögen vorläufig nach Bedürfnis gedeutet oder auch zurückgestellt werden. Hier kann erst die Zukunft die Entscheidung der Krisis bringen, aber man müsse der Wahrheit den Weg lassen und die Kirche müsse sich ihr unterwerfen lernen. Seine jüngst von ihm herausgegebenen Briefe, die ihn als theologischen Berater suchender Theologen und als mannhaften Bekenner gegenüber Papst und Kurie zeigen, hauchen eine Stim-

mung der Wehmut und des Schmerzes, der Resignation und der Zukunftssorge, aber auch reinster, männlichster Wahrhaftigkeit und festesten Glaubens an einen ethischen Theismus aus, der ihm der Kern des Christentums ist. „Die religiöse Grundfrage der Zeit", schreibt er an einen Abbé, „ist nicht zu wissen, ob der Papst unfehlbar ist, ob es Irrtümer in der Bibel gibt, ja nicht einmal die Gottheit Christi oder das Vorhandensein einer Offenbarung, sondern das große und einzige Problem, zu wissen, ob das Universum tot, leer, taub, ohne Seele und Herz ist, ob der Mensch in ihm steckt ohne ein Echo, das wahrhaftiger und wirklicher ist als er selbst. Für das Ja oder Nein gibt es keine zwingenden Vernunftbeweise. Unsere Kenntnis vom Universum ist zu oberflächlich und ungenügend, als daß man von ihm intellektuell ein adäquates System konstruieren könnte. Aber gerade diese Ohnmacht nimmt uns das Recht Gott zu leugnen, sie begründet nur Zweifel und Fragestellungen. Auf der anderen Seite sind und haben wir nicht das innerste Bewußtsein des Universums um sich selbst, wir haben keine Intuition von seinem Geheimnis. So verfügen wir nur über eine ungenügende Erfahrung, die wir betätigen, als handelten wir von außen auf die Welt, obwohl wir in Wahrheit ein wesentlicher und ununterschiedener Teil des Weltganzen sind, und über ein unbestimmtes Gefühl von dem, was in ihrem Grunde jene Unendlichkeit ist, in die wir uns verlieren, nämlich etwas, das im vergrößerten Maßstabe uns gleicht, von dem wir ein Reflex sind, obwohl unsere eigene Idee über es nur ein Reflex von uns selber ist. Der Akt, in dem wir unser Vertrauen zu dem moralischen Sinn des Universums betätigen, ist an sich selbst und notwendig ein Akt des Glaubens. Aber es ist doch zugleich ein souveräner Vernunftakt, nicht bloß wegen der Wahrscheinlichkeitsgründe, die ihm zur Seite stehen und gegen den naturalistischen Atheismus sprechen, sondern weil dieser Akt, in dem wir Gott bejahen, uns selbst bejaht, uns das Gleichgewicht gibt, uns vollendet, uns an das Leben anpaßt, eine unmittelbare Erfahrung der Wahrheit ist, die er enthält, und folglich uns erlaubt, die Möglichkeiten eines bloßen Illusionscharakters zu vernachlässigen, welche eine vom äußeren Gegebenen ausgehende Denkweise immer wieder nahe legt. Ist dieser mit der Vernunft identische Glaube erobert, dann ist die Substanz der biblischen Offenbarung, des Christusglaubens, der Kirche zugleich gesichert, wenn auch freilich die Art, sie zu verstehen und sie in diesen Glaubensformen lebendig zu machen, eine Veränderung des traditionellen Rahmens des katholischen Gedankens nötig macht . . . Nähere ich mich damit dem Monismus und Pantheismus? Ich weiß es nicht. Das sind alles nur Worte. Ich will mich an die Sachen halten. Der Glaube will den Theismus, der reine Intellektualismus strebt zum Pantheismus. Sicherlich fassen beide zwei Seiten des Wahren ins Auge und die Verbindungslinie ist uns verborgen." Prinzipieller kann man auf die Gegenwartsprobleme nicht eingehen, und doch kann man dem gläubigen Katholiken nachempfinden, daß er sie in der von Jesus

ausgehenden großen Gemeinschaftsorganisation gelöst sehen möchte, um durch eine Art religiöser Sozialpädagogik, auf die ihm die Unfehlbarkeit zusammenschrumpft, den Menschen zur Sicherheit eines ethischen Glaubens zu verhelfen, der sich nicht neben seinen großen bisherigen Organisationen, sondern in ihnen anbauen soll.

Es ist begreiflich, daß so weit, wie diese Führer, wenige gehen. Aber der Boden hebt sich überall mit mehr oder minder gefährlichen Schwankungen. Weithin ist vor allem im Klerus alles in Bewegung und in der Ahnung und Hoffnung großer kommender Umwälzungen. Aber auch die Laien sind in Bewegung. Einige der Führer gehören dem Laienstande an. Die Italiener und Franzosen, die ihren Ländern eine ethische und religiöse Wiedergeburt aus bloßem Positivismus und Materialismus wünschen und dabei naturgemäß nur an den Katholizismus denken können, halten eine neue, aus der modernen Lebensbewegung regenerierte „religiöse Kultur" des Katholizismus für eine selbstverständliche Forderung der Zukunft. Aus dieser Idee ist das von Laien geleitete tapfere Rinovamento zu verstehen, und die Unbefangenheit, mit der hier von allen Seiten gelernt wird, ist erstaunlich.

Die Wirkungen dieser Bewegung sind außerordentlich. Sie durchdringen die ganze Kirche, freilich von Deutschland und Südamerika abgesehen. Der deutsche Katholizismus steht unter dem Drucke des Zentrums, das keine Verwirrung seiner Schlachtreihen durch theologische Neuerungen zuläßt, und ist daher fast völlig frei vom Modernismus. Schell ist viel konservativer als die französischen, italienischen und englischen Modernisten und hat rasch seinen Commer gefunden. In jenen Ländern dagegen sind die Einflüsse breit und intensiv. Sie gehen von den höchsten Regionen bis zu den untersten und ärmsten Priestern, die aus dem Dunkel der Sakristeien und Seminare an die Luft des allgemeinen öffentlichen Lebens wollen. Zur Charakterisierung der Lage will ich hier nur die Schilderung einer französischen anonymen Schrift „Les Lendemains de l'Encyclique" wiedergeben. Sie stimmen überein mit dem, was mir mündlich vielfach berichtet worden ist. „Leo XIII., dessen Auge gütig war und gerne auf die Dinge der Erde blickte, wußte wohl, daß die Kirche litt und daß die Krankheit die edelsten Teile ergriff. Modernist ein wenig von Natur, mehr noch durch Politik, war er nachsichtig gegen die Ausbrüche der Modernisten. Er wollte lieber mit seinem Jahrhundert verhandeln als scheinen es zu vergewaltigen. Er hatte Respekt vor einigen seiner größten Verkehrtheiten. Er liebte die Naturwissenschaften und empfahl sie den Seminaren, er öffnete die vatikanischen Archive und lud die Historiker ein, frei die Wahrheit auszusprechen; er ging soweit, den katholischen Exegeten zu empfehlen, es zu machen wie die übrigen, die orientalischen Sprachen zu studieren und das zu benutzen, „was man die Kritik nennt". Er scheint durch geheime Autorisation sich sogar an der Bewegung beteiligt zu haben, deren kühner Ausdruck der Kongreß der Religionen zu Chicago wurde.

Er zögerte lange, ehe er den Amerikanismus verdammte. Die heftigsten Versuche konnten ihn in den letzten Monaten seines Lebens nicht bewegen, den Krieg gegen Loisy zu erklären. Er hatte sogar über diesen Gegenstand geäußert, „daß es richtig sei, den Exegeten über exegetische Dinge zu Rate zu ziehen wie den Arzt über medizinische oder den Advokaten über Rechtsangelegenheiten". Alles allerdings Kühnheiten, die vielen bedenklich erschienen, und worüber die reinen Katholiken im Andenken an Pius IX. seufzten, und die er selbst, gealtert und enttäuscht, wohl gegen das Ende bereut hat. Denn die Resultate entsprachen in der Tat nicht seinen Erwartungen. Man hatte seinen Liberalismus ernster genommen, als er selbst ihn nahm. Der Modernismus hat sich verbreitet und ermutigt, und es sah nicht aus, als wollte er sich in weisen Grenzen halten. Er begann in vollen Strömen zu rauschen, und Gott allein wußte, ob es für viele Dinge noch ein Morgen gab, denen man gewöhnt war die Ewigkeit zu versprechen. Er hatte fast alle Intelligenzen der Kirche erobert, die katholischen Universitäten und Seminare waren ergriffen, die offiziellen Verteidiger der Orthodoxie, Dominikaner und Jesuiten, hatten nicht widerstehen können, und die Hierarchie selbst ließ sich mitreißen und wurde schwach."

Die Gefahr war in der Tat nach allem, was man hört, groß; der neue Papst hat nicht ohne Grund losgeschlagen. Alles spricht dafür, daß die Bewegungen nicht bloß äußerlich und gelegentlich am Katholizismus haften, daß er selbst in lebhafter Bewegung ist.

Da kam der Schlag, der sie zerschmettern sollte. Hören wir auch hierüber den vorhin angeführten Anonymus. „Die bäuerliche und rein praktische Gläubigkeit dessen, den Deutschland als Nachfolger Leos XIII. durchgesetzt hat, seine ruhige und stolze Unkenntnis des „profanen Wissens", sein unerschüttertes landpfarrerliches Vertrauen zu den scholastischen Leistungen der guten Priester, die ihre Zöglinge in dem venezianischen Seminar in guter Disziplin zu halten wußten, seine natürliche Geringschätzung der Dinge und Menschen der Welt, haben ihn davor bewahrt, von neuem mit einem so unfruchtbaren und demütigenden Experiment zu beginnen. Niemand hat lauter als Pius X. sich gerühmt, alle menschliche Neugier zu verachten und alle Klugheit des Fleisches mit Füßen zu treten. In intellektuellen und politischen Konflikten war es genügend, daß irgendeine Entscheidung sich der Meinung der Weltklugen empfahl, um seinen Sinn für das Übernatürliche zu alarmieren und zum Gegenteil zu bestimmen. Leo XIII. wollte der Wissenschaft Waffen entnehmen, um die Wissenschaft zu bekämpfen. Pius X. nimmt seine Zuflucht zu weniger rationalistischen, zu rascher wirkenden, und, wie er unverhohlen hofft, einflußreicheren Mitteln. Er erinnert sich daran, daß die Kirche eine Hierarchie ist und keine Akademie, daß sie kein Bedürfnis hat nach Studien und Diskussionen, wenn es genügt zur Befehlsgewalt zu greifen, daß Rom die Wahrheit von niemand zu lernen braucht, weil es die

Herrin über die Wahrheit für alle ist, daß die Fragen, die den letzten Gedanken Leos XIII. verdüstert und, wie man sagt, noch seinen Todeskampf beunruhigt haben, lediglich Fragen der „Wachsamkeit", des „Eifers", der „Festigkeit" sind, daß es lediglich gilt zu handeln, aber das dann kräftig."

So kam es zu der Enzyklika, die bekannt ist. Sie konstruiert das System der Modernisten und stellt hier in allererster Linie fest, daß die Unterscheidung von Religion und Theologie, der Rückgang auf die Innerlichkeit der Überzeugung, die Hingebung an eine entwickelungsgeschichtliche Geschichtsforschung tötlich sind für die Idee des Übernatürlichen, auf der die kurialistische Theorie und der mittelalterliche Katholizismus erbaut sind. Darin haben die Theologen sicher recht. Die Frage ist nur, ob der Katholizismus nicht eben von seiner mittelalterlichen Gestalt sich entfernen könne und müsse, und das behaupten die Verurteilten noch heute. Daran schließt sich dann das Strategem des Vernichtungsfeldzuges, das wesentlich darin besteht, den heranwachsenden Klerus der Zukunft von jedem Luftzug modernen Wesens sorgfältig abzuschließen, den verseuchten Klerus der Gegenwart dagegen auszuhungern und durch Demütigungen mürbe zu machen.

Der furchtbare Schlag ist gefallen. Die hierarchische Autorität hat ihr langes Schweigen gebrochen und mit einer Ausgiebigkeit und Heftigkeit geredet, die unerhört ist in der Geschichte der Enzykliken. Die Frage ist, was er wirken wird und wie sich die gebildete europäische Welt dazu zu stellen hat. Über die Wirkung ist schwer zu urteilen. Sie hat eine Unmenge menschlichen Elends mit sich gebracht. Die großen Führer sind aufrecht geblieben und bleiben bei ihrer literarischen und beratenden Tätigkeit. Andere sind zusammengebrochen und begraben ein geknicktes Gewissen unter Zukunftshoffnungen. Alle erklären von der Enzyklika nicht getroffen zu sein und versichern, daß sie an der Sache selbst nichts ändern können; die Sache selbst komme immer wieder. Paul Sabatier, der berühmte Biograph des heiligen Franz und Enthusiast für den Modernismus, versichert mir, die Bewegung ginge großartig weiter. Der mehrfach erwähnte Anonymus meint: „Man wird fortfahren mit der Kritik der Evangelien als die Grundideen Jesu, zugleich als die heute allein noch wirksamen Ideen, zu betrachten das Vertrauen auf den himmlischen Vater, die Bruderschaft der menschlichen Familie und die Hoffnung auf das Gottesreich als ein Reich der Gerechtigkeit und Liebe, die Herzensreinheit als alleinige Bedingung des Heils, den Anschluß an Jesus, durch den die frohe Botschaft an die Menschen gekommen ist; und man wird fortfahren in dem ganzen folgenden theologischen Katholizismus nur die natürliche und notwendige Stütze für die von Jesus gebrachten Hoffnungen, die veränderliche kultische und dogmatische Hülle zu sehen, die die christlichen Grundwahrheiten einschließt und ausdrückt und ohne die die unaussprechliche Verkündigung sich unterwegs verloren hätte und nicht bis zu uns

gekommen wäre. Unter dem Schutz ehrfürchtiger Beobachtung dieser Hülle, was kann sie da hindern Katholiken zu bleiben und mit ebenso viel Recht als der Papst selbst des Schatzes der Wirkungen und Tugenden zu genießen, den hundert Generationen frommer Menschen angehäuft haben." Ob ein solcher Optimismus berechtigt ist, ist schwer zu sagen. In solchen Dingen ist schlecht prophezeien. Für meine Person wäre ich allerdings geneigt, den Schlag für tödlich zu halten. Er ist die Konsequenz der ungeheuren Verengung, die der Katholizismus im Vatikanum erlitten hat. Nun kann ein Federstrich das Leben von Millionen töten, weil durch Bezweiflung dieses Federstriches die innere Struktur der Kirche sich auflösen müßte. Es ist ein Tag des Schreckens und Entsetzens für das geistige Leben der katholischen Kirche, und damit auch für das aller Völker, die auf absehbare Zeit mit starken katholischen Bevölkerungsbestandteilen zu rechnen haben. Sie werden noch fremder und schroffer gegen das allgemeine Leben sich abschließen; Polemik und Kampf werden noch roher und gröber werden; der Bildungskatholizismus wird verschwinden, ohne daß darum die Agitationskraft eines so wundervoll funktionierenden Autoritätssystems geringer würde. So lag es schon beim Vatikanum, und so liegt es heute wieder bei der Encyclica pascendi dominici. Die späteren Geschlechter werden die Folgen spüren, wie sie heute die Folgen des Vatikanums spüren.

Liegen die Dinge aber so, dann ist schwer dazu Stellung zu nehmen. Es geht an diesem einen Punkt das ganze religiöse Problem der Gegenwart auf. Die Sache verhält sich ja nicht so sehr viel anders auf dem protestantischen Gebiet. Auch hier kämpft kirchliche Autorität und Tradition heftig gegen den Modernismus und ist ein Geist gleich dem der Encyklika weder selten noch wirkungslos. Es gibt Leute genug, die sich darüber freuen und damit den erhofften Zusammenbruch des Christentums um ein erhebliches näher rücken sehen. Aber damit, daß die religiösen Kreise von dem modernen Leben sich absperren, sind sie noch keineswegs dem Untergang preisgegeben. Die Absperrung ist doch immer nur eine bedingte, und vor allem mit dem praktischen Leben bleiben sie durch tausend Kanäle verbunden. In ihnen walten starke Kräfte, deren die Menschen bedürfen; und die Welt der Intellektuellen ist keineswegs so voll von Siegeszuversicht, moralischer Kraft, religiösem Schwung, so frei von intoleranten Dogmen und durchsichtigen Vorurteilen, daß ihren überlegenen Kräften ein selbstverständlicher Sieg zu prophezeien wäre. Die Lage ist schwierig und wird vermutlich noch schwieriger werden, wenn der konservativ-liberale Eisblock geschmolzen sein wird. Man wird die Macht der Kirchen wieder kennen lernen und einsehen, daß man sie nicht schadenfroh der Engherzigkeit überlassen darf. Vorerst aber ist zu dieser Einsicht wenig Lust vorhanden, und so sind allgemeine Programme überflüssig und wirkungslos. Sehe jeder, wo er bleibe, und wer sich Verständnis für die großen religiösen Kräfte der Menschheit bewahrt hat, mag überall, wo er das

Gute und Wahre findet, es pflegen, ob seine Form nun ganz seinen Wünschen entspricht oder nicht. Er fördere in den gegebenen Kirchen und, wenn er es außerhalb findet, außerhalb ihrer den Gedanken einer in Gott begründeten Menschenwürde und einer in Gott einmündenden Menschenliebe und frage nicht allzu genau, ob auch die Konsequenz des Gedankens von der Theologie überall gewahrt wird. Er wundere sich vor allem nicht, daß die Kirchen die Massen mit einer dem modernen Leben völlig fremden Ideenwelt beherrschen, wenn er selber nichts dazu tut, daß es in den Kirchen anders wird, und nur hofft, daß die Kirchen an der Verachtung der Gebildeten und an Simplizissismuswitzen sterben sollen. So würde meiner Meinung nach im Grunde nichts anderes übrig bleiben, als in den Kirchen dem wahrhaft innerlichen und freien religiösen Leben zur Existenz und Selbstbehauptung zu helfen, und zwar gilt das für katholische und protestantische Kirchen, die man ja doch beide immerdar nebeneinander behalten wird. Es wäre das einfachste Mittel, der schwierigen Lage abzuhelfen. Es ist aber zurzeit jedenfalls das unpopulärste. So muß man die Dinge gehen lassen, wie sie gehen. Die Zeit wird kommen, wo ihre Konsequenzen auch für beide Augen sichtbar werden, wo die moderne Hypertrophie der Wissenschaft sich wundern wird über die vielen Dinge, die die „Wissenschaft" nicht gesehen hat. Das Christentum wird sicherlich in seinem eigentlichen ethischen und religiösen Gehalt nicht untergehen, aber welche Wege es nehmen wird, ist bei der Rastlosigkeit und Indifferenz unserer Bildungsschichten unerkennbar. Darüber möge ein des Vorurteils Unverdächtiger, Ernst Renan, sprechen, der einem an ihn sich wendenden katholischen Priester schreibt: „Die katholische Kirche ist eine große Sache, ihre gegenwärtige Lage ist so außerordentlich, so tragisch, daß unsere Zeit vielleicht eine der Krisen erleben mag, in denen die schulmäßige Logik nicht ausreicht. Zwei Dinge sind sicher. Der Katholizismus wird nicht untergehen und der Katholizismus kann nicht bleiben, wie er ist. Es ist wahr, daß wir nicht begreifen, wie er sich ändern kann. Diese Stunden, wo alle Auswege verrammelt scheinen, das sind die großen Stunden der Vorsehung."

Das gilt nun freilich nicht bloß vom Katholizismus. Gerade der Modernismusstreit mit seiner Literatur, in der neben inkonsequentem Enthusiasmus und kurzsichtiger Einzelkritik die tiefsten und wärmsten Töne angeschlagen und die weitsichtigsten und prinzipiellsten Gedanken erläutert werden, zeigt uns, daß es im Grunde die Lage des Christentums überhaupt ist, um die es sich handelt. Die protestantischen Länder haben nur den außerordentlichen Vorteil, daß sie nicht an die unerbittliche Logik der hierarchischen Autoritätslehre geschmiedet sind, sondern aus der freier beweglichen religiösen Subjektivität religiöse Neubildungen hervorbringen können. Wollte der Himmel, daß sie davon auch einigen nennenswerten Gebrauch machen möchten!

***

Königliche Hoheit/ Roman von Thomas Mann

(Fortsetzung)

Ditlinde empfing ihren Bruder in einem großen Salon des ersten Stockwerks mit mehreren Gruppen geschweifter Causeusen in blaßgrüner Seide, dessen hinteres Viertel, durch schlanke Pfeiler gegen den Hauptteil abgegrenzt, ganz und gar mit Palmen, Blumenstöcken in Metallkübeln und farbig prangenden Blumentischen angefüllt war.

„Guten Tag, Klaus Heinrich", sagte die Fürstin. Sie war zart und schlank, und üppig war nur ihr aschblondes Haar, das sich ehemals gleich goldenen Widderhörnern um ihre Ohren gelegt hatte und nun in dicken Flechten über ihrem herzförmigen Antlitz mit den Grimmburger Wangenknochen lastete. Sie trug ein Hauskleid aus weichem, blaugrauem Stoff mit einem spitz ausgeschnittenen, brusttuchartigen weißen Spitzenkragen, der am Gürtel mit einer altmodischen ovalen Brosche zusammengehalten war. Die feine Haut ihres Gesichtes ließ da und dort, an den Schläfen, auf der Stirn, in den Winkeln ihrer sanft und kühl blickenden blauen Augen, bläuliche Adern und Schatten durchscheinen. Es fing an, sichtbar zu werden, daß sie guter Hoffnung war.

„Guten Tag, Ditlinde, mit deinen Blumen!" antwortete Klaus Heinrich, indem er sich mit zusammengezogenen Absätzen über ihre kleine, weiße, ein wenig zu breite Hand beugte. „Wie es duftet bei dir! Und da drinnen ist auch alles voll, wie ich sehe."

„Ja", sagte sie, „die Blumen hab' ich nun einmal gern. Ich habe mir immer gewünscht, unter recht vielen Blumen wohnen zu können, lebenden, duftenden Blumen, die ich warten könnte, — so etwas wie ein heimlicher Herzenswunsch war es, Klaus Heinrich, und eigentlich könnt' ich sagen, daß ich mich dazu verheiratet habe, denn im alten Schloß, da gab's keine Blumen, wie du weißt . . . Das alte Schloß und Blumen! Da hätten wir lange stöbern können, meine ich. Rattenfallen und solches Zeug, jawohl. Und genau besehen war das Ganze wie eine abgeschaffte Rattenfalle, so staubig und schrecklich . . . bewahre . . ."

„Aber der Rosenstock, Ditlinde."

„Ja, großer Gott, — ein Rosenstock. Und der steht im Reisebuch, weil seine Rosen nach Moder duften! Und dann steht da, daß sie eines Tages ganz natürlich und gut duften sollen, wie andere Rosen. Aber das kann ich mir gar nicht denken."

„Du wirst nun bald", sagte er und sah sie lächelnd an, „etwas noch Besseres zu warten haben, kleine Ditlinde, als deine Blumen."

„Ja", sagte sie und errötete rasch und schwach, „ja, Klaus Heinrich, das

Published, April 1, 1909. Privilege of copyright in the United States reserved under the act approved March 3, 1905, by S. Fischer, Verlag, Berlin.

kann ich mir nun freilich auch nicht denken. Und doch wird es sein, wenn es Gott gefällt. Aber komm herein. Wir wollen nun wieder einmal beieinander sitzen . . ."

Das Zimmer, auf dessen Schwelle sie geplaudert hatten, war klein im Verhältnis zu seiner Höhe, mit einem graublauen Teppich versehen, und ausgestattet mit anmutig geformten und silbergrau lackierten Möbeln, deren Sitze blasse Seidenbezüge zeigten. Ein Lustre aus milchigem Porzellan hing von dem weiß umschnörkelten Mittelpunkt der Decke herab, und die Wände waren mit Ölbildern von verschiedener Größe geschmückt, Erwerbungen des Fürsten Philipp, lichterfüllten Studien im neuen Geschmack, die weiße Ziegen in der Sonne, Federvieh in der Sonne, besonnte Wiesen und bäuerliche Menschen mit blinzelnden, von der Sonne gesprenkelten Gesichtern zur Anschauung brachten. Der dünnbeinige Damen-Sekretär beim weißverhangenen Fenster war bedeckt mit hundert peinlich geordneten Sächelchen, Nippes, Schreibutensilien und mehreren zierlichen Notizblocks — denn die Fürstin war gewohnt, sich über alle ihre Pflichten und Absichten sorgfältige und übersichtliche Notizen zu machen — vorm Tintenfaß lag offen ein Wirtschaftsbuch, daran Ditlinde augenscheinlich soeben gearbeitet hatte, und neben dem Schreibtisch war an der Wand ein kleiner, mit seidenen Schleifen verzierter Abreißkalender befestigt, unter dessen gedruckter Tagesangabe der Bleistiftvermerk zu lesen war: „5 Uhr: meine Brüder." Gegenüber der weißen Flügeltür zum Empfangssalon war zwischen der Sofabank und einem Halbkreis von Stühlen der ovale Tisch mit zartem Damast und einem blauseidenen Läufer gedeckt; das blumige Teegeschirr, ein Aufsatz mit Konfekt, längliche Schalen mit Zuckergebäck und winzigen Butterbrötchen waren in ebenmäßiger Anordnung darauf verteilt, und seitwärts dampfte auf einem Glastischchen über seiner Spiritusflamme der silberne Teekessel. Aber überall, in den Vasen auf dem Schreibtisch, dem Teetisch, dem Spiegeltisch, dem Glasschrank voll Porzellanfiguretten, dem Tischchen neben der weißen Chaiselongue waren Blumen, und ein Blumentisch voller Topfgewächse stand zum Überfluß auch hier vor dem Fenster.

Dies Zimmer, abseits und im Winkel zu der Flucht der Empfangsräume gelegen, war Ditlindens Kabinett, ihr Boudoir, der Raum, in dem sie ganz enge Nachmittagsempfänge gab und eigenhändig den Tee zu bereiten pflegte. Klaus Heinrich sah ihr zu, wie sie die Kanne mit heißem Wasser spülte und mit einem silbernen Löffelchen Tee hineinschüttete.

„Und Albrecht . . . wird er kommen?" fragte er mit unwillkürlich gedämpfter Stimme . . .

„Ich hoffe es", sagte sie, indem sie sich aufmerksam über die kristallene Teebüchse beugte, wie um nichts zu verschütten (und auch er vermied es, sie anzusehen). „Ich habe ihn natürlich gebeten, Klaus Heinrich, aber du weißt, er kann

sich nicht binden. Es hängt von seinem Befinden ab, ob er kommt . . . Ich mache nur erst einmal unsern Tee, denn Albrecht bekommt seine Milch . . . Übrigens kann es sein, daß auch Jettchen heute ein bißchen vorspricht. Es wird dich freuen, sie wiederzusehen. Das lebhafte Ding weiß immer so viel zu erzählen . . ."

Mit „Jettchen" war ein Fräulein von Isenschnibbe gemeint, der Fürstin vertraute Dame und Freundin. Sie standen seit Kindestagen auf du und du.

„Und immer gerüstet?" sagte Ditlinde, indem sie den gefüllten Teetopf auf den Untersatz stellte und ihren Bruder betrachtete . . . „Immer in Uniform, Klaus Heinrich?"

Er stand mit geschlossenen Absätzen und rieb seine linke Hand, die an Kälte litt, in der Höhe der Brust mit der Rechten.

„Ja, Ditlinde, ich habe es gern so, es ist mir lieber. Es sitzt so fest, weißt du, und man ist angezogen. Außerdem ist es billiger, denn eine ordentliche Zivilgarderobe läuft, glaube ich, schrecklich ins Geld, und Schulenburg klagt ohnedies beständig, daß alles so teuer wird. So komm' ich mit zwei, drei Röcken aus und kann mich mit Ehren sogar bei meinen reichen Verwandten sehen lassen . . ."

„Reiche Verwandte!" lachte Ditlinde. „Ja, damit hat es noch gute Weile, Klaus Heinrich!"

Sie setzten sich an den Teetisch, Ditlinde auf die Sofabank, Klaus Heinrich auf einen Stuhl gegenüber dem Fenster.

„Reiche Verwandte!" wiederholte sie, und man sah, wie der Gegenstand sie erwärmte. „Nein, weit gefehlt, wie sollten wir reich sein, wo doch das Barvermögen gering ist und alles in den Unternehmungen steckt, Klaus Heinrich. Und die sind jung und im Werden, sind allesamt noch im Wachstum begriffen, wie mein guter Philipp sagt, und werden wohl erst unsern Nachkommen die vollen Früchte tragen. Aber es geht vorwärts, so viel ist wahr, und ich halte Ordnung in der Wirtschaft . . ."

„Ja, das tust du, Ditlinde, Ordnung hältst du!"

„. . . halte Ordnung und schreibe alles auf und passe auf die Leute, und bei allem Aufwand, den man der Welt schuldet, bringt man alljährlich was Ansehnliches auf die Seite und denkt an die Kinder. Und mein guter Philipp . . . Er läßt dich grüßen, Klaus Heinrich, ich vergaß das, er bedauert herzlich, heute nicht anwesend sein zu können . . . Da sind wir nun kaum von Hohenried zurück, und er ist schon wieder unterwegs, in Geschäften, auf den Gütern, — so klein und zart von Natur wie er ist, aber wenn es um seinen Torf und seine Sägemühlen geht, so bekommt er rote Backen, und er sagt selbst, daß er viel gesünder geworden ist, seitdem er so viel zu tun hat . . ."

„Sagt er das?" fragte Klaus Heinrich, und in seine Augen kam etwas Trübes, während er geradeaus über den Blumentisch hin auf das helle Fenster

blickte . . . „Ja, ich kann es mir ganz gut denken, daß es gewissermaßen anregend wirken muß, so recht tüchtig beschäftigt zu sein. Bei mir im Park sind nun auch wieder die Wiesen gemäht, zum zweitenmal dieses Jahr, und es macht mir Spaß, zu sehen, wie das Heu zu regelrechten Hügeln aufgebaut wird, mit einem Stock mitten durch, daß es aussieht, wie ein Lager von kleinen Indianer-Hütten, oder so ähnlich, und dann wird Schulenburg es verkaufen. Aber das ist natürlich nicht zu vergleichen . . .“

„Ach, du!“ sagte Ditlinde und drückte das Kinn auf die Brust. „Mit dir ist es doch etwas anderes, Klaus Heinrich! Der Nächste am Thron! Du bist doch zu anderen Dingen berufen, sollte ich denken. Bewahre! Freu' du dich deiner Beliebtheit bei den Leuten . . .“

Sie schwiegen eine Weile.

„Und du, Ditlinde“, sagte er dann, „nicht wahr, dir geht es ebenfalls gut und besser, als früher, da müßt' ich mich täuschen. Ich sage nicht, daß du rote Backen bekommen hast, wie Philipp von seinem Torf; ein bischen durchsichtig warst du ja immer und bist du geblieben. Aber du hast einen frischen Ausdruck, wie? Ich habe noch nie gefragt, seit du verheiratet bist, aber ich glaube, man kann getrost sein in Hinsicht auf dich.“

Sie saß in friedlicher Haltung, die Arme leicht unter der Brust verschränkt.

„Ja“, sagte sie, „mir ist wohl, Klaus Heinrich, du hast recht gesehen, und das wäre Undank, wollt' ich mich nicht zu meinem Glücke bekennen. Siehst du, ich weiß sehr gut, daß manche Leute im Land enttäuscht sind von meiner Heirat und sagen, ich hätte mich vertan und sei hinabgestiegen und was noch alles. Und solche Leute sind garnicht weit zu suchen, denn Bruder Albrecht, das weißt du so gut wie ich, im Herzen verachtet er meinen guten Philipp und mich dazu und kann ihn nicht leiden und nennt ihn bei sich einen Händler und Bürgersmann. Aber das kann mich nicht kümmern, denn ich habe es gewollt und habe Philipps Hand genommen — ergriffen würd' ich sagen, wenn es nicht so wild klänge — habe sie genommen, weil sie warm und gut war und sich bot, mich aus dem Alten Schlosse herauszuführen. Denn wenn ich daran zurückdenke, an das Alte Schloß und das Leben darin, wie ich es ohne den guten Philipp wohl immer fortgeführt hätte, dann graust mir, Klaus Heinrich, und ich fühle, daß ich es nicht ertragen hätte und wirr und wunderlich geworden wäre, wie die arme Mama. Ich bin ein bißchen zart von Natur, wie du weißt, ich wäre ganz einfach zugrunde gegangen, in soviel Öde und Traurigkeit, und als der gute Philipp kam, da dacht' ich: das ist deine Rettung. Und wenn die Leute sagen, daß ich eine schlechte Prinzessin bin, weil ich gewissermaßen abgedankt habe und hierher geflüchtet bin, wo es ein bißchen wärmer und freundlicher ist, und wenn sie sagen, daß es mir an Würdegefühl oder Hoheitsbewußtsein, oder wie sie es nennen, gebricht, dann sind sie dumm und unwissend, Klaus

Heinrich, denn ich habe zu viel, ich habe im Gegenteile zu viel davon, das ist die Sache, sonst hätte das Alte Schloß mir nicht solche Angst gemacht, und das sollte Albrecht verstehen können, denn er hat auch zu viel davon auf seine Art, — wir Grimmburger haben alle zu viel davon, und darum sieht es zuweilen aus, als hätten wir zu wenig. Und manchmal, wenn Philipp unterwegs ist, so wie jetzt, und ich hier sitze, unter meinen Blumen und Philipps Bildern mit all ihrer Sonne — nur gut, daß es gemalte Sonne ist, denn bewahre! sonst müßte man Schutzvorkehrungen treffen — und alles ist ordentlich und nett und ich denke an das Bessere, wie du es nennst, das ich nun bald zu warten haben werde, dann komme ich mir vor wie die kleine Meernixe in dem Märchen, das Madame aus der Schweiz uns vorlas, wenn du dich erinnerst, — die eines Menschen Frau wurde und Beine erhielt statt ihres Fischschwanzes . . . Ich weiß nicht, ob du mich verstehst . . ."

„O ja, Ditlinde, doch, ich verstehe dich ausgezeichnet. Und ich bin herzlich froh, daß alles sich so gut und glücklich für dich gefügt hat. Denn es ist gefährlich, will ich dir sagen, es ist meiner Erfahrung nach schwer für uns, auf eine angemessene Art glücklich zu werden. Man gerät so bald auf Irrwege und wird mißverstanden, denn das Schlimme ist, daß eigentlich niemand unsere Würde hütet, wenn wir es nicht selber tun, und dann artet alles so leicht in Schimpf und Schande aus . . . Aber wo ist der richtige Weg? Du hast ihn gefunden. Mich haben sie auch neulich in den Zeitungen verlobt gesagt, mit unserer Cousine Griseldis. Das war ein Versuchsballon, wie sie es nennen, und es scheint ihnen wohl an der Zeit. Aber Griseldis ist ein törichtes Mädchen und halb tot vor Bleichsucht und sagt immer nur ‚Jä', soweit ich sie kenne. Ich denke gar nicht an sie, und Knobelsdorff, Gott sei Dank, auch nicht. Die Nachricht ist ja auch gleich als unbegründet bezeichnet worden . . . Jetzt kommt Albrecht!" sagte er und stand auf.

Man hatte draußen gehüstelt. Ein Diener in olivengrüner Livree öffnete mit einer raschen, festen und lautlosen Bewegung seiner beiden Arme die Flügeltür und meldete mit gesenkter Stimme:

„Seine Königliche Hoheit der Herr Großherzog."

Dann trat er in Verbeugung zur Seite. Albrecht kam durch den großen Salon.

Er hatte die hundert Schritte vom Alten Schlosse hierher in geschlossenem Wagen, den Jäger auf dem Bocke, zurückgelegt. Er war in Zivil wie fast immer, trug einen geschlossenen Gehrock mit kleinen Atlasaufschlägen und Lackstiefel an seinen schmalen Füßen. Seit seiner Thronbesteigung hatte er sich einen Spitzbart wachsen lassen. Sein kurz geschnittenes blondes Haar trat in zwei Buchten von seinen feinen, eingedrückten Schläfen zurück. Sein Gang war ein linkisches und dennoch unbeschreiblich vornehmes Stolzieren, wobei seine

Schulterblätter sich auf befangene Art verzogen. Er trug den Kopf zurückgelehnt und schob seine kurze, gerundete Unterlippe empor, indem er leicht damit an der oberen sog.

Die Fürstin ging ihm bis zur Schwelle entgegen. Da er die Bewegung des Handkusses scheute, so reichte er ihr einfach mit einem leisen, fast geflüsterten Grußwort die Hand, — seine magere, kalte Hand von seltsam empfindlichem Ausdruck, die er dicht an der Brust ausstreckte, ohne auch nur den Unterarm vom Körper zu lösen. Dann begrüßte er auf dieselbe Art seinen Bruder Klaus Heinrich, der ihn mit geschlossenen Absätzen vor seinem Stuhle erwartet hatte, — und sagte nichts mehr.

Ditlinde redete. „Das ist liebenswürdig, Albrecht, daß du kommst. Es geht dir also gut? Du siehst vorzüglich aus. Philipp läßt dir sein Bedauern ausdrücken, heute abwesend sein zu müssen. Bitte, nimm Platz, wo es dir am besten gefällt, zum Beispiel hier, mir gegenüber. Der Stuhl ist ziemlich bequem, du hast ihn das letzte Mal auch gehabt. Ich habe einstweilen unseren Tee gemacht. Du bekommst sogleich deine Milch . . ."

„Danke", sagte er leise. „Ich muß um Entschuldigung bitten . . . ich habe mich verspätet. Du weißt, wenn der Weg am kürzesten ist . . . Und dann muß ich nachmittags liegen . . . Wir werden unter uns bleiben?"

„Ganz unter uns, Albrecht. Höchstens, daß Jettchen Isenschnibbe ein bißchen vorspricht, wenn es dir nicht unangenehm ist . . ."

„Ah?"

„Aber ich kann mich ebensogut verleugnen lassen."

„O, bitte . . ."

Man servierte die heiße Milch. Albrecht umfaßte das hohe, dicke, gebuckelte Glas mit beiden Händen.

„Ah, etwas Wärme", sagte er. „Wie es schon kalt ist hierzulande. Und den ganzen Sommer habe ich in Hollerbrunn gefroren. Ihr habt noch nicht geheizt? Ich habe schon heizen lassen. Andererseits leide ich unter dem Ofengeruch. Alle Öfen riechen. Von Bühl verspricht mir jeden Herbst die Zentralheizung für das Alte Schloß. Aber es scheint nicht tunlich."

„Armer Albrecht", sagte Ditlinde. „Um diese Jahreszeit warst du schon immer im Süden, solange Papa noch lebte. Du mußt Sehnsucht haben."

„Dein Mitgefühl ehrt dich, meine gute Ditlinde", antwortete er, immer sehr leise und ein wenig lispelnd. „Aber wir müssen einsehen, daß ich nicht abkömmlich bin. Ich muß bekanntlich das Land regieren, dazu bin ich da. Heute habe ich die gnädigste Entschließung gefaßt, zu gestatten, daß irgendein Staatsbürger — es tut mir leid, seinen Namen vergessen zu haben — einen fremden Orden annimmt und trägt. Ferner habe ich ein Telegramm an die Jahresversammlung der Gartenbaugesellschaft abgehen lassen, worin ich das

Ehrenpräsidium dieser Gesellschaft annehme und mein Wort verpfände, ihre Bestrebungen auf alle Weise zu fördern, — ohne daß ich freilich wüßte, was ich außer dem Telegramm noch zur Förderung beitragen soll, denn die Herren besorgen ihre Angelegenheiten ganz gut allein. Außerdem habe ich geruht, die Wahl eines gewissen braven Mannes zum Bürgermeister meiner guten Stadt Siebenberge zu bestätigen, — wobei sich fragen ließe, ob dieser Untertan durch meine Bestätigung ein besserer Bürgermeister wird, als er ohne sie sein würde . . ."

„Nun ja, Albrecht, das sind Kleinigkeiten!" sagte Ditlinde. „Ich bin überzeugt, daß dir wichtigere Geschäfte vorgelegen haben . . ."

„O, unbedingt. Ich habe meinen Minister für Finanzen und Landwirtschaft bei mir gesehen. Es war an der Zeit. Doktor Krippenreuther hätte es mir bitter übel genommen, wenn ich ihn nicht wieder einmal befohlen hätte. Er ist summarisch verfahren und hat mir zur Übersicht über mehrere untereinander verwandte Gegenstände auf einmal Vortrag gehalten, über die Ernte, über die neuen Grundsätze für die Aufstellung des Budgets, über die Steuerreform, mit der er beschäftigt ist. Die Ernte soll schlecht gewesen sein. Die Bauern sind von Mißwachs und Wetterschäden betroffen worden, und darum sind nicht nur sie, sondern auch Krippenreuther übel daran, denn die Steuerkraft des Landes, sagt er, ist wieder einmal beeinträchtigt. Außerdem hat es leider in einem und dem anderen Silberbergwerk Katastrophen gegeben. Die Betriebe stehen, sagt Krippenreuther, sie sind erträgnislos, und die Wiederherstellung wird große Summen verschlingen. Ich habe das alles mit einer passenden Miene angehört und getan, was ich tun konnte, indem ich meinem Kummer über soviel Mißgeschick Ausdruck gab. Hierauf habe ich die Frage erörtern hören, ob die Kosten der notwendigen Neubauten für die Rentämter und für die Behörden der Forst- und Zoll- und Steuerverwaltung auf den ordentlichen oder den außerordentlichen Etat zu setzen sind, habe mehreres von Progressionsskala und Kapitalrentensteuer und Wandergewerbssteuer und Entlastung der notleidenden Landwirtschaft und Belastung der Städte aufgefangen und hatte im ganzen den Eindruck, daß Krippenreuther seine Sache verstünde. Ich selbst verstehe natürlich so gut wie gar nichts davon, was Krippenreuther auch weiß und billigt, und so habe ich denn ‚Ja, ja' und ‚Freilich wohl' und ‚Ich danke Ihnen' gesagt und habe alles gehen lassen so gut es kann."

„Du sprichst so bitter, Albrecht."

„Nein, ich will euch etwas sagen, was mir heute während Krippenreuthers Vortrag eingefallen ist. Hier in der Stadt lebt ein Mann, ein kleiner Rentner mit einer Warzennase. Jedes Kind kennt ihn und ruft Juchhe, wenn es ihn sieht, er heißt Fimmelgottlieb, denn er ist nicht ganz bei Troste, einen Nachnamen hat er schon lange nicht mehr. Er ist überall dabei, wo etwas los ist,

obgleich seine Narrheit ihn außerhalb aller ernsthaften Beziehungen stellt, hat eine Rose im Knopfloch und trägt seinen Hut auf der Spitze seines Spazierstockes herum. Ein paarmal am Tage, um die Zeit, wenn ein Zug abfahren soll, geht er auf den Bahnhof, beklopft die Räder, inspiziert das Gepäck und macht sich wichtig. Wenn dann der Mann mit der roten Mütze das Zeichen gibt, winkt Fimmelgottlieb dem Lokomotivführer mit der Hand, und der Zug geht ab. Aber Fimmelgottlieb bildet sich ein, daß der Zug auf sein Winken hin abgeht. Das bin ich. Ich winke, und der Zug geht ab. Aber er ginge auch ohne mich ab, und daß ich winke, ist nichts, als Affentheater. Ich habe es satt . . ."

Die Geschwister schwiegen. Ditlinde sah bekümmert in ihren Schoß, und Klaus Heinrich blickte, indem er an seinem kleinen bogenförmigen Schnurbart zupfte, zwischen ihr und dem Großherzog hindurch auf das helle Fenster.

„Ich kann dir ganz gut folgen, Albrecht," sagte er nach einer Weile, „obgleich es ja recht hart von dir ist, daß du dich und uns mit Fimmelgottlieb vergleichst. Siehst du, ich verstehe natürlich auch nichts von Progressionsskala und Wandergewerbssteuer und Torfstecherei, und da gibt es noch so vieles, wovon ich nichts verstehe, — alles, was man sich vorstellt, wenn man sagt: das Elend in der Welt, — Hunger und Not, nichtwahr, und Kampf ums Dasein, wie man es nennt, und Krieg und Krankenhausgraus und alles das. Ich habe nichts davon gesehen und gespürt, ausgenommen den Tod selbst, als Papa starb, und das war auch wohl nicht der Tod, wie er sein kann, denn es war eher erbaulich, und das ganze Schloß war erleuchtet. Und zuweilen schäme ich mich, daß ich mir niemals den Wind habe um die Nase wehen lassen. Aber dann sage ich mir auch wieder, daß ich es nicht bequem habe, gar nicht bequem, obgleich ich doch auf der Menschheit Höhen wandle, wie die Leute es ausdrücken, oder gerade deshalb, und daß ich auf meine Art des Lebens Strenge, sein schmallippiges Antlitz, wenn du mir die Redensart erlauben willst, vielleicht besser kenne, als mancher, der sich auf Progressionsskala oder sonst irgendein einzelnes Gebiet versteht. Und darauf kommt es an, Albrecht, daß man es nicht bequem hat, — darauf kommt alles an, wenn ich dir das erwidern darf, und damit ist man gerechtfertigt. Und da die Leute Juchhe rufen, wenn sie mich sehen, so müssen sie doch wohl wissen, warum, und mein Leben muß irgendeinen Sinn haben, obgleich ich außerhalb aller ernsthaften Beziehungen stehe, wie du so scharfsinnig sagtest. Und deines erst recht. Du winkst zwar nur zu dem, was geschieht, aber die Leute wollen doch, daß du winkst, und wenn du ihr Wollen und Wünschen nicht wirklich regierst, so drückst du es doch aus und stellst es vor und machst es anschaulich, und das ist vielleicht nicht so wenig . . ."

Albrecht saß am Tische ohne sich anzulehnen. Er hielt seine mageren Hände von seltsam empfindlichem Ausdruck auf der Tischkante vor dem hohen, zur Hälfte

geleerten Glase Milch gekreuzt und die Lider gesenkt, indem er mit der Unterlippe an der oberen sog. Er antwortete leise:

„Ich wundere mich nicht, daß ein so beliebter Prinz wie du mit seinem Lose einverstanden ist. Ich für mein Teil lehne es ab, irgend jemand anders auszudrücken und vorzustellen als mich selbst, — ich lehne es ab, sage ich, und ich stelle dir frei, zu denken, daß mir die Trauben zu hoch hängen. Die Wahrheit ist, daß mir am Juchhe der Leute so wenig liegt, als nur einer Seele daran liegen kann. Ich meine nicht meinen Körper. Man ist schwach, — irgend etwas in einem dehnt sich bei Applaus und krümmt sich bei kaltem Schweigen. Aber mit meiner Vernunft stehe ich über aller Beliebtheit und Unbeliebtheit. Ich weiß, was die Volkstümlichkeit wäre, wenn sie käme. Ein Irrtum über meine Person. Und damit zuckt man die Achseln bei dem Gedanken an das Händeklatschen fremder Leute. Einem anderen — dir — mag das hinter sich gefühlte Volk Hochgefühl verschaffen. Mir verzeih, daß ich zu vernünftig für solche geheimnisvollen Glücksgefühle bin — und zu reinlichkeitsliebend auch wohl, wenn du mir den Ausdruck nachsehen willst. Diese Art Glück riecht nicht gut, wie mir scheint. Auf jeden Fall bin ich dem Volke fremd. Ich gebe ihm nichts, — was könnte es mir geben? Mit dir . . . o, das ist etwas anderes. Hunderttausende, die dir gleichen, danken dir dafür, daß sie sich in dir wiedererkennen. Du könntest wohl lachen, wenn du wolltest. Die Gefahr besteht für dich höchstens darin, daß du allzu wohlig in deiner Volkstümlichkeit untertauchst und endlich dennoch bequemen Sinnes wirst, obgleich du das heut von der Hand weist . . ."

„Nein, Albrecht, ich glaube das nicht. Ich glaube nicht, daß ich diese Gefahr laufe."

„Desto besser werden wir einander verstehen. Ich bevorzuge im ganzen nicht die starken Ausdrücke. Aber die Popularität ist eine Schweinerei."

„Sonderbar, Albrecht. Sonderbar, daß du das Wort gebrauchst. Die Fasanen gebrauchten es immer, meine Mitzöglinge, die jungen Adeligen, weist du, auf Schloß ‚Fasanerie'. Ich weiß, was du bist. Du bist ein Aristokrat, das ist die Sache."

„Du meinst? Du irrst dich. Ich bin kein Aristokrat, ich bin das Gegenteil, aus Vernunft und aus Geschmack. Du wirst zulassen müssen, daß ich das Juchhe der Menge nicht aus Dünkel verschmähe, sondern aus Neigung zur Menschlichkeit und zur Güte. Es ist ein erbärmliches Ding um menschliche Hoheit, und mir scheint, daß alle Menschen das einsehen müßten, daß alle sich menschlich und gütig gegeneinander verhalten und einander nicht erniedrigen und beschämen sollten. Ohne Scham den Hokuspokus der Hoheit mit sich treiben zu lassen, dazu muß wohl eine dicke Haut gehören. Ich bin ein bißchen zart von Natur, ich fühle mich der Lächerlichkeit meiner Lage nicht gewachsen. Jeder

Lakai, der sich an der Tür aufpflanzt und mir zumutet, an ihm vorüberzugehen, ohne ihn mehr zu beachten, mehr zu achten, als den Türpfosten, setzt mich in Verlegenheit. Das ist meine Art von Volksfreundlichkeit . . ."

„Ja, Albrecht, das ist wahr. Es ist manchmal gar nicht leicht, mit guter Miene an so einem Gesellen vorüberzugehen. Die Lakaien! Wenn man nicht wüßte, daß es Kujone sind! Saubere Dinge weiß man von ihnen . . ."

„Was für Dinge."

„O, man tut immerhin seine Einblicke . . ."

„Bewahre!" sagte Ditlinde. „Davon wollen wir nichts wissen. Ihr sprecht von so allgemeinen Fragen, und ich hatte gedacht, daß wir heute Nachmittag ein paar Punkte besprechen wollten, die ich mir aufgeschrieben habe . . . Willst du so freundlich sein, Klaus Heinrich, mir den Notizblock in blauem Leder dort auf dem Schreibtisch zu reichen? . . . Ich danke dir sehr. Hier habe ich alles, was ich mir merken muß, sowohl was den Hausstand, als was andere Dinge betrifft. Wie das wohltut, alles so schwarz auf weiß übersehen zu können! Mein Kopf ist entschieden schwach, er kann nichts beisammenhalten, und wenn ich nicht Ordnung hielte und mir alles notierte, so müßte ich am Leben verzweifeln. Erstens Albrecht, und eh ich's vergesse, so wollte ich dich aufmerksam machen, daß du bei der Cour am ersten November Tante Katharina führen mußt, — unmöglich kannst du umhin. Ich trete zurück, ich war es beim letzten Hofball, und Tante Katharina würde schrecklich verstimmt . . . Habe ich deine Einwilligung? Gut, dann streiche ich diesen Punkt . . . Zweitens, Klaus Heinrich, wollte ich dich bitten, beim Waisenkinder-Bazar im Rathaus am fünfzehnten ein wenig acte de présence zu machen. Ich habe das Protektorat, und du siehst, ich nehme es ernst. Du brauchst nichts zu kaufen . . . einen Taschenkamm . . . Kurz, nur, daß du dich zehn Minuten lang zeigst. Es ist für die Waisenkinder . . . Willst du kommen? Siehst du, so kann ich wieder etwas durchstreichen. Drittens . . ."

Aber die Fürstin wurde unterbrochen. Fräulein von Isenschnibbe, die Hofdame, ließ sich melden und trippelte augenblicklich durch den Großen Salon herein, wobei ihre Federboa sich im Luftzuge sträubte und der Rand ihres enormen Federhutes auf und nieder wippte. Aus ihren Kleidern strömte der Geruch der frischen Luft von draußen. Sie war klein, aschblond, spitznäsig und so kurzsichtig, daß sie die Sterne nicht sehen konnte. An klaren Abenden stand sie auf ihrem Balkon und betrachtete den gestirnten Himmel durch ihr Opernglas, um zu schwärmen. Sie trug zwei scharfe Zwicker übereinander und streckte mit gekniffenen Augen spähend den Hals vor, indem sie knixte.

„Gott, Großherzogliche Hoheit," sagte sie, „ich wußte nicht, ich störe, ich dringe ein, ich bitte untertänigst um Entschuldigung!"

Die Brüder hatten sich erhoben, und das Fräulein sank verschämt vor ihnen

nieder. Da Albrecht seine Hand dicht an der Brust ausstreckte, ohne auch nur den Unterarm vom Körper zu lösen, so war ihr Arm fast senkrecht ausgestreckt, als der Knix, den sie vor ihm ausführte, seinen tiefsten Punkt erreicht hatte.

„Gutes Jettchen," sagte Ditlinde, „wie du sprichst! Du bist erwartet und willkommen. Und meine Brüder wissen, daß wir du zueinander sagen. Also nichts von Großherzoglicher Hoheit, wenn ich bitten darf. Wir sind nicht im Alten Schloß. Sitz nieder und sei gemütlich. Willst du Tee? Er ist noch heiß. Und hier sind gezuckerte Früchte. Ich weiß, du ißt sie gern."

„Ja, tausend Dank, Ditlinde, die esse ich für mein Leben gern!" Und Fräulein von Isenschnibbe nahm mit dem Rücken gegen das Fenster, Klaus Heinrich gegenüber, an der Schmalseite des Teetisches Platz, streifte einen Handschuh ab und begann, spähend vorgebeugt, mit der silbernen Zange Süßigkeiten auf ihren Teller zu legen. Ihre kleine Brust atmete rasch und beklommen vor freudiger Erregung.

„Neuigkeiten weiß ich", sagte sie, unfähig, länger an sich zu halten . . . „Neuigkeiten . . . mehr, als in meinen Pompadour gehen! Das heißt . . . im Grunde ist es nur eine, nur eine, — aber die hat das Maß, die kann sich sehen lassen, und es ist ganz sicher, ich habe es aus bester Quelle, du weißt, daß ich zuverlässig bin, Ditlinde, noch heute Abend wird es im ‚Eilboten' stehn, und morgen wird die ganze Stadt davon sprechen."

„Ja, Jettchen," sagte die Fürstin, „das muß man zugeben, du kommst niemals mit leeren Händen. Aber nun sind wir gespannt, nun sage deine Neuigkeit."

„Gut also. Ich bitte, Luft holen zu dürfen. Weißt du, Ditlinde, wissen Königliche Hoheit, wissen Großherzogliche Hoheit, wer kommt, wer in den Quellengarten kommt, wer auf sechs oder acht Wochen zum Kurgebrauch in den ‚Quellenhof' zieht, um das Wasser zu trinken?"

„Nein", sagte Ditlinde. „Aber du weißt es, gutes Jettchen?"

„Spoelman", sagte Fräulein von Isenschnibbe. „Spoelman", sagte sie, lehnte sich zurück und machte Miene, mit den Fingerspitzen auf den Tischrand zu schlagen, tat aber der Bewegung ihrer Hand dicht über dem blauseidenen Läufer Einhalt.

Die Geschwister blickten einander zweifelnd an.

„Spoelman?" fragte Ditlinde . . . „Besinne dich, Jettchen: der richtige Spoelman?"

„Der richtige!" Des Fräuleins Stimme brach sich vor unterdrücktem Jubel. „Der richtige, Ditlinde! Denn es gibt ja nur einen, oder doch nur einen, den man kennt, und der ist es, den sie im ‚Quellenhof' erwarten, — der große Spoelman, der Riesen-Spoelman, der ungeheure Samuel N. Spoelman aus Amerika!"

„Aber Kind, wie käme wohl der hierher?"

„Nun, verzeih mir die Antwort, Ditlinde, aber wie du fragst! Er kommt natürlich über den Ozean, auf seiner Jacht oder auf einem großen Dampfer, das weiß ich noch nicht, — wie es ihm gefällt. Er geht in die Ferien, er macht eine Europareise und zwar zu dem ausgesprochenen Zweck, im Quellengarten das Wasser zu trinken."

„Aber ist er denn krank?"

„Gewiß, Ditlinde. Alle diese Leute sind krank, es muß wohl dazu gehören."

„Das ist sonderbar", sagte Klaus Heinrich.

„Ja, Großherzogliche Hoheit, es ist auffallend. Seine Art von Dasein muß es wohl mit sich bringen. Denn es ist gewiß ein anstrengendes Dasein und keineswegs bequem und muß den Körper wohl rascher aufreiben, als ein gewöhnliches Menschenleben tut. Die meisten haben es mit dem Magen zu tun. Aber Spoelman hat ja ein Steinleiden, wie man weiß."

„Ein Steinleiden also . . ."

„Gewiß, Ditlinde, du hast es natürlich schon gehört und nur wieder vergessen. Er hat den Nierenstein, wenn ich mir das häßliche Wort erlauben darf, — ein schweres, quälendes Leiden, und sicher hat er nicht den geringsten Genuß von seinen wahnwitzigen Reichtümern . . ."

„Aber wie in aller Welt ist er auf unser Wasser verfallen?"

„So, Ditlinde. Ganz einfach. Das Wasser ist doch gut, es ist vortrefflich, zumal die Ditlindenquelle mit ihrem Lithium, oder wie es heißt, ist ausgezeichnet gegen Gicht und Stein, und nur noch nicht nach Gebühr bekannt und geschätzt in der Welt. Aber ein Mann wie Spoelman, das läßt sich denken, ein solcher Mann ist erhaben über Namen und Marktgeschrei und geht nach seinem eigenen Kopfe. Und so hat er denn unser Wasser entdeckt — oder sein Leibarzt hat es ihm empfohlen, das mag sein — und hat es in Flaschen bezogen, und es hat ihm wohl getan, und nun mag er denken, daß es ihm an Ort und Stelle getrunken noch besser anschlagen muß."

Alle schwiegen.

„Großer Gott, Albrecht," sagte Ditlinde endlich, „wie man nun immer über Spoelman und seinesgleichen denken mag — und ich denke vorsichtig über ihn, dessen kannst du versichert sein —, aber glaubst du nicht, daß der Besuch dieses Menschen dem Quellengarten zu großem Nutzen gereichen kann?"

Der Großherzog wendete den Kopf mit seinem feinen und steifen Lächeln.

„Fragen wir Fräulein von Isenschnibbe", antwortete er. „Sie hat zweifellos auch diese Seite der Sache bereits ins Auge gefaßt."

„Da Königliche Hoheit befehlen . . . Zu gewaltigem Nutzen! Zu unermeßlichem, ganz unberechenbarem Nutzen, — das liegt auf der Hand! Die Direktion ist selig, sie ist imstande und bekränzt das Füllhaus, illuminiert den ‚Quellenhof'!

Welche Empfehlung! Welche Anziehung für die Fremden! Wollen Königliche Hoheit doch erwägen . . . Dieser Mann ist eine Sehenswürdigkeit! Großherzogliche Hoheit sprachen eben von ‚seinesgleichen', — aber er hat nicht seinesgleichen, kaum, höchstens ein paar. Das ist ein Leviathan, ein Vogel Roch! Wie sollte man nicht weither kommen, um ein Wesen zu sehen, das täglich so gegen eine halbe Million zu verzehren hat!"

„Bewahre!" sagte Ditlinde erschüttert. „Und mein guter Philipp, der sich mit seinen Torfstichen plagt . . ."

„Die Sache fängt damit an," fuhr das Fräulein fort, „daß seit ein paar Tagen in der Wandelhalle da draußen zwei Amerikaner herumlaufen. Wer sind sie? Es stellt sich heraus, daß es Journalisten sind, Abgeordnete zweier großer Newyorker Zeitungen. Sie sind dem Leviathan voran gereist und telegraphieren ihren Blättern vorläufig Schilderungen der Örtlichkeit. Wenn er da ist, werden sie über jeden Schritt telegraphieren, den er tut, — gerade wie der ‚Eilbote' und der ‚Staatsanzeiger' über Euere Königliche Hoheit berichten . . ."

Albrecht verbeugte sich dankend, mit niedergeschlagenen Augen und indem er die Unterlippe emporschob.

„Er hat die Fürstenzimmer im ‚Quellenhof' mit Beschlag belegt," sagte Jettchen, „als vorläufige Unterkunft."

„Für sich allein?" fragte Ditlinde . . .

„O nein, Ditlinde, du kannst denken, daß er nicht allein kommt. Ich weiß noch nichts Näheres über seine Umgebung und Dienerschaft, aber fest steht, daß seine Tochter und sein Leibarzt ihn begleiten."

„Du sagst immer ‚Leibarzt', Jettchen, das ärgert mich. Und dann die Journalisten. Und obendrein die Fürstenzimmer. Er ist doch kein König."

„Ein Eisenbahnkönig, soviel ich weiß", bemerkte Albrecht leise und mit niedergeschlagenen Augen.

„Nicht nur Eisenbahnkönig, Königliche Hoheit, und nicht einmal in der Hauptsache, soviel ich weiß. Da gibt es drüben in Amerika diese großen Handelsgesellschaften, die man Trusts nennt, wie Königliche Hoheit wissen, der Stahltrust zum Beispiel, der Zuckertrust, der Petroleumtrust und dann noch der Kohlen- und Fleisch- und Tabaktrust und wie sie heißen. Und bei fast all diesen Trusts hat Samuel N. Spoelman seine Hand im Spiel und ist Großaktionär und Hauptkontrolleur, — so nennt man es, ich habe es gelesen — und sein Geschäft muß also wohl sein, was man bei uns eine Gemischte Warenhandlung nennt."

„Ein sauberes Geschäft," sagte Ditlinde, „ein sauberes Geschäft wird es sein! Denn daß man durch ehrliche Arbeit ein Leviathan und Vogel Roch werden kann, das wirst du mir nicht einreden, gutes Jettchen. Ich bin über-

zeugt, daß das Blut der Witwen und Waisen an seinen Reichtümern klebt. Wie denkst du, Albrecht?"

„Ich wünsche es, Ditlinde, ich wünsche es, dir und deinem Gatten zum Trost."

„Wenn es so ist," erzählte das Fräulein, „so trifft doch Spoelman — unseren Samuel N. Spoelman — nur geringe Verantwortung, denn er ist eigentlich nichts als ein Erbe und soll sogar nie so besondere Lust zu den Geschäften gehabt haben. Wer eigentlich das Ganze gemacht hat, das war sein Vater, — ich habe alles gelesen und kann sagen, daß ich in großen Zügen Bescheid weiß. Sein Vater, das war ein Deutscher, — gar nichts, ein Abenteurer, der nach Australien ging und Goldgräber wurde. Und hatte Glück und gewann sich durch Goldfunde ein kleines Vermögen — oder auch schon ein ziemlich großes — und ging damit nach Amerika. Da fing er mit seinen Spekulationen an, in Petroleum und Stahl und Eisenbahnen und dann in allem Möglichen und wurde immer reicher und reicher. Und als er starb, da war eigentlich alles schon im Gang, und sein Sohn Samuel, der die Vogel-Roch-Firma erbte, der hatte so gut wie nichts mehr zu tun, als die fürchterlichen Dividenden einzustreichen und noch immer reicher und reicher zu werden, bis es kaum noch zu sagen war. So ist es vor sich gegangen."

„Und eine Tochter hat er, Jettchen? Was ist denn das für ein Ding?"

„Jawohl, Ditlinde, seine Frau ist tot, aber er hat eine Tochter, Miß Spoelman, und die bringt er mit. Ein sonderbares Mädchen, nach allem, was ich gelesen habe. Er selbst ist ja schon ein sujet mixte, denn sein Vater holte sich seine Frau aus dem Süden, — kreolisches Blut, eine Person mit deutschem Vater und eingeborener Mutter. Aber Samuel heiratete dann wieder eine Deutsch-Amerikanerin mit halbenglischem Blut, und deren Tochter ist nun Miß Spoelman."

„Bewahre, Jettchen, das ist ja ein buntes Geschöpf!"

„Das magst du wohl sagen, Ditlinde. Und sie ist gelehrt, habe ich gehört, sie studiert wie ein Mann und zwar ganz scharfsinnige Dinge . . ."

„Nun, das kann mich auch nicht mehr für sie einnehmen."

„Aber nun kommt das Stärkste, Ditlinde, denn Miß Spoelman hat eine Gesellschaftsdame, und diese Gesellschaftsdame ist eine Gräfin, eine ganz richtige Gräfin, die ihr Gesellschaftsdienste leistet."

„Bewahre!" sagte Ditlinde. „Schämt sie sich nicht? Nein, Jettchen, mein Entschluß ist gefaßt. Ich werde mich nicht um Spoelman kümmern. Ich werde ihn hier in Frieden seinen Brunnen trinken lassen und ihn mit seiner Gräfin und seiner scharfsinnigen Tochter wieder abziehen lassen, ohne mich nach ihm umzusehen. Auf mich macht er keinen Eindruck mit seinem Sündenreichtum. Wie denkst du, Klaus Heinrich?"

Klaus Heinrich blickte über des Fräuleins Kopf hinweg auf das helle Fenster.

„Eindruck?" sagte er . . . „Nein, Reichtum macht mir keinen Eindruck, glaube ich, — ich meine, was man so Reichtum nennt. Aber mich dünkt, es kommt darauf an . . . es kommt, wie mir scheint, auf den Maßstab an. Wir haben ja auch ein paar reiche Leute hier in der Stadt . . . Seifensieder Unschlitt soll eine Million haben . . . Ich sehe ihn manchmal in seinem Wagen . . . Er ist recht dick und gewöhnlich. Aber wenn Einer ganz krank und einsam ist vor lauter Reichtum . . . Ich weiß nicht . . ."

„Ein unheimlicher Mann jedenfalls", sagte Ditlinde. Und allmählich beruhigte sich das Gespräch über Spoelman. Man sprach über Familienangelegenheiten, über das Gut „Hohenried", über die bevorstehende Saison. Gegen sieben Uhr schickte der Großherzog nach seinem Wagen. Man erhob sich, man verabschiedete sich, denn auch Prinz Klaus Heinrich brach auf. Aber in der Vorhalle, während die Brüder sich ihre Mäntel anlegen ließen, sagte Albrecht:

„Ich wäre dir verbunden, Klaus Heinrich, wenn du deinen Kutscher nach Hause schicktest und mir noch eine Viertelstunde das Vergnügen deiner Gesellschaft gönntest. Ich habe noch eine Sache von einiger Wichtigkeit mit dir zu besprechen . . . Ich könnte dich zur Eremitage begleiten, aber die Abendluft ist mir nicht zuträglich . . ."

Klaus Heinrich antwortete mit geschlossenen Absätzen:

„Nein, Albrecht, wo denkst du hin! Ich fahre mit dir ins Schloß, wenn es dir angenehm ist. Ich bin selbstverständlich zu deiner Verfügung."

Dies war die Einleitung zu einer bemerkenswerten Unterredung zwischen den jungen Fürsten, deren Ergebnis wenige Tage darauf im ‚Staatsanzeiger' veröffentlicht und allgemein mit Beifall aufgenommen wurde.

Der Prinz begleitete den Großherzog ins Schloß, durch das Albrechtstor, über steinerne, breitgeländrige Treppen, durch Korridore, wo offene Gasflammen brannten, und schweigende Vorzimmer, zwischen Lakaien hindurch in Albrechts ‚Kabinett', wo der alte Prahl die beiden bronzenen Petroleumlampen auf dem Kaminsims angezündet hatte. Albrecht hatte das Arbeitszimmer seines Vaters übernommen, — es war immer das Arbeitszimmer der regierenden Herren gewesen und lag im ersten Stockwerk zwischen einem Adjutantenzimmer und dem im täglichen Gebrauch befindlichen Speisesaal, gegen den Albrechtsplatz, den die Fürsten von ihrem Schreibtisch aus stets überblickt und überwacht hatten. Es war ein außerordentlich unwohnlicher und widerspruchsvoller Raum, ein kleiner Saal mit einer zersprungenen Deckenmalerei, rotseidener, in vergoldete Leisten gefaßter Tapete und drei bis zum Fußboden reichenden Fenstern, durch die es empfindlich zog und vor denen jetzt die weinroten mit Krepinen geschmückten Vorhänge geschlossen waren. Es hatte einen falschen Kamin im Geschmack des französischen Kaiserreichs, davor ein Halbkreis von kleinen modernen gesteppten Plüsch-

sesseln ohne Armlehnen angeordnet war, und einen überaus häßlich ornamentierten weißen Kachelofen, in dem stark geheizt war. Zwei große gesteppte Sofas standen an den Seitenwänden einander gegenüber, und vor das eine war ein viereckiger Büchertisch mit roter Plüschdecke gerückt. Zwischen den Fenstern ragten zwei deckenhohe und schmale, in Gold gerahmte Spiegel mit weißen Marmorkonsolen empor, von denen die rechte eine ziemlich lüsterne Alabastergruppe, die linke eine Wasserkaraffe und Medizingläser trug. Der Schreibsekretär, ein altes Möbelstück aus Palisanderholz mit Rolldeckel und Messingbeschlägen, stand frei auf dem roten Teppich im Raum. Aus einem Winkel, von einem Pfeilertischchen herab, blickte eine Antike mit toten Augen ins Zimmer.

„Was ich dir vorzuschlagen habe", sagte Albrecht — er stand am Schreibtisch und hantierte unbewußt mit einem Papiermesser, einem spielzeughaften und albernen Ding in Form eines Kavalleriesäbels — „steht in gewisser Beziehung zu unserem Gespräch von heute Nachmittag . . . Ich schicke voraus, daß ich die Angelegenheit diesen Sommer in Hollerbrunn mit Knobelsdorff durchgesprochen habe. Er ist einverstanden, und wenn auch du es bist, woran ich nicht zweifle, so kann ich meine Absicht sogleich verwirklichen."

„Bitte, Albrecht, laß hören", sagte Klaus Heinrich, der in aufmerksamer und militärischer Haltung am Sofatische stand.

„Mein Befinden", fuhr der Großherzog fort, „läßt in letzter Zeit mehr und mehr zu wünschen übrig."

„Das tut mir leid, Albrecht! Du hast dich also in Hollerbrunn gar nicht erholt?"

„Danke. Nein. Es geht mir schlecht, und meine Gesundheit zeigt sich den Anforderungen, die man an mich stellt, immer weniger gewachsen. Wenn ich sage ‚Anforderungen', so meine ich in erster Linie die Pflichten festlicher und repräsentativer Natur, die mit meiner Stellung verbunden sind, — und hier ist der Berührungspunkt mit der Unterhaltung, die wir vorhin bei Ditlinde führten. Die Ausübung dieser Pflichten mag beglücken, wo ein Kontakt mit dem Volke, eine Verwandtschaft, ein Gleichschlag der Herzen vorhanden ist. Mir ist sie eine Qual, und die Falschheit meiner Rolle ermüdet mich in einem Grade, daß ich darauf bedacht sein muß, Gegenmaßregeln zu treffen. Ich bin hierin — soweit das Körperliche in Frage kommt — im Einverständnis mit meinen Ärzten, die mein Vorhaben durchaus unterstützen . . . Höre mich also an. Ich bin unverheiratet, ich hege, wie ich dich versichern kann, nicht die Absicht, jemals eine Ehe einzugehen, ich werde keine Kinder haben. Du bist Thronfolger aus angeborenem Recht des Agnaten, du bist es noch mehr im Bewußtsein des Volkes, das dich liebt . . ."

„Ach, Albrecht, du sprichst immer von meiner Beliebtheit . . . Ich glaube gar nicht daran. Von weitem vielleicht . . . So ist es bei uns. Wir sind immer nur von weitem beliebt."

„Du bist zu bescheiden. Höre weiter. Du hattest schon bisher zuweilen die Güte, mir diese und jene meiner repräsentativen Pflichten abzunehmen. Ich möchte, daß du sie mir alle abnähmest, ganz, auf immer."

„Du denkst an Abdikation, Albrecht?!" fragte Klaus Heinrich erschrocken . . .

„Ich darf nicht daran denken. Glaube mir, daß ich gern daran dächte. Aber man würde mir's verwehren. Woran ich denke, ist nicht einmal Regentschaft sondern nur Stellvertretung — vielleicht erinnerst du dich aus irgendeinem Kolleg dieser staatsrechtlichen Unterscheidungen — eine dauernde und amtlich festgelegte Stellvertretung in allen repräsentativen Funktionen, begründet durch die Schonungsbedürftigkeit meiner Gesundheit. Wie ist deine Meinung?"

„Ich stehe dir zu Befehl, Albrecht. Aber ich sehe noch nicht ganz klar. Wie weit soll die Stellvertretung gehen?"

„O, möglichst weit. Ich möchte, daß sie sich auf alle Gelegenheiten erstreckte, bei denen ein persönliches Auftreten in der Öffentlichkeit von mir gefordert wird. Knobelsdorff verlangt, daß ich die Eröffnung und den Schluß des Landtags nur, wenn ich bettlägrig bin, nur von Fall zu Fall an dich abtrete. Stellen wir das also dahin. Aber im übrigen würde dir meine Vertretung bei allen feierlichen Handlungen zufallen, die Reisen, die Besuche der Städte, die Eröffnung von öffentlichen Festlichkeiten, die Eröffnung des Bürgerballes . . ."

„Auch die?"

„Warum nicht auch die. Wir haben hier ferner die wöchentlichen Freiaudienzen, — eine sinnige Sitte ohne Zweifel, aber sie bringt mich um. Du würdest die Audienzen an meiner Stelle abhalten. Ich zähle nicht weiter auf. Du nimmst meinen Vorschlag an?"

„Ich stehe dir zu Befehl."

„Dann hör' mich zu Ende. Für alle Fälle, in denen du an meiner Stelle repräsentierst, teile ich dir meine Adjutanten zu. Es ist ferner wohl nötig, daß man dein militärisches Avancement beschleunigt. Du bist Oberleutnant? Du wirst zum Hauptmann ernannt werden, — oder gleich zum Major à la suite deines Regiments . . . Ich werde das veranlassen. Drittens aber wünsche ich, unserem Arrangement den nötigen Nachdruck zu geben, deine Stellung an meiner Seite gebührend zu kennzeichnen, indem ich dir den Titel „Königliche Hoheit" verleihe. Ich werde diese meine Entschlüsse in die Form zweier Schreiben an dich und an meinen Staatsminister kleiden. Knobelsdorff hat sie übrigens beide schon entworfen . . . Du nimmst an?"

„Was soll ich sagen, Albrecht. Du bist Papas ältester Sohn, und ich habe immer zu dir emporgeblickt, weil ich immer gefühlt und gewußt habe, daß du der Vornehmere und Höhere bist von uns beiden und ich nur ein Plebejer bin, im Vergleich mit dir. Aber wenn du mich würdigst, an deiner Seite zu stehen und deinen Titel zu führen und dich vorm Volk zu vertreten, obgleich ich mich

gar nicht so präsentabel finde und diese Hemmung hier habe, mit meiner linken Hand, die ich immer verstecken muß, — dann danke ich dir und stehe dir zu Befehl."

„So darf ich dich bitten, mich jetzt zu verlassen. Ich bin ruhebedürftig."

Sie gingen einander, der eine vom Schreibtisch, der andere vom Büchertisch, auf dem Teppich bis zur Mitte des Zimmers entgegen. Der Großherzog reichte seinem Bruder die Hand, — seine magere, kalte Hand, die er dicht an der Brust ausstreckte, ohne auch nur den Unterarm vom Körper zu lösen. Klaus Heinrich zog die Absätze zusammen und verbeugte sich, als er die Hand empfing, und Albrecht neigte zum Abschied seinen schmalen Kopf mit dem blonden Spitzbart, indem er mit seiner kurzen, gerundeten Unterlippe leicht an der oberen sog. Klaus Heinrich kehrte nach Schloß „Eremitage" zurück.

Sowohl der „Staatsanzeiger" als der „Eilbote" veröffentlichen acht Tage später die beiden Handschreiben, welche die höchsten Entschließungen zum Inhalt hatten: dasjenige mit der Anrede „Mein lieber Staatsminister Dr. Freiherr von Knobelsdorff!" und jenes andere, das mit „Durchlauchtigster Fürst, freundlich lieber Bruder!" begann und „Euerer Königlichen Hoheit von Herzen anhänglicher Bruder Albrecht" unterzeichnet war.

Der hohe Beruf

Hier ist die Lebensführung und Berufsübung Klaus Heinrichs, geschildert in ihrer Eigentümlichkeit.

Er stieg irgendwo aus seinem Wagen, schritt mit übergeworfenem Mantel durch eine kurze Gasse hochrufenden Volkes über ein Trottoir, das mit einem roten Läufer bedeckt war, durch eine von Lorbeerbäumen flankierte Haustür, über der man einen Baldachin errichtet hatte, eine Treppe hinan, die leuchtertragende Diener paarweise besetzt hielten . . . Er ging nach einem Festessen, mit Orden bedeckt bis zu den Hüften, die Fransenepaulettes eines Majors auf seinen schmalen Schultern, mit Gefolge den gotischen Korridor eines Rathauses entlang. Zwei Diener liefen vor ihm her und öffneten ihm eifrig eine alte, in ihren Bleifassungen schütternde Fensterscheibe. Denn unten auf dem kleinen Marktplatz stand zusammengekeilt und Kopf an Kopf das Volk, eine schräge Fläche aufwärts gewandter Gesichter, von qualmigem Fackellicht dunkel überglüht. Sie riefen und sangen, und er stand am offenen Fenster und verneigte sich, stellte sich eine Weile der Begeisterung dar und grüßte dankend . . .

Ohne rechten Alltag war sein Leben und ohne rechte Wirklichkeit; es setzte sich aus lauter hochgespannten Augenblicken zusammen. Wohin er kam, da war Feier- und Ehrentag, da verherrlichte das Volk sich selber im Feste, da verklärte sich das graue Leben und ward Poesie. Der Hungerleider wurde zum schlichten Mann, die Spelunke zur friedlichen Hütte, schmutzige Gassenkinder wurden zu

züchtigen kleinen Mädchen und Buben im Sonntagsstaat, das Haar mit Wasser geglättet, ein Gedicht auf der Lippe, und der dumpfe Bürger wurde in Gehrock und Zylinder sein selber mit Rührung bewußt. Aber nicht er nur, Klaus Heinrich, sah die Welt in diesem Lichte, sondern sie selbst sah sich so, für die Dauer seiner Anwesenheit. Eine seltsame Unechtheit und Scheinbarkeit herrschte auf den Stätten seiner Berufsübung, eine ebenmäßige, bestandlose Ausstattung, eine falsche und herzerhebende Verkleidung der Wirklichkeit aus Pappe und vergoldetem Holz, aus Kranzgewinden, Lampions, Draperien und Fahnentüchern war hingezaubert für eine schöne Stunde, und er selbst stand im Mittelpunkte des Schaugepränges auf einem Teppich, der den nackten Erdboden bedeckte, zwischen zweifarbig bemalten Masten, um die sich Girlanden schlangen, stand mit geschlossenen Absätzen im Dufte des Lacks und der Tannenreiser und stemmte lächelnd seine linke Hand in die Hüfte.

Er legte den Grundstein eines neuen Rathauses. Die Bürgerschaft hatte durch gewisse Finanzmanöver die erforderliche Geldsumme aufgebracht, und ein gelernter Architekt aus der Hauptstadt war mit dem Bau beauftragt worden. Aber Klaus Heinrich nahm die Grundsteinlegung vor. Er fuhr unter dem Jubel der Bevölkerung vor der prächtigen Baracke an, die man am Bauplatz errichtet hatte, stieg mit leichten und beherrschten Bewegungen aus dem offenen Wagen auf den gewalzten, mit feinem gelben Sande bedeckten Erdboden hinab und schritt ganz allein auf die amtlichen Herren in Frack und weißer Binde zu, die ihn am Eingang erwarteten. Er ließ sich den Architekten vorstellen und führte mit ihm, angesichts des Publikums und unter dem starren Lächeln der Umstehenden, fünf Minuten lang ein Gespräch von hoher Allgemeinheit über die Vorzüge der verschiedenen Baustile, worauf er eine gewisse, während des Gespräches innerlich vorbereitete Wendung machte und über Läufer und Bretterstufen zu seinem Sessel am Rande der Mitteltribüne geleitet wurde. Er saß dort, angetan mit Kette und Stern, einen Fuß vorgestellt, die weißbekleideten Hände auf dem Säbelgriff gekreuzt, den Helm neben sich am Boden, der Festversammlung sichtbar von allen Seiten, und hörte in gefaßter Haltung die Rede des Bürgermeisters an. Hierauf, als die Bitte an ihn erging, erhob er sich, stieg ohne merkliche Vorsicht, ohne auf seine Füße zu blicken, die Stufen zu jener Vertiefung hinab, wo sich der Grundstein befand, und tat mit einem kleinen Hammer drei langsame Schläge auf den Sandsteinblock, wozu er in der tiefen Stille mit seiner etwas scharfen Stimme ein Sprüchlein sprach, das Herr von Knobelsdorff ihm aufgesetzt hatte. Schulkinder sangen in hellem Chor. Und Klaus Heinrich hielt Abfahrt.

Er schritt beim Landeskriegerfest die Front der Veteranen ab. Ein Greis schrie mit einer Stimme, die vom Pulverrauch heiser schien: „Stillgestanden! Hut ab! Augen rechts!“ Und sie standen, Medaillen und Kreuze an ihren

Röcken, den rauhen Zylinder am Schenkel, und blickten mit blutunterlaufenen Hundeaugen auf ihn, der freundlich musternd vorüberging und bei diesem und jenem mit der Frage verweilte, wo er gedient, wo er im Feuer gestanden . . . Er nahm teil am Turnerfest, schenkte dem Wetturnen der Gauvereine seine Gegenwart und ließ sich die Sieger vorführen, um sie „in ein Gespräch zu ziehen". Die kühnen und wohlgebauten jungen Männer standen linkisch vor ihm, nachdem sie soeben noch die gewaltigsten Taten vollbracht, und Klaus Heinrich verwendete rasch hintereinander ein paar Fachausdrücke, deren er sich von Herrn Zotte her erinnerte und die er mit großer Geläufigkeit aussprach, indem er seine linke Hand verbarg.

Er fuhr zum Fünfhausener Fischertage, er wohnte auf seiner mit rotem Stoff ausgeschlagenen Ehrentribüne den Pferderennen bei Grimmburg an und nahm die Preisverteilung vor. Er führte auch das Ehrenpräsidium und Protektorat beim Bundesschützenfest; er besuchte das Preisschießen der großherzoglich privilegierten Schützengesellschaft. Er „sprach", wie es im Berichte des „Eilboten" hieß, „dem Willkommtrunke wacker zu", indem er nämlich den silbernen Pokal einen Augenblick an die Lippen hielt und ihn dann mit geschlossenen Absätzen gegen die Schützen hob. Er gab hierauf mehrere Schüsse auf die Ehrenscheibe ab, von denen in den Berichten nicht gesagt war, wohin sie getroffen hatten, pflog später mit drei aufeinander folgenden Männern ein und dieselbe Unterredung über die Vorzüge des Schützenwesens, die im „Eilboten" als „gemütliche Aussprache" gekennzeichnet war, und verabschiedete sich endlich mit einem herzlichen „Gut Glück!", das unbeschreiblichen Jubel hervorrief. Diese Grußformel hatte ihm Generaladjutant von Hühnemann, nachdem er Erkundigungen eingezogen, im letzten Augenblick zugeflüstert; denn natürlich hätte es störend gewirkt, hätte die schöne Täuschung der Sachkenntnis und ernsten Vorliebe aufgehoben, wenn Klaus Heinrich zu den Schützen „Glück auf!" und zu Bergleuten etwa „Gut Heil!" gesagt hätte.

Überhaupt bedurfte er zu seiner Berufsübung gewisser sachlicher Kenntnisse, die er sich von Fall zu Fall verschaffte, um sie im rechten Augenblick und in ansprechender Form zu verwenden. Sie betrafen vorwiegend die auf den verschiedenen Gebieten menschlicher Tätigkeit gebräuchlichen Kunstausdrücke sowie geschichtliche Daten, und vor einer Repräsentationsfahrt machte Klaus Heinrich daheim in Schloß Eremitage mit Hilfe von Druckschriften und mündlichen Vorträgen die nötigen Studien. Als er im Namen des Großherzogs, „meines gnädigsten Herrn Bruders", die Enthüllung des Johann Albrechts-Standbildes zu Knüppelsdorf vollzog, hielt er auf dem Festplatze, gleich nach dem Vortrage des Vereins „Geradsinnliederkranz", eine Rede, in der alles untergebracht war, was er sich über Knüppelsdorf notiert hatte, und die allerseits den schönen Eindruck hervorrief, als habe er sich Zeit seines Lebens vornehmlich mit den histo-

rischen Schicksalen dieses Mittelpunktes beschäftigt. Erstens war Knüppelsdorf eine Stadt, und Klaus Heinrich erwähnte das dreimal, zum Stolze der Einwohnerschaft. Ferner sagte er, daß die Stadt Knüppelsdorf, wie ihre geschichtliche Vergangenheit bezeuge, mit dem Hause Grimmburg seit vielen Jahrhunderten treu verbunden sei. Träte doch bekanntlich, sagte er, schon im vierzehnten Jahrhundert Landgraf Heinrich XV., der Rutensteiner, als Gönner Knüppelsdorfs besonders hervor. Dieser, der Rutensteiner, habe in dem auf dem nahen Rutensteine erbauten Schloß residiert, dessen „trotzige Türme und feste Mauern zum Schutze Knüppelsdorfs weit hinaus ins Land gegrüßt" hätten. Dann erinnerte er daran, wie durch Erbfolge und Heirat Knüppelsdorf endlich an den Zweig der Familie gekommen sei, dem sein Bruder und er selbst angehöre. Schwere Stürme hätten im Verlaufe der Zeiten über Knüppelsdorf dahingebraust, Kriegsjahre, Feuersbrünste und Pestilenzen hätten es heimgesucht, doch immer habe es sich wieder emporgerafft und in allen Lagen treu zum angestammten Fürstenhause gehalten. Dieselbe Gesinnung aber zeige auch das heutige Knüppelsdorf, indem es dem Andenken seines, Klaus Heinrichs, hochseligen Herrn Vaters ein Denkmal errichte, und mit besonderer Freude werde er seinem gnädigen Herrn Bruder über den glänzenden und herzlichen Empfang Bericht erstatten, den er hier als höchst sein Stellvertreter gefunden habe . . . Die Hülle fiel, der Verein „Geradsinnliederkranz" tat noch einmal sein Bestes. Und Klaus Heinrich stand lächelnd, mit einem Gefühle der Ausgeleertheit unter seinem Theaterzelt, froh in der Sicherheit, daß niemand ihn weiter fragen dürfe. Denn er hätte nun kein Sterbenswörtchen mehr über Knüppelsdorf zu sagen gewußt.

Wie ermüdend sein Leben war, wie anstrengend! Zuweilen schien es ihm, als habe er beständig mit großem Aufgebot an Spannkraft etwas aufrecht zu erhalten, was eigentlich nicht, oder doch nur unter günstigen Bedingungen, aufrecht zu erhalten war. Zuweilen erschien sein Beruf ihm traurig und arm, obgleich er ihn liebte und jede Repräsentationsfahrt gern unternahm.

Er fuhr über Land zu einer Ackerbauausstellung, fuhr in seiner schlecht federnden Chaise vom Schloß Eremitage zum Bahnhof, wo zu seiner Verabschiedung der Regierungspräsident, der Polizeipräsident und der Vorstand der Bahn am Salonwagen standen. Er fuhr anderthalb Stunden, indem er mit den großherzoglichen Adjutanten, die ihm zugeteilt waren, und dem Referenten für Landwirtschaft, Ministerialrat Heckepfeng, einem strengen und ehrfurchtsvollen Herrn, der ihn ebenfalls begleitete, nicht ohne Mühe ein Gespräch unterhielt. Dann fuhr er in den Bahnhof des Städtchens ein, welches das Landwirtschaftsfest veranstaltete. Der Bürgermeister, eine Kette über dem Frack, erwartete ihn an der Spitze von sechs oder sieben anderen dienstlichen Persönlichkeiten. Die Station war mit vielen Tannenbäumchen und Laubschnüren geschmückt. Im Hintergrunde standen die Gipsbüsten Albrechts und Klaus Hein-

richs im Grünen. Das Publikum hinter der Absperrung rief dreimal Hoch. Die Glocken läuteten.

Der Bürgermeister hieß Klaus Heinrich mit einer Ansprache willkommen. Er bringe ihm Dank dar, sagte er und schüttelte dabei seinen Zylinderhut mit der Hand, in der er ihn hielt, den Dank der Stadt für alles, was Klaus Heinrichs Bruder und er selbst ihr Gutes erwiesen, und innige Wünsche für eine weitere segenvolle Regierung. Auch wiederholte er die Bitte, der Prinz möge das Werk, das unter seinem Protektorat so wohl gediehen sei, nun krönen und die landwirtschaftliche Ausstellung gnädigst eröffnen.

Dieser Bürgermeister führte den Titel Ökonomierat, was man Klaus Heinrich bedeutet hatte und weshalb er ihn in seiner Antwort dreimal so anredete. Er sagte, er freue sich, zu hören, daß das Werk der Landwirtschaftsausstellung unter seinem Protektorate so wohl gediehen sei. (Er hatte eigentlich vergessen, daß er das Protektorat über die Ausstellung führte.) Er sei gekommen, um heute das Letzte für das große Werk zu tun, indem er die Ausstellung eröffnete. Dann erkundigte er sich nach vier Dingen: nach den wirtschaftlichen Verhältnissen der Stadt, der Zunahme der Bevölkerung in den letzten Jahren, nach dem Arbeitsmarkt (obgleich er nicht ganz genau wußte, was eigentlich der Arbeitsmarkt sei) und nach den Lebensmittelpreisen. Hörte er, daß die Lebensmittel teuer seien, so nahm er diese Mitteilung „ernst" entgegen, und das mußte selbstverständlich alles sein. Niemand erwartete mehr von ihm, und allgemein wirkte es tröstlich, daß er die Mitteilung von den hohen Preisen sehr ernst entgegengenommen habe.

Dann stellte der Bürgermeister ihm die städtischen Würdenträger vor: den Oberamtsrichter, einen adeligen Gutsbesitzer aus der Nähe, den Pastor, die beiden Ärzte, einen Expeditor, und Klaus Heinrich richtete an jeden eine Frage, indem er sich während der Antwort überlegte, was er zu dem Nächsten sagen sollte. Es waren außerdem noch der Landestierarzt und der Landesinspektor für Tierzucht zugegen. Endlich bestieg man Fuhrwerke, um unter den Zurufen der Einwohner zwischen einem Spalier von Schulkindern, Feuerwehrleuten und Fahnenvereinen durch die geschmückte Stadt zur Festwiese zu fahren, — nicht ohne am Tore noch einmal von weißgekleideten Jungfrauen mit Kränzen auf den Köpfen angehalten zu werden, von denen eine, die Tochter des Bürgermeisters, dem Prinzen einen Blumenstrauß mit weißer Atlasmanschette in den Wagen reichte und zur immerwährenden Erinnerung an diesen Augenblick eine jener hübschen und preiswerten Preziosen eingehändigt erhielt, die Klaus Heinrich auf seinen Reisen mit sich führte, eine, sie wußte selbst nicht warum, in Sammet gebettete Busennadel, die man im „Eilboten" als goldenes, mit Edelsteinen besetztes Geschmeide wiederfand.

Zelte, Pavillons und Baracken waren auf der Wiese errichtet. An langen Reihen von Stangen, die untereinander mit Girlanden verbunden waren, flatterten

bunte Wimpel. Auf einer hölzernen, mit Fahnentüchern behangenen Tribüne, zwischen Draperieen, Festons und zweifarbigen Flaggenstangen, verlas Klaus Heinrich die kurze Eröffnungsrede. Und dann begann der Rundgang.

Da war an niedrigen Querbäumen das Hornvieh gefesselt, Reinzucht, Prachtexemplare mit glatten, gewölbten, scheckigen Leibern, numerierte Schilder an den breiten Stirnen. Da stampften und schnoben die Pferde, schwere Ackergäule mit gebogenen Schnauzen und Haarbüscheln oberhalb der Hufen, sowie feine, unruhige Reittiere. Da waren die nackten, kurzbeinigen Schweine und zwar sowohl Land- als Edelschweine in großer Auswahl. Sie ließen ihre Bäuche hängen und wühlten grunzend mit ihren rosigen Rüsseln im Boden, während das Geblök der wolligen Schafe, ein verworrener Chor von Baß- und Kinderstimmen, die Luft erfüllte. Da war die lärmvolle Geflügelausstellung, beschickt mit allen Arten von Hühnern, vom großen Brahmaputra bis zum Goldlack-Zwerghühnchen, mit Enten und allerlei Tauben, mit Futtermitteln und Eiern in frischem und künstlich erhaltenem Zustande. Da war die Ausstellung von Feldprodukten mit allem Korn, mit Runkeln und Klee, Kartoffeln, Erbsen und Flachs. Da waren Auslesen von frischem und eingemachtem Gemüse, von rohem und konserviertem Obst, von Beerenfrüchten, Marmeladen und Säften. Aber endlich war da die Ausstellung landwirtschaftlicher Gerätschaften und Maschinen, vorgeführt von mehreren technischen Firmen, versehen mit allem, was zur Bestellung des Ackers dient, vom handlichen Pflug bis zu den großen, schwarzen, geschornsteinten Motoren, bei denen es aussah wie in einem Elefantenstall, vom einfachsten und begreiflichsten Gegenstande bis zu solchen, die aus einem Gewirr von Rädern, Ketten, Kolben, Walzen, Armen und Zähnen bestanden, — eine Welt, eine ganze beschämende Welt sinnreicher Nützlichkeit.

Klaus Heinrich sah alles an, er schritt, den Säbelgriff überm Unterarm, die Reihen der Tiere, Käfige, Säcke, Bottiche, Gläser und Utensilien ab. Der Herr zu seiner Rechten wies ihn mit der Hand im weißen Glacéhandschuh auf das Einzelne hin, indem er sich diese und jene Erläuterung gestattete, und Klaus Heinrich tat, was seines Berufes war. Er äußerte sich in Worten vollster Anerkennung über alles, was er sah, er blieb von Zeit zu Zeit stehen und zog die Aussteller der Tiere ins Gespräch, erkundigte sich in leutseliger Weise nach ihren Verhältnissen und stellte Fragen, die die ländlichen Männer beantworteten, indem sie sich hinter den Ohren kratzten. Und im Gehen dankte er nach beiden Seiten für die Huldigungen der Bevölkerung, die seinen Weg besetzt hielt.

Namentlich am Ausgang des Festplatzes, dort, wo die Wagen warteten, hatte das Volk sich angesammelt, um seiner Abfahrt zuzuschauen. Ein Weg war ihm freigehalten, eine gerade Gasse bis zum Schlag seines Landauers, und er schritt lebhaft hindurch, die Hand am Helm und immerfort nickend, — allein und formvoll geschieden von all diesen Menschen, die ihrem Urbilde, ihrer echten Art

zujubelten, indem sie ihn feierten, und deren Leben, Arbeit und Tüchtigkeit er festlich darstellte, ohne Teil daran zu haben.

Mit einem leichten und freien Schritte bestieg er den Wagen, ließ sich kunstreich nieder, so daß er sofort eine anmutige und vollkommene Haltung gewann, an der nichts mehr zu verbessern war, und fuhr grüßend zum „Gesellschaftshause", wo das Frühstück eingenommen wurde. Der Bezirksamtmann brachte dabei — und zwar nach dem zweiten Gange — einen Trinkspruch auf den Großherzog und den Prinzen aus, worauf Klaus Heinrich sich unverzüglich erhob, um auf das Wohl des Bezirks und der Stadt zu trinken. Nach dem Festessen jedoch zog er sich in die Zimmer zurück, die der Bürgermeister ihm in seiner Amtswohnung eingeräumt hatte, und legte sich auf eine Stunde ins Bett; denn seine Berufsübung erschöpfte ihn in seltsamem Maße, und nachmittags sollte er nicht nur in dieser Stadt die Kirche, die Schule, verschiedene Betriebe, besonders das Käselager der Gebrüder Behnke, besichtigen und sich über alles höchst befriedigt aussprechen, sondern auch noch seine Reise eine Strecke fortsetzen und eine Unglücksstätte, ein abgebranntes Dorf besuchen, um der Behörde seines Bruders Mitgefühl und sein eigenes auszudrücken und die Heimgesuchten zu erquicken durch seine hohe Gegenwart . . .

Aber daheim auf Schloß „Eremitage", zurückgekehrt in seine enthaltsam möblierten Empirestuben, las er die Zeitungsberichte über seine Fahrten. Dann erschien Geheimrat Schustermann vom Preßbureau, das dem Ministerium des Inneren unterstand, in der Eremitage und brachte die Ausschnitte aus den Zeitungen, die reinlich auf weiße Bogen geklebt, datiert und mit dem Namen des Blattes versehen waren. Und Klaus Heinrich las von seiner persönlichen Wirkung, las über seines Wesens Anmut und Hoheit, las, daß er seine Sache gut gemacht und sich die Herzen von Jung und Alt im Sturm gewonnen —, daß er den Sinn des Volkes vom Alltag erhoben und zur Liebe und Freude hingerissen habe.

Und dann erteilte er die Freiaudienzen im Alten Schloß, wie es vereinbart war.

Die Sitte der Freiaudienzen war von einem wohlmeinenden Vorgänger Albrechts II. geschaffen worden, und man hielt fest daran. Einmal in der Woche war Albrecht, war an seiner Statt Klaus Heinrich für jedermann zu sprechen. Ob der Bittsteller von Rang war oder nicht, seine Angelegenheit Tragweite besaß oder in einer persönlichen Sorge und Beschwerde bestand, — eine Anmeldung bei Herrn von Bühl oder nur beim diensttuenden Adjutanten genügte, und dem Manne ward Gelegenheit, seine Sache an höchster Stelle vorzubringen. Eine schöne, menschenfreundliche Einrichtung! Denn so brauchte der Bittsteller nicht den Weg des schriftlichen Gesuches zu beschreiten, in der traurigen Voraussicht, daß sein Schriftsatz auf immer in den Kanzleien verschwinden werde, sondern hatte die glückliche Gewähr, daß sein Anliegen ganz unmittelbar zur höchsten

Stelle gelange. Eingeräumt mußte werden, daß die höchste Stelle — Klaus Heinrich zu dieser Zeit — natürlich nicht in der Lage war, den Fall zu übersehen, ihn ernstlich zu prüfen und eine Entscheidung darüber zu treffen, sondern daß er die Sache dennoch an die Kanzleien weitergab, woselbst sie „verschwand". Allein der Nutzen war gleichwohl groß, wenn auch nicht in dem Sinne grober Zweckdienlichkeit. Der Bürger, der Bittsteller kam bei Herrn von Bühl mit der Bitte ein, empfangen zu werden, und ein Tag, eine Stunde wurde ihm bestimmt. Er sah sie in freudiger Beklommenheit herannahen, er arbeitete im Geist an den Sätzen, in welchen er seine Angelegenheit vortragen würde, er ließ seinen Leibrock, seinen Seidenhut bügeln, legte ein gutes Hemd zurecht und bereitete sich auf alle Weise. Aber schon diese festlichen Vorkehrungen waren geeignet, die Gedanken des Mannes von dem erstrebten, derb sachlichen Vorteil abzulenken und ihm den Empfang selbst als die Hauptsache, als den eigentlichen Gegenstand seiner angeregten Erwartung erscheinen zu lassen. Die Stunde kam, und der Bürger nahm, was er niemals tat, eine Droschke, um seine blanken Stiefel nicht zu verunreinigen. Er fuhr zwischen den Löwen des Albrechtstores hindurch, und die Wache sowohl wie der große Türsteher gaben ihm freien Durchgang. Er stieg aus im Schloßhof am Säulenumgang vor dem verwitterten Portal und ward von einem Lakaien in braunem Frack und sandfarbenen Gamaschen sogleich zur Linken in ein Vorzimmer zu ebener Erde eingelassen, in dessen einem Winkel sich ein Gestell mit Standarten befand und wo eine Anzahl anderer Supplikanten kaum flüsternd und in andächtig gespanntem Zustande ihres Empfanges harrten. Der Adjutant, die Liste der Gemeldeten in der Hand, ging ab und zu und nahm denjenigen, der zunächst an der Reihe war, beiseite, um ihm mit gedämpfter Stimme Verhaltungsmaßregeln zu erteilen. Aber im Nebenzimmer, „Freiaudienz-Zimmer" genannt, stand Klaus Heinrich im Waffenrock mit silbernem Kragen und mehreren Sternen an einem runden Tischchen mit drei goldenen Beinen und empfing. Major von Platow unterrichtete ihn ein wenig über die Person der einzelnen Bittsteller, bat den Mann herein und kehrte in den Pausen zurück, um den Prinzen kurz auf den Nächstfolgenden vorzubereiten. Und der Bürger trat ein; das Blut im Kopfe und ein wenig schwitzend stand er vor Klaus Heinrich. Man hatte ihm eingeschärft, daß er sich Seiner Königlichen Hoheit nicht allzusehr nähern, sondern in einiger Entfernung stehen bleiben, daß er nicht sprechen solle, bevor er gefragt sei, und auch dann nicht alles auf einmal herausschwatzen, sondern karg antworten, um dem Prinzen Stoff zu fragen übrigzulassen; daß er sich schließlich rückwärts und ohne dem Prinzen seine Kehrseite zuzuwenden, entfernen möge. Und darauf, nicht gegen diese Vorschriften zu verstoßen, sondern an seinem Teil dazu beizutragen, daß das Gespräch einen schönen, glatten und harmonischen Verlauf nähme, nur hierauf war alles Trachten des Bürgers gerichtet. Klaus Heinrich befragte ihn, wie er die Veteranen,

die Schützen, die Turner, die Landleute und die Abgebrannten zu befragen gewöhnt war, lächelnd, die linke Hand weit hinten in die Hüfte gestemmt; und unwillkürlich lächelte auch der Bürger, — wobei ihm auf irgendeine Weise zu Mute war, als erhöbe er sich mit diesem Lächeln über alles, was ihn sonst befangen hielt. Dieser gemeine Mann, dessen Sinn sonst am Boden haftete, der außer dem handgreiflich Nützlichen nichts, wohl nicht einmal die alltägliche Höflichkeit in Bedacht nahm und auch hierher um einer Sache willen gekommen war, — er erfuhr in seiner Seele, daß es etwas Höheres gäbe, als seine Sache und die Sache überhaupt, und erhoben, gereinigt, mit blindem Blick und noch immer das Lächeln auf seinem geröteten Antlitz, ging er von dannen.

So erteilte Klaus Heinrich Freiaudienzen und so übte er seinen hohen Beruf. Er lebte auf „Eremitage" in seiner kleinen Flucht von Empirestuben, die so streng und dürftig, mit kühlem Verzicht auf Behagen und Traulichkeit eingerichtet waren. Verblichene Seide bespannte dort oberhalb der weißen Täfelung die Wände, an den schmucklosen Decken hingen Kristallkronen, geradlinige Sofas, ohne Tische zumeist, und dünnbeinige Etageren mit Säulenstutzuhren standen an den Wänden, Stuhlpaare, weiß lackiert mit ovalen Rückenlehnen und dünnen Seidenbezügen flankierten die weiß lackierten Flügeltüren, und in den Winkeln standen weiß lackierte Gueridons, die vasenähnliche Armleuchter trugen. So sah es aus bei Klaus Heinrich, und er war einverstanden mit dieser Umgebung.

Er lebte innerlich still, ohne Begeisterung oder Glaubenseifer in öffentlichen Streitfragen. Er eröffnete als Vertreter seines Bruders den Landtag, nahm aber keinen Anteil an den Vorgängen dortselbst und vermied jedes Ja und Nein im Zwiespalt der Parteien, — unentschieden und ohne jede Überzeugungswärme wie einer, dessen Angelegenheit höher ist, als alles Parteiwesen. Jeder sah ein, daß seine Stellung ihm Zurückhaltung auferlegte, aber viele empfanden, daß der Mangel an Teilnahme auf eine befremdende und lähmende Weise in seinem Wesen ausgeprägt sei. Viele, die mit ihm in Berührung kamen, bezeichneten ihn denn auch als „kalt"; und wenn Doktor Überbein diese „Kälte" mit lauten Redensarten leugnete, so war zu bezweifeln, ob der einseitige und ungemütliche Mann befähigt war, in dieser Frage ein Urteil zu fällen. Natürlich kam es vor, daß Klaus Heinrichs Blick sich mit solchen kreuzte, die ihn überhaupt nicht anerkannten, frechen, höhnischen, gehässig erstaunten Blicken, die seine ganze Leistung und Anstrengung verachteten und nicht kannten. Aber auch bei gutwilligen, fromm gearteten Leuten, die sein Leben zu achten und zu ehren sich bereit zeigten, bemerkte er zuweilen nach kurzer Zeit eine gewisse Erschöpftheit, ja Gereiztheit, wie als ob sie im Luftkreis seines Wesens nicht lange zu atmen vermöchten; und das betrübte Klaus Heinrich, ohne daß er es abzustellen gewußt hätte.

Er hatte gar nichts zu tun im täglichen Leben; ob ihm ein Gruß gelang, ein gnädiges Wort, eine gewinnende und doch würdevolle Handbewegung, war wichtig und entscheidend. Einst kehrte er in Mütze und Mantel von einem Spazierritt zurück, ritt langsam auf seinem braunen Pferde Florian durch die Birkenallee, die am Rande unbebauten Geländer entlang auf Park und Schloß „Eremitage" zuführte, und vor ihm her ging ein schäbig gekleideter junger Mensch mit einer Pudelmütze und einem lächerlichen Schopf im Nacken, zu kurzen Ärmeln und Hosen und außerordentlich großen Füßen, die er einwärts setzte. Es mochte ein Realschüler oder dergleichen sein, denn er trug ein Reißbrett unter dem Arm, worauf mit Stiften eine große Zeichnung, ein ausgerechnetes Liniengewirr in roter und schwarzer Tinte, eine Projektion oder ähnliches, befestigt war. Klaus Heinrich hielt lange sein Pferd hinter dem jungen Menschen und betrachtete die rot und schwarze Projektion auf dem Reißbrett. — Zuweilen dachte er, daß es gut sein müsse, einen ordentlichen Nachnamen zu haben, Doktor Fischer zu heißen und einem ernsten Beruf nachzugehen.

Er repräsentierte bei den Hoffestlichkeiten, dem großen und kleinen Ball, dem Diner, den Konzerten und der großen Cour. Er ging auch mit seinen rotköpfigen Vettern, den Herren des Gefolges, im Herbst auf die Hofjagden, der Sitte wegen und obwohl sein linker Arm ihm das Schießen beschwerlich machte. Oft sah man ihn abends im Hoftheater, in seiner rot ausgeschlagenen Prosceniumloge, zwischen den beiden weiblichen Skulpturen mit den gekreuzten Händen und den leeren, strengen Gesichtern. Denn das Theater unterhielt ihn, er liebte es, den Schauspielern zuzusehen, zu beobachten, wie sie sich gaben, auf- und abtraten, ihre Rolle durchführten. Meistens fand er sie schlecht, unzart in ihren Mitteln zu gefallen und ungeübt in der feineren Vortäuschung des Natürlichen und Kunstlosen. Übrigens war er geneigt, den niederen und volkstümlichen Gegenden der Szene vor den hohen und feierlichen den Vorzug zu geben. In der Residenz wirkte am „Singspieltheater" eine Soubrette Namens Mizzi Meyer, die in den Zeitungen und im Munde des Publikums nicht anders als „unsere" Meyer hieß und zwar auf Grund ihrer schrankenlosen Beliebtheit bei Groß und Klein. Sie war nicht schön, kaum hübsch, sie sang mit kreischender Stimme, und streng genommen, waren ihr keine besonderen Gaben zuzusprechen. Dennoch brauchte sie nur die Bühne zu betreten, um Stürme der Zustimmung, des Beifalls, der Aufmunterung zu entfesseln. Denn diese blonde und gedrungene Person mit ihren blauen Augen, ihren breiten, ein wenig zu hoch sitzenden Wangenknochen, ihrer gesunden, lustigen oder auch gern ein wenig rührseligen Art war Fleisch vom Fleische des Volkes und Blut von dem seinen. Solange sie, geschmückt, geschminkt und von allen Seiten beleuchtet, der Menge gegenüber auf den Brettern stand, war sie in der Tat die Verklärung des Volkes selbst, — ja, das Volk beklatschte sich selber, indem es sie beklatschte, und darin

ganz allein beruhte Mizzi Meyers Macht über die Gemüter. — Klaus Heinrich besuchte gern mit Herrn von Braunbart-Schellendorf das „Singspieltheater", wenn Mizzi Meyer sang, und beteiligte sich lebhaft am Beifall.

Eines Tages hatte er eine Begegnung, die ihm einerseits zu denken gab, andererseits ihn auch wieder enttäuschte. Es war die mit Herrn Martini, Axel Martini, demselben, der die beiden von Sachverständigen viel gerühmten Poesiebücher „Evoë!" und „Das heilige Leben" verfaßt hatte. Das Zusammentreffen kam auf folgende Weise zustande.

In der Residenz lebte ein begüterter alter Herr, Oberregierungsrat seinem Titel nach, der, seit er sich aus dem Staatsdienst in den Ruhestand zurückgezogen, sein Leben der Förderung der schönen Künste, insbesondere der Dichtkunst, gewidmet hatte. Er war der Begründer jener Einrichtung, die man unter dem Namen des „Maikampfes" kannte, — eines alljährlich zur Lenzzeit sich wiederholenden poetischen Turniers, zu dem der Oberregierungsrat durch Rundschreiben und Anschläge die Dichter und Dichterinnen des Vaterlandes ermutigte. Preise waren ausgesetzt für das zärtlichste Liebeslied, das innigste religiöse Gedicht, den feurigsten patriotischen Sang, für die trefflichsten lyrischen Leistungen zum Preise der Musik, des Waldes, des Frühlings, der Lebenslust, — und diese Preise bestanden außer Geldgewinnen in sinnigen und wertvollen Andenken, wie goldenen Federn, goldenen Busennadeln in Leier- und Blumenform und dergleichen mehr. Auch die Stadtobrigkeit der Residenz hatte einen Preis gestiftet, und der Großherzog spendete einen silbernen Pokal als Belohnung für das unbedingt vorzüglichste unter allen eingesandten Gedichten. Der Schöpfer des „Maikampfes" selbst, der die erste Sichtung des stets gewaltigen Stoffes besorgte, nahm im Bunde mit zwei Universitätsprofessoren und den Feuilletonredakteuren des „Eilboten" und der „Volkszeitung" das Amt des Preisrichters wahr. Die gekrönten und die lobend erwähnten Beiträge wurden regelmäßig als Jahrbuch auf Kosten des Oberregierungsrates gedruckt und herausgegeben.

Dieses Jahr nun hatte sich Axel Martini am „Maikampf" beteiligt und war als Sieger daraus hervorgegangen. Das Gedicht, das er vorgelegt hatte, ein begeistertes Loblied auf die Lebenslust oder vielmehr ein überaus stürmischer Ausbruch der Lebenslust selbst, ein hinreißender Hymnus auf des Lebens Schönheit und Fruchtbarkeit, war im Stile seiner beiden Bücher gehalten und hatte Zwietracht ins Richterkollegium getragen. Der Oberregierungsrat selbst und der Professor für Philologie hatten es mit einer anerkennenden Erwähnung abspeisen wollen; denn sie fanden es maßlos im Ausdruck, roh in seiner Leidenschaft und stellenweise unumwunden anstößig. Aber der Professor für Literaturgeschichte zusammen mit den Redakteuren hatten sie überstimmt, nicht nur in Hinsicht darauf, daß Martinis Beitrag das beste Gedicht an die Lebenslust darstelle, sondern auch bezüglich seines unbedingten Vorranges, und schließlich hatten

sich auch die beiden Gegner dem Eindruck dieses schäumenden und betäubenden Wortsturzes nicht entziehen können.

Axel Martini hatte also dreihundert Mark, eine goldene Busennadel in Leierform und obendrein den silbernen Pokal des Großherzogs erhalten, und sein Gedicht war im Jahrbuch an erster Stelle mit einer zeichnerischen Umrahmung von der Künstlerhand des Professors von Lindemann abgedruckt worden. Es kam aber hinzu, daß der Sitte gemäß der Sieger (oder die Siegerin) im „Maikampf" vom Großherzog in Audienz empfangen wurde; und da Albrecht gerade unpäßlich war, so fiel auch dieser Empfang seinem Bruder zu.

Klaus Heinrich fürchtete sich ein wenig vor Herrn Martini.

„Gott, Doktor Überbein", sagte er bei einer kurzen Begegnung mit seinem Lehrer, „was soll ich mit ihm anfangen? Er ist gewiß ein wilder, unverschämter Mensch."

Aber Doktor Überbein antwortete:

„I, bewahre, Klaus Heinrich, keine Besorgnis! Er ist ein ganz artiges Männchen. Ich kenne ihn, ich hospitiere ein bißchen in seinen Kreisen. Sie werden ausgezeichnet mit ihm fertig werden."

So empfing denn Klaus Heinrich den Dichter der Lebenslust, empfing ihn auf „Eremitage", um der Sache einen möglichst privaten Charakter zu geben. „Im gelben Zimmer", sagte er, „lieber Braunbart. Das ist in solchen Fällen das präsentabelste." Es standen drei schöne Stühle in diesem Zimmer, die wohl das einzig Wertvolle unter dem Mobiliar des Schlößchens waren, schwere Empirefauteuils in Mahagoni, mit schneckenförmig aufgerollten Armlehnen und gelben Tuchbezügen, auf welche blaugrüne Leiern gestickt waren. Klaus Heinrich stellte sich nicht zur Audienz auf, bei dieser Gelegenheit, sondern wartete, in einiger Unruhe, nebenan, bis Axel Martini seinerseits sieben oder acht Minuten lang im gelben Zimmer gewartet hatte. Dann trat er lebhaft, fast eilig ein und schritt auf den Dichter zu, der sich tief verbeugte.

„Es macht mir großes Vergnügen, Sie kennen zu lernen", sagte er, „lieber Herr . . . Herr Doktor, nicht wahr?"

„Nein, Königliche Hoheit", erwiderte Axel Martini mit asthmatischer Stimme, „nicht Doktor. Ich bin unbetitelt."

„O, Verzeihung . . . ich nahm an . . . Setzen wir uns, lieber Herr Martini. Ich bin, wie gesagt, sehr erfreut, Sie zu Ihrem großen Erfolge beglückwünschen zu können . . ."

Herrn Martinis Mundwinkel machten eine zuckende Bewegung nach unten. Er ließ sich an dem unbedeckten Tische auf dem Rande eines der Mahagoniarmstühle nieder und kreuzte seine Füße, die in zersprungenen Lackstiefeln steckten. Er war im Frack und trug gelbliche Glacéhandschuhe. Sein Halskragen war an den Ecken schadhaft. Er hatte ein wenig glotzende Augen, magere Wangen

und einen dunkelblonden Schnurrbart, der gestutzt war wie eine Hecke. Sein Haupthaar war an den Schläfen schon stark ergraut, obgleich er dem Jahrbuch des Maikampfes zufolge nicht mehr als dreißig Jahre zählte, und unterhalb der Augen glomm ihm eine Röte, die nicht auf Wohlsein deutete. Er antwortete auf Klaus Heinrichs Glückwunsch:

„Königliche Hoheit sind sehr gütig. Es war ja kein schwerer Sieg. Es war vielleicht nicht taktvoll von mir, mich an dieser Konkurrenz zu beteiligen."

Das verstand Klaus Heinrich nicht; aber er sagte:

„Ich habe Ihr Gedicht wiederholt mit großem Genuß gelesen. Es scheint mir überaus gelungen, sowohl was das Versmaß als auch was die Reime betrifft. Und dann bringt es die Lebenslust vorzüglich zum Ausdruck."

Herr Martini verbeugte sich im Sitzen.

„Ihre Fertigkeit", fuhr Klaus Heinrich fort, „muß Ihnen großes Vergnügen gewähren, — die schönste Erholung . . . Welches ist Ihr Beruf, Herr Martini?"

Herr Martini deutete an, daß er nicht verstehe, beschrieb gleichsam mit dem Oberkörper ein Fragezeichen.

„Ich meine, Ihr Hauptberuf. Sind Sie im Staatsdienst?"

„Nein, Königliche Hoheit. Ich habe keinen Beruf. Ich beschäftige mich mit Poesie, ausschließlich . . ."

„Gar keinen . . . O, ich verstehe. Eine so ungewöhnliche Begabung ist es wert, daß man ihr alle Kräfte widmet."

„Das weiß ich nicht, Königliche Hoheit. Ob sie es wert ist, weiß ich nicht. Ich muß gestehen, daß ich gar nicht die Wahl hatte. Ich habe mich von jeher zu jeder anderen menschlichen Tätigkeit vollkommen unfähig gefühlt. Mir scheint, daß diese zweifellose und unbedingte Unfähigkeit zu allem anderen der einzige Beweis und Prüfstein des Berufes zur Poesie ist, ja, daß man in der Poesie eigentlich keinen Beruf, sondern eben nur den Ausdruck und die Zuflucht dieser Unfähigkeit zu sehen hat."

Herr Martini hatte die Eigentümlichkeit beim Sprechen Tränen in die Augen zu bekommen, ähnlich wie ein Mensch, der aus der Kälte in ein warmes Zimmer tritt und sich nun schmelzen und hinströmen läßt.

„Das ist eine eigenartige Auffassung", sagte Klaus Heinrich.

„Doch nicht, Königliche Hoheit. Ich bitte um Verzeihung. Nein, garnicht eigenartig. Diese Auffassung ist vielfach akzeptiert. Ich sage nichts Neues."

„Und seit wann leben Sie ausschließlich der Poesie, Herr Martini? Sie haben vorher studiert?"

„Nicht regelrecht, Königliche Hoheit. Nein, die Unfähigkeit, der ich vorhin erwähnte, begann bei mir sehr früh, sich zu zeigen. Ich wurde mit der Schule nicht fertig. Ich verließ sie, ohne es bis zur Abgangsprüfung gebracht zu haben.

Ich ging auf die Universität mit dem Versprechen, die Prüfung nachträglich abzulegen, aber es wurde dann nichts daraus. Und als mein erster Gedichtband sehr bemerkt worden war, da schickte es sich auch schließlich nicht mehr, wenn ich so sagen darf."

„Nein, nein ... Aber waren Ihre Eltern dann einverstanden mit Ihrer Laufbahn?"

„O nein, Königliche Hoheit! Ich darf zur Ehre meiner Eltern versichern, daß sie durchaus nicht einverstanden damit waren. Ich bin aus guter Familie; mein Vater war Oberstaatsanwalt. Jetzt ist er tot, aber er war Oberstaatsanwalt. Er billigte natürlich meine Laufbahn so wenig, daß er mir bis zu seinem Tode jede Unterstützung verweigerte. Ich lebte zerfallen mit ihm, obgleich ich ihn seiner Strenge wegen außerordentlich hoch achtete."

„O, Sie haben es also schwer gehabt, Herr Martini, haben sich durchschlagen müssen. Ich kann es mir denken, daß Sie sich den Wind um die Nase haben wehen lassen!"

„Nicht so, Königliche Hoheit! Nein, das wäre schlimm gewesen, ich hätte es nicht ertragen. Meine Gesundheit ist zart, — ich darf nicht sagen „leider", denn ich bin überzeugt, daß mein Talent mit meiner Körperschwäche unzertrennlich zusammenhängt. Hunger und rauhe Winde hätte weder mein Körper noch mein Talent überstanden und haben sie auch nicht zu überstehen gehabt. Meine Mutter war schwach genug, mich hinter dem Rücken meines Vaters mit den Mitteln zum Leben zu versehen, bescheidenen, aber hinlänglichen Mitteln. Ihr danke ich es, daß sich mein Talent unter leidlich milden Bedingungen entwickeln konnte."

„Der Erfolg hat gezeigt, lieber Herr Martini, daß es die richtigen Bedingungen waren ... Obgleich es ja schwer ist, zu sagen, welches wohl die eigentlich guten Bedingungen sind. Lassen Sie mich annehmen, Ihre Frau Mutter hätte sich ebenso streng verhalten wie Ihr Vater und Sie wären allein auf der Welt gewesen und ganz auf sich selbst gestellt und völlig auf Ihre Fähigkeiten angewiesen ... Meinen Sie nicht, daß Ihnen das gewissermaßen von Nutzen gewesen wäre? Daß Sie Einblicke hätten tun können, um diesen Ausdruck zu wählen, die Ihnen nun entgangen sind?"

„Ach, Königliche Hoheit, meinesgleichen tut Einblicke genug, auch ohne wirklich dem Hunger ausgesetzt zu sein; und die Auffassung ist ziemlich allgemein akzeptiert, daß es nicht sowohl der wirkliche Hunger als vielmehr der Hunger nach dem Wirklichen ist ... he, he ... was das Talent benötigt."

Herr Martini hatte ein wenig lachen müssen über sein Wortspiel. Er führte nun rasch die eine gelblich bekleidete Hand vor seinen Mund mit dem heckenartigen Schnurrbart und verbesserte sein Lachen, stellte es gleichsam richtig durch ein Hüsteln. Klaus Heinrich sah ihm in freundlicher Erwartung zu.

„Wenn Königliche Hoheit mir erlauben wollen ... Es ist eine weit verbreitete Anschauung, daß die Entbehrung der Wirklichkeit für meinesgleichen der Nährboden alles Talentes, die Quelle aller Begeisterung, ja recht eigentlich unser einflüsternder Genius ist. Der Lebensgenuß ist uns verwehrt, streng verwehrt, wir machen uns kein Hehl daraus, — und zwar ist dabei unter Lebensgenuß nicht nur das Glück, sondern auch die Sorge, auch die Leidenschaft, kurz jede ernsthaftere Verbindung mit dem Leben zu verstehen. Die Darstellung des Lebens nimmt durchaus alle Kräfte in Anspruch, zumal wenn diese Kräfte nicht eben überreichlich bemessen sind", — und Herr Martini hüstelte, wobei seine Schultern mehrmals nach vorn zusammengezogen wurden. „Die Entsagung", fügte er hinzu, „ist unser Pakt mit der Muse, auf ihr beruht unsere Kraft, unsere Würde, und das Leben ist unser verbotener Garten, unsere große Versuchung, der wir zuweilen, aber niemals zu unserem Heil, unterliegen."

Wieder hatten sich beim fließenden Sprechen Herrn Martinis Augen mit Tränen gefüllt. Er suchte sie durch ein Blinzeln zu vertreiben.

„Jeder von uns", sagte er noch, „kennt solche Verirrungen und Entgleisungen, solche begehrlichen Ausflüge in die Festsäle des Lebens. Aber wir kehren gedemütigt und Übelkeit im Herzen von dort in unsere Abgeschlossenheit zurück."

Herr Martini schwieg. Es geschah ihm, daß sein Blick, unter emporgezogenen Brauen, vorübergehend starr wurde, einen Atemzug lang sich im Leeren verlor, wobei sein Mund einen säuerlichen Ausdruck annahm und seine Wangen, über denen die ungesunde Röte glomm, noch magerer schienen, als sonst. Das war nur eine Sekunde; dann wechselte er die Haltung und machte seine Augen wieder frei.

„Aber Ihr Gedicht", sagte Klaus Heinrich, nicht ohne Dringlichkeit. „Ihr Preisgedicht an die Lebenslust, Herr Martini! ... Ich bin Ihnen aufrichtig verbunden für Ihre Ausführungen. Wollen Sie mir aber sagen ... Ihr Gedicht, — ich habe es aufmerksam gelesen. Es handelt einerseits von Elend und Schrecknissen, von des Lebens Bosheit und Grausamkeit, wenn ich mich recht erinnere, und andererseits von dem Vergnügen am Wein und an schönen Frauen, nicht wahr ..."

Herr Martini lächelte; hierauf rieb er sich mit Daumen und Mittelfinger die Mundwinkel, um das Lächeln zu vertreiben.

„Das alles", sagte Klaus Heinrich, „ist in der Ichform abgefaßt, in der ersten Person, nicht wahr? Und doch beruht es nicht auf eigenen Einblicken? Sie haben nichts davon wirklich erlebt?"

„Sehr wenig, Königliche Hoheit. Lediglich ganz kleine Andeutungen davon. Nein, die Sache ist umgekehrt die, daß, wenn ich der Mann wäre, das alles zu erleben, ich nicht nur nicht solche Gedichte schreiben, sondern auch meine jetzige Existenz von Grund aus verachten würde. Ich habe einen Freund, sein Name

ist Weber; ein begüterter junger Mann, der lebt, der sein Leben genießt. Sein Lieblingsvergnügen besteht darin, in seinem Automobil mit toller Geschwindigkeit über Land zu sausen und dabei von Straßen und Äckern Bauerndirnen aufzulesen, mit denen er unterwegs — aber das gehört nicht hierher. Kurz, dieser junge Mann lacht, wenn er mich nur von weitem sieht, so komisch findet er mich und meine Tätigkeit. Was aber mich betrifft, so begreife ich seine Heiterkeit vollkommen und beneide ihn. Ich darf sagen, daß ich ihn auch ein wenig verachte, aber doch nicht so aufrichtig, als ich ihn beneide und bewundere . . ."

„Sie bewundern ihn?"

„Jawohl, Königliche Hoheit. Ich kann unmöglich umhin, das zu tun. Er gibt aus, er verschwendet, er läßt beständig in der unbekümmertsten und hochherzigsten Weise draufgehen — während es mein Teil ist, zu sparen, ängstlich und geizig zusammenzuhalten, und zwar aus hygienischen Gründen. Denn die Hygiene ist es ja, was mir und meinesgleichen in erster Linie nottut, — sie ist unsere ganze Moral. Aber nichts ist unhygienischer, als das Leben . . ."

„Sie werden also den Pokal des Großherzogs wohl niemals leeren, Herr Martini?"

„Wein daraus trinken? Nein, Königliche Hoheit. Obgleich es eine schöne Geste sein müßte. Aber ich trinke keinen Wein. Auch gehe ich um zehn Uhr zu Bette und lebe in jeder Weise vorsichtig. Sonst hätte ich niemals den Pokal gewonnen."

„Es muß wohl so sein, Herr Martini. Man macht sich aus der Ferne wohl unrichtige Vorstellungen von dem Leben eines Dichters."

„Begreiflicherweise, Königliche Hoheit. Aber es ist im ganzen kein sehr herrliches Leben, wie ich versichern kann, besonders da wir ja nicht zu jeder Stunde Dichter sind. Damit von Zeit zu Zeit so ein Gedicht zustandekomme, — wer glaubt wohl, wieviel Faulenzerei und Langeweile und grämlicher Müßiggang dazu nötig ist. Eine Postkarte an den Zigarrenlieferanten ist oft die Leistung eines Tages. Man schläft viel, man lungert mit dumpfem Kopfe umher. Ja, es ist nicht selten ein Hundeleben . . ."

Jemand pochte ganz leise von außen an die weißlackierte Tür. Es war Neumanns Zeichen, daß es hohe Zeit für Klaus Heinrich sei, sich umkleiden und frisch instand setzen zu lassen. Denn es war Cercle-Konzert heut Abend im Alten Schloß.

Klaus Heinrich stand auf. „Ich habe mich verplaudert", sagte er; denn das war die Wendung, deren er sich in solchen Augenblicken bediente. Und dann verabschiedete er Herrn Martini, wünschte ihm guten Erfolg in seiner poetischen Laufbahn und begleitete den ehrerbietigen Rückzug des Dichters mit Lächeln und jener ein wenig theatralischen, gnädig grüßenden Handbewegung von oben nach

unten, die nicht immer gleichmäßig schön gelang, aber in der er es zu hoher Vollendung gebracht hatte.

Dies war des Prinzen Unterredung mit Axel Martini, dem Verfasser von „Evoë!" und „Das heilige Leben". Sie machte ihm Gedanken, hörte bei ihrem Abschluß nicht auf, ihn zu beschäftigen. Noch während er sich von Neumann den Scheitel erneuern und den blinkenden Galarock mit den Sternen anlegen ließ, noch während des Cercle-Konzertes bei Hofe, ja mehrere Tage noch nachher dachte er darüber nach und suchte des Dichters Äußerungen mit den übrigen Erfahrungen in Zusammenhang zu bringen, die das Leben ihm gewährt hatte.

Dieser Herr Martini, der, während ihm die ungesunde Röte über den Wangenhöhlen glomm, beständig rief: „Wie ist das Leben so stark und schön!", jedoch um zehn Uhr vorsichtig zu Bette ging, sich aus hygienischen Gründen, wie er sagte, dem Leben verschloß und jede ernsthafte Verbindung mit demselben mied, — dieser Dichter mit seinem schadhaften Kragen, seinen tränenden Augen und seinem Neid auf den jungen Weber, der mit Bauernmädchen über Land sauste: er weckte geteilte Empfindungen, es war schwer, eine feste Meinung über ihn zu gewinnen. Klaus Heinrich gab dem Ausdruck, als er seiner Schwester von der Begegnung erzählte, indem er sagte: „Er hat es nicht bequem und nicht leicht, das sieht man wohl, und das muß ja gewiß für ihn einnehmen. Aber ich weiß doch nicht, ob ich mich freuen kann, ihn kennen gelernt zu haben, denn er hat etwas Abschreckendes, Ditlinde, ja, er ist bei all dem entschieden ein bißchen widerlich."

(Fortsetzung folgt)

Adolph Menzel/ Briefe aus Rheinsberg und Freienwalde

Briefe über Rheinsberg von Ποστκαρετωφιλος,
Touriſt (mit einem Kupfer).

Was iſt Rheinsberg? Ein Erdflächenraum, erfüllt mit famoſen alten Bäumen und Raſenplätzen, (Treffliche Weideplätze für einen künftigen Wildſtand). Zwiſchen welchen mehrere in der Ueberzahl maſſive Häuſer mit Geſchmack zuſammengeſtellt ſich vorfinden.

Oeffentliches Leben: Mannigfaltig, dreiviertel der Bevölkerung nebſt einem Kinderwagen zeigen ſich mit reſp. Perſonenwechſel permanent auf den Straßen.

Höhe der Seelenzahl: 4.

Hausknechte: ſind ſchwerlich Juden, ſcheinen es aber.

Waarenumſatz: Ueberſteigt den von Partenkirchen. Daher faſt gleiche Vielſeitigkeit in Auswahl der auf einem einzigen Ladentiſche vorräthigen Artikel.

Ehrlichkeit: ſteht auf allen Geſichtern geſchrieben.

Farbe des Siegellacks: Entspricht der Farbe der Uniformkragen solcher Regimenter, welche auf Schlachtgemälden mehrere Feldzüge hinter sich haben.

Längenmaaß für Entfernungen: Die menschliche Hand: Zween Handlängen hinüber, drei nach der Post etc.

Angekommene Fremde: Avertiren, stehenden Fußes ihre zurückgelassenen Familien von ihrer glücklichen Anherokunft und compensiren erst nach diesem geschickt die Reinigung vom Nachtklamm mit der von Tinte.

Gedachter Fremder ist im besten Gasthof Loci, „dem Rathskeller" übrigens sehr gut aufgehoben, hat ein zweifenstr. Zimmer nach vorn, eine Tr. hoch, letztere nahe der Thür u. s. w.

Wie die 3 Insassen des Coupée zeitweilig die prachtvolle Mondnacht verbrachten und wie infusorisch die zusammengegähnte Luft war, die Nr. 1 viertelstündlich durchs geöffnete Fenster entließ. [Umstehende Zeichnung.]

Gott erhalt Euch alle in pleno, herze Grethen mehrfach statt meiner und strenge Dich mit nichts an. In Ewigkeit Dein Adolph.

Meine Inniggeliebten! Rheinsberg 3. Oct. 60.

Ihr sollt nun doch weiter wissen, daß ich noch in der Welt bin und wie ich mich hier behabe.

Also Tisch und Bette sind ganz gut, Nachtstuhl sogar neu. Die tägliche Tischgesellschaft unten wie zu Marienburg oder Neisse, nur in Civil. Das Erste als ich vorgestern etwa gegen 9 Uhr angekommen, war der Brief an Euch den Ihr gestern Morgen gekriegt haben müßt (frankiert mir auch keinen). Dann gewaschen etc. und ausgegangen; Ferner Brief spediert, und in Erwägung, daß man mit was in der Hand in landschaftlicher und architektonischer Umgebung eine würdigere Staffage ist, aber an hiesigem Platze kein Buchbinder weilt, so kaufte ich mir einen Stock beim Posamentier. Mit all solchen Taten war Essenszeit heran. Dann hinüber ins Schloß eingerückt. Allda war der Kastellan vor einiger Zeit Todes verfahren, oder wörtlich „dot" und die Bleibefrist seiner Wittib gerade auf diesen Tag abgelaufen. Sie, eine treffliche alte Dicke zog von hinnen, und lächelte bei meinem Anblick im Schloßhofe noch schmerzlich den wahrscheinlichen 8 g. Gr. nach, die ihr nun da ich nicht 2 Std. früher gekommen, für immer verloren waren. Der Neue war aber noch erst durch sein Kücheninventar repräsentiert, also blieb mir nur übrig, mir den Nachmittag im Schloßgarten zu vertreiben. Der ist in seiner teilweisen Verwilderung wundervoll, die Luft köstlich. Seit gestern nun bin ich aber in Thätigkeit. Es ist doch eine ganze Menge hier nicht ohne, man muß doch Alles immer erst selbst sehen. Ich glaube wohl, ich werde Sonnabend nach Ruppin gehen, gewiß freilich kann ich's noch nicht wissen. Uebrigens fliegt hier Alles mit den Hühnern auf die Stange, und nähmlich — — ich auch. Bis jetzt jedesmal vor 11 Uhr, und

etwa 8 Uhr auf. Außerdem wisse noch, daß ich früh und Abend ein großes Glas Wasser trinke. Im innern Schloß wo ich meist bin, ist doch das Meiste nicht schlechter erhalten als die Zimmer im Neuen Palais. Gott erhalte Euch Alle. Herzlichste Grüße an die vortreffliche Minna, Leitholds etc. etc. und unterschiedene Küsse ans kleine Rumplot. Schreibt mir wenn nicht eher, nach Neu-Ruppin postrestant, hier wohne ich wie gesagt im „Rathskeller" dem einzigen Gasthofe.

In Ewigkeit Euer Adolph.

An Hermann Krigar Freienwalde 17. Juli 61.

Ich habe nun also ein recht hübsches Zimmer, 1 Tr. hoch keine Wanzen, obgleich Sonne. Meine Fenster sehen auf den ländlichen Hof mit Enten, Mist, Puten etc. Den Garten, drüber weg auf einem Fr.-Hügel, nirgends aufregend — — Diesen Augenblick kommt Euer Briefpaket, tausend Dank für den guten lieben Werner mit. Ich habe erst Deinen gelesen mein Kind! Die Hauptfreude macht mir wie Grete macht; mit dem Brunnen das denkst Du Dir viel zu großartig. So ist es gar nicht, er wirkt sehr gelind, erst in der Spazierstunde 2mal. Nicht vergleichbar dem Bitterwasser. Schmeckt auch nicht schlecht. Sein Gewicht liegt eben gewiß in der gleichm. Fortsetzung. Euer Adolph.

Der Schirm ist hier wirklich ein sehr gutes Möbel, gegen Sonne besser wie gegen Regen. Erdbeeren auch gar nicht.

s' ist aber nur Vision. Vor allererst Geliebtes muß ich Dir sagen, daß ich das Alles, was Du mir da von Neuem einschärfst, die ganzen Tage schon von selbst thue, sogar als ich noch nicht trank, sei darüber ganz ruhig. Die Kost hier ist gut, und mit die beste im Ort; und gegen mich rücksichtsvoll. Abends Suppe, Gries, heute Milch mit Semmel etc.

Ja Antwerpen — indeß heute muß ich aufhören, ich muß ins Bad.

Ewig Euer Adolph.

An Hermann Krigar

die Einzigen. Der Tag war übrigens ohne Spaß sehr schön und sehr interessant in Rücksicht der wirklich herrlichen Baumvegetation, die es hier giebt. So gewaltige Eichen und Buchen wie hier manche sind, habe ich selten gesehen. Einmahl wenns Luderchen Euch mehr Ruhe lassen und weniger unmittelbar in Anspruch nehmen wird, müßt Ihr das Alles mitgenießen. Dießmal bedaure ichs kaum, daß Ihr nicht hier seid. Ihr hättet nicht recht was davon. Auch sehe ich unter den Fremden — ich achte darauf, so kleine Kinder fast garnicht.

Die Partie ist mir vortrefflich bekommen, ich habe heute morgen gebadet etc.

10000000 Grüße und Küsse Euer Adolph.

An Emilie Krigar

Mein geliebtes Kind! Freienwalde 30. Juli 61.

Herzlich freut michs, wenn Du Dich freust! Was Du nicht Alles wissen willst! So wisse also: Mein Aussehen betreffend, so müßte es gerade bei mir die allmählige Gewöhnung machen, aber ich finde es kaum nennenswerth ins Bräunlige gegangen, weder röther noch bläßer. Was magerer wohl. In meinem Befinden müßte auch die Veränderung noch eintreten, vielleicht erst im Lauf der 3ten oder 4ten Woche; denn meine Müdigkeit Abends könnte zu jeder andern Zeit wenn ich so lange Stunden ginge im Freien und den ganzen Tag gestiefelt, dieselbe sein. Die vielbesagte Angegriffenheit, Abspannung, Schlafanwandlungen

nach Tiſche, wüßte ich kaum ſchon gehabt zu haben. Mein Tag zerfällt in den offiziellen Theil, der bis zum Kaffee reicht, und die den übrigen Theil dauernden Mühen, ihn langſam todtzuſchlagen. Dazu iſt er jetzt noch ſo langlebig, daß er noch nicht alle iſt, wenn ich zu Bett gehe.

Die haarkleine Schilderung meines Tages in allen ſeinen Stadien würde heute zu lang, der Brief käme nicht mehr mit. Das nächſte mal. Heute freue ich mich nur noch an Grete's Gedeihen. Kutſchire nur fleißig mit ihr ins Freie! Gott erhalte Euch! Euer Adolph.

An Emilie Krigar Freienwalde 31. Juli 61.

Geliebtes, alſo dießmal ſoll's ein Tag ſein, wie ich den wohl und übel los werde. Um denn mit der Sonne anzufangen, ſo würde mir die um 5 Uhr grade, wenn ich das Rouleaux meines einen Fenſters nicht herabließe, aufs Kopfkiſſen und in die Augen ſcheinen. Ich wache denn regelmäßig um dieſe Zeit auf. Das Erſte iſt, ich ziehe mir, noch auf dem Bette ſitzend, den weißen Sommerkittel über, in dem denn auch alle weiteren Toilettenaffairen abgemacht werden. Bin ich bis auf Rock oder Frack fertig, ſo wird der „Jette" geklingelt, die denn inzwiſchen die Krucke aus dem Keller holt, aufkorkt im Garten unter dem Scheuer „Laube" gen. auf den Tiſch ſtellt. Komm ich denn vollends mit Überzieher und Becher und Schirm bewaffnet, den ich jetzt wie ein Tyroler faſt nicht von der Seite laſſe, herab, ſo finde ich alles fertig. Da iſts in der Regel Schlag 6.

An einem der erſten Tage genügte mir die Wirkung nicht, ſo nehme ich ſeitdem ſtatt 15, 12 Min. Intervall, wonach (meiſt erſt in der Spazierſtunde) ein zweimaliger ganz handgreiflicher Effekt erfolgt. Ueber mich in der Erſtern und während der 12. Min. ſiehe Fig. in fr. Br. Um dieſe Zeit fragt auch der Barbier vor: heute? oder morgen morgen. Dann der Kaffee, der wie überall hier gut iſt. Dazu eine Semmel oder Milchbrod und ein Glas Waſſer, wovon ich mir auch noch was in den Kaffee klückere. Ein paar Gläſer aus der friſchen Karaffe werden auch noch oben auf der Stube geſchluckt und dann Schirm und Ueberzieher abermals in die Hand genommen. Aus demſelben Urgrund, aus dem den Pferden die Schwänze geſtutzt, und die Mähnen zu Zöpfen eingeflochten werden, iſt vom Schöpfer aller Dinge der hieſigen Natur auch ein Verſchönerungsverein zugeordnet worden. Der Hauptwütherich in ſelbigem iſt, was keiner dächte — — ein Römer, und zwar der alte Valentini, der Sprachmatikus; der ſeit 14 Jahren hier wohnt, und außer den Wegbahnungen, Stufenbauten, Blickdurchhauen etc. auch die meiſten Höhen und Berge dahier aus der Taufe gehoben hat. Und ſo ſteigt der irdiſche Waſſerſchlucker mit Nitſchke und Schulze und Piterke und Meyer und noch Hinz und Kunz edlen und ordinären Bluts von Monte caprino nach Caſa rivera, und vom dunklen Grund

nach Bella vista, und von den heiligen Hallen hinüber nach der Brunnenkapelle und der Geschwisterbank. Will indeß der Wanderer nicht klassisch leben, so findet er auf der andern Seite durch die Vorstadt Alt-Kietz den Weg auf prachtvolle Wiesen und Weidenalleen, wo jetzt immer noch Heuerndte etc. was würde hier Philips angeben!

Für heute ist genug geschrieben, in meinem Leben habe ich nicht so viel als jetzt geschmiert! Morgen mehr. Gott befohlen. Der Deinige Adolph.

An Emilie Krigar Freienwalde 1. August 61.

Ist nun aus bergan und bergab mitunter auch am stillen Bach bei der Vögel Madrigal wieder ein Vormittag abgesponnen so wird von irgend einem Monte herab sachte der Heimweg angetreten. Nachgrade sind die meisten Schlangenwege und Queerstege, die rechtzeitig stallwärts leiten ziemlich ausgelernt um gegen 1 vor der Hausthür den Regensonnenschirm zuzuklappen.

Jetzt zieht sich der Weltmann um, denn vielfach bleibt man hier bis zur Dinerstunde dreckig. Man futtert nicht pelemele an einem langen Trog, die menschliche Gesellschaft gruppiert sich wie bei Schott um besondere Tische: theils unter der Laube, theils im Saal. Für die damenlosen Herren besteht ein Garcontisch, an welchem denn meine Gesellschaft gewechselt hat zwischen: Candidat, Assessor, alten Herrn mit furchtbarem Siegel-Chrysopas am Finger, und Musiker den hiesigen Apostel der Liszt-Bülow-Bachschen Schule, wie mir eigne Aeußerungen und ein leidenschaftlich-piquirt-geringschätziges Damengespräch auf Bellevue klar machten.

Mein Mittag lautet durchschnittlich auf: Brühsuppe, ab und zu mit Huhn oder Taube, (stets sehr weich gekocht), die ich mit einer wegwerfend ritterlichen Bequemlichkeit zerlege, die Du sehen müßtest. Meinen Anatomiebelustigungen zu Hause wird freilich hier entsagt, so fehlen schon überhaupt hier die kleinen Delikatessen, Kopf etc. Dann Gemüse, variiert zwischen Bohnen und Mohrrüben mit Schoten, und Braten, Kalbs-Filet- auch Rehbraten, natürlich am öftesten aber Ersterer, gleichviel, ich streife von den wenigen und nicht braunen Stücken die ich überhaupt nur esse, vorher noch die Sauce ab und sondere die Speckstücke aus, womit auch nach Rath's Ausspruch genug gethan ist. Brot esse ich zu all diesem garnicht, nur Semmel oder Milchbrod, selten eine Kartoffel. Getrunken wird natürlich Wasser. Das Tischgespräch geht selten über das gegenseitige Herausgeben auf die üblichen Zweigroschenstücke hinaus.

Ist genug auf dem Teller zurückgeblieben, wird aufgestanden, an den Hut gegriffen, neue Karaffe bestellt, aufs Zimmer gegangen und ans tägliche Bülletin pour ma soeur. Ist das fertig, dann wandelt man zu einem der beiden Briefkästen, die es hier nur giebt: trinkt danach irgendwo Soda oder wieder Zucker-

wasser — Kaffee Nachmittags habe ich so lange ich hier bin, glaube ich nur 3 mal getrunken — und wandre weiter, meist überall wieder dieselben Menschen findend, wo ich gestern schon war, oder morgen einher gehen werde. Habe ich mir zu 7 Uhr Suppe bestellt, so finde ich mich ein, nicht selten aber übergehe ich das Abendbrod ganz, und nehme höchstens ein halbes trocknes Milchbrod. Nach 7 besteige ich wohl noch manchmal den sogenannten Galgenberg hinter dem Garten, und sehe hinter Monte caprino die Sonne untergehen. Dann ists doch 8 geworden, sachte zurück aufs Zimmer, ausgeschält. Die Weste mit Uhr drin zu Häupten über die Stuhllehne gehangen, und ausgestreckt. Gott befohlen!

Adolph.

An Hermann Krigar — Freienwalde 3. Aug. 61.

Geliebte Leute!

Alles gut. Aber auch bei Euch? Hier ists jetzt nicht zu heiß, und schöne Morgen (aber fast nicht mehr ohne doppelte Strümpfe und Unterbeinkl.) und Abende. Ein mitsprechendes Moment hiesigen Aufenthalts ist allerdings dasjenige was Flügel hat. Außer der allgegenwärtigen gemeinen Fliege (musca teller Kakeraria) die Mücken und noch eine dem Menschen ungemein zugethane Stechfliege. Am schönsten Morgen und Abend ist man beständig an seine Hände, Wangen, Hals erinnert. Geschwollenes schwindet oft am 2ten Tage noch nicht. Der süße Balg könnte es hier ohne Höschen zu tragen, gar nicht durchmachen.

Adieu für heute. Der Eurige Adolph.

An Hermann Krigar

Sonntag. Freienwalde 4. Aug. 61.

Geliebten! Alles in Ordnung.

Es beginnen jetzt schon die überschnappenden Abschiedsklänge des Posthorns sich in die Potpourris der Brunnenmusik einzumengen: die Sonnengedörrten Strohdächer, verklatschten Gesichter und verknautschten Mantillen, Alles einerlei Schwarz und Schatten im Loch des Wagenfensters. Ich bin ja Gott Lob auch über den Berg! Heute wars die 18te. Gehabt Euch wohl.

Euer Adolph.

An Hermann Krigar — Freienwalde 5. Aug. 61.

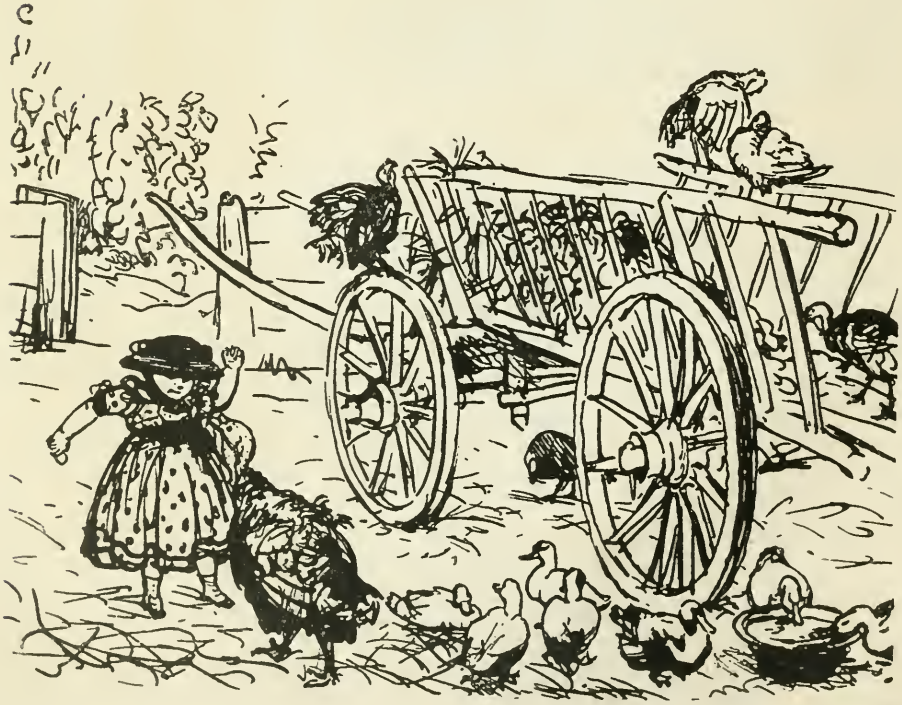
Geliebten! Alles in Ordnung. Der Himmel ist jetzt wieder wolkenlos klar mit leichtem Wind. Heute vormittag einen Gang nach Fährkrug, am Fuß der jenseitigen Berge gemacht, die ganze Breite des Oderthales hinüber durch eine herrliche alte schattige Weidenallee hindurch, rechts und links den Blick in endlose sonnige Felder, Wiesen und Gebüsche. Entgegen kommen Einem in langen

Zügen die hoch und noch mehr breit bepackten Heuwagen, wie die Maſtſchweine daherwackelnd; wären nur nicht meiſt ſolche alte ſchwache abgetriebenen Thiere davor, in dieſer üppigen Natur ein Gräuel anzuſehen. Dergl. entſinne ich mich überhaupt anders wo kaum ſo viele geſehen zu haben als hier. Auch den Menſchen hier iſt durchſchnittlich von ihrem ſchönen Getreide und fetter Milch weniger anzuſehen als ſollte. Die allgemeine Ueberſchrift heißt auch hier: Alles nach Berlin. Dagegen erweiſt ſich das Gefühlselement im Menſchen hier ſehr reich beſaitet: ich habe noch nie ſo viel greinen gehört und geſehen als hier, nicht bloß von Kindern.

Genung. Gott erhalte Euch! Wie treibts Grete? Euer Adolph.

An Emilie Krigar Freienwalde 7. Aug. 61.

Geliebten! Unſere Briefe haben ſich alſo gekreuzt. Von einem weiten Gange, auf dem ich meine Epiſtel an Euch beſorgt hatte, eben zurück, traf Euer Brief ein. Ihr Aermſten! Eure Nöthe mit Greten thun mir ordentlich nahe, ich dachte ans kleine Racker unter „Pittee's" und „Puttoo's".



ſtehts ſo! ich wünſche Euch von Herzen und ganz im Ernſt, daß die Götter baldigſt des kleinen eigenſinnigen Satans Herz und Sinn regieren mögen, daß die Reue vor ihren Augen Gnade findet: oder auch, daß ihr die Götter recht

bald das kanonische Alter verleihen mögen, in welchem obiges Regieren durch junge Birkenzweiglein gelinde bewerkstelligt werden kann.

Bis dahin bessres Gott! Adolph.

An Hermann Krigar

Diesmahl noch hat freilich vorher Materialismus mithelfen müssen, das Werk zu Stande zu bringen. Compositionell stilvoll kann erst das folgende werden. Für heute gehabt Euch wohl! Grüßt Alles schönstens. Euer Adolph.

An Hermann Krigar

Lässet Dich lieber Hermann umstehende Strebung auch wieder stylistisch unbefriedigt, so wirst Dus haben, wenn ich ganz auf die Seite der Coloristen schlage, gar nicht mehr in Styl mache. Euer Adolph.

An Hermann Krigar Freienwalde 13. August 61.

Geliebten! Alles gut.

Gestern war ich auch im Theater! Und zwar in — Preciosa. Man muß sich eigentlich so was in so was nicht ansehen. Preciosa fand für besser was sie zu singen hat zu deklamieren. Der liebste war mir der schwärmerisch verschossene junge Don Alonzo, er vergegenwärtigte mir in Physiognomie und Organ recht unsern Kunstmann. Theils hielt ich theils wartete ich nur einen Akt aus, meine Schlafstunde kam in Sicht; es war $^{1}/_{2}9$ geworden. Erst $^{1}/_{2}8$ geht hier der Vorhang auf.

Hagen ist noch nicht gekommen. Ich muß aber in möglicher Voraussicht seiner jetzt jeden Tag bis gegen 5 Nachmittag zu Hause bleiben, wie es wiederum die äußerste Zeit ist das Phantasien und Herzspann verhütende Bülletin für Milly in den oder jenen Kasten zu spedieren. Hinterlassen wo ich zu finden sein würde kann ich auch nicht; ich kann selber nie wissen, wo ich bis zu Abend überall hingerathen werde. Gehabt Euch wohl. Euer Adolph.

***

Azolla oder das Innenleben der Pflanzen/ von R. Francé

Ich kann von keinem meiner Leser voraussetzen, daß er weiß, was Azolla ist. Es scheint auch völlig unnütz, das zu wissen. Azolla ist eine ganz unansehnliche, wie ein Moos aussehende Wasserpflanze, die in den Teichen von Patagonien, Kalifornien, am Weißen Nil, in Mexiko, Venezuela und sonstigen exotischen Ländern schwimmt, weder schön, noch zu irgend etwas nütze ist. Nicht einmal für den Naturforscher, diesem sonderbarsten Typus des modernen Menschen, der die Ideale mönchischer Weltabgewandtheit mit einem neuen Inhalt zu erfüllen wußte, nicht einmal für diesen Sonderling, der eine ganz andere Rangordnung des „Interessanten" hat als seine Mitwelt, ist dieses Pflänzchen besonders interessant. Es ist nur eines der vielen, das „Anpassungen" hervorgebracht hat. So sehr kann ein Übermaß von Wundern abstumpfen. Wir Naturforscher wandeln in Zaubergärten, zwischen Fallgruben des Verstandes, auf messerschneideschmalen Graten der Möglichkeiten, und das alles mit der gleichgültigen Gemütsruhe, die man durch Gewöhnung erlangt. Jeder, der zu uns zu Besuch kommt, verläßt unsere Welt bestürzt, aufgeregt, verwirrt und empört über unsere ihm unbegreifliche Stumpfheit all dem Unerhörten gegenüber, von dem er uns umgeben sah. Er weiß nicht, daß man zugrunde gehen müßte, wollte man sich wirklich und dauernd den Gefühlen hingeben, die der vertraute Umgang mit der, durch Wissenschaft zum Reden gezwungenen Natur stündlich herausfordert.

Ich muß dies alles vorausschicken, um den Hintergrund zu malen, auf dem sich die Anpassungen von Azolla nicht so außerordentlich und einzigartig ausnehmen, wie es sonst den Anschein hätte.

Diese Pflanze ist ein Epigone längst vergangener, altertümlicher Pflanzengeschlechter, die noch nicht imstande waren, eine Blume hervorzubringen, sondern einen grotesken und ganz unwahrscheinlichen Weg einschlugen, um den Trieb zu befriedigen, von dem unsere lyrische Dichtung, ja das Schönste und Feinste unserer Geistigkeit lebt. In der Steinkohle finden sich Reste und Abdrücke, aus denen man die Überzeugung gewonnen hat, daß Azolla schon damals in den Sumpfwäldern seine grünen Moosblätter breitete. Schon der Gedanke allein ist grotesk, eine Pflanze vor sich zu haben, die in gleicher Form schon lebte, lange bevor es Menschen gab. Noch absonderlicher aber war und ist die Lebensweise dieser Urweltlichen. Sie leben in zwei Gestalten. Einmal so wie wir sie jederzeit im Aquarium aller botanischen Gärten sehen können, denn dort wird ihnen ihrer Besonderheiten halber gerne ein Plätzchen eingeräumt. In diesem Zustand sind sie uninteressant. Passiv hingegeben an ihr Leben ruhen sie auf dem Wasser. Aber diese scheinbare Ruhe spiegelt nur dem oberflächlichen Betrachter vor, daß die Pflanze leblos sei. In Wirklichkeit ist in jedem Gewächs

eine Geschäftigkeit wie in einer großen Fabrik; nur sind unsere Sinne zu stumpf, um jeden Schritt des Werdens und der Arbeit in ihr einzeln wahrzunehmen. Wir sehen nur das Endergebnis: das Blatt, die Knospe, die Blume, die Frucht. Azolla überrascht uns eines Morgens damit, daß sie an manchen Blättern Kapseln treibt, große, sitzende und kleinere an langen Stielen. Und von diesem Augenblick an vollziehen sich, wenn auch in ganz winzigen Dimensionen, auf dem Raum eines großen Stecknadelkopfes wahrhaft phantastische Ereignisse. Der Fachmann gibt kühl seinen Kommentar: Azolla sei ein Wasserfarnkraut, pflanze sich also durch Sporen fort. In den großen Kapseln entstehen die Großsporen, aus denen sich Pflanzen mit weiblichen Geschlechtsteilen entwickeln. Aus den kleinen Kapseln brechen zahlreiche Kleinsporen hervor, aus denen sich männliche Pflanzen bilden. Nach der erfolgten wechselseitigen Befruchtung entstehen geschlechtslose Embryonen, die zu den sporentragenden Pflanzen auswachsen.

In dieser Form erzählt, vermag das Leben von Azolla allerdings niemanden zu besonderer Beachtung anzueifern. Dagegen versetzen die Einzelheiten dieser Vorgänge den Beobachter, der sie zum erstenmal sieht, in atemlose Spannung. Die Kleinsporen sind gar seltsame Dinger. Sie sehen aus wie ein winziges Ei, erfüllt mit noch winzigeren Kugeln und umhüllt von einer derben Haut, die über und über besetzt ist mit allerkleinsten Ankerhaken. So treiben sie wie kleine Piratenboote auf den ruhigen Wassern einher und harren des Kommenden. Das läßt nicht lange auf sich warten, denn auch in den Großsporen wirkt das Leben sein köstlich Werk. In ihnen liegt auch ein Körnchen, das wie ein Ei anzusehen ist. Darum spannt sich eine derbe, holzige Hülle, aus der Höcker hervorwachsen, und an ihnen feine Fäden, so zahlreich, daß sich ein Teil der Sporenwand mit einem zottigen Pelzchen umkleidet. Der andere Teil vollführt noch Fremdartigeres. Es entstehen drei oder neun große, lufterfüllte Säcke. Und in dem Maße als sie heranwachsen, erhebt sich die Großspore, die, nachdem sie von der Mutterpflanze abgefallen, wie ein reifer Apfel auf den Boden des Teiches hinabgesunken war. Sie treibt nun langsam aufwärts. Die Luftsäcke erhalten sie schwimmend. Von da ab drängen sich die Ereignisse. Oben am Wasserspiegel kreuzen zu Hunderten und Tausenden die Kleinsporen mit ihren Enterhaken. Kaum taucht eine zottige Großspore auf, wird sie auch schon von dem ersten sie begegnenden Kleinsporenschiff gekapert. Bald ist sie unzertrennlich umschlossen von den kleinen Fahrzeugen, in denen die Kleinsporen nun auf einmal zum Leben erwachen. An drei Stellen reißt ihre Wand auf und heraus drängt sich ein winziges Höckerchen. Aus dem aber entschlüpfen acht — Infusorien. Acht kleine, fadenförmige Wesen, die flink wie Schlangen das Wasser durcheilen, geschäftig umherschlüpfen und stürmisch nach den Großsporen drängen. Man müßte sie für Tiere, für Infusorien halten, wüßte man nicht, daß es die Samenfäden der Azolla sind. Sie wollen das Ei befruchten, das in der jetzt geöffneten

Großspore in einem kleinen Krüglein ruht, dessen Flaschenhals eine feine Säure entsendet als Lockung und Wegweiser für die schwärmenden Samenfäden. Schon irrlichtert einer in der Nähe; mit einer jähen, gierigen Wendung stürzt er sich in den Krug und verschmilzt mit dem Ei. Die Befruchtung ist geschehen. Eine neue Pflanze entsprießt dieser Zeugung, ein regelrechter Wasserfarn entkeimt dem befruchteten Ei, der seine Blätter breitet, stumm und still wächst, als ob er nicht voll des quellendsten Lebens wäre, der aber dann wieder Sporen auswirft und des Lebens Kreis von neuem in die Jahrhunderte zeichnet, vom Steinkohlenalter bis in ferne Gezeiten, die kein Mensch zu ermessen vermag.

Azolla beladet den Denker mit einem niederdrückend schweren Bündel allerernstester Fragen. Was ist diese Pflanze, die so unsagbar zweckmäßig zu handeln weiß, oder, da sie keine Ausnahme, sondern nur ein Beispiel unter vielen ist: was ist die Pflanze eigentlich für ein Wesen? Was ist das für ein Leben, das aus ihr spricht? Sie hat doch kein Gehirn, daß sie es ermessen und berechnen könnte, daß sie ihre zweierlei Sporen am besten dann zusammenführt, wenn sie die einen mit einem Fadenfilz, die anderen mit Enterhaken ausstattet; wie kann sie es denn wissen, daß mit Luft gefüllte Bojen die schwere Großspore schwimmend erhalten werden? Woher kam ihr die Erleuchtung, daß die Samenfäden Bewegungsfäden haben müssen, um zu dem Ei zu gelangen? Wie hat sie es erfahren, daß man durch saure Stoffe die Samenfäden anlocken kann? Und wie merken diese das Saure? Haben sie denn Geschmack?

Das ist das Problem des pflanzlichen Innenlebens! Das sind auch die wichtigsten Fragen moderner Pflanzenkunde. Und ihretwegen ist Botanik wieder einmal eine der anziehendsten Beschäftigungen, denen sich ein Mensch von geistigen Interessen zuwenden kann. Versteht man es nun, was ich vorhin Fallgruben des Verstandes nannte?

Es ist vor allem bewundernswert, daß es noch nicht mehr Botanikern so ging, wie dem alten, biederen Swammerdam, der Anno 1675, nachdem er viele Jahre lang mit dem Mikroskop und dem Seziermesser geforscht, auf einmal seine Bücher verbrannt und seine Apparate zerschlagen haben soll, weil ihn ein Grauen anging und die Angst, daß er Dinge getan, die dem Menschen nicht erlaubt sind. Wir haben diese fromme Bescheidenheit verloren, sind aber hart bestraft worden dafür. In ein Meer der Zweifel gestoßen, in der schrecklichen Lage in der Weltennacht nirgends Licht zu sehen, als immer nur eine Spanne weit um unsere nächsten Gedanken, haben wir doch den titanenhaften Trotz, mit dem kleinen Menschenkopf alles zu durchdringen, was unsere Sinne staunend fragen. Wer mag sich also wundern, daß es hundert Versuche gibt, die Rätselfragen der Pflanze, die wir so leicht hinschreiben, zu deuten, aber nicht eine Antwort, die in uns den Triumph des entscheidenden Sieges erwecken würde.

Indem wir 1500 Pflanzenforscher, die es in unserer Generation gibt, an noch

vielmehr tausend Pflanzen stets die gleichen Fragen aufwarfen, die uns die verachtete kleine Azolla vor die Füße rollte, haben wir ein Großes erreicht: das bittere Gefühl, daß wir die Pflanze noch nicht kennen. Aber die Überzeugung des Nichtswissens soll ja der Anfang aller Weisheit sein. Wir sehen wenigstens eine Frage dort, wo unsere Vorgänger befriedigt waren, wenn sie den unbekannten Dingen einen Namen geben konnten. Es ist uns klar geworden, daß in der Pflanze etwas Unfaßbares, ein unaussprechlich Bedeutsames, Geheimnisvolles, vom Weltenurgrund Redendes steckt. Der Botaniker von heute braucht einen Denkerkopf, sonst beherrscht er sein Wissen nicht mehr.

Soviel darf man mit gutem Gewissen als das allgemein Erreichte und Anerkannte ausgeben. Es gibt ein Innenleben der Pflanze ebensogut, wie es eines der Tiere und des Menschen gibt.

Von da ab jedoch kann ich nur noch mehr von meinen persönlichen Überzeugungen und Sonderansichten sprechen, denn in der Erklärung dieses Innenlebens sind wir Botaniker wahrlich nicht einig.

Was kann man angesichts einer solchen Aufgabe überhaupt tun? Man kann an ihrer Lösbarkeit verzweifeln; man kann Möglichkeiten ergrübeln und Phantasieflüge unternehmen und man kann auch das Schwierigste wählen: mit unverdrossener Geduld die hundert und tausend unerklärlichen Dinge und ihre Fragwürdigkeiten aufzeichnen, um dadurch Anhaltspunkte zu bekommen, ob sich nicht Regeln, Übereinstimmungen, Vergleiche gewinnen lassen, durch die das große Unbekannte ein wenig unbekannter wird. Man hat alle drei Wege begangen. Am hartnäckigsten und liebsten hat man das Tor der Metaphysik, des Unerforschlichen dort aufgerichtet, wo das gewohnte Denken versagte. Es ist so bequem und gibt so leicht den Schein edler Würde, sich demutsvoll vor dem unserem Geist scheinbar nicht Zugänglichen zu neigen mit dem Goethewort von der stummen Verehrung des Unerforschlichen. Aber die Geschichte der Menschheit besteht aus dem Kampfe zwischen jenen, die glauben an den Grenzen alles Erreichbaren zu stehen und jenen, die neue ferne Küsten vor sich sehen. Das gilt vom Größten bis hinab in die kleinste Einzelheit.

Und wir Menschen bauen immer lieber Flugmaschinen, um das Meer unserer Sehnsüchte zu überfliegen, statt uns darauf zu besinnen, daß man es auch durchrudern kann. Wie viel Anläufe hat man genommen, um mit kühnem Gedankenflug sich über unser Nichtwissen zu erheben! Aber die Wahrheit kann nicht erstürmt, sie kann nicht vergewaltigt, sondern nur erarbeitet werden. Und diese zähe, fast hoffnungslose Naturforscherarbeit im Laboratorium ist nun endlich auch am Werke, die den übermenschlichen Mut aufbringt, zu wissen, daß sie nicht, daß vielleicht keiner ihrer Nachfahren die Antwort auf ihre Fragen finden wird und die dennoch ihre Pflicht tut und geduldig die sich stets von neuem schlingenden Fäden entwirrt. Das ist das Pathos der Naturforschung, das seinen Dichter noch nicht gefunden hat.

Ich will nun von den Hoffnungen und Möglichkeiten sprechen, denen die Erforscher des Innenlebens der Pflanze ins Auge schauen. Es winkt ihnen die Hoffnung, durch Vergleiche und Ähnlichkeiten die stumme Pflanze doch beredt zu machen. Sie ist ja nicht ohne Sprache, nur wir sind so ungeschickt in ihrem Verständnis. Die Pflanze bewegt sich und das gibt uns die Möglichkeit, uns mit ihr zu verständigen, so wie man es mit Taubstummen gelernt hat. Sie bewegt ihre Blätter, sie regt leise ihre Blumen und die vielgestaltigen Organe darin, sie steht mit den Wurzeln nicht still für den Geduldigen, der sich ebenso viel Zeit nimmt, wie die ruhig zuwartende Pflanze hat. So wie die Landschaft eine andere ist gegenüber dem Duft und den kühlen, zarten Umrissen des Morgens, wenn wir sie im satten, überreifen, warmen Licht des Spätnachmittags durchwandern, so ändert sich auch an der Pflanze trotz ihrer scheinbaren Unbeweglichkeit schon binnen einem Tag so viel, daß sie den Forscher verwirrt mit dem Übermaß dessen, was ihre leisen Bewegungen ihm sagen.

Das ist seine Methodik. An das Gewächs Fragen stellen durch Ungewohntes, das er ihr antut, durch Lebensgefahr, in die er sie bringt, und dann ihre Bewegungen, durch die sie sich der Drohung erwehrt, dem Tode entgeht, vergleichen mit denen von Tieren und Menschen in gleicher Lage. Sind sie im Wesen gleich, schließt er auf gleiche Ursachen. Es ist eine barbarische, rohe Methode, aber wir haben keine andere. So ist in den letzten Jahren eine Vivisektion an Pflanzen entstanden. Durch sie wurde eine Summe von Eigenschaften erkannt, die wir Menschen mit den Pflanzen gemeinsam haben. Das klingt wie ein barocker Scherz, aber der Ernst des Lebens ist nicht anders. Daß wir es sogar nicht glauben wollen, daß Leben sich auch andere Formen schaffen kann als die der ungefiederten Vögel des Aristophanes, ist noch immer ein Nachhall des anthropozentrischen Wahnes, dem es so gut gefiel, daß die Welt unseretwegen da sei. Es ist auch schwer, sich von einem so entzückenden Gedanken zu trennen.

Die Naturforscher sind also unter die Dichter gegangen und vergleichen die Blume mit dem schönen Kind, dessen Busen sie schmückt. Nur ist ihre Redeweise unpoetisch, denn sie blicken unter die Haut. Nicht das Liebliche vergleichen sie, sondern die Tatsache, daß beide aus gleichem Stoff bestehen. Daß beide in Organe gegliedert, im Wesen gleich atmen, sich ernähren, sich vermehren, im Wesen gleich durch Sinnestätigkeit mit Sinnesorganen erregt, ihre Erregung in Handlungen von wesensgleicher Nützlichkeit umsetzen. Der unhöfliche Naturforscher gibt uns Einzelheiten preis, die jede Dame abscheulich finden wird, die aber wie mächtige Blitze das Dunkel unserer Frage durchleuchten. Die Nerventätigkeit des Menschen ist an Zeit gebunden und von elektrischen Strömen begleitet. Der Erregungsvorgang der Pflanze ist an Zeit gebunden und verläuft unter elektrischen Erscheinungen. Alkohol lähmt die Zwecktätigkeit des Menschen, Chloroform macht ihn bewußtlos. Alkohol hat Pflanzen zu unzweckmäßigen Be-

wegungen gebracht; mit Chloroform kann man sie narkotisieren. Die Gehirn- und Nervenzellen der Menschen können schwache Reize summieren. Die Pflanze hat die gleiche Eigenschaft. Der Mensch ist für Reize empfindlich, die nur Bruchteile einer Sekunde dauern. Die Pflanze antwortete auf Reizung, die nur $^1/_{1000}$ Sekunde anhielt. Die Pflanze kann ermüden, die Pflanze kann Farben unterscheiden, sie kann sich an Reize gewöhnen, sie kann „lernen", die wichtigsten Gesetze der Menschenseele sind auch für sie gültig.

Da hat man in Umrissen die Möglichkeit solcher Vergleiche und einiges Wesentliche, was die neueren Pflanzenforscher mit unsäglicher Geduld und fabelhaft scharfsinnigen und feinen Methoden aus dem Innenleben der Pflanze sicherstellten.

Ist nun das große Geheimnis, das unsere Azolla umwittert, faßbarer, weil wir ein Recht gewonnen haben, bei der Pflanze von seelischen Eigenschaften zu sprechen? Ja und Nein. Es ist dadurch mitten in den Bereich der Natur gestellt, oder resignierter gesagt: es ist uns nicht mehr aber auch nicht weniger fremd und vertraut geworden als das Unbegreifliche, daß wir da sind. Was weiß ich über mich selbst? Cogito, ergo sum. Bei Licht betrachtet, glaube ich es nur zu wissen, daß ich es wissen kann, da zu sein. Und bei den Mitmenschen, den Tieren, den Pflanzen schwankt die Ähnlichkeit zu meinem Glauben immer mehr, je weniger ihr Bild dem meinen gleicht. Wir haben wohl jetzt die Sicherheit gewonnen, daß wir Menschen mit den Pflanzen im Psychischen wesensverwandt sind, aber welche Möglichkeiten bleiben dennoch offen? Muß nicht das Psychische in der Pflanze so ganz anders wirken, weil doch ihre Organisation, ihre Lebensweise, ihre Erfahrungen ganz andere sind! Jeder von uns ist das Produkt seines Lebensganges und darum ist diese ungeheure Mannigfaltigkeit der Menschenseelen da, welche die Dramatiker nie ausschöpfen werden. Welche andere Welten aber sind denn möglich, wenn sich die Gewalten des Himmels und der Erde teils feineren, teils stumpferen Sinnen so ganz anders offenbaren als es sich ein Mensch vorstellen kann! Uns fehlt das Vorstellungsvermögen dazu. Was nützt es, hier wieder der Phantasie die Flügel spannen zu lassen? Auch das muß erarbeitet werden. Und kann es vielleicht nie werden. Die Anpassungen der Pflanzen sind so wunderbar, so unerhört, daß das Wenige, was wir von Azolla hörten, kaum als Kostprobe bezeichnet werden darf. Ein wunderliches Gemisch von höchsten und allereinfachsten Eigenschaften — so spiegelt sich heute, nachdem ich zehn Jahre daran gearbeitet habe, das Innenleben der Pflanzen in meinem Kopfe. Vielleicht, ja wahrscheinlich werde ich umlernen müssen, weil alles noch viel komplizierter und unglaublicher ist, als ich es heute glaube.

Was ich da preisgebe, das ist der Weg der Wissenschaft überhaupt. Stets zieht sie so dahin, von Zweifeln gepeinigt, frohlockend über Erkenntnisse von größter Tragweite und geschüttelt von Ahnungen bangemachender Kühnheit.

***

Der wahre Shakespeare*/ von Moritz Heimann

Cursed be he, who moves my bones.

ie Baconianer sind allmählich verstummt; aber, einmal aufgestört, kommt Shakespeares Gebein, dem Fluche in seiner Grabschrift zum Trotz, nicht mehr zur Ruhe; und es dringen neue Stimmen auf Gehör, daß wir einen falschen Totenhügel verehrten. Der darin modere, sei keine Wallfahrt wert, auf dem Thron in Avalun aber sitze ein geflickter Lumpenkönig, den von dem angemaßten Platz zu weisen und den echten Prinzen hinaufzuführen, endlich an der Zeit sei. Wer war Shakespeare? wenn nicht der freie Schauspieler aus Stratford noch jener berühmte Herold der Induktion, der sicherlich den im schönen Wahnsinn himmel- und erdwärts blitzenden Dichteraugen keinen methodischen Wert beimaß.

Die sonderbarste aller Antworten auf diese ohnehin sonderbare Frage gibt Peter Alvor; er zerschlägt den Shakespeare, wie der Homer zerschlagen wurde, und hat zwei Prätendenten bei der Hand: zwei Grafen vom Hofe der Elisabeth, Rutland und Southampton, den einen als Dichter der Komödien, den andern als Verfasser der Tragödien; — und um die Verwirrung noch größer zu machen, teilt er dem Komödiendichter doch den Hamlet und „Maß für Maß" zu und noch einiges von der sinistern Art.

Das scheint auf den ersten Blick freilich absurd und wird von unserm Gefühl so entschieden zurückgestoßen, daß wir auch vor allen seinen Gründen die Augen schlössen, wenn diese Gründe nicht in eine andere Hand und weniger abenteuerliche Kombination geraten wären. Es ist Karl Bleibtreu, der sie übernommen und erweitert und zu einem strategisch mehr Erfolg versprechenden Aufmarsch geordnet hat. Kein Zweifel, daß es nun ohne Berserkergebärden nicht abgeht. Das Stratforder Subjekt bekommt die Karbatsche und wird zu einem Sharper mit x, weil es gemeinerweise die berühmten Dramen zu dichten einem andern überließ. Habemus papam; Graf Rutland hat sie gedichtet, sie alle, comedies, histories und tragedies.

Ich weiß von diesen Dingen nicht mehr, als was ich hier und da, recht zufällig, in allerlei populären Büchern aufgetischt bekam; gegen Gründe bin ich vollkommen wehrlos, und mir scheint, daß Bleibtreu so gute Gründe habe wie der Professor. Wenn ich die These glaubte, würde ich auch alle ihre Beweise glauben; und wenn ich erst die Beweise glaube, macht mir Psychologie, die stets bereite, das Quiproquo auch

* Der wahre Shakespeare; von Karl Bleibtreu; bei Georg Müller in München 1907. Das neue Shakespeare-Evangelium; von Peter Alvor; bei Georg Herrmann in München. Shakespeare, eine kritische Studie; von Leo N. Tolstoj; bei Adolf Sponholtz in Hannover 1906. (Dieses Buch enthält den Essai von Ernest Crosby „über die Stellung Shakespeares zu den arbeitenden Klassen".)

verständlich. Daß die Shakespeareschen Dramen an unmittelbaren politischen Beziehungen zur Zeitgeschichte reich sind, steht außer dem Zweifel; die Verschwörer um Essex ließen sich Richard II. vorspielen, ehe sie losschlugen. Wenn Graf Rutland, der zu ihnen gehörte, der Dichter war, ist es nicht schwer, sich dareinzufinden, daß er Ursache hatte, seine Autorschaft heimlich zu halten und überzeugt zu sein, daß seine Kontrebande von dem Wimpel des niedrig gepflanzten Schauspielers gut gedeckt war. Wenn er der Dichter war —! Aber einmal angenommen, daß alles das, was gegen den Roturier von Stratford bekanntermaßen eingewendet ist, überall Gewicht hat, dann ist Rutland kein schlechter Kandidat. Von ihm braucht man es nicht erst mit Scharfsinn wahrscheinlich oder wünschenswert zu machen, daß er in Italien gewesen sei und seine erstaunlich wahren, wunderbar gegenwärtlichen Gemälde der südlichen Natur und Leidenschaft aus der körperlichen Anschauung geholt habe. Rutland trug noch in späteren Jahren den Namen des „Studenten von Padua"; er hatte dort studiert; dort spielt der Widerspenstigen Zähmung, obgleich die Quelle Athen angibt. Er kannte Juliens Verona und den Rialto; er war mit Essex auf den Azoren, das ist die Lokalität des Sturms. Er war in Frankreich, und hat in Dänemark zechen gesehen und die Herren Rosenkrantz und Güldenstern wieder getroffen, die er schon von der Universität, von Padua her kannte. Von 1601 bis 1603 saß er, wegen der Teilnahme an den Umtrieben des Essex, im Kerker, und während dieser Zeit erschien, bei einigermaßen willfähriger Chronologie, kein Drama von Shakespeare, dann aber die ganz schweren, feuergoldnen. Rutland starb im Jahre 1612, und danach tat der Schwan vom Avon den Mund nicht wieder auf; sondern der Schauspieler führte noch ein paar Jahre das Leben eines zur Ruhe gesetzten Rentners, trank, prozessierte und kümmerte sich weder um seinen Ruhm noch um sein Werk.

Alles dieses beunruhigt, wer wollte es leugnen! Im Lichte von einem Dutzend Tatsachen und Zusammenhängen obiger Art bekommen noch viele Tatsachen und Zusammenhänge aus der Biographie sowohl des Stratforders wie des Grafen Rutland und aus der Geschichte ein verdächtiges Aussehen. Fast ist uns zumute, als drängte sich uns etwas auf, dessen wir nicht bedürfen und wonach wir nie verlangten. Was soll uns, außer für neugierige und träge Stunden, der papierene Mann, wo wir das Werk besitzen! Alles Geniale, ja alles Positive ist anonym; persönlich ist nur, was am schnellsten verzehrt wird: die Arbeit. Wenn man uns jeden Tag im Leben Goethes aufrechnet, gelingt es doch nicht, ihn zu einer historischen Persönlichkeit zu machen: er wird eine mythische. Wie gleichgültig sind uns die Namen der großen Baumeister, wie unwirksam die Biographien der großen Musiker! Und wenn eine indiskrete Zeit die Öffentlichkeit des privaten Lebens eines großen Künstlers bis zu dem unerträglichen Exzeß in Richard Wagner treibt, so bleibt dem Genius, um seine wahre Absicht nicht verborgen zu halten, die tiefsinnige Rache, Bruckners Gestalt verschwinden zu machen und in einen Gnomen zu verwandeln.

Indessen, so gewiß es Fragen gibt, die besser nie gestellt wären, so gewiß kann man sich ihrer Beantwortung nicht entziehen, sobald sie einmal gestellt sind. Dieses gilt für alles Mythische, es gilt auch für Shakespeare.

Ich wage es nicht im mindesten, sie zu beantworten; aber es ist schon genug, daß ich gezwungen bin, mit ihr zu spielen. Obwohl wir es mit dem Individuum zu tun haben, das ist: mit dem einen der zwei irrationalen Gebiete, wo alle Flöten klingen und alle Beweise schweigen, glaube ich abwechselnd den Beweisen Bleibtreus und denen des Professors. Ich setze abwechselnd den bürgerlichen Stratforder Schauspieler und den Kavalier vom größten Schnitt, den Juristen, Soldaten und Politiker, vor die sechsunddreißig Dramen; und siehe da! ich spüre sie je nach dem Vorzeichen verwandelt. Sie sind wie eine Geheimschrift, die man nach zwei Schlüsseln in zwei Weisen lesen kann. Rutland wurde fünfunddreißig, der Schauspieler Shakespeare zweiundfünfzig Jahre alt. Ein Mann, der mit fünfunddreißig stirbt, ist auf jedem Punkt seines Lebens — ein Mann, der mit fünfunddreißig stirbt. Wir wissen es freilich nur nachher, und bloß in ein paar groben Fällen auch vorher. Das ist das, was Goethe die Entelechie nennt. Man sollte einmal die Repräsentanten des Menschengeschlechts nach ihrer Lebenszeit zusammenstellen und versuchen, ob sich Gruppen von einiger Ähnlichkeit der Komplexion bilden lassen. Dann würde Rutland neben Raffael und Mozart zu stehen kommen, der Stratforder nicht weit von Beethoven und Luther. Shakespeare, der Dichter, würde in dem einen Fall zu den seraphischen, im andern zu den vom Erdgeist inspirierten Geistern gehören; jene die schlanken, beschwingten, leicht wandelnden; diese die gedrungenen, kurzhalsig-leidenschaftlichen und nüchternbesessenen. Lese ich Shakespeare mit jenem Vorzeichen, so fließt er feuriger und verführt; lese ich ihn mit diesem, so steht er fester und entdeckt.

Das ist nun kaum noch ein Spiel, sondern trägt Bedenken bis ins Einzelne der Werke. Shakespeares despektierliche Stellung zum Volke und gemeinen Mann — keine Nebensache für das Jahr 1900 — ist von einem englischen Kritiker, Ernest Crosby, untersucht und als ein mürber Ast vom Baum geschlagen worden. Sie verliert an prinzipieller Bedeutung, wenn der Dichter ein Aristokrat, ein Befangener war und nicht der Künstler an sich, der vor allen freie Mensch; und für diesen Punkt des Shakespearischen Problems ist eine Entscheidung um so wichtiger, als an die englische Studie Tolstoj seinen Angriff auf Shakespeare angegliedert hat. „Der eine Bruder brach Töpfe, der andere Krüge. Verderbliche Wirtschaft." Tolstoj zielt nicht auf den Namen, er zielt auf das Herz. Nicht mehr: wer war Shakespeare? lautet die Frage, sondern: wer ist Shakespeare?

Er ist nach Bleibtreu der höchste moralische Schriftsteller, nach Tolstoj ein bis zur Talentlosigkeit unmoralischer, „trivial und geradezu schlecht". Bleibtreu behauptet sein Diktum; Tolstoj beweist das seinige in einer genauen Untersuchung

des „Lear"; und auch in diesem Falle würde ich den Beweis glauben, wenn ich nur erst die These glaubte.

Man hat sich gewöhnt, Tolstoj in derlei Fragen mit einer Handbewegung als alten Mann beiseite zu schieben. Aber er ist noch heute derselbe Mann, Dichter und Denker, der er immer war. Schon zu den Zeiten von Anna Karenina war es Moral, daß ein Ehebrecher Zahnschmerzen bekam; und als Greis bewies er seine ungeschwächte künstlerische Kraft, nicht nur in der „Auferstehung", sondern in der Knappheit, Treffsicherheit und Disponiertheit jeder seiner Äußerungen, welches Gebiet sie auch immer angehen mögen. Der Vorwurf der Senilität, der Tolstoj gemacht wurde, wird vollends zur Leichtfertigkeit, die Schwäche verrät, wenn man Tolstojs Meinung über Shakespeare zwar erst jetzt veröffentlicht sieht, aber erfährt, daß sie durch sein ganzes Leben, vom ersten Tage seiner Bekanntschaft mit dem Dichter an, in ihm lebendig gewesen und durch keine Nachprüfung erschüttert sei. Tolstoj ist zu groß, als daß mit dieser Tatsache nur über ihn etwas ausgesagt wäre; sie sagt uns auch etwas über Shakespeare. Der Fisch Tolstoj kann nicht schwimmen in dem Meere Shakespeare; aber der Fisch Shakespeare kann auch nicht schwimmen in dem Strom Tolstoj.

Vergessen wir nicht, daß der Ruhm Shakespeares so ganz unangefochten ja nicht war. Von Voltaire bis Bernhard Shaw gab es entschiedene Zweifel. Als Schlegel übersetzte, mußte Novalis bekennen: „Shakespeare ist mir dunkler als Griechenland", und „den Spaß des Aristophanes verstehe ich, aber den Shakespeares noch lang' nicht"; später muß er ihn verstanden haben, aber nicht zu seinem großen Vergnügen, denn er gibt die sonderbare Erklärung ab: „Shakespeares Werke und Gedichte gleichen ganz der Boccazischen und Cervantesschen Prosa, ebenso gründlich, elegant, nett, pedantisch und vollständig." Nietzsche wiederum, den man mit Novalis in Geistesverwandtschaft gesetzt hat, war geneigt, Shakespeare den Mangel dieser ihm von Novalis zugeschriebenen Eigenschaften so anzurechnen, daß er ihn hinter die französischen Tragiker zurücksetzte. Die Wahrheit ist also: daß Shakespeares Werke der skeptischen Analyse in der Tat nicht standhalten, wohl aber der gläubigen: und darin verhalten sie sich, wie alles menschliche Gefühl und Wesen, das für eine ganz bestimmte ungläubige Form von Untersuchung sogar seine Vorhandenheit verliert.

Es ist sehr gut, daß nichts Menschliches auf dieser Erde feststeht, auch nicht Shakespeare. Mit unvergleichlicher Naivität und Grazie hat Goethe seine Befriedigung über Wolffs Zertrümmerung des Homer eingestanden: ein uneinnehmbarer Ruhm schien ihm aus dem Wege und der Wettkampf leichter. Aber auch eine tiefere Befriedigung über die Unvollkommenheit des Irdischen ist möglich. Wer hat es nicht erlebt, daß die Unzulänglichkeiten, Schwächen und Lügen bedeutender und geliebter Menschen ihn nicht in Verzweiflung gebracht hätten! Wir sehen diese Erfahrung auf uns zukommen; wir drücken uns an ihr vorbei;

endlich müssen wir ihr stehen, und da scheint die ganze Erde zu wanken. Dann werden wir gleichgültig, falsch nachsichtig, bequem und politisch, — oder wir erleben die Stunde, wo uns die Unvollkommenheit der Erscheinungen das Ideal beweist! Nicht anders setzt uns oft der Genius in Unruhe. Wir wehren uns dagegen und eifern dagegen, Fehler an ihm zu sehen, bis wir durch diese Fehler wie durch ein Teleskop die Kunst selbst in ihrer makellosen Höhe thronen sehen. Auch das ist nicht selten, daß uns ein großer Künstler vor der Kunst steht und sie verdeckt und wir ihn wegschieben oder lernen müssen, ihn richtig zu verehren, nachdem wir ihn falsch verehrt haben.

„. . . . Wenn aber die Ehre des Halbgotts und der Seinen verweht und selber sein Angesicht der Höchste wendet darob, daß nirgend ein Unsterbliches mehr ist am Himmel zu sehen oder auf grüner Erde, was ist dies? Es ist der Wurf des Säemanns, wenn er faßt mit der Schaufel den Weizen, ihm fällt die Schale vor den Füßen, aber ans Ende kommet das Korn."

In Tolstojs Darstellung ist Lear ein Gewebe von Wahnsinn. Aber Tolstojs Darstellung ist ganz ehrlich, ganz vorurteilslos. Sehen wir jedoch den Lear auf der Bühne, so sind wir hingerissen, nicht nur von der augenfälligen und symbolisch aufrührenden Schönheit der Kontraste, sondern von der Wahrheit des Gedichtes, die die Wahrheit des Märchens und der Musik ist. Woher kommt dieser Widerspruch zwischen der dialektischen und der naiven Prüfung? Wer Worte macht, ist ein Betrachter; in ihm will der Zusammenhang der Dinge offenbar werden. Er deckt die Kausalität auf; aber er kann das nur auf Grund der Fiktion und des Wunsches und des schwachen Scheins von Wahrheit, daß er, als Betrachter, außerhalb der Kausalität steht. So ist er der Gegensatz zum handelnden Menschen. Und nur der betrachtende Mensch kennt Versöhnung, Frieden und Übereinkunft. Der Handelnde ist, als reine Einzelheit, wahnsinnig. Dieses gibt Shakespeare, diesen Wahnsinn als das Grundelement der Handlungen. Tolstoj hat es richtig erkannt, aber er weiß es nicht zu bewundern. Während alle anderen Dichter der neueren Zeit sich selbst, den Betrachtenden, ins Werk hineinfiltrieren, ist Shakespeare der Einzige, der sich nicht hineinmischt.

Daß nur der Aktive als Wahnsinniger und der Wahnsinnige als Aktiver im eigentlichen Sinne poetisch sind, müßte auch Tolstoj zugeben, wenn er sich selbst nicht eigensinnig und falsch interpretierte. Gerade in Tolstoj haben wir das Dilemma des heutigen Dichters deutlich gesehen: insofern er ein Künstler ist, will er die Welt, wie sie ist; insofern er einen Willen hat, wünscht er sie einem Ziel zugekehrt, und das heißt: vereinfacht und verarmt. Er will ein Ziel, und ihm graut doch vor dem Ziel, das nur erstrebt den Künstler reizt, erreicht aber die Künste aufhebt. Die Paradoxie, als welche das sigillum veritatis ist, reicht vielleicht noch tiefer, und der Moralist im Künstler wäre dann nur das Zerrbild des unwirschen, unnützen, unsozialen Kindes im Künstler, das nicht mitun will. Der Dichter-

instinkt in Tolstoj, stärker als jeder andere — denn Tolstoj ist als Moralist von geringem Rang, er überwindet das Material nicht, er bringt es nur bis zum Pädagogischen darin — läßt ihn den Fürsten Nechludow in der „Auferstehung" durch den ganzen Wahn- und Unsinn der bestehenden sozialen Welt und in sein neues Leben nur ein paar Schritte hinter der äußersten Schwelle führen; ganz so wie Dostojewski seinen Raskolnikow nur durch Hölle und Fegefeuer, aber nicht ins Paradies bringt. Shakespeare überragt sie bis in die kälteste, klarste Höhenluft der Poesie dadurch, daß er nicht wie sie sein Grundinteresse, den Wahnsinn anzuschauen und nachzubilden, trübt oder verschleiert. Er ist *ganz* tapfer, er steht einer Welt.

Wie konnte er das? fragen wir uns. Warum ist es uns so schwer, einen Dichter von solcher reinen Tendenz heute vorzustellen? Wir fühlen uns unglücklich und unzufrieden, möchten verbessern und veredeln; selbst wenn wir es wagten, wir *können* nicht rein anschauen. Jede Epoche der Menschheit wird durch Betrachtende, durch Wunschweise bezeichnet; — Shakespeare ist der Prophet einer versinkenden Welt, er ist der Dichter einer Vergangenheit. Es ist eine Schrift* erschienen, die ihn mit Bismarck in Verbindung setzt. Das Licht dieser Zusammenstellung offenbart vielleicht mehr über den Dichter, als über den Staatsmann. So wie Einem Shakespeare unendlich bewundernswert erscheint, wenn man einen Betrunkenen mit seiner spitzfindigen, zwecklosen Logik, seinen vollkommen überraschenden Assoziationen und seiner Dummschlauheit hört, so bewundert man ihn, wenn ein Genie des Handelns seine Übereinstimmung mit ihm dokumentiert. Ja sogar jene spitzfindige Redeweise, der Euphuismus, ist in diesem Zusammenhang nicht bloß eine zeitliche Erscheinung des Elisabethinischen Hofes; sondern es scheint, daß Hofleute, große Herren, Politiker von Geburt, als irreligiöse Naturen, die sie sind, und von Haus aus gewillt, unmittelbar zu wirken, eine künstlich verschränkte, kühn und gefährlich gespannte, witzige, kämpferische Redeweise lieben.

Eine im extremen Sinne handelnde Zeit ist eine abschließende Zeit; so die Renaissance, und so Bismarck; Tolstoj aber wollte ein Wegbereiter sein. Und wir? Glauben wir nicht — sofern wir überall glauben — wieder an einem Anfang zu stehen, ja noch vor einem Anfang? In solcher Zeit ist es ein ehrliches Bekenntnis, sich gegen Shakespeare zu wenden; in solcher Zeit wird es zu einem schmerzhafteren Glück als sonst, ihn zu lieben. Wir sehen seine Welt von einer Abendröte glühen, so tief und erhaben, wie niemals das Licht des Unverdunkelten hätte strahlen können. Noch eine Stunde, der Tag wird Erinnerung, und seine Wahrheit wird riesengroß, — wie die des Märchens und der Musik.

* Bismarck und Shakespeare; von Arthur Böthlingk; bei J. G. Cotta in Stuttgart.

Die Heimkehr/ Erzählung von Hermann Hesse

Die Gerbersauer wandern im ganzen nicht ungerne und es ist Herkommen, daß ein junger Mensch ein Stück Welt und fremde Sitte sieht, ehe er sich selbständig macht, heiratet und sich für immer in den Bann der heimischen Gewohnheiten und Regeln begibt. Doch pflegen die meisten schon nach kurzen Wanderzeiten die Vorzüge der Heimat einzusehen und wiederzukehren, und es ist eine Rarität, daß einer bis in die höheren Mannesjahre oder gar für immer in der Fremde hängen bleibt. Immerhin kommt es je und je einmal vor und macht den, der es tut, zu einer widerwillig anerkannten, doch vielbesprochenen Berühmtheit in der Heimatstadt.

Ein solcher war August Schlotterbeck, der einzige Sohn des Weißgerbers Schlotterbeck an der Badwiese. Er ging wie andere junge Leute auf Wanderschaft, und zwar als Kaufmann, denn er war als Knabe schwächlich gewesen und für die Gerberei untauglich befunden worden. Später freilich zeigte sich, wie es häufig mit solchen Kindern geht, daß die Zartheit und Schwäche nur eine Laune der Wachsjahre gewesen und dieser August ein recht kräftiger und zäher Bursche war. Jedoch hatte er nun schon den Handelsberuf ergriffen und schaute im Schreibstubenrock mit Ärmelschonern auf die Handwerker zwar duldsam, doch mit einigem Mitleid herab, seinen Vater nicht ausgenommen. Und sei es nun, daß der alte Schlotterbeck dadurch an Vaterzärtlichkeit verlor, sei es, daß er in Ermangelung weiterer Söhne doch einmal darauf verzichten mußte, die alte Schlotterbeckſche Gerberei der Familie zu erhalten — kurz, er begann gegen seine alten Tage das Geschäft sichtlich zu vernachlässigen und es sich wohl sein zu lassen, als wäre keine Nachkommenschaft da, und endete damit, daß er nach sorglos wohlverlebtem Alter entschlief und seinem einzigen Sohne das Geschäft so verschuldet hinterließ, daß August froh sein mußte, es um ein Geringes an einen jungen, eben Meister gewordenen Gerber loszuwerden.

Vielleicht war dies die Ursache, daß August länger als nötig in der Fremde verblieb, wo es ihm übrigens gut erging, und schließlich überhaupt nimmer an die Heimkehr dachte. Als er etwas über dreißig Jahre alt war und weder zur Begründung eines eigenen Geschäftes noch zu einer Heirat Veranlassung gefunden hatte, erfaßte ihn spät ein Reisedurst. Er hatte die letzten Jahre bei gutem Gehalt in einer Fabrikstadt der Ostschweiz gearbeitet, nun gab er diese Stellung auf und begab sich nach England, um mehr zu lernen und nicht einzurosten. Obwohl ihm England und die Stadt Glasgow, in der er Arbeit genommen hatte, nicht sonderlich gefiel, geschah es doch, daß er dort sich an ein Weltbürgertum und eine unbeschränkte Freizügigkeit gewöhnte und das Zugehörigkeitsgefühl zur Heimat verlor oder auf die ganze Welt ausdehnte. Und da ihn nichts hielt, kam ihm ein Angebot von Chicago, als Direktor eine große

Fabrik zu leiten, ganz gelegen, und er war bald in Amerika so heimisch oder so wenig heimisch geworden wie an den früheren Orten. Längst sah ihm niemand mehr den Gerbersauer an, und wenn er einmal Landsleute traf, was alle paar Jahre vorkam, begrüßte und behandelte er sie nett und höflich wie andere Leute auch, wodurch ihm in der Heimat der Ruf erwuchs, er sei zwar reich und gewaltig, aber auch gar hochmütig und amerikanisch geworden.

Als er nach Jahren in Chicago genug gelernt und genug erspart zu haben meinte, folgte er seinem einzigen Freunde, einem Deutschen aus Südrußland, in dessen Heimat und tat dort in Bälde eine kleine Fabrik auf, die ihn ernährte und einen guten Ruf genoß. Er heiratete die Tochter seines Freundes und dachte nun für den Rest seines Lebens unter Dach zu sein. Aber das Weitere ging nicht nach seinem Sinn. Zunächst verdroß und bekümmerte es ihn, daß er ohne Kinder blieb, worüber seine Ehe an Frieden und Genüge viel verlor. Dann starb die Frau, was ihm trotz allem weh tat und den rüstigen, fast noch jünglinghaften Mann etwas älter und nachdenklicher machte. Nach einigen weiteren Jahren begannen die Geschäfte sich zu verschlechtern und infolge von politischen Unruhen am Ende bedenklich zu stocken. Als aber wiederum ein Jahr später auch noch sein Freund und Schwiegervater starb und ihn ganz allein ließ, war es um die wohlerworbene Ruhe und Seßhaftigkeit des Mannes geschehen. Er merkte, daß doch nicht ein jeder Fleck Erde gleich dem andern ist, wenigstens nicht für einen, dessen Jugend und Glückszeit sich gegen das Ende neigt. Es geschah, daß er die gesicherten politischen Zustände der Heimat in Gedanken mit dem dortigen Skandal verglich, daß er mit Unbehagen an das Altwerden und den Feierabend zu denken kam, daß ihm ohne Anlaß heimische Namen und Worte, Geschichten und sogar Liederverse einfielen. Aus diesen Zeichen schloß August Schlotterbeck, daß er trotz seiner guten Gesundheit und obwohl er kaum mehr als fünfzig Jahre hatte, kein junger Mensch mehr sei, und mit dem Bewußtsein der unerschütterten Jugendlichkeit ging ihm auch das des Weltbürgertums und der unbedingten Freiheit verloren. Er dachte mehr und mehr daran, wie er sich noch eines zufriedenen Alters versichern möchte, und da die Geschäfte wenig Lockung mehr für ihn hatten, andrerseits der Wandertrieb und die Schwungkraft der früheren Jahre sich verloren hatte, kreiste die Sehnsucht und Hoffnung des alternden Fabrikanten zu seiner eigenen Verwunderung immer enger und begehrlicher um das Heimatland und um das Städtlein Gerbersau, dessen er in Jahrzehnten nur selten und ohne jede Rührung gedacht hatte.

Daheim war unterdessen der Auswanderer in einige Vergessenheit gesunken, nachdem vor manchen Jahren sein letztes Lebenszeichen ihm den Ruf großen Edelmutes und Reichtums eingetragen hatte. Es war damals ein Vetter von ihm gestorben und August hatte Anspruch auf einen mäßigen großmütterlichen Erbesanteil, dessen Genuß jetzt an ihn fiel. Die Sache war ihm mitgeteilt und

er zu einer Äußerung aufgefordert worden, da hatte er zugunsten der Waisen des Verstorbenen Verzicht geleistet. Seither aber hatte er weder den Dankbrief des Vormundes beantwortet noch sonst das Geringste von sich hören lassen. Man wußte zwar oder nahm an, er sei noch am Leben, fand sonst aber keinen Stoff zum Bereden an dem Entfernten, den die jetzige junge Generation nicht mehr kannte, und so erlosch, wenigstens außerhalb der engsten Verwandtschaft, sein Andenken mehr und mehr. Er ward vergessen im selben Maße als er selber neuerdings sich in Gedanken wieder der fernen Heimat näherte, und von seinen Jugendgenossen erwartete keiner ihn wiederzusehen.

Inzwischen wurden Schlotterbecks Gedanken und Bedenklichkeiten ihm lästig und eines Tages faßte er mit der Schnelligkeit und Ruhe seiner früheren Zeiten den Beschluß, die kaum noch rentierende Fabrik aufzugeben und das ihm stets fremd gebliebene Land zu verlassen. Mit entschlossenem Eifer, doch ohne Übereilung betrieb er den Verkauf seines Geschäftes, dann den des Hauses und endlich des gesamten Hausrats, brachte das ledig gewordene Vermögen vorläufig in süddeutschen Banken unter, brach sein Zelt ab und reiste über Venedig und Wien nach Deutschland.

Mit Behagen trank er an einer Grenzstation das erste bayrische Bier seit vielen Jahren, aber erst als die Namen der Städte heimatlicher zu tönen begannen und als die Mundart der Mitreisenden immer deutlicher und schneller nach Gerbersau hinwies, ergriff den Weltreisenden eine starke Unruhe, bis er, über sich selber verwundert, beinahe mit Herzklopfen die Stationen ausrufen hörte und in den Gesichtern der Einsteigenden lauter wohlbekannt und fast verwandtschaftlich anmutende Züge fand. Und endlich fuhr der Zug die letzte steile Strecke in langen Windungen talabwärts, und unten lag zuerst klein und von Windung zu Windung größer und näher und wirklicher das Städtlein am Fluß, zu Füßen der Tannenwaldberge. Dem Reisenden lag ein starker Druck auf dem Herzen, wie er alles noch stehen sah wie vor Zeiten, und unversehens fielen ihm lauter Begebenheiten aus der Bubenzeit und aus der Lehrlingszeit ein, die er eigentlich lang vergessen hatte. Das tatsächliche Nochvorhandensein dieser ganzen Welt, des Flusses und des Rathaustürmchens, der Gassen und Gärten bedrückte ihn mit einer Art von Tadel, daß er das alles so lang vernachlässigt und vergessen und aus dem Herzen verloren hatte.

Doch dauerte diese ungewöhnliche und eigentlich beängstigende Rührung nicht lange, und am Bahnhofe stieg Herr Schlotterbeck aus und ergriff seine hübsche gelblederne Reisetasche wie ein Mann, der in Geschäften unterwegs ist und sich freut, bei der Gelegenheit einen von früher her bekannten Ort einmal wieder zu sehen. Er fand an der Station die Knechte von drei Gasthöfen, was ihm einen Eindruck von Fortschritt und Entwickelung machte, und da der eine auf seiner Mütze den Namen des alten Gasthauses zum Schwanen trug, dessen sich

Schlotterbeck aus der Vergangenheit her erinnerte, gab er diesem sein Gepäck und ging allein zu Fuß stadteinwärts.

Der gut und einfach, doch ein klein wenig ausländisch gekleidete Fremde zog bei seinem langsamen Dahinschreiten manche Blicke auf sich, ohne darauf zu achten. Er hatte die alte, beobachtungsfrohe Reiselaune wieder gefunden und betrachtete nun das alte Nest mit Aufmerksamkeit, ohne es mit Begrüßungen und Fragen und Auftritten des Wiedererkennens eilig zu haben. Zunächst wandelte er durch die etwas veränderte Bahnhofstraße dem Flusse zu, auf dessen grünem Spiegel wie sonst die Gänse schwammen und dem wie ehemals die Häuser ihre ungepflegten Rückseiten und winzigen Hintergärtchen zukehrten. Dann schritt er über den oberen Steg und durch unveränderte, arme und enge Gassen der Gegend zu, wo einst die Schlotterbeckschе Weißgerberei gewesen war. Da suchte er jedoch das hohe Giebelhaus und den großen Grasgarten mit den Lohgruben vergebens. Das Haus war verschwunden und der Garten und Gerberplatz überbaut. Etwas betreten und unwillig wandte er sich ab und weiter, um den Marktplatz zu besuchen, den er im alten Zustande fand, nur schien er kleiner geworden, und auch das stattliche Rathaus war weniger ansehnlich, als er es in der Erinnerung getragen hatte. Dafür war die Kirche erneuert und gediehen, und die Bäume davor nicht mehr die von damals, sondern junge, die aber auch schon wieder recht ehrwürdige Wipfel zur Schau trugen.

Der Heimgekehrte hatte nun fürs erste genug gesehen und fand ohne Mühe den Weg zum Schwanen, wo er ein gutes Essen verlangte und auf die erste Erkennungsszene gefaßt war. Doch fand er die frühere Wirtsfamilie nicht mehr und ward ganz wie ein willkommener, doch fremder Gast behandelt, was ihm auch lieb war. Jetzt bemerkte er auch erst, daß seine Redeweise und Aussprache, die er in allen den Jahren immer für gut schwäbisch und kaum verändert gehalten hatte, hier fremd und sonderbar klang und von der Kellnerin mit einiger Mühe verstanden wurde. Es fiel auch auf, daß er beim Essen den Salat zurückwies und neuen verlangte, den er sich selber anmachte, und daß er statt der süßen Mehlspeise, aus der in Gerbersau jedes Dessert besteht, Eingemachtes verlangte, von dem er dann einen ganzen Topf ausaß. Und als er nach Tische sich einen zweiten Stuhl heranzog und die Füße auf ihn legte, um ein wenig zu ruhen, waren Wirtsleute und Mitgäste darüber heftigst erstaunt. Ein Gast am Nebentisch, den diese fremde Sitte aufregte, stand auf und wischte seinen Stuhl mit dem Sacktuch ab, wobei er sagte: „Ich hab' ganz vergessen abzuwischen. Wie leicht könnt' einer seine dreckigen Stiefel drauf gehabt haben!" Man lachte leise, Schlotterbeck drehte aber nur den Kopf hinüber und schnell wieder zurück, dann legte er die Hände zusammen und pflegte der Verdauung.

Eine Stunde später machte er sich auf und streifte nochmals durch die ganze Stadt. Neugierig schaute er durch die Scheiben in manchen Laden und manche

Werkstatt, um zu sehen, ob da oder dort etwa noch einer von den ganz Alten, die zu seiner Zeit schon die Alten gewesen waren, übrig wäre. Von diesen sah er jedoch fürs erste einzig einen Lehrer, bei dem er einstmals sein erstes Alphabet auf die Tafel gemalt hatte, auf der Straße vorübergehen. Der Mann mußte zumindest hoch in den siebenzig sein und ging, alt geworden und wohl schon lange außer Amtes, doch noch deutlich am Schwung der Nase und sogar an den Bewegungen erkennbar, noch leidlich aufrecht und zufrieden einher. Schlotterbeck hatte Lust, ihn anzusprechen, doch hielt ihn immer noch eine leise Angst vor dem Sturm der Begrüßungen und Händedrücke zurück. Er ging weiter, ohne jemand zu grüßen, von vielen betrachtet, doch von keinem erkannt, und brachte so diesen ganzen ersten Tag in der Heimat als ein Fremder und Unbekannter zu.

Wenn es nun auch an menschlicher Ansprache und Bewillkommnung mangelte, sprach doch die Stadt selber desto deutlicher und eindringlicher zu ihrem heimgekehrten Kinde. Wohl gab es überall Veränderungen und Neues, das Angesicht des Städtleins aber war nicht älter noch anders geworden und sah den Ankömmling vertraut und mütterlich an, so daß es ihm wohl und geborgen zumute ward und die Jahrzehnte der Fremde und Reisen und Abenteuer wunderlich zusammengingen und einschmolzen, als wären sie nur ein Abstecher und kleiner Umweg gewesen. Geschäfte gemacht und Geld verdient hatte er da und dort, er hatte auch in der Ferne ein Weib genommen und verloren, sich wohl gefühlt und Leid erfahren, allein zugehörig und daheim war er doch nur hier, und während er für einen Fremden galt und sogar als ein Ausländer betrachtet wurde, kam er sich selber ganz zu Hause und gleichartig mit diesen Leuten, Gassen und Häusern vor. Es ging bei diesen Betrachtungen nicht ohne eine kleine Wehmut ab, denn statt nun hier Haus und Arbeit, Familie und Nachkommen zu haben, hatte er seine guten Jahre in der Ferne verbraucht und weder eine neue Heimat erworben, noch sich in der alten befestigt und angewurzelt. Doch ließ er solche Gefühle nicht Meister werden, hörte ihnen nur mit halber Billigung zu und war im ganzen doch der Meinung, es sei nicht zu spät, daß er heimkomme, und er habe noch ein hinreichendes Stück Leben zugute, um noch einmal ein Gerbersauer zu werden und haltbare Wurzeln am alten Ort zu schlagen.

Die Neuerungen in der Stadt gefielen ihm nicht übel. Er fand, es sei auch hier Arbeit und Bedürfnis gewachsen, wenn auch mit Maß, und sowohl die Gasanstalt wie das neue Volksschulhaus fand seine Billigung. Die Bevölkerung schien ihm, der dafür in der Welt ein Auge bekommen hatte, recht wohlerhalten, ob auch nicht mehr so ungemischt einheimisch wie vor Zeiten, da die Enkel von Zugewanderten noch durchaus für Fremde gegolten hatten. Die ansehnlicheren Geschäfte schienen alle noch in den Händen von ortsbürtigen Leuten zu sein, der Zuwachs aus Eindringlingen war nur unter der Arbeiterschaft deutlich zu spüren. Es mußte also das bürgerliche Leben von einstmals noch wohlerhalten fortbestehen

und es war zu hoffen, daß ein Heimkommender auch nach langer Abwesenheit sich bald zurechtfinden und wieder heimisch machen könne.

Kurz, dem einsam und beschäftigungslos gewordenen Manne kam die Heimat, die er sich nicht in den Zeiten der Fremde durch Heimweh und Erinnerungslust unnütz verklärt hatte, nun lieblich vor und atmete einen friedvoll wohligen Zauber, dem der im Gefühlswesen Unverdorbene und Ungeübte nicht widerstand. Als er zeitig am Abend in das Gasthaus zurückkehrte, war er in guter Stimmung und bereute nicht, diese Reise getan zu haben. Er nahm sich vor, zunächst einige Zeit hier zu bleiben und abzuwarten, und wenn dann die Befriedigung anhielte, sich am Ort niederzulassen. Es ließe sich dann, dachte er, selbständig oder im Anschluß an eine der Gerbersauer Fabriken mit der Zeit eine neue, erfreuliche Tätigkeit beginnen. Denn er glaubte doch schon jetzt zu spüren, daß ein beschauliches Rentenverzehren und Spazierengehen nicht seine Sache sein werde.

Das Bewußtsein, in der alten heimischen Stadt zu sein und doch von keinem einzigen Menschen erkannt und begrüßt zu werden, tat ihm gar nicht weh, wenn es auch wunderlich war, so wie in einer Maske zwischen lauter Schulfreunden, Jugendgenossen und Verwandten einherzugehen. Er genoß es mit schlauer Freude und mit dem Hintergedanken, daß er jetzt immer noch ohne alles Aufheben wieder verschwinden könnte, wenn es ihm einfiele. Dazu wußte er genau, daß das Begrüßen und Anstaunen und Ausfragen gar reichlich auf ihn warte, denn er kannte die hiesige Art noch wohl genug, um sich das alles recht gut vorausdenken zu können. Er hatte es damit nicht eilig, da ja nach einer so langen Zeit auch von den ehemaligen Freunden mehr Neugierde und freundliche Überraschung als Freundschaft und Teilnahme zu erwarten war.

Das behaglich erwartungsvolle Inkognito des alten Weltfahrers nahm denn auch bald sein Ende. Nach dem Abendessen brachte der Schwanenwirt seinem Gaste das Logierbuch und ersuchte ihn höflich, die Rubriken unter Nummer soundso auszufüllen. Er tat es weniger, weil es unbedingt notwendig war, als weil er selber es satt hatte, sich über Herkunft und Rang des Fremdlings den Kopf zu zerbrechen. Und der Gast nahm das dicke Buch, las eine Weile die Namen vormaliger Gäste durch, nahm dann dem wartenden Wirte die eingetauchte Feder aus der Hand und schrieb mit kräftigen, deutlichen Buchstaben, alle Fächlein gewissenhaft ausfüllend. Der Wirt sagte Dank, streute Sand auf und entfernte sich mit dem Folianten wie mit einer Beute, um vor der Türe sofort seine Neugierde zu stillen. Er las: Schlotterbeck, August — aus Rußland — auf Geschäftsreisen. Und wenn er auch die Herkunft und Geschichte des Mannes nicht kannte, so schien der Name Schlotterbeck doch auf einen Gerbersauer hinzudeuten. In die Gaststube zurückkehrend, fing der Wirt mit dem Fremden ein vorsichtiges und respektvolles Gespräch an. Er begann mit dem Gedeihen und Wachstum der hiesigen Stadt, kam auf Straßenverbesse-

rungen und neue Eisenbahnanschlüsse zu sprechen, berührte die Stadtpolitik, äußerte sich über die letztjährige Dividende der Wollspinnerei-Aktiengesellschaft und schloß nach einem Viertelstündchen mit der harmlosen Frage, ob der Herr nicht Verwandte am Ort habe. Darauf antwortete Schlotterbeck gelassen, ja, er habe Verwandte hier und gedenke etwa noch bei ihnen vorzusprechen, fragte aber nach keinem und zeigte so wenig Neugier, daß das Gespräch bald versiegend dahinschwankte und in sich selbst versank, und der Wirt mit Höflichkeit sich zurückziehen mußte. Der Gast trank einen guten Wein mit Maß und Genuß, las, unberührt von den Gesprächen des Nachbartisches eine Zeitung und suchte zeitig seine Schlafstube auf.

Inzwischen taten der Eintrag ins Fremdenbuch und die Unterhaltung mit dem Schwanenwirt in aller Stille ihre Wirkung, und während August Schlotterbeck ahnungslos und zufrieden in dem guten, auf heimische Art geschichteten Wirtsbette den ersten Schlaf und Traum im Vaterlande tat, machte sein Name und das Gerücht von seiner Ankunft manche Leute munter und gesprächig und einen sogar schlaflos. Dieser war Augusts leiblicher Vetter und nächster Verwandter, der Kaufmann Lukas Pfrommer an der Spitalgasse. Eigentlich war er Buchbinder und hatte früher als Handwerksbursche ein paar Jahre lang in deutschen Landen das Handwerk gegrüßt, alsdann in Gerbersau eine bescheidene Werkstätte eröffnet und lange Zeit den Schulkindern ihre ruinierten Fibeln wieder geflickt und der Frau Amtsrichter halbjährlich die Gartenlaube eingebunden, auch Schreibhefte hergestellt und Hausegen eingerahmt, vom Untergang bedrohte Holzschnitte durch Hinterkleben und Aufziehen der Welt erhalten und den Kanzleien graue und grüne Aktendeckel, Mappen und Kartonbände geliefert. Dabei hatte er unmerklich etwas erspart und hinter sich gebracht, jedenfalls keine Sorgen gehabt. Alsdann hatten die Zeiten sich verändert, die kleinen Handwerker hatten fast alle irgendein Schaufenster und Ladengeschäft angefangen, die größeren waren Fabrikanten geworden. Da hatte auch Pfrommer die Vorderwand seines Häusleins durchschlagen und ein Schaufenster eingesetzt, sein Erspartes von der Bank genommen und einen Papier- und Galanteriewarenladen eröffnet, wo seine Frau den Verkauf betrieb, und Haushalt und Kinder drüber zu kurz kommen ließ, indessen der Mann weiter in seiner Werkstatt schaffte. Doch war der Laden jetzt die Hauptsache, wenigstens vor den Leuten, und wenn er nicht mehr einbrachte als das Handwerk, so kostete er doch mehr und machte mehr Sorgen. So war Pfrommer Kaufmann geworden. Mit der Zeit gewöhnte er sich an diese geachtete und stattlichere Stellung, zeigte sich in den Straßen nimmer in der grünen Schürze, sondern stets im guten Rock, lernte mit Kredit und mit Hypotheken arbeiten und konnte sich zwar in Ehren halten, hatte die Ehre aber weit teurer als früher. Die Vorräte an unverkäuflich gewordenen Neujahrskarten, Bildchen, Albumen, an abgelegenen Zigarren und im

Schaufenster verbleichtem Trödelkram wuchsen langsam, doch sicher und kamen ihm nicht selten im Traume vor. Und seine Frau, eine geborene Pfisterer aus der oberen Vorstadt, die früher ein lustiges und erfreuliches Weibchen gewesen war, verwandelte sich durch das Empfehlen und Schöntun im Laden sowie später durch die Sorgen und Rechenkünste allmählich in eine unruhige Sorgerin, der das seßhaft gewordene süße Ladenlächeln gar nimmer in das altgewordene Gesicht paßte. Es war keine Not im Hause und Herr Pfrommer galt in seiner Heimat für einen ansehnlichen Vertreter des guten Bürgerstandes, aber ihm selber war es in den bescheidenen Handwerkszeiten, in die er doch jetzt nimmer zurückgekehrt wäre, bedeutend wohler gewesen und besser gegangen als in der neuen Pracht.

Dieser Mann, Schlotterbecks Vetter, hatte gestern Abend gegen neun Uhr, als er mit der Zeitung bei der Lampe saß, zu seiner großen Überraschung einen Besuch des Schwanenwirtes erhalten. Er hatte ihn erstaunt empfangen, jener aber hatte nicht Platz nehmen wollen, sondern erklärt, er müsse sofort zu seinen Gästen zurück, unter denen er übrigens den Herrn Pfrommer in letzter Zeit leider nur selten habe sehen dürfen. Aber er sei der Meinung, unter Mitbürgern und Nachbarn sei ein kleiner Liebesdienst selbstverständlich und Ehrensache, darum wolle er ihm in allem Vertrauen mitteilen, daß bei ihm seit heute ein fremder Herr logiere, mit wohlhabenden Manieren, der sich Schlotterbeck schreibe und aus Rußland zu kommen vorgebe. Da war Lukas Pfrommer aufgesprungen und hatte wie bei einem Hausbrand der Frau gerufen, die schon im Bett war, nach Stiefeln, Stock und Sonntagshut gekeucht und sich sogar in aller Eile noch die Hände gewaschen, um dann im Laufschritt hinter dem Wirte her in den Schwanen zu eilen. Dort hatte er aber den russischen Vetter nicht mehr im Gastzimmer angetroffen, und ihn in der Schlafstube aufzusuchen wagte er doch nicht, denn er mußte sich sagen, wenn der Vetter extra seinetwegen die große Reise getan hätte, so hätte er ihn wohl schon bei sich gesehen. So trank er denn erregt und halb enttäuscht einen halben Liter Heilbronner zu sechzig, um dem Wirt eine Ehre anzutun, lauschte auf die Unterhaltung einiger Stammgäste und hütete sich, etwas von dem eigentlichen Zwecke seines Hierseins zu verraten.

Am Morgen war Schlotterbeck kaum in den Kleidern und zum Kaffee heruntergekommen, als ein älterer Mann von kleinem Wuchs, der offenbar schon eine gute Weile bei seinem Gläschen Kirschengeist gewartet hatte, sich seinem Tische in Befangenheit näherte und ihn mit einem recht schüchternen Kompliment begrüßte. Schlotterbeck sagte guten Morgen und fuhr fort, sein Butterbrot mit herrlichem Honig zu bestreichen; der Besucher aber blieb stehen, sah ein wenig zu und räusperte sich wie ein Redner, ohne doch etwas Deutsches herauszubringen. Erst als ihn der Fremde fragend anblickte, entschloß er sich mit einem zweiten Kompliment an den Tisch heranzutreten und mit seinen Eröffnungen zu beginnen.

„Mein Name ist Lukas Pfrommer", sagte er und schaute den Rußländer erwartungsvoll an.

„So," sagte dieser, ohne sich aufzuregen. „Sind Sie Buchbinder, wenn ich fragen darf?"

„Ja, Kaufmann und Buchbinder, an der Spitalgasse. Sind Sie —"

Schlotterbeck sah ein, daß er jetzt preisgegeben sei, und suchte nicht länger hinterm Berg zu halten.

„Dann bist du mein Vetter," sagte er einfach. „Hast du schon gefrühstückt?"

„Also doch!" rief Pfrommer triumphierend. „Ich hätte dich kaum mehr gekannt."

Er streckte mit plötzlicher Freudigkeit dem Vetter die Hand entgegen und konnte erst nach manchen Gebärden und Armbewegungen der Ergriffenheit am Tische Platz nehmen.

„Ja du lieber Gott", rief er bewegt, „wer hätt' es gedacht, daß wir dich einmal wiedersehen würden. Aus Rußland! Ist es eine Geschäftsreise?"

„Ja. Nimmst du eine Zigarre? Was hat dich eigentlich hergeführt?"

Ach, den Buchbinder hatte vieles hergeführt, wovon er jedoch vorerst schwieg. Er habe ein Gerücht gehört, der Vetter sei wieder im Land, und da habe er keine Ruhe mehr gehabt. Gott sei Dank, nun habe er ihn gesehen und begrüßt; es hätte ihm sein Lebenlang leid getan, wenn ihm jemand zuvorgekommen wäre. Der Vetter sei doch wohl? Und was denn die liebe Familie mache?

„Danke. Meine Frau ist vor vier Jahren gestorben."

Entsetzt fuhr Pfrommer zurück. „Nein, ist's möglich?" rief er mit tiefem Schmerz. „Und wir haben gar nichts gewußt und haben nicht einmal kondolieren können! Meine herzliche Teilnahme, Vetter!"

„Laß nur, es ist ja schon lang' her. Und wie geht's bei dir? Du bist Kaufmann geworden?"

„Ein bißchen. Man sucht sich eben über Wasser zu halten und womöglich was für die Kinder auf die Seite zu tun. Ich führe auch recht gute Zigarren. — Und du? Was macht die Fabrik?"

„Die hab' ich aufgegeben." „Im Ernst? Ja warum denn?"

„Die Geschäfte sind nimmer gegangen. Wir haben Hungersnot und Aufstände gehabt."

„Ja, das Rußland! Ich hab' mich immer ein bißchen gewundert, daß du gerade in Rußland ein Geschäft angefangen hast. Schon dieser Despotismus, und dann die Nihilisten, und die Beamtenwirtschaft muß ja arg sein. Ich habe mich immer ein bischen auf dem Laufenden gehalten, du begreifst, wenn ich doch einen Verwandten dort wußte. Der Pobjedonosceff —"

„Ja, der lebt auch noch. Aber verzeih', von Politik verstehst du sicher mehr als ich."

„Ich? Ich bin gar kein Politiker. Man liest ja so ein bißchen im Blatt, aber — — Nun, und was machst du denn jetzt für Geschäfte? Hast du viel verloren?"

„Ja, tüchtig."

„Das sagt er so ruhig! Mein Beileid, Vetter! Wir haben hier ja keine Ahnung gehabt."

Schlotterbeck lächelte ein wenig.

„Ja", sagte er nachdenklich, „ich dachte damals in der schlimmsten Zeit daran, mich vielleicht an euch hier zu wenden. Nun, es ist schließlich auch so gegangen. Es wäre auch dumm gewesen. Wer wird so einem entfernten Verwandten, den man kaum mehr kennt, noch Geld in die Pleite nachwerfen."

„Ja du mein Gott, — Pleite, sagst du?"

„Nun ja, es hätte so kommen können. Wie gesagt, ich fand dann anderwärts Hilfe . . ."

„Das war wirklich nicht recht von dir! Sieh, wir sind ja arme Teufel und brauchen unser bißchen nötig genug; aber daß wir dich geradezu hätten stecken lassen, nein, es ist nicht recht von dir, daß du das hast meinen können."

„Na, tröste dich, es ist ja besser so. Wie geht's denn deiner Frau?"

„Danke, gut. Ich Esel, fast hätte ich's in der Freude vergessen, ich soll dich ja zum Mittagessen einladen. Du kommst doch?"

„Gut, danke schön. Ich hab' unterwegs eine Kleinigkeit für die Kinder eingekauft, das könntest du gerade mitnehmen, und deine Frau einstweilen von mir grüßen."

Damit wurde er ihn los. Der Buchbinder zog erfreut mit einem Paketchen nach Hause, und da der Inhalt sich als recht nobel erwies, nahm seine Meinung von des Vetters Geschäften wieder einen Aufschwung. Dieser war indessen froh, den gesprächigen Mann für eine Weile vom Hals zu haben, und begab sich aufs Rathaus, um seinen Paß vorzulegen und sich zu einem hiesigen Aufenthalt für unbestimmte Zeit anzumelden.

Es hätte dieser Anmeldung nicht bedurft, um Schlotterbecks Heimkehr in der Stadt bekannt zu machen. Dies geschah ohne sein Bemühen durch eine geheimnisvolle drahtlose Telegraphie, so daß er jetzt auf Schritt und Tritt angerufen, begrüßt oder zumindest angeschaut und durch Lüftung der Hüte bewillkommnet wurde. Man wußte schon gar viel von ihm, namentlich aber nahm sein Barvermögen in der Leute Mund schnell einen fürstlichen Umfang an. Einige verwechselten beim Weiterberichten in der Eile Chicago mit San Franzisco und Rußland mit der Türkei, nur das mit unbekannten Geschäften erworbene Vermögen blieb ein fester Glaubenssatz, und in den nächsten Tagen wimmelte es in Gerbersau von Lesarten, die zwischen einer halben und zehn Millionen und zwischen den Erwerbsarten vom Kriegslieferanten bis zum

Sklavenhändler je nach Temperament und Phantasie der Erzähler auf und nieder spielten. Man erinnerte sich des längst verstorbenen alten Weißgerbers Schlotterbeck und der Jugendgeschichte seines Sohnes, es fanden sich solche, die ihn als Lehrling und als Schulbuben und als Konfirmanden noch im Gedächtnis hatten, und eine verstorbene Fabrikantenfrau wurde zu seiner unglücklichen Jugendliebe ernannt.

Er selber bekam, da es ihn nicht interessierte, wenig von diesen Historien zu hören. An jenem Tage, da er bei seinem Vetter zu Tisch geladen war, hatte ihn vor dessen Frau und Kindern ein unüberwindliches Grauen erfaßt, so übel notiert war ihm die Spekulation auf den Erbvetter entgegengetreten. Er hatte um des Friedens willen dem Verwandten, der viel zu klagen gewußt hatte, ein mäßiges Darlehen gewährt, zugleich aber war er sehr kühl und wortkarg geworden und hatte sich für weitere Einladungen einstweilen im voraus freundlich bedankt. Die Frau war enttäuscht und gekränkt, doch ward im Hause Pfrommer von dem Vetter vor Zeugen nur ehrerbietig geredet.

Dieser blieb noch ein paar Tage im Schwanen wohnen. Dann fand er ein Quartier, das ihm zusagte. Es war oberhalb der Stadt gegen die Wälder hin eine neue Straße entstanden, vorerst nur für den Bedarf einiger Steinbrüche, die weiter oben lagen. Doch hatte ein Baumeister, der in dieser etwas beschwerlich zu erreichenden, doch wunderschönen Lage künftige Geschäfte witterte, auf dem noch für wenige Kreuzer käuflichen Boden am Beginn des neuen Weges einstweilen drei hübsche kleine Häuschen gebaut, weiß verputzt mit braunem Gebälk. Man schaute von hier aus hoch auf die Altstadt hinab und konnte sehen und hören, was da unten getrieben wurde, weiterhin sah man talabwärts den Fluß durch die Wiesen laufen und gegenüber die roten Felsenhöhen hängen, und rückwärts hatte man in nächster Nähe den Tannenwald. Von den drei hübschen Spekulantenhäuslein stand eines fertig, doch leer, eines hatte schon vor drei Jahren ein pensionierter Gerichtsvollzieher gekauft, und das dritte war noch im Bau. Da dieser aber der Vollendung entgegenrückte und nur noch wenige Handwerker darin zu tun hatten, ging es hier oben recht still und friedevoll zu. Denn auch der Gerichtsvollzieher, übrigens ein friedfertiger und geduldiger Mann, war schon nicht mehr da. Er hatte das untätige Leben nicht ertragen und war einem alten Leiden, das er bis dahin manche Jahrzehnte lang mit Arbeit und Humor überwunden hatte, nach kurzer Zeit erlegen. In dem Häuschen saß nun ganz allein mit einer ältlichen Schwägerin die Witwe des Gerichtsvollziehers, ein noch recht frisches und sauberes Frauchen, von welcher noch zu reden sein wird.

In dem mittleren Hause, das je hundert Schritt von dem Witwensitz und von dem Neubau entfernt lag, richtete nun Schlotterbeck sich ein. Er mietete den unteren Stock, der drei Zimmer und eine Küche enthielt, und da er keine

Lust hatte, seine Mahlzeiten hier oben in völliger Einsamkeit einzunehmen, kaufte und mietete er nur Bett, Tische, Stühle, Kanapee, ließ die Küche leer und dingte zur täglichen Aufwartung eine Frau, die zweimal des Tages kam. Den Kaffee kochte er sich am Morgen, wie früher in langen Junggesellenjahren, selber auf Weingeist, mittags und abends aß er in der Stadt. Die kleine Einrichtung gab ihm eine Weile angenehm zu tun, auch trafen nun seine Koffer aus Rußland ein, deren Inhalt die leeren Wandschränke füllte. Täglich erhielt und las er einige Zeitungen, darunter zwei ausländische, auch ein lebhafter Briefwechsel kam in Gang und dazwischen machte er da und dort in der Stadt seine Besuche, teils bei Verwandten und alten Bekannten, teils bei den Geschäftsleuten, namentlich in den Fabriken. Denn er suchte ohne Hast, doch aufmerksam nach einer bequemen und vorteilhaften Gelegenheit, sich mit Geld und Arbeit an einem gewerblichen Unternehmen zu beteiligen. Dabei trat er allmählich auch zu der bürgerlichen Gesellschaft seiner Vaterstadt wieder in einige Beziehung. Er wurde da und dort eingeladen, auch zu den geselligen Vereinen und an die Stammtische der Honoratioren. Freundlich und mit den Manieren eines gereisten Mannes von Vermögen nahm er da und dort teil, ohne sich fest zu verpflichten, aber auch ohne zu wissen, wie viel Kritik hinter seinem Rücken an ihm geübt wurde.

August Schlotterbeck war trotz seines offenen Blickes in einer Täuschung über sich selbst befangen. Er meinte zwar ein klein wenig über seinen Landsleuten zu stehen, lebte aber doch in dem Gefühl, ein Gerbersauer zu sein und in allem Wesentlichen recht wieder an den alten Ort zu passen. Und das stimmte nun nicht so ganz. Er wußte nicht, wie sehr er in der Sprache und Lebensweise, in Gedanken und Gewohnheiten von seinen Mitbürgern abstach. Diese empfanden das desto besser, und wenn auch Schlotterbecks guter Ruf im Schatten seines Geldbeutels eine schöne Sicherheit genoß, wurde doch im einzelnen gar viel über ihn gesprochen, was er nicht gern gehört hätte. Manches, was er ahnungslos in alter Gewohnheit tat, erregte hier Kritik und Mißfallen, man fand seine Sprache zu frei, seine Ausdrücke zu fremd, seine Anschauungen amerikanisch und sein ungezwungenes Benehmen mit jedermann anspruchsvoll und unfein. Er sprach mit seiner Aufwärterin wenig anders als mit dem Stadtschultheißen, er ließ sich zu Tisch laden, ohne innerhalb sieben Tagen eine Verdauungsvisite abzustatten, er machte zwar im Männerkreis kein Zotenflüstern mit, sagte aber Dinge, die ihm natürlich und von Gott gewollt schienen, auch in Familien in Gegenwart der Damen harmlos heraus. Namentlich in den Beamtenkreisen, die in der Stadt wie billig zuoberst standen und den feinen Ton angaben, in der Sphäre zwischen Oberamtmann und Oberpostmeister, machte er keine Eroberungen. Diese kleine, ängstlich geschonte und behütete Welt amtlicher Machthaber und ihrer Frauen, voll von gegenseitiger Hochachtung und Rücksicht, wo

jeder des anderen Verhältnisse bis auf den letzten Faden kennt und jeder in einem Glashaus sitzt, hatte an dem heimgekehrten Weltfahrer keine Freude, um so mehr da sie von seinem sagenhaften Reichtum doch keinen Vorteil zu ziehen hoffen konnte. Und in Amerika hatte Schlotterbeck sich angewöhnt, Beamte einfach für Angestellte zu halten, die wie andere Leute für Geld ihre Arbeit tun, während er sie in Rußland als eine schlimme, gefürchtete Kaste kennen gelernt hatte, bei der nur Geld etwas vermochte. Da war es schwer für ihn, dem niemand Anweisungen gab, die Heiligkeit der Titel und die ganze zarte Würde dieses Kreises richtig zu begreifen, am rechten Ort Ehrfurcht zu zeigen, Obersekretäre nicht mit Untersekretären zu verwechseln und im geselligen Verkehr überall den rechten Ton zu treffen. Als Fremder kannte er auch die verwickelten Familiengeschichten nicht und es konnte gelegentlich ohne seine Schuld passieren, daß er im Hause des Gehenkten vom Strick redete. Da sammelten sich denn unter der Decke unverwüstlicher Höflichkeit und verbindlichsten Lächelns die kleinen Posten seiner Verfehlungen zu säuberlich gebuchten und kontrollierten Sümmchen an, von denen er keine Ahnung hatte, und wer konnte, sah mit Schadenfreude zu. Auch andere Harmlosigkeiten, die Schlotterbeck mit dem besten Gewissen beging, wurden ihm übelgenommen. Er konnte jemand, dessen Stiefel ihm gefielen, ohne lange Einleitungen nach ihrem Preise fragen. Und eine Advokatenfrau, die zu ihrem Kummer unbekannte Sünden der Vorfahren dadurch büßen mußte, daß ihr von Geburt an der linke Zeigefinger fehlte, und dies unverschuldete Gebrechen mit Kunst und Eifer zu verbergen suchte, wurde von ihm mit aufrichtigem Mitleid gefragt, wann und wo sie denn ihres Fingers verlustig geworden sei. Der Mann, der Jahrzehnte in mancherlei Ländern sich seiner Haut gewehrt und seine Geschäfte getrieben hatte, konnte nicht wissen, daß man einen Amtsrichter nicht fragen darf, was seine Hosen kosten. Er hatte wohl gelernt, im Gespräch mit jedermann höflich und vorsichtig zu sein, er wußte, daß manche Völker kein Schweinefleisch oder keine Taube verzehren, daß man zwischen Russen, Armeniern und Türken es vermeidet, sich zu einer allein wahren Religion zu bekennen; aber daß mitten in Europa es große Gesellschaftskreise und Stände gab, in welchen es für roh gilt von Leben und Tod, Essen und Trinken, Geld und Gesundheit freiweg zu reden, das war diesem entarteten Gerbersauer unbekannt geblieben. Daß man Gift streuen und Fallen legen nach Belieben, aber von niemand geradezu sagen darf, man könne ihn nicht ausstehen, das war nebst mancher andern goldenen Regel ihm weder in Amerika noch in Rußland beigebracht worden.

Auch konnte es ihm im Grunde einerlei sein, ob man mit ihm zufrieden sei, da er wenig Ansprüche an die Menschen machte, viel weniger als sie an ihn. Er ward zu allerlei guten Zwecken um Beiträge angegangen und gab jeweils nach seinem Ermessen. Man dankte dafür höflichst und kam bald mit neuen

Anliegen wieder, doch war man auch hier nur halb zufrieden und hatte Gold und Banknoten erwartet, wo er Silber und Nickel gab. Zum Glück erfuhr er von diesen Verurteilungen nichts und lebte eine gute Zeit im fröhlichen Glauben dahin, ein einwandfreier Bürger und wohlgelittener, wenn nicht gar beliebter Mann zu sein.

Bei jedem Gange in die Stadt hinab, also täglich mehrere Male, kam Herr Schlotterbeck an dem netten kleinen Hause der Frau Entriß vorbei, der Witwe des Gerichtsvollziehers, die hier in Gesellschaft einer schweigsamen und etwas blöden Schwägerin ein sehr stilles Leben führte.

Diese noch wohlerhaltene und dem Leben nicht abgestorbene Witwe hätte im Genuß ihrer Freiheit und eines kleinen Vermögens ganz angenehme und unterhaltsame Tage haben können. Es hinderte sie daran aber sowohl ihr eigener Charakter wie auch der Ruf, den sie sich im Lauf ihrer Gerbersauer Jahre erworben hatte. Sie stammte aus dem Badischen und man hatte sie einst, schon aus Rücksicht für ihren in der Stadt wohlbeliebten Mann, freundlich und erwartungsvoll aufgenommen. Doch hatte mit der Zeit sich ein abfälliger Leumund über sie gebildet, dessen eigentliche Wurzel ihre übertriebene Sparsamkeit war. Daraus machte das Gerede einen giftigen Geiz, und da man einmal kein Gefallen an der Frau gefunden hatte, hängte sich beim Plaudern eins ans andre und sie wurde nicht nur als ein Geizkragen und eine Pfennigklauberin, sondern auch als Hausdrache verrufen. Der Gerichtsvollzieher selber war nun nicht der Mann, der über die eigene Frau schlecht gesprochen hätte, aber immerhin blieb es nicht verborgen, daß der heitere und gesellige Mann seine Freude und Erholung weniger daheim bei der Frau als im Rößle oder Schwanen bei abendlichen Biersitzungen suchte. Nicht daß er ein Trinker geworden wäre, Trinker gab es in Gerbersau unter der angesehenen Bürgerschaft überhaupt nicht. Aber doch gewöhnte er sich daran, einen Teil seiner Mußezeit im Wirtshaus hinzubringen und auch tagsüber zwischenein gelegentlich einen Schoppen zu nehmen. Trotz seiner schlechten Gesundheit setzte er dieses Leben so lange fort, bis ihm vom Arzt und auch von der Behörde nahegelegt ward, sein anstrengendes Amt aufzugeben und im Ruhestand seiner bedürftigen Gesundheit zu leben. Doch war es nach seiner Pensionierung eher schlimmer gegangen, und jetzt war alles darüber einig, daß die Frau ihm das Haus verleidet und von Anfang an den Untergang des braven Mannes verschuldet habe. Als er dann starb, ergoß sich der allgemeine Unwille über die Witwe. Sie blieb allein mit der Schwägerin sitzen und fand weder Frauentrost noch männliche Beschützer, obwohl außer dem schuldenfreien Haus auch noch einiges Vermögen vorhanden war.

Die unbeliebte Witwe schien jedoch unter der Einsamkeit nicht unerträglich zu leiden. Sie hielt Haus und Hausrat, Bankbüchlein und Garten in bester Ordnung und hatte damit genug zu tun, denn die Schwägerin litt an einer

leisen Verdunkelung des Verstandes und tat nichts anderes als zuschauen und sich die stillen Tage mit Murmeln, Reiben der Nase und häufigem Betrachten eines alten Bilderalbums vertreiben. Die Gerbersauer, damit das Gerede über die Frau auch nach des Mannes Tod nicht aufhöre, hatten sich ausgedacht, sie halte das arme Wesen zu kurz, ja in furchtbarer Gefangenschaft. Es hieß, die Gemütskranke leide Hunger, werde zu schwerer Arbeit angehalten, schlafe in einem nie gereinigten und gelüfteten Verschlag, Hitze und Kälte ausgesetzt, und werde das alles sicherlich nimmer lange aushalten, was ja auch im Interesse der Entriß liege und ihre Absicht sei. Da diese Gerüchte immer offener hervortraten, mußte schließlich von Amts wegen etwas getan werden, und eines Tages erschien im Haus der erstaunten Frau der Stadtschultheiß mit dem Oberamtsarzt, sagte ernstlich mahnende Worte über die Verantwortung, verlangte zu sehen, wie die Kranke wohne und schlafe, was sie arbeite und esse, und schloß mit der Drohung, wenn nicht alles einwandfrei befunden werde, müsse die Gestörte in einem staatlichen Krankenhause versorgt werden, natürlich auf Kosten der Frau Entriß. Diese verhielt sich kühl und gab zur Antwort, man möge nur alles untersuchen. Ihre Schwägerin sei harmlos und ungefährlich, wenn in der Stadt der Blödsinn überhand nehme, müsse er aus einer andern Quelle kommen, und wenn man die Kranke anderwärts versorgen wolle, könne es ihr nur lieb sein, es müsse das aber auf Kosten der Stadt geschehen und sie zweifle, ob das arme Geschöpf es dann besser haben werde als bei ihr. Die Untersuchung ergab, daß die Kranke keinerlei Mangel litt, anständig und reinlich gekleidet war und bei der wohlwollenden Frage, ob sie etwa gern anderswo leben möchte, wo sie es sehr gut haben werde, furchtbar erschrak und flehentlich sich an ihrer Schwägerin festhielt. Der Arzt fand sie durchaus wohlgenährt und ohne alle Spuren harter Arbeit, und er ging samt dem Stadtschultheiß verlegen wieder fort.

Was nun den Geiz der Frau Entriß betrifft, so kann man darüber verschieden urteilen. Es ist gar leicht, Charakter und Lebensführung einer schutzlosen Frau zu tadeln. Daß sie sparsam war, steht fest. Sie hatte nicht nur vor dem Gelde, sondern vor jeder Habe und jedem noch so kleinen Werte eine tiefe Hochachtung, so daß es ihr bitter schwer fiel, etwas auszugeben, und unmöglich war, etwas wegzuwerfen oder umkommen zu lassen. Von dem Gelde, das ihr Mann seinerzeit in die Wirtshäuser getragen hatte, tat ihr ein jeder Kreuzer heute noch leid wie ein unsühnbares Unrecht, und es mag wohl sein, daß darüber die Eintracht ihrer Ehe entzweigegangen war. Desto eifriger hatte sie, was der Mann so leichtsinnig vertat, durch genaue Rechnung im Hause und durch fleißige Arbeit einigermaßen einzubringen gesucht. Und nun, da er gestorben und damit das schreckliche Loch im Beutel geschlossen war, da kein Taler und kein Pfennig mehr unnütz aus dem Hause ging und ein Teil der Zinsen jährlich zum Kapital

geschlagen werden konnte, erlebte die gute Haushalterin ein spätes, ruhiges Glück, ja Behagen. Nicht daß sie sich irgend etwas über das Notwendige gegönnt hätte, sie sparte eher mehr als früher, aber das Bewußtsein, daß es Früchte trug und sich langsam summierte, verlieh ihrem Wesen eine stille Zufriedenheit, die sie nimmer aufs Spiel zu setzen entschlossen war.

Eine ganz besondere Freude und Genugtuung empfand Frau Entriß, wenn sie irgend etwas Wertloses zu Wert bringen, etwas finden oder erobern konnte, etwas Weggeworfenes doch noch brauchen und etwas Verachtetes verwerten. Diese Leidenschaft war keineswegs nur auf den baren Nutzen gerichtet, sondern hier verließ ihr Denken und Begehren den engen Kreis des Notwendigen und erhob sich in das Gebiet des Ästhetischen. Die Frau Gerichtsvollzieher war dem Schönen und dem Luxus nicht abgeneigt, sie mochte es auch gerne hübsch und wohlig haben, nur durfte das niemals einen Pfennig bares Geld kosten. So war ihre Kleidung äußerst bescheiden, aber sauber und nett, und seit sie mit dem Häuslein auch ein kleines Stück Boden besaß, hatte ihr Bedürfnis nach Schönem und Erfreulichem ein schönes und lohnendes Ziel gefunden. Sie wurde eine eifrige Gärtnerin.

Wenn August Schlotterbeck am Zaun seiner Nachbarin vorüberschritt, schaute er jedesmal mit Freude und einem leisen Neid in die kleine bescheidene Gartenpracht der stillen Witwe. Nett bestellte Gemüsebeete waren appetitlich von Rabatten mit Schnittlauch und Erdbeeren, aber auch mit Blumen eingefaßt, und Rosen, Levkojen, Goldlack und Reseden schienen ein anspruchsloses, in sich begnügsames Glück zu verkünden.

Es war nicht leicht gewesen, auf dem steilen Gelände und in dem hoffnungslos unfruchtbaren Sandboden einen solchen Wuchs zu erzielen. Hier hatte Frau Entrißens Leidenschaft Wunder getan, und tat sie noch immer. Sie brachte mit eigenen Händen aus dem Walde schwarze Erde und Laub herbei, sie ging des Abends auf den Spuren der schweren Steinbruchwagen und sammelte mit zierlichem Schäufelein den goldeswerten Dung, den die Pferde und ihre Herren achtlos liegen ließen. Hinterm Hause tat sie jeden Abfall und jede Kartoffelschale sorgsam auf den Haufen, der im nächsten Frühling durch seine Verwesung das arme leichte Land schwerer und reicher machen mußte. Sie brachte aus dem Walde auch wilde Rosen und Setzlinge von Maiblumen und Schneeglöckchen mit, und den Winter hindurch zog sie im Zimmer und Keller ihre Ableger mit aller Sorgfalt auf. Ein wenig ahnungsvolles Begehren nach Schönheit, das in jedem Menschengemüt verborgen duftet, eine Freude am Nützen des Brachliegenden und Verwenden des umsonst zu Habenden, und vielleicht unbewußt auch ein still glimmender Rest unbefriedigter Weiblichkeit machten sie zu einer vortrefflichen Gartenmutter.

Ohne von der Nachbarin etwas zu wissen, tat Herr Schlotterbeck täglich

mehrmals anerkennende Blicke in die von jedem Unkraut reinen Beete und Wegchen, labte seine Augen an dem frohen Grün der Gemüse, dem zarten Rosenrot und den luftigen Farben der Winden, und wenn ein leichter Wind ging und ihm beim Weitergehen eine Handvoll süßen Gartenduft nachwehte, freute er sich dieser lieblichen Nachbarschaft mit einer zunehmenden Dankbarkeit. Denn es gab immerhin Stunden, in denen er ahnte, daß der Heimatboden ihm das Wurzelfassen nicht eben leicht mache, und sich einigermaßen vereinsamt und betrogen vorkam.

Als er sich gelegentlich bei Bekannten nach der Gartenbesitzerin erkundigte, bekam er die Geschichte des seligen Gerichtsvollziehers und viel arge Urteile über seine Witwe zu hören, so daß er nun eine Zeitlang das friedevolle Haus im Garten mit einem traurigen Erstaunen darüber betrachtete, daß diese anmutende Lieblichkeit der Wohnsitz einer so verworfenen Seele sein müsse.

Da begab es sich, daß er sie eines Morgens zum erstenmal hinter ihrem niederen Zaune sah und anredete. Bisher war sie stets, wenn sie ihn von weitem daherkommen sah, still ins Haus entwichen. Diesmal hatte sie ihn, über ein Beet gebückt, im Arbeitseifer nicht kommen hören, und nun stand er am Zaune, hielt höflich den Hut in der Hand und sagte freundlich guten Morgen. Sie gab, halb wider ihren Willen, den Gruß zurück, und er hatte es nicht eilig, sondern fragte: „Schon fleißig, Frau Nachbarin?"

„Ein bißchen", sagte sie, und er fuhr ermuntert fort: „Was Sie für einen schönen Garten haben!"

Sie gab darauf keine Antwort, und er schaute sie, die schon wieder an ihren Gräslein zupfte, verwundert an. Er hatte sie sich, jenem Gerede nach, mehr furienmäßig vorgestellt, und nun war sie zu seinem angenehmen Erstaunen recht ordentlich und gefällig von Gestalt, das Gesicht ein wenig streng und ungesellig, aber frisch und ohne Hinterhalt, und so im ganzen eine gar nicht unerquickliche Erscheinung.

„Ja, dann will ich weitergehen", sagte er freundlich. „Adieu, Frau Nachbarin."

Sie blickte auf und nickte, wie er den Hut schwang, sah ihm drei, vier Schritte weit nach und fuhr darauf gleichmütig in ihrer Arbeit fort, ohne sich über den Nachbar Gedanken zu machen. Dieser aber dachte noch eine Weile an sie. Es war ihm wunderlich, daß diese Person ein solches Greuel sein solle, und er nahm sich vor, sie ein wenig zu beobachten. Das tat er denn auch, und als ein weltkundiger Mann sah er bald aus vielen kleinen Zügen ein Bild zusammen, das keinem Engel gleichsah, aber auch nicht zu dem Teufel paßte, den die Leute aus ihr machen wollten. Er nahm wahr, wie sie ihre paar Einkäufe in der Stadt still und rasch ohne langes Herumschweifen und Reden besorgte, er sah sie den Garten pflegen und ihre Wäsche sonnen, stellte fest, daß sie keine Besuche

empfing, und belauschte das kleine, einsame Leben der fleißigen Frau teils mit Hochachtung und Rührung. Auch ihre etwas scheuen, abendlichen Gänge nach den Roßäpfeln, um die sie sehr verschrien war, blieben ihm nicht verborgen. Doch fiel es ihm nicht ein, darüber zu spotten, wenn er auch dazu lächeln mußte. Er fand sie ein wenig scheu geworden, aber ehrenwert und tapfer, und er dachte sich, es sei schade, daß so viel Sorge und Achtsamkeit an so kleine Zwecke gewendet werde. Zum erstenmal begann er jetzt, durch diesen Fall stutzig geworden, dem Urteil der Gerbersauer zu mißtrauen und manches faul zu finden, was er bisher gläubig hingenommen hatte.

Inzwischen traf er die Frau Nachbarin je und je wieder und wechselte ein paar Worte mit ihr. Er redete sie jetzt mit ihrem Namen an und auch sie wußte ja, wer er sei, und sagte Herr Schlotterbeck zu ihm. Er wartete gern mit dem Ausgehen, bis er sie im Freien sah, und ging dann nicht vorüber, ohne ein kleines Gespräch über Witterung und Gartenaussichten anzuknüpfen und sich an ihren einfachen, ehrlichen und recht gescheiten Antworten zu freuen.

Einst brachte er einen seiner Bekannten abends im Adler auf die Frau zu sprechen. Er erzählte, wie der saubere Garten ihm aufgefallen sei, wie er die Frau in ihrem stillen Leben beobachtet habe und nicht begreifen könne, daß sie in so üblem Ruf stehe. Der Mann hörte ihm höflich zu, dann meinte er: „Sehen Sie, Sie haben ihren Mann nicht gekannt. Ein Prachtkerl, wissen Sie, immer witzig, ein lieber Kamerad, und so gut wie ein Kind! Und den hat sie einfach auf dem Gewissen."

„An was ist er denn gestorben?"

„An einem Nierenleiden. Aber das hat er schon jahrelang gehabt und ist fidel dabei gewesen. Dann nach seiner Pensionierung, statt daß ihm die Frau es jetzt nett und freundlich daheim gemacht hätte, ist er ganz hausscheu geworden. Manchmal ist er schon zum Mittagessen ausgegangen, weil sie ihm zu schlecht gekocht hat! Ein bißchen leichtsinnig mag er ja von Natur gewesen sein, aber daß er am Ende gar zuviel geschöppelt hat, daran ist allein sie schuld gewesen. Sie ist ein Ripp, wissen Sie. Da hat sie zum Beispiel eine Schwägerin im Haus, ein armes, krankes Ding, das seit Jahren tiefsinnig ist. Die hat sie wahrhaftig so behandelt und hungern lassen, daß die Behörde sich darum bekümmern und sie kontrollieren mußte."

Auf so bösen Bericht war Schlotterbeck doch nicht gefaßt gewesen. Er traute dem Erzähler nicht recht, aber die Sache ward ihm überall bestätigt, wo er darum anklopfte. Es schien ihm wunderlich und wollte ihm leid tun, daß er sich in der Frau so hatte täuschen können. Aber so oft er sie wiedersah und einen Gruß mit ihr wechselte, schwand aller Groll und Verdacht wieder dahin. Er entschloß sich und ging zum Stadtschultheiß, um etwas Sicheres zu erfahren. Er wurde mit Freundlichkeit aufgenommen; als er jedoch seine Frage

vorbrachte, wie es denn mit der Frau Entriß und ihrer Schwägerin stehe, ob sie wirklich im Verdacht der Mißhandlung und unter Kontrolle sei, da meinte der Stadtschultheiß abweisend: „Es ist ja nett, daß Sie sich für Ihre Nachbarin so interessieren, aber ich glaube doch, daß diese Sachen Sie eigentlich wenig angehen. Ich denke, Sie können es uns ruhig überlassen, daß wir zum Rechten sehen. Oder haben Sie eine Beschwerde vorzubringen?"

Da wurde Schlotterbeck eiskalt und schneidig, wie er es in Amerika manchmal hatte sein müssen. Er ging leise und machte die Türe zu, setzte sich dann wieder und sagte: „Herr Stadtschultheiß, Sie wissen, wie über die Frau Entriß geredet wird, und da Sie selber bei ihr waren, müssen Sie auch wissen, was daran wahr ist. Ich brauche ja keine Antwort mehr, es ist alles verlogen und böswilliger Klatsch. Oder nicht? — Also. Warum dulden Sie das?"

Der Herr war anfangs erschrocken, hatte sich aber schnell wieder gefaßt. Er zuckte die Achseln und sagte: „Lieber Herr, ich habe wirklich anderes zu tun, als mich mit solchen Sachen zu befassen. Es kann sein, daß da und dort der Frau etwas nachgeredet wird, was nicht recht ist, aber dagegen muß sie sich selber wehren. Sie kann ja klagen."

„Gut", sagte Schlotterbeck, „das genügt mir. Sie geben mir also die Versicherung, daß die Kranke dort Ihres Wissens in guter Behandlung ist?"

„Ihretwegen, ja, Herr Schlotterbeck. Aber wenn ich Ihnen raten darf, lassen Sie die Finger davon! Sie kennen die Leute hier nicht und machen sich bloß mißliebig, wenn Sie sich in ihre Sachen mischen."

„Danke, Herr Stadtschultheiß. Ich will mir's überlegen. Aber einstweilen, wenn ich wieder einen so über die Frau reden höre, werde ich ihn einen Ehrabschneider heißen und mich dabei auf Ihr Zeugnis berufen."

„Tun Sie das nicht! Der Frau nutzen Sie damit doch nicht, und Sie haben nur Verdruß davon. Ich warne Sie, weil es mir leid täte, wenn —"

„Ja, ich danke schön."

Die Folge dieses Besuches war zunächst, daß Schlotterbeck von seinem Vetter Pfrommer aufgesucht wurde. Es hatte sich herumgeredet, daß er ein merkwürdiges Interesse für die schlimme Witwe zeige, und Pfrommer war von einer Angst ergriffen worden, der verrückte Vetter möchte auf seine alten Tage noch Torheiten machen. Wenn es zum Schlimmsten käme und er die Frau heiratete, würden seine Kinder von den ganzen Millionen keinen Taler kriegen. Mit großer Vorsicht unterhielt er seinen Vetter von der hübschen Lage seiner Wohnung, kam langsam auf die Nachbarschaft zu sprechen und ließ vermuten, er wisse viel über die Frau Entriß zu erzählen, falls es den Vetter interessiere. Der winkte jedoch gleichmütig ab, bot dem Buchbinder einen vortrefflichen Kognak an und ließ ihn zu alldem, was er hatte sagen wollen, gar nicht kommen.

Aber noch am selben Nachmittag sah er seine Nachbarin im Garten erscheinen

und ging hinüber. Zum erstenmal hatte er ein langes, vertrauliches Gespräch mit ihr, worin er auf sein einsames Leben hinwies und ihre freundlich-tröstliche Nachbarschaft dankbar rühmte. Sie ging klug und bescheiden darauf ein, des eigentlichen Plauderns ungewohnt und doch mit frauenhafter Anpassung und, wie ihm schien, auch Anmut.

Diese Unterhaltungen wiederholten sich von jetzt an täglich, immer über den Staketenzaun hinweg, denn seine Bitte, ihn auch einmal im Garten selber oder gar im Hause zu empfangen, lehnte sie mit stiller Entschiedenheit ab.

„Das geht nicht", sagte sie lächelnd. „Wir sind ja beide keine jungen Leute mehr, aber die Gerbersauer haben immer gern was zu plappern und es wäre schnell ein dummes Gerede beieinander. Ich bin ohnehin übel angeschrieben, und Sie gelten auch für eine Art Sonderling, wissen Sie."

Ja, das wußte er jetzt, im zweiten Monat seines Hierseins, und seine Freude an Gerbersau und den Landsleuten hatte schon bedeutend nachgelassen. Er begann zu merken, daß er hier doch fremd sei und daß Höflichkeit, Duldung und Entgegenkommen der Leute nicht seinem Namen und Wesen oder dem aus der Fremde heimgekehrten Mitbürger, sondern eben seinem Geldsack galt. Es belustigte ihn, daß man sein Vermögen weit überschätzte, und die ängstliche Beflissenheit seines Vetters Pfrommer und anderer Angelkünstler machte ihm einen gewissen Spaß, aber für die beginnende Enttäuschung konnte ihn das nicht entschädigen, und er hatte den Wunsch, sich dauernd hier niederzulassen, heimlich schon wieder zurückgenommen. Vielleicht wäre er einfach wieder abgereist und hätte nochmals wie in jungen Jahren die Wanderschaft gekostet, wovor ihm nicht bange war. Es hielt ihn aber jetzt ein feiner Haken zurück, so daß er spürte, er werde nicht gehen können, ohne sich zu verletzen und ein Stücklein von sich hängen zu lassen.

Darum blieb er wo er war, und ging häufig an dem kleinen, weiß und braunen Nachbarhaus vorüber. Das Schicksal der Frau Entriß war ihm jetzt nimmer so dunkel, da er sie besser kannte und sie ihm auch manches erzählt hatte. Namentlich vermochte er sich den seligen Gerichtsvollzieher jetzt recht deutlich vorzustellen, von dem die Witwe ruhig und ohne Tadel sprach, der aber doch im Grunde genommen ein Windbeutel gewesen sein mußte, daß er es nicht verstanden hatte, unter der Herbe und Strenge dieser Frau den köstlichen Kern aufzuspüren und ans Licht zu bringen. Herr Schlotterbeck war überzeugt, daß sie neben einem verständigen Manne, vollends in reichlichen Verhältnissen, eine Perle abgeben müßte. Ihr Geiz war eine in Einsamkeit und Enttäuschung zur Leidenschaft ausgewachsene Liebhaberei, schien ihm, und war auch eigentlich keine Habsucht, da sie soviel Respekt vor jedem Werte besaß, um ihn auch ohne eigenen Vorteil möglichst zu retten und zu bewahren.

Je mehr er die Frau kennen lernte und ein Bild von ihr bekam, worin freilich

Neigung und Hoffnung stark mitmalen halfen, desto besser begriff er, daß sie in Gerbersau unmöglich verstanden werden konnte. Denn auch der Gerbersauer Charakter schien ihm nun verständlicher geworden, wenn auch dadurch nicht lieber. Jedenfalls erkannte er, daß er selber diesen Charakter nicht oder nicht mehr habe und hier ebensowenig gedeihen und sich entfalten könne wie die Frau Entriß. Diese Gedanken waren ihm, unbewußt, lauter spielende Paraphrasen zu seinem stillen Verlangen nach einem nochmaligen Ehebund und Versuch, sein einsam gebliebenes Leben doch noch fruchtbar und unsterblich zu machen.

Der Sommer hatte seine Höhe erreicht und der Garten der Witwe duftete mitten in der sandigen und glühenden Umgebung triumphierend weit über seinen niederen Zaun hinaus, besonders am Abend, wenn dazu noch vom nahen Waldrande die Vögel aufatmend den schönen Tag lobten und aus dem Tale in der Stille nach dem Schluß der Fabriken der Fluß leise herauf rauschte. An einem solchen Abend kam August Schlotterbeck zu Frau Entriß und trat ungefragt nicht nur in den Garten, sondern auch in die Haustüre, wo eine dünne, erschrockene Glocke ihn anmeldete und die Hausfrau ihn verwundert und fast ein wenig ungehalten ansprach. Er erklärte aber, heute durchaus hereinkommen zu müssen, und ward denn von ihr in die Stube geführt, wo er sich umblickte und es allerdings etwas kahl und schmucklos, doch reinlich und abendsonnig fand. Die Frau legte schnell ihre Schürze ab, setzte sich auf einen Stuhl beim Fenster und hieß auch ihn sich setzen.

Da fing Herr Schlotterbeck eine lange, hübsche Rede an. Er erzählte sein ganzes Leben, seine erste, kurze Ehe nicht ausgenommen, mit einfacher Trockenheit, schilderte dann etwas wärmer seine Heimkehr nach Gerbersau, seine erste Bekanntschaft mit ihr und erinnerte sie an manche Gespräche, in denen sie einander so gut verstanden hätten. Und nun sei er da, sie wisse schon, warum, und hoffe, sie sei nicht gar zu sehr überrascht.

„Über mein Vermögen kann ich mich ausweisen. Ich bin kein Millionär, wie die Leute hier herumreden, aber so ungefähr eine viertel Million oder etwas drüber wird schon da sein. Im übrigen meine ich, wir seien beide noch zu jung und kräftig, als daß es schon Zeit wäre, Verzicht zu leisten und sich einzuspinnen. Was soll eine Frau wie Sie schon allein sitzen und sich mit dem Gärtlein bescheiden, statt noch einmal anzufangen und vielleicht hereinzubringen, was früher am rechten Glück gefehlt hat?"

Die Frau Entriß hatte beide Hände still auf ihren Knieen liegen und hörte aufmerksam dem Freier zu, der allmählich warm und lebhaft wurde und wiederholt seine rechte Hand ausstreckte, als fordere er sie auf, sie zu nehmen und festzuhalten. Sie tat aber nichts dergleichen, sie saß ganz still und genoß es, ohne alles wirklich mit den Gedanken zu erfassen, daß hier jemand gekommen war, um ihr Freundlichkeit und Liebe und guten Willen zu zeigen. Die beiden Leute

saßen einander nahe gegenüber, er von seinem Willen und Verlangen erwärmt und verjüngt, sie aber von einem zarten Wohlsein und einer nur halb erwarteten Ehrung leise erregt wie eine Jubilarin, und über beide Gesichter glühte mit feiner Abschiedsröte die tiefstehende Sonne durch das offene Fenster. Da sie weder Antwort gab noch aus ihrem seltsamen Traumgefühle aufsah, fuhr Schlotterbeck nach einer Pause zu reden fort. Gütig und hoffnungsvoll stellte er ihr vor, wie es sein und werden könnte, wenn sie einverstanden wäre, wie da an einem andern, neuen Ort, ohne unliebe Erinnerungen sich ein friedlich fleißiges Leben führen ließe, bescheiden und doch etwas mehr aus dem Vollen, mit einem größeren Garten und einem reichlicheren Monatsgelde, wobei dennoch jährlich noch zurückgelegt würde. Er sprach, von ihrem lieben Anblick besänftigt und von dem rotgelben, innigen Abendscheine leicht und wohlig geblendet, recht milde mit halber Stimme und zufrieden, daß sie wenigstens zuhörte und ihn da sein und gelten und werben ließ. Und sie hörte und schwieg, von einer angenehmen Müdigkeit in der Seele leicht gelähmt. Erst ward ihr nicht völlig bewußt, daß das eine Werbung und eine Entscheidung für ihr Leben bedeute, auch schuf dieser Gedanke ihr weder Erregung noch Qual, denn sie war durchaus entschieden und dachte keine Sekunde daran, das für Ernst zu nehmen. Aber die Minuten gingen so gleitend und leicht und wie von einer Musik getragen, daß sie benommen lauschte und keines Entschlusses fähig war, auch nicht des kleinen, den Kopf zu schütteln oder aufzustehen.

Wieder hielt Schlotterbeck inne und atmete tief, sah sie fragend an und sah sie unverändert mit niedergeschlagenen Augen und fein geröteten Wangen verharren, als schaue sie ein wohlgefälliges Spiel oder lausche einer seltenen Musik. Und wieder hielt er ihr die Hand entgegen, die sie aber nicht zu sehen schien, und fing nochmals an, gläubig wie ein Träumer von der Zukunft zu reden, die er schon an einem kleinen, goldenen Faden zu halten meinte. Ihre Bewegung verstand er nicht, denn er deutete sie zu seinen Gunsten, aber er fühlte doch denselben hingenommenen und traumhaften Zustand und hörte gleich ihr die merkwürdigen Augenblicke wie auf wohllautend rauschenden Flügeln durch das abendhelle Stüblein und durch sein Gemüt reisen.

Beiden schien es später, sie seien eine gar lange Zeit so halbverzaubert beieinander gesessen, doch waren es nur Minuten, denn die Sonne stand noch immer nah am Rande der jenseitigen Berge, als sie aus dieser Stille jäh erweckt wurden.

Im Nebenzimmer hatte sich die kranke Schwägerin aufgehalten und war, schon durch den ungewohnten Besuch in Aufregung und einige Angst geraten, bei dem langen, leisen Gespräch und Beisammensein der Beiden von argen Ahnungen und Wahnvorstellungen befallen worden. Es schien ihr Ungewöhnliches und Gefährliches vorzugehen und allmählich ergriff sie, die nur an sich

selber zu denken vermochte, eine wachsende Furcht, der fremde Mann möchte gekommen sein, um sie fortzuholen. Denn eine stille, argwöhnische Angst hievor war das Ergebnis jenes Besuches der Magistratsherren gewesen, und seither konnte nichts noch so Geringes im Hause vorfallen, ohne daß die arme Jungfer mit Entsetzen an eine gewaltsame Hinwegführung und Einsperrung an einem unbekannten, fernen Orte denken mußte.

Darum kam sie jetzt, nachdem sie eine Weile mit immer abnehmenden Kräften gegen das Grauen gekämpft hatte, gewaltsam schluchzend und in Verzweiflung aufgelöst in die Stube gelaufen, warf sich vor ihrer Schwägerin nieder und umfaßte ihre Knie unter Stöhnen und zuckendem Weinen, so daß Schlotterbeck erschrocken auffuhr und die Frau Entriß plötzlich aus ihrer Benommenheit gerissen alles wieder mit nüchternem Verstande wahrnahm und sich der vorigen Verlorenheit unwillig schämte.

Sie stand eilig auf, zog die Kniende mit sich empor, fuhr ihr mit tröstender Hand übers Haar und redete halblaut und eintönig auf sie ein wie auf ein heulendes Kind.

„Nein, nein, Seelchen, nicht weinen! Gelt, du weinst jetzt nicht mehr? Komm, Kindelchen, komm, wir sind vergnügt und kriegen was Gutes zum Nachtessen. Hast gemeint, er will dich fortnehmen? O, Dummes du, es nimmt dich niemand fort; nein, nein, darfst mir's glauben, kein Mensch darf dir was tun. Nimmer weinen, Dummelein, nimmer weinen!"

August Schlotterbeck sah mit Verlegenheit und auch mit Rührung zu, die Kranke weinte schon ruhiger und fast mit einem kindlichen Genuß, wiegte den Kopf hin und wieder, klagte mit abnehmender Stimme und verzog ihr verzweifeltes Gesicht unter den noch munter laufenden Tränen unversehens zu einem blöden, hilflosen Kleinkinderlächeln. Doch kam sich der Besucher bei dem allen unnütz und mehr als entbehrlich vor, er hustete darum ein wenig und sagte: „Das tut mir leid, Frau Entriß, hoffentlich geht es gut vorbei. Ich werde so frei sein und morgen wiederkommen, wenn ich darf."

Erst in diesem Augenblick fiel der Frau alles aufs Herz, wie er um sie geworben und sie ihm zugehört und es geduldet habe, ohne daß sie doch willens war, ihn zu erhören. Sie erstaunte über sich selber, es konnte ja aussehen, als habe sie mit ihm gespielt. Nun durfte sie ihn nicht fortgehen und die Täuschung mitnehmen lassen, das sah sie ein, und sie sagte: „Nein, bleiben Sie da, es ist schon vorüber. Wir müssen noch reden." Ihre Stimme war ruhig und ihr Gesicht unbewegt, aber die Röte der Sonne und die Röte der lieblichen Erregung war verglüht und ihre Augen schauten klug und kühl, doch mit einem kleinen bangen Glanz von Trauer auf den Werber, der mit dem Hute in den Händen wieder niedersaß und nicht begriff, wohin seine Freudigkeit und ihre liebe Wärme gekommen sei.

Sie setzte indessen die Schwägerin auf einen Stuhl und kehrte an ihren vorigen Platz zurück. „Wir müssen sie im Zimmer lassen," sagte sie leise, „sonst wird sie wieder unruhig und macht Dummheiten. — Ich habe Sie vorher reden lassen, Herr Nachbar, ich weiß selber nicht recht warum, ich bin ein wenig müd gewesen. Hoffentlich haben Sie es nicht falsch gedeutet. Es ist nämlich schon lange mein fester Entschluß, mich nicht mehr zu verändern. Ich bin vierzig Jahr alt, und Sie werden gewiß reichlich fünfzig sein, in diesem Alter heiraten vorsichtige Leute nimmer. Daß ich Ihnen als einem freundlichen Nachbarn gut und dankbar bin, wissen Sie ja, und wenn Sie wollen, können wir es weiter so haben. Aber damit wollen wir zufrieden sein, wir könnten sonst den Schaden haben."

Herr Schlotterbeck sah sie betrübt, doch freundlich an. Unter Umständen, dachte er, würde er jetzt ganz ruhig abziehen und ihr recht geben. Allein der Glanz, den sie vor einer Viertelstunde im Gesicht gehabt hatte, war ihm noch wie ein ernsthaft schöner Spätsommerflor im Gedächtnis und hielt sein Begehren mit Macht am Leben. Wäre der Glanz nicht gewesen, er wäre betrübt, doch ohne Stachel im Herzen seiner Wege gegangen; so aber schien ihm, er habe das Glück schon wie einen zutraulichen Vogel auf dem Finger sitzen gehabt und nur den Augenblick des Zugreifens verpaßt. Und Vögel, die man schon so nahe gehabt, läßt man nicht ohne grimmige Hoffnung auf eine neue Gelegenheit zum Fang entrinnen. Außerdem, und trotz des Ärgers über ihr Entwischen, nachdem sie schon so fromm über seine Freiersrede erglüht war, hatte er sie jetzt viel lieber als noch vor einer Stunde. Bis dahin war es seine Meinung gewesen, eine angenehme und ersprießliche Vernunftheirat zu betreiben, nun aber hatte die stille Weichheit dieser Abendstunde ihn vollends wahrhaft verliebt gemacht, so daß jetzt an ein einfaches, freundlich kühles Bedauern und Adieusagen nimmer zu denken war.

„Frau Entriß", sagte er deshalb entschlossen, „Sie sind jetzt erschreckt worden und vielleicht von meinem Vorschlag zu sehr überrascht. Auch habe ich vielleicht zu wenig gesagt und mich zu sehr an das Praktische und Geschäftliche der Sache gehalten, wenn es auch nicht so gemeint war. Ich will darum nur sagen, daß mein Herz es ernst meint und nicht von seiner Liebe lassen will, wenn es auch Gründe dagegen geben mag. Ich kann das nicht so ausdrücken, es steht mir nicht an, aber es ist mein Entschluß, davon nimmer zu lassen. Ich habe Sie lieb, und da Sie nur mit dem Verstande Widerstand leisten, kann ich mich nicht zufrieden geben wie ein Handelsmann, den man um ein Haus weiter schickt. Sondern es ist meine Meinung, diesen Krieg weiterzuführen und Sie nach meinen Kräften zu belagern, damit es sich zeigt, wer der Stärkere ist."

Auf diesen Ton war sie nicht gefaßt gewesen, er klang, wenn auch nicht überzeugend, so doch warm und schmeichelhaft in ihr Frauengemüt und tat ihr im

Innern wohl wie ein erster Amselruf im Februar, wenn sie es auch nicht wahr haben wollte. Doch war sie nicht gewohnt, so dunkeln Regungen Macht zu gönnen, und fest entschlossen, den Angriff abzuwehren und ihre liebgewordene Freiheit zu behalten.

Sie sagte: „Sie machen mir ja Angst, Herr Nachbar! Die Männer bleiben eben länger jung als unsereine, und es tut mir leid, daß Sie mit meinem Bescheide nicht zufrieden sein wollen. Denn bei mir sieht es nun einmal nimmer so lebenslustig aus, ich kann mich nicht wieder jung machen und verliebt tun, es käme nicht von Herzen. Auch ist mir mein Leben, so wie es jetzt ist, lieb und gewohnt worden, ich habe meine Freiheit und keine Sorgen. Und da ist auch das arme Ding, meine Schwägerin, die mich braucht und die ich nicht im Stich lasse, das hab' ich ihr versprochen und will dabei bleiben. — Aber was rede ich lang, wo nichts zu sagen ist! Ich will nicht und ich kann nicht, und wenn Sie es gut mit mir meinen, so lassen Sie mir meinen Frieden und drohen mir nicht mit Belagerungen und dergleichen, ich müßte Ihnen sonst zürnen und würde kein Wort mehr von Ihnen anhören. Wenn Sie wollen, so vergessen wir das heutige und bleiben gute Nachbarn. Im andern Fall kann ich Sie nimmer sehen."

Schlotterbeck stand auf, verabschiedete sich jedoch noch nicht, sondern ging in erregten Gedanken, als wäre er im eigenen Hause, heftig auf und ab, um einen Weg aus dieser Not zu finden. Sie sah ihm eine Weile zu, ein wenig belustigt, ein wenig gerührt und ein wenig beleidigt, bis es ihr zu viel ward. Da rief sie ihn an: „Seien Sie nicht töricht, Herr Nachbar: Wir wollen jetzt zu Nacht essen, und für Sie wird es auch Zeit sein."

Aber er hatte eben jetzt seinen Entschluß gefunden. Er nahm seinen Hut, den er in der Aufregung weggelegt hatte, manierlich in die linke Hand, verbeugte sich und sagte mit einem schwachen, etwas mißlungenen Lächeln: „Gut, ich gehe jetzt, Frau Entriß. Sie müssen heut ein bißchen Nachsicht mit mir haben. Ich sage Ihnen jetzt Adieu und werde Sie eine Zeit lang nimmer belästigen. Sie sollen mich nicht für gewalttätig halten. Aber ich komme wieder, sagen wir in vier, fünf Wochen, und ich bitte um nichts, als daß Sie in der Zeit sich diese Sache noch einmal in Gedanken betrachten und mir alsdann eine aufrichtige Antwort geben, ganz wie es Ihnen dann ums Herz sein wird. Ich reise fort, das hatte ich ohnehin im Sinn, und Sie werden also alle Ruhe vor mir haben. Und wenn ich wiederkomme, ist es nur, um Ihre Antwort zu holen. Wenn Sie dann Nein sagen, verspreche ich damit zufrieden zu sein und werde dann Sie auch von meiner Nachbarschaft befreien. Sie sind das Einzige, was mich noch in Gerbersau halten könnte. Also leben Sie recht wohl und auf Wiedersehen!"

Sie nahm seine Hand nicht an, die er ihr hinbot, gab aber in freundlichem Ton Antwort: „Meine Meinung kennen Sie schon, sie wird nicht anders werden.

Damit Sie meinen guten Willen sehen, will ich Ihren Vorschlag gelten lassen. Aber ich hoffe, bis Sie wiederkommen, sehen Sie selber das alles ruhiger an, auch das mit dem Fortziehen, und bleiben mein Nachbar. Adieu denn, und gute Reise!"

„Ja, adieu," sagte Schlotterbeck wehmütig, nahm den Türgriff in die Hand, warf einen Blick ins Zimmer zurück, den nur die Schwägerin erwiderte, und trat unbegleitet aus dem Hause in die noch lichte Dämmerung. Er schüttelte eine Faust gegen die schwach heraufdönende Stadt, welcher er alle Schuld an Frau Entrißens Verstocktheit zuschrieb, und beschloß im Herzen, sie so bald wie möglich für immer zu verlassen, sei es nun mit oder ohne Frau. Dieser Entschluß tat ihm in seinem übrigen schwebenden und abhängigen Zustande wohl, als ein Ausblick auf selbständigere und gesichertere Zeiten, nach denen ihn sehnlich verlangte.

Langsam tat er den kurzen Gang zu seiner Wohnung hinüber, nicht ohne mehrmals nach dem Nachbarhäuschen zurückzuschauen, das mit geschlossener Tür und Gartenpforte gleichmütig und kühl die späte Sommernacht erwartete. Ganz fern stand am verglühten Himmel noch eine kleine Wolke, kaum ein Hauch, und blühte hinsterbend in einem sanften rosigen Goldduft dem ersten Stern entgegen. Bei ihrem Anblick fühlte der Mann noch einmal die feine, innig glühende Erregung der vergangenen Stunde vorüberziehen und schüttelte lächelnd den alten Kopf zu den töricht süßen Wünschen seines Herzens. Dann betrat er sein einsames Haus, verzichtete auf das Abendessen in der Stadt, aß nur ein halbes Pfund Kirschen, die er morgens gekauft hatte, und fing noch am selben Abend an, sich für die Abreise zu rüsten.

Am Nachmittag des andern Tages war er fertig, übergab die Schlüssel seiner Aufwärterin und den Koffer einem Dienstmann, seufzte befreit und ging davon, in die Stadt hinunter und dem Bahnhof zu, ohne im Vorbeigehen einen Blick in den Garten und die Fenster der Frau Entriß zu wagen. Sie aber sah ihn wohl, wie er vom Kofferträger begleitet, elegisch dahinging. Er tat ihr leid und sie wünschte ihm von Herzen gute Erholung.

Für Frau Entriß begannen nun stille Tage. Ihr bescheidenes Leben glitt wieder in die vorige Einsamkeit zurück, es kam niemand zu ihr und es schaute niemand mehr über ihren Gartenzaun herein. In der Stadt wußte man genau, daß sie mit allen Künsten nach dem reichen Rußländer geangelt habe, und gönnte ihr seine Abreise, die natürlich keinen Tag verborgen blieb. Sie kümmerte sich nach ihrer Art um das alles nicht, sondern ging ruhig ihren Pflichten und Gewohnheiten nach. Es tat ihr leid, daß es mit Herrn Schlotterbeck so gegangen war, denn sie hatte ihn gern gesehen und sah die freundliche Nachbarlichkeit mit Bedauern gestört. Doch war sie sich keiner Schuld bewußt und in langen Jahren an das Alleinleben so gewöhnt, daß sein Fortgehen ihr keinen ernstlichen Kummer

machte. Sie sammelte Blumensamen von den verblühenden Beeten, goß am Morgen und Abend, erntete das Beerenobst, machte ein und tat mit zufriedener Emsigkeit die vielen Sommerarbeiten. Und dann machte ihr die Schwägerin unverhofft zu schaffen.

Diese hatte sich seit jenem Abend still verhalten, schien aber seither noch mehr als früher mit einer heimlichen Angst zu kämpfen, welche eine Art von Verfolgungswahn war und in einem mißtrauischen Träumen von Entführung und Gewalttaten bestand. Der heiße Sommer, der ungewöhnlich viele Gewitter brachte, tat ihr auch nicht gut, und schließlich konnte Frau Entriß kaum mehr auf eine halbe Stunde zu Einkäufen ausgehen, da die Kranke das Alleinbleiben nimmer ertrug. Das elende Wesen fühlte sich nur in der nächsten Nähe der gewohnten Pflegerin sicher und umgab die geplagte Frau mit Seufzen, Händeringen und scheuen Blicken einer grundlosen Furcht. Am Ende mußte sie den Arzt holen, vor dem die Kranke in neues Entsetzen geriet und der nun alle paar Tage zur Beobachtung wiederkam. Für die Gerbersauer war das wieder ein Grund, von erneuter Mißhandlung und behördlicher Kontrolle zu erzählen; die Sache ward nun in Verbindung mit ihren Absichten auf Schlotterbeck gebracht und zu einem skandalösen Fall von arglistiger Habsucht gestaltet.

Unterdessen war August Schlotterbeck nach Wildbad gefahren, wo es ihm jedoch zu heiß und zu lebhaft wurde, so daß er, auch von einiger innerer Unrast geplagt, bald wieder aufpackte und weiterfuhr, diesmal nach Freudenstadt, das ihm von jungen Zeiten her bekannt war. Dort gefiel es ihm recht wohl, er fand die Gesellschaft eines schwäbischen Fabrikanten, mit dem er gut Freund wurde und über technische und kaufmännische Dinge seiner Erfahrung reden konnte. Mit diesem Manne, der Viktor Trefz hieß und gleich ihm selber weit in der Welt umhergekommen war, machte er täglich lange Spaziergänge in den kühlen Wäldern, zum Kniebis hinauf und nach Rippoldsau, oder das schöne Murgtal hinunter, wo man überall in schöner Landschaft und Waldnähe marschieren und in hübschen Ortschaften und guten Gasthäusern sich ausruhen kann. Herr Trefz besaß im Osten des Landes eine Lederwarenfabrik von altem und bekannten Ruf, sein neuer Freund fragte ihn nach allem aus und ihm war es wohl dabei, seine Erholungstage in so angenehmen und vertrauten Gesprächen hinbringen zu können. Es entstand zwischen den beiden alten Herren eine höfliche Vertraulichkeit und gegenseitige Hochschätzung, denn Schlotterbeck zeigte in der Lederbranche vortreffliche Kenntnisse und außerdem eine Bekanntschaft mit dem Weltmarkt, die für einen Privatier erstaunlich war. So währte es nicht lange, bis er dem Fabrikanten seine Geschichte und Lage genauer mitteilte, und es wollte beiden scheinen, sie könnten unter Umständen einmal auch in Geschäften recht gute Kameraden werden.

Die erhoffte Erholung fand Schlotterbeck also reichlich, er vergaß sogar für

halbe Tage seinen schwebenden Handel mit der Witwe in Gerbersau, von dem er Herrn Trefz keine Mitteilung hatte machen mögen. Den alten Geschäftsmann belebte und erregte die Unterhaltung mit einem gewiegten Kollegen und die Aussicht auf etwaige neue Unternehmungen nicht wenig, und die Bedürfnisse seines Herzens zogen sich, da er ihnen nie allzuvielen Raum gegönnt hatte, bescheidentlich zurück. Nur wenn er allein war, etwa abends vor dem Einschlafen, suchte ihn das Bild der Frau Entriß heim und machte ihn wieder warm. Doch auch dann schien ihm die Angelegenheit nicht mehr gar so verzweifelt und gewichtig. Er dachte an jenen Abend im Häuschen der Nachbarin und fand schließlich, sie habe nicht so völlig unrecht gehabt. Er sah ein, daß der Mangel an Arbeit und das Alleinhausen zu einem großen Teil an seinen Heiratsgedanken schuld gewesen seien. Nicht daß er nun kalt und untreu geworden wäre, das lag nicht in seiner Art, aber wenn nun, wie zu vermuten war, es bei jener ersten Antwort der Frau bleiben würde, schien ihm das Unglück immerhin unter den jetzigen Umständen nicht unerträglich.

Auf einem Spaziergang im Fichtenwalde wurde er von Herrn Trefz eingeladen, diesen Herbst ihn zu besuchen und seinen Betrieb anzuschauen. Es war noch mit keinem Wort von geschäftlichen Beziehungen die Rede gewesen, doch wußten beide, wie es stand und daß der Besuch sehr wohl zu einer Teilhaberschaft und Vergrößerung des Geschäfts führen könnte. Schlotterbeck nahm dankend an und nannte dem Freunde die Bank, bei der er sich über ihn erkundigen könne.

„Danke, es ist gut", sagte Trefz, „das Weitere besprechen wir dann, falls Sie Lust haben, an Ort und Stelle."

Damit fühlte sich August Schlotterbeck dem Leben wiedergewonnen, dem er nun eine unfrohe Weile nur unbeteiligt zugesehen hatte. Er sah Arbeit und Sorge, Gewinn und Erregung des Handels in naher Zukunft winken, und mehr als einst auf die Heimkehr in die alte Heimat freute er sich jetzt auf die Rückkehr zum gewohnten Leben eines Arbeiters und Unternehmers, auf Einrichtungen und Reisen, Korrespondenz und Berechnungen, auf Telegramme, Verwicklungen und Kämpfe. Es war weniger des Geldes wegen, dessen er für den Bedarf seines Alters genug besaß, als aus Freude an Umtrieb und Wagnis, aus einer gewissen Lust am Verkehr mit dem Welthandel und den Abenteuern des kühnen Kaufmanns. Fröhlich stieg er an jenem Tag in sein Bett und schlief ein, ohne heut ein einziges Mal an seine Witwe gedacht zu haben.

Er ahnte nicht, daß diese eben jetzt recht üble Zeit habe und seinen Beistand wohl hätte brauchen können. Die Schwägerin war unter der Beobachtung des Oberamtsarztes noch scheuer und unheimlicher geworden und machte das kleine Häuschen zu einem Orte des Jammers, indem sie bald schrie wie am Spieß, bald rastlos und schwer seufzend die Treppen auf und ab stieg und durch die

Stuben wanderte, bald auch sich in ihrer Kammer einschloß und eingebildete Belagerungen unter Gebet und Winseln bestand. Das arme Geschöpf mußte immerfort bewacht werden, wenn auch ruhige Tage dazwischen kamen, und der geängstigte Doktor, der in solchen Dingen keine Erfahrung hatte, drängte zur Fortschaffung und Versorgung in einer Anstalt. Frau Entriß widersetzte sich dem, so lange sie konnte. Sie hatte sich an die Nähe der schwermütigen Jungfer in langen Jahren gewöhnt und zog ihre Gesellschaft der völligen Einsamkeit immerhin vor, auch hoffte sie, es werde dieser schlimme Zustand nicht lange dauern, und schließlich fürchtete sie die bedenklichen Kosten, die möglicherweise nach Abgang der Kranken in eine Irrenanstalt ihr entstehen könnten. Sie wollte gern der Unglücklichen ihr Lebenlang kochen, waschen und aufwarten, ihre Launen ertragen und sich um sie sorgen; aber die Aussicht, es möchte für dies zerstörte Leben vielleicht jahrelang ihr Erspartes dahingehen und in einen Sack ohne Boden rinnen, war ihr furchtbar. So hatte sie außer der täglichen Sorge um die Gemütskranke auch noch diese Angst und Last zu tragen, und sie fing trotz ihrer Zähigkeit an, etwas vom Fleisch zu fallen und im Gesicht ein wenig zu altern.

Von dem allen wußte Schlotterbeck kein Wort. Er war der sicheren Meinung, die muntere Wittwe sitze vergnügt in ihrem hübschen kleinen Hause und sei womöglich froh, den lästigen Nachbarn und Bewerber für eine Weile los zu sein.

Dies stimmte nun aber schon nicht mehr. Zwar hatte die Abreise des Herrn Schlotterbeck nicht die Folge gehabt, ihr nach dem Entfernten Sehnsucht zu wecken und ihr sein Bild zärtlich zu verklären, doch wäre sie jetzt in ihrer Not ganz froh gewesen, einen Freund und Berater zu haben, und war mit ihrer Selbstherrlichkeit durchaus nicht mehr so stolz zufrieden wie bisher. Ja sie hätte, falls es mit der Schwägerin schlimm gehen sollte, sich wohl auch die Bewerbung des reichen Mannes noch einmal näher und freundlicher angesehen.

In Gerbersau war unterdessen das Gespräch über die Abreise Schlotterbecks und ihre vermutliche Bedeutung und Dauer verstummt, da man jetzt an der Witwe Entriß wieder für eine Weile die Mäuler voll hatte. Und während unter den schönen Tannenbäumen von Freudenstadt die beiden Geschäftsleute und Freunde sich immer besser verstanden und schon deutlicher von künftigen gemeinsamen Unternehmungen miteinander plauderten, saß daheim in der Spitalgasse der Buchbinder Pfrommer zwei lange Abende an einem Schreiben an seinen Vetter, dessen Wohl und Zukunft ihm gar sehr am Herzen lag. Einige Tage später hielt August Schlotterbeck diesen Brief, der auf das beste Papier mit einem goldenen Rande geschrieben war, verwundert in den Händen und las ihn langsam zweimal durch. Er lautete:

Lieber und werter Vetter Schlotterbeck!

Der Herr Aktuar Schwarzmantel, der neulich eine Schwarzwaldtour gemacht hat, hat uns berichtet, daß er Dich in Freudenstadt gesehen und daß Du wohl bist und in der Linde logierst. Das hat uns gefreut, und möchte ich Dir an diesem schönen Ort eine gute Erholung wünschen. Wenn man es vermag, ist ja eine solche Sommerkur immer sehr gut, ich war auch einmal ein paar Tage in Herrenalb, weil ich krank gewesen war, und hat mir vorzügliche Dienste getan. Wünsche also nochmals besten Erfolg, und wird unser heimatlicher Schwarzwald mit seinem Tannenrauschen auch Dir gewiß nur gut gefallen.

Lieber Vetter, wir haben alle lange Zeit nach Dir, und wenn Du nach guter Erholung wieder heimkommst, wird es Dir gewiß in Gerbersau wieder recht gut gefallen. Der Mensch hat doch nur eine Heimat, und wenn es auch draußen in der Welt viel Schönes geben mag, kann man doch bloß in der Heimat wirklich glücklich sein. Du hast Dich auch in der Stadt sehr beliebt gemacht, alle freuen sich bis Du wiederkommst.

Es ist nur gut, daß Du gerade jetzt verreist bist, wo es in Deiner Nachbarschaft wieder so arg zugeht. Ich weiß es nicht, ob es Dir schon bekannt ist. Die Frau Entriß hat jetzt also doch ihre kranke Schwägerin hergeben müssen. Sie war so mit ihr umgegangen, daß das unglückliche Geschöpf es nimmer hat aushalten können und hat Tag und Nacht um Hilfe gerufen, bis man den Oberamtsarzt geholt hat. Da hat sich gezeigt, daß es mit der kranken Jungfer furchtbar stand, und trotzdem hat die Entriß drauf bestehen und sie um jeden Preis dabehalten wollen, man kann sich denken warum. Aber jetzt ist ihr das Handwerk gelegt, man hat ihr die Schwägerin weggenommen und vielleicht muß sie sich noch anderswo verantworten. Dieselbe ist im Narrenhaus in Zwiefalten untergebracht worden, und die Entriß muß tüchtig für sie zahlen. Warum hat sie früher so an der Kranken gespart!

Wie man das arme Wesen fortgebracht hat, das hättest Du sehen sollen, es war ein Jammer. Sie hatten einen Wagen genommen, da saß die Entriß, der Oberamtsarzt, ein Wärter aus Zwiefalten drin und die Patientin. Da fing sie an und hat den ganzen Weg geschrien wie verrückt, daß alles nachgelaufen ist, bis auf den Bahnhof. Auf dem Heimweg hat die Entriß dann allerlei zu hören gekriegt, ein Bub hat ihr sogar einen Stein nachgeworfen.

Lieber Vetter, falls ich Dir hier irgend etwas besorgen kann, tue ich es sehr gern. Du bist ja dreißig Jahre lang von der Heimat fortgewesen, aber das macht nichts und für meine Verwandten ist mir, wie Du weißt, nichts zuviel. Meine Frau läßt Dich auch grüßen.

Ich wünsche Dir gutes Wetter für Deine Sommerfrische. In dem Freudenstadt droben wird es schon kühler sein als hier in dem engen Loch, wir haben sehr heiß und viel Gewitter. Im Bayrischen Hof hat es vorgestern eingeschlagen, aber kalt.

Wenn Du etwas brauchst, stehe ich ganz zur Verfügung. In alter Treue
Dein Vetter und Freund Lukas Pfrommer.

Herr Schlotterbeck las diesen Brief aufmerksam durch, steckte ihn in die Tasche, zog ihn wieder heraus und las ihn nochmals, dann sagte er: „O du Simpel," was seinem Vetter galt. Doch hielt er sich nicht lange mit Gedanken an den Briefschreiber auf, sondern bedachte sich den Brief selber recht genau, übersetzte ihn aus dem Gerbersauerischen ins Deutsche und suchte sich die geschilderten Begebenheiten vor Augen zu denken. Dabei ergriff ihn Scham und Zorn, er sah das arme Fräulein verhöhnt und preisgegeben, mit Tränen kämpfen und ohne Trost allein sitzen. Je mehr er es überlegte und je deutlicher er alles sah und begriff, desto mehr schwand sein stilles Schmunzeln über den briefschreibenden Vetter dahin. Er war über ihn und über ganz Gerbersau herzlich empört und wollte schon Rache beschließen, da fiel ihm allmählich ein, wie wenig er selber in dieser letzten Zeit an die Frau Entriß gedacht hatte. Er hatte Pläne geschmiedet und sich ohne viel Heimweh gute Tage gegönnt, und währenddessen war es der lieben Frau übel gegangen, sie hatte es schwer gehabt und vielleicht auf seinen Beistand gehofft.

Indem er das bedachte, begann er sich sehr zu schämen. Das Bildnis der kleinen Witwe stand ihm nun wieder so klar und nett vor Augen, daß er nicht begriff, wie er sie tagelang fast ganz habe vergessen können. Was war jetzt zu tun? Jedenfalls wollte er sofort heimreisen. Ohne Verzug rief er den Wirt, ordnete für morgen früh seine Abreise an und teilte dies auch dem Herrn Trefz mit, der sich darüber sehr betrübt zeigte. Doch ward verabredet, daß Schlotterbeck ihn bald besuchen und seine Fabrik ansehen solle. Dann packte dieser seinen Koffer, worin er viel Übung und Geschick hatte, und während er dies tat und die Dämmerung hereinbrach, vergaß er die Scham und den Zorn und alle Bedenken und verfiel in eine muntere, tröstliche Heiterkeit, die ihn den ganzen Abend nimmer verließ. Es war ihm klar geworden, daß alle diese Geschichten nur Wasser auf seine Mühle seien. Die Schwägerin war fort, Gott sei Dank, die Frau Entriß saß vereinsamt und traurig und hatte wohl auch Geldsorgen, da war es Zeit, daß er nochmals vor sie trat und in dem abendsonnigen Stüblein ihr sein Angebot wiederholte. Vergnügt pfiff er ein Freudenlied, das stark mißglückte und ihn doch noch froher und mutiger machte, und den Abend verbrachte er mit dem Herrn Trefz bei einem guten Markgräflerwein. Die Männer stießen auf ein gutes Wiedersehen und eine weiterdauernde Freundschaft an, der Wirt trank ein Glas mit und hoffte beide gute Gäste im nächsten Jahr wiederzusehen.

Am andern Morgen stand Schlotterbeck zeitig an der Eisenbahn und erwartete den Zug. Der Wirt hatte ihn begleitet und drückte ihm nochmals die Hand, der Hausknecht hob den Koffer in den Wagen und bekam ein schönes

Trinkgeld, der Zug fuhr dahin, und nach einigen ungeduldigen Stunden war die Reise getan und Schlotterbeck wandelte an dem grüßenden Stationsvorstande vorbei in die Stadt hinein.

Er nahm nur ein kurzes Frühstück im Adler, der am Wege lag, ließ sich dort den Rock abbürsten und ging alsdann geraden Weges zur Frau Entriß hinauf, deren Garten ihn in der alten Sauberkeit begrüßte. Das Tor war verschlossen und er mußte ein paar Augenblicke warten, bis die Hausfrau daherkam und mit einem fragenden Gesicht — denn sie hatte ihn nicht kommen sehen — die Tür auftat. Da sie ihn erkannte, wurde sie rot und versuchte ein strenges Gesicht zu machen, er trat aber mit freundlichem Gruß herein und sie führte ihn in die Stube.

Sein Kommen hatte sie überrascht. Sie hatte in der vergangenen Zeit wenig an ihn denken können, doch war seine Wiederkunft ihr immerhin kein Schrecken mehr, sondern eher ein Trost. Er sah das auch, trotz ihrer Stille und künstlichen Kühle, sehr wohl, und machte ihr und sich selber die Sache leicht, indem er sie herzhaft an beiden Schultern faßte, ihr halb lachend ins rote Gesicht schaute und fragte: „Es ist jetzt recht, nicht wahr?"

Da wollte sie lächeln und noch ein wenig sprödeln und Worte machen; aber unversehens übernahm sie die Bewegung, die Erinnerung an so viel Sorge und Bitterkeit dieser Wochen, die sie bis zum Augenblick tapfer und trocken durchgemacht hatte, und sie brach zu seinem und ihrem eigenen Erschrecken plötzlich in helle Tränen aus. Bald hernach aber erschien auf ihren Wangen wieder der schüchterne Glücksschein, den Herr Schlotterbeck vom letztenmal her kannte, sie lehnte sich an ihn, ließ sich von ihm umfangen, und als nach einem sanften Kusse der Bräutigam sie auf einen Stuhl niedersetzte, sagte er wohlgemut: „Gott sei Dank, das stimmt also. Aber auf den Herbst wird das Häusel verkauft, oder willst du um jeden Preis in dem Nest hier bleiben?"

Sie schüttelte den Kopf, und er sagte fröhlich: „Da bin ich froh! Und das Privatisieren hört auch bald auf. Was meinst du zum Beispiel zu einer Lederwarenfabrik?"

Über kunsthistorische Verbildung/ von Heinrich Wölfflin

Nicht daß ich den kunsthistorischen Eifer des Publikums tadeln wollte — es fällt mir nicht ein, das Wasser von der eigenen Mühle abzuleiten —, aber ich meine, es bestehe zugunsten der einseitig historischen Kunstbildung ein verderbliches Vorurteil. Die Ziele einer kunstgeschichtlichen Fachbildung sind die Ziele der allgemeinen Kunsterziehung geworden. Kunstgeschichte kennen gilt als gleichbedeutend mit Kunst verstehn. Und eben das ist falsch, und das Laienpublikum kommt in ein ganz schiefes Verhältnis zur Kunst, indem es die Vorteile seines natürlich-unhistorischen Standpunktes preisgibt, ohne doch den andern Standpunkt, den fachmännisch-historischen, gewinnen zu können.

Ein Erstes: man sieht zu viel. Der Historiker natürlich muß sein Material vollständig kennen. Er kann nicht anfangen zu bauen, bevor er nicht die Bausteine alle geprüft hat. Gerade unsere Zeit ist im besonderen Sinne eine Zeit des Sammelns, des Inventarisierens und Registrierens. Überall trifft man auf Katalogarbeiten, große Gesamtausgaben u. dgl. Das Publikum ist unvermerkt in die gleiche Strömung hineingeraten, ohne es doch nötig zu haben. Man kauft sich lieber eine schundige Publikation von allen Gemälden des Rubens als einen echten alten kräftigen Rubensstich. Das zusammenhangloſe Einzelstück hat keinen Wert mehr für den einseitig historisch interessierten Sinn und der ehrliche Dilettantismus, der nur da und dort herausnimmt, was ihm gefällt, ist selten geworden. Man fühlt die Verpflichtung, alles gesehen zu haben, und das ist schade, denn auf diese Weise sieht man eben zu viel, d. h. gar nichts.

Der Ehrgeiz des modernen „gebildeten" Touristen ist eine psychologische Ungeheuerlichkeit. Mit kunsthistorischer Vollständigkeit werden in Italien Kirchen und Museen durchgenommen, wo man doch sehr bald dahinter kommen müßte, daß so kein einziger tiefer Eindruck gewonnen werden kann, vielmehr einer den andern aufhebt. Das Reisen wird zur Qual, aber man hätte ein schlechtes Gewissen, wenn man sichs bequemer machte. Und schließlich: es muß ja gehn! Die Reisebücher bestimmen ja das Maß der täglichen Leistung und hinter solchen Normen wird man doch nicht zurückbleiben!

Offengestanden: ich bewundere unsern Baedeker ungeheuer, aber ebenso bewunderungswürdig kommt mir der Gehorsam vor, der ihm vom Publikum entgegengebracht wird. Ich will nichts sagen, wenn in Florentiner Kirchen jeder Winkel abgeleuchtet wird, aber die Gründlichkeit bleibt die gleiche in Ländern und Perioden, die unserm Geschmack ferner liegen: in den Kapellen von Antwerpen — unser Cicerone führt uns vor jedes Manieristenbild. Der Historiker mag dankbar sein für die Nomenklatur und er weiß auch gegebenenfalls zu über-

schlagen, aber der Laie, der sich dem fremden Urteil anvertraut, ist verloren und geht mit einem wüsten Kopf von dannen.

Unsere großen Museen verleiten ja nun freilich an sich schon zur Vielseherei und wenn man beobachtet, mit wie wenig psychologischer Ökonomie die große Masse der Besucher sich durch die Säle durchschiebt, so könnte man über den Nutzen derartiger Institute sehr pessimistisch zu denken anfangen, allein Museen sind nun einmal Sammelstätten und sie dienen nicht nur einer ästhetischen, sondern einer historischen Aufgabe. Nur insofern müßte etwas geschehen, daß man durch Trennung einer (kleinen) Schausammlung und einer (größern) Materialsammlung diesem Doppelcharakter Rechnung trüge. Doch das ist eine Sache für sich. Bleiben wir bei unserm Thema.

Wenn sich das Publikum quantitativ zu viel zumutet, so scheint mir weiter, daß die kunsthistorische Halbbildung eine Art von falschem Kennertum erzeugt hat, das einer wirklichen Erkenntnis der Dinge mehr im Wege steht, als daß es sie vorbereitete. Nichts imponiert dem Laien mehr als jene Sicherheit des Urteils, wo ein Blick genügt, um von weitem zu sagen: das ist ein Aelbert Cuyp und das ist ein van Goyen; das ist ein Filippo Lippi und das ist ein früher Botticelli; das ist ein Rembrandt der dreißiger und das einer der vierziger Jahre. Und doch ist es nicht eben schwer, diese Sicherheit zu erlangen. Einmal auf die unterscheidenden Merkmale aufmerksam gemacht, wird auch eine mäßige Sehbegabung hier rasch vorwärts kommen. Und warum sollte man sich nicht freuen über Fortschritte der Art? Sicher, es kann aus solchen Anfängen eine wirkliche Kennerschaft hervorgehen, meist aber bleibt es bei einer Karikatur, einer Pseudo-Kennerschaft, die nur mit einzelnen, äußerlichen Merkmalen arbeitet und trotzdem glaubt, eine künstlerische Einsicht zu besitzen. Es ist außerordentlich leicht, nach ein paar Erkennungszeichen eine Architektur als gotisch oder als romanisch zu bestimmen, allein was ist damit geleistet? Das Wesentliche dieser Stile hat man deswegen noch lange nicht verstanden. Und so ist es in der Malerei. Mag einer immerhin die Perioden im Werke Raffaels zu unterscheiden wissen: was den Stil Raffaels ausmacht, ist eine Frage, auf die er wahrscheinlich trotzdem die Antwort schuldig bliebe. Ich wiederhole, es ist nichts einzuwenden gegen den Sport des Bilderbestimmens und Bilderdatierens von Seite des Publikums: es macht Spaß, seine Vermutung aufzustellen und dann im Katalog die Vermutung bestätigt oder korrigiert zu finden, nur soll diese Beschäftigung ihrer Schranken sich bewußt bleiben. Sagen können, wer ein Bild gemalt hat, heißt noch nicht, den Stil des Bildes begriffen haben. Für die meisten dieser Halbgebildeten ist aber das Stück überhaupt erledigt, sobald auf Grund irgend eines Merkmals der Name ausgesprochen ist.

Vielleicht urteile ich zu hart. Vielleicht gibt es doch auch unter kunsthistorischen Dilettanten mehr Leute, die für das Ganze eines Stiles Gefühl haben;

die bei Botticelli nicht allein auf den Kopftypus oder die Form der Hand sehen, sondern seine Formempfindung in allen ihren Äußerungen bis auf die letzte Saumlinie des Gewandes nacherleben; die die Formgebung im einzelnen Körper als eins mit der Gesamthaltung einer Komposition empfinden und wie gar Zeichnung und Farbe und Lichtführung sich gegenseitig bedingen können. Und auch dafür ist vielleicht Verständnis vorhanden, wie die individuellen Einzelstile in größern Stileinheiten münden: daß es einen allgemeinen florentinischen Stil gibt, an dem so verschiedene Maler wie Castagno und Botticelli und Ghirlandajo gleichmäßig teilhaben, und daß dieser Stilbegriff nicht nur für die Maler, sondern auch für die Bildhauer und Architekten verbindlich sein muß, so daß sich die florentinische Kunst ganz bestimmt von jeder andern, z. B. der venezianischen Kunst, abhebt. Allein selbst wer alles besäße, die klare Vorstellung aller der Formen, in denen sich für die Menschen zu verschiedenen Zeiten die Dinge der Sichtbarkeit kristallisiert haben, selbst der könnte noch nicht von dem Vorwurf kunsthistorischer Befangenheit freigesprochen werden. So natürlich und so bedeutsam die Aufgabe für den Historiker ist, der Verschiedenheit der Stile nachzugehen, so liegt darin doch eine Einseitigkeit, solange das höchste Problem der Kunst nicht aufgenommen ist, das Problem der Qualität.

Hier scheidet sich Kunst und Kunstgeschichte. Für den Künstler gibt es eigentlich nur eine Frage, dem Kunstwerk gegenüber: „Ist es gut?", die Verschiedenheit der Stile ist für ihn eine Sache von untergeordneter Bedeutung; der Historiker macht umgekehrt daraus die Hauptsache, und wenn auch bei lebenslangem Umgang mit Kunstwerken die Empfindung für das „gut" und „weniger gut" sich sehr verfeinern wird, so hört man doch verhältnismäßig wenig von Qualität sprechen. Das Laienpublikum aber hat sich fast ganz an die Historiker angeschlossen und was bei diesen als Fachbefangenheit kritisiert werden kann, wird nun zum höchst bedenklichen Mangel im Kunsturteil, weil die Ausgleichung durch den ständigen Umgang mit Kunstsachen fehlt. Es ist soweit gekommen, daß man „die Stile kennen" für gleichbedeutend nimmt mit „Kunst kennen". Und doch hat es — um zunächst von Architektur zu reden — in jedem Stil gute und schlechte Ware gegeben und alle Kenntnis der alten Formen hat bekanntlich die Baukunst des 19. Jahrhunderts nicht davon abgehalten, minderwertiges zu produzieren. Für die Kunstbeurteilung muß also ein Standpunkt gesucht werden, der über den einzelnen Stilen liegt. Nicht was die verschiedenen Stile unterscheidet, ist künstlerisch das Bedeutsame, sondern was die guten Sachen aller Zeiten unter sich gemein haben. Übertragen auf die Betrachtung von Bildern heißt das: es ist für das Kunstverständnis nicht so wichtig, die besondere Art zu kennen, wie die Hände des Botticelli sind und wie sie sich von denen eines Filippino unterscheiden: was aber überhaupt eine gutgezeichnete Hand ist, das ist wichtig zu wissen und hierfür das Urteil zu erziehn, sollte alle Kraft eingesetzt werden. Es

ist verhältnismäßig leicht, die Kopftypen verschiedener Meister sich einzuprägen, aber das bleibt doch wesentlich nur ein Gewinn für die historisch-sichtende Betrachtung, für die künstlerische käme es darauf an, verstehn zu lernen, was ein guter Kopf ist; sich dahin zu erziehn, daß ein gutes Porträt auch wirklich als solches empfunden wird, trage es nun welchen Namen es wolle; daß man zwischen verschiednen Wirkungen unterscheiden lerne und es als etwas Beglückendes schätze, wenn in der vollkommenen Darstellung die Form nach ihren entscheidenden Eigenschaften sich sofort und schlagend und vollständig zu erkennen gibt. Das ist nichts Selbstverständliches, auf solche Werte zu reagieren, dazu gehört Kultur. Daß aber diese Hauptprobleme der bildenden Kunst durch die historischen Interessen so sehr verdunkelt werden konnten, das eben nenne ich kunsthistorische Verbildung.

Was vom Porträt gilt, gilt genau so von einer Erzählung, von einer Landschaft. Nicht der persönliche Charakter des Rembrandt oder des Ruysdael bedingt in letzter Instanz den Genuß am Kunstwerk, es gibt gar kein Kunstwerk ohne jene Art vollkommener Darstellung, die das Sehen leicht und freudig macht und an Stelle eines unsichern und stückweisen Wahrnehmens das restlose starke Empfangen setzt, das dem Menschen ein ganz neues Lebensgefühl gibt. Kunstwerke bieten vielerlei Möglichkeiten der Betrachtung, wer aber die Wohltat noch nie gespürt hat, die in der künstlerisch-geklärten Erscheinung liegt, der möchte die Hauptüberraschungen der bildenden Kunst noch vor sich haben.

Und neben dem klaren starken Sehen ein anderes: das große Sehen, das Zusammennehmen der vielen Dinge zu einer einzigen ruhigen Anschauung. Es hängt das nicht ab von einer bestimmten Darstellungsart, aber sinnfälliger als im linear-plastischen Stil wirkt es doch im malerischen. Warum ist das feine Muster eines Frauenkostüms bei Velasquez nicht exakt und gleichmäßig durchgezeichnet? Weil der Maler diese Motive nur insoweit geben wollte, als sie im Gesamteindruck mitsprechen, nur insoweit, als sie für das Auge, das auf die Hauptsache blickt, in Betracht kommen. Durch die Vernachlässigung gewisser Details wird es dem Auge möglich, ruhig zu schauen, überschauend auf dem Ganzen zu verweilen, entgegen seiner sonstigen Art, mit hastiger Bewegung unstet auf der Fläche herumzuirren. Es faßt nun große Zusammenhänge auf einmal, wie nie sonst im Leben. Dies ist sehr schwer zu erreichen. Mit dem Vernachlässigen der Formbestimmtheit im einzelnen ist es freilich nicht getan: die Undeutlichkeit muß derart sein, daß die Täuschung entsteht, man brauchte nur näher zu treten, um alles genau zu sehen. Wie selten diese deutliche Undeutlichkeit getroffen wird, dafür bieten moderne Kunstausstellungen Beweise zur Genüge. Wenn sie aber getroffen ist, so wird das noch lange nicht jedem Beschauer gleich einleuchten. Auch dazu muß das Auge erst herangebildet werden.

Und wieder eine andere Seite des Kunstwerks enthüllt sich, wenn man daran

denkt, daß hier ein Stück Wirklichkeit aus dem Strom ewig veränderter Wirkung herausgehoben und in feste, geschlossene Form gebracht ist. Das vollkommene Kunstwerk muß den Charakter der Notwendigkeit haben. Man muß überzeugt sein, daß gar nichts anders sein und nichts verschoben werden könnte. In dieser durch und durch bedingten Welt, wo eines sich ans andere anlehnt, etwas Unbedingtes. Der Eindruck ist verblüffend schon bei kleinem Format, er steigert sich mit zunehmender Größe und wird ungeheuerlich-unbegreiflich, wenn in der Monumentalkunst Architektur und darstellende Kunst zu vereinigter Wirkung zusammentreten. Man glaubt dann, in einer anderen Welt zu sein.

Ich müßte eine ganze Ästhetik aufrollen, um diese spezifisch künstlerischen Seiten der Kunst nach Gebühr ins Licht zu stellen. Was ich sagen will: hier liegen die wichtigsten Ziele für die Erziehung des Kunstsinnes. Man kann den Weg über die Historie nehmen, aber er ist gefährlich, denn für die bloßen Dilettanten ist er eine Versuchung, von der Hauptsache sich abbringen zu lassen und im Nebensächlichen stecken zu bleiben. Wie wenig bei dem gewöhnlichen historischen Halbbetrieb an wirklichem Verständnis gewonnen wird, sieht man vielleicht nirgends deutlicher als an der Unsicherheit des Publikums der modernen Kunst gegenüber.

Man spricht davon, die Kunstgeschichte auch in die Mittelschulen als Fach einzuführen. Ich kann das nicht billigen. Man mag Kunstwerke wegen ihres Inhalts in den Unterricht hineinziehen, gut; aber es soll nicht in besonderen Stunden die Kunst historisch vorgetragen werden. Es ist bei der Jugend soviel zu leisten nach Seite der bloßen Anschauung, des Sehenlernens, daß man auf einen Abriß der Kunstgeschichte zu verzichten alle Ursache hätte. Aber das fände ich gut, Anschauungsstunden einzuführen, wo das Auge angeleitet wird, Formen zu sehen, Licht und Schatten, Farben. Man könnte diesen Unterricht an Hand von Kunstwerken geben — und warum sollte nicht jeder Schüler ein Bilderbuch in die Hand bekommen, wie er ein Lesebuch hat —, man könnte die Grundbegriffe des künstlerischen Schaffens an Einzelfällen verständlich machen, aber es sollte das Schulbilderbuch nur ausgewählte Beispiele geben, keinen Leitfaden der Kunstgeschichte darstellen wollen. Und es brauchten auch nicht die berühmtesten Kunstwerke zu sein: weder die „Nachtwache" noch die „Schule von Athen" gehören an diesen Platz.

Die Slawen in Österreich/ von Engelbert Pernerstorfer

Als ich in der „Neuen Rundschau" (XVIII, 10) über die voraussichtlichen Wirkungen der demokratischen Wahlreform in Österreich schrieb, habe ich mich wohl gehütet, einem Aberglauben Verbreitung zu geben, dem in den Reformtagen von manchen Seiten zugeneigt wurde, der Meinung nämlich, als ob das allgemeine, gleiche Wahlrecht sofort die nationalen Wirren beseitigen würde. Nur das eine sagte ich mit Bestimmtheit, daß die Demokratie die erste und notwendigste Vorbedingung einer nationalen Verständigung und möglichen Ausgleichung der nationalen Gegensätze sei.

Diejenigen, die 1905—1907 Gegner des allgemeinen Wahlrechts waren und bis heute geblieben sind, sehen das neuerliche Auflodern des nationalen Streites als eine Bekräftigung ihrer Ansicht an und viele unter ihnen denken wohl daran, zu alten Zuständen zurückzukehren. Der Ruf nach einem „gesunden" Absolutismus wird wieder vernehmbarer. Nirgend schwankt man so zwischen Extremen hin und her wie bei uns in Österreich. Der Wunsch nach dem Absolutismus wird natürlich ein frommer Wunsch bleiben, man wird sich anderweitig bemühen müssen.

Was ist nun der besondere Grund des neuerlichen Ausbruches des deutsch-tschechischen Streites? Denn um diesen handelt es sich in erster Linie und nicht etwa, wie es dem Ausländer vielleicht ab und zu erscheinen mag, um den Gegensatz der deutschen und slawischen Welt.

Alles Nationalitätenrecht liegt in Österreich in der Luft. Gesetzlich existiert da nur der Artikel XIX der Staatsgrundgesetze, der allen in Österreich lebenden Nationen die Gleichberechtigung garantiert. Worin diese besteht, wie sie sich in konkreten Formen ausdrückt, das wird nirgends gesetzlich fixiert. Sowie ein gutes Preßgesetz das staatsgrundgesetzlich gewährleiste staatsbürgerliche Recht der freien Meinungsäußerung durch den Druck garantiert, so müßte ein gutes Nationalitäten- und Sprachengesetz auch erst die Grundlage für ein Nationalitäten- und Sprachenrecht geben. Die Verwaltung und das Verordnungsrecht der Regierung mußte den Mangel des Gesetzes verdecken. Nun kann die Verwaltung und die Verordung vieles, ja sie kann auf lange Zeit einen leidlichen Zustand herstellen, aber sie kann auf die Dauer das Gesetz nicht ersetzen. Sie kann also nicht alles leisten. Sie kann aber auch, da sie an kein Gesetz gebunden ist, gar zu viel. Sie kann das eine Mal nach der einen, nach der andern Seite weit über alles erträgliche Maß verordnen. Sie stellt also den dauernden Zustand der Unsicherheit, des Schwankens bald nach rechts, bald nach links vor.

Am meisten wurde das fühlbar zwischen Deutschen und Tschechen in Böhmen, weil hier eine alte Nation mit alter Kultur und eine junge Nation mit aufwärts zielenden Kulturbestrebungen neben- und gegeneinanderstehen. Seit Jahrzehnten hatte man sich mit Sprachenverordnungen geholfen, bis 1897 dieses System unter Badeni zusammenbrach. Ministerpräsident Körber versuchte es, die Grundlinien eines deutsch-tschechischen Sprachengesetzes festzulegen, an die Vorlage eines ausgearbeiteten Sprachengesetzes traute er sich nicht heran. Ministerpräsident Beck hielt ein solches Unternehmen für zu gewagt. Er war ein Meister im Unterhandeln. Als solcher ist er der Sache der Wahlreform sehr dienlich geworden. Sein vorzügliches diplomatisches Geschick ließ ihn hoffen, die jeweils auftauchenden nationalen Schwierigkeiten durch Unterhandlungen zu besiegen, in die er von Fall zu Fall eintrat, bis er wirklich fiel. Es fehlte ihm die Erkenntnis, daß ein zentrales Problem sich nur vom Mittelpunkte aus fassen läßt. Wie es schließlich auch dem besten Diplomaten geht, so gings auch ihm. Auf einmal sah er, daß er nach rechts Dinge versprochen hatte und ebenso nach links und daß sich diese Dinge nicht mehr vereinen ließen. Und so war seine Stunde gekommen. Sein Nachfolger, Bienerth, dessen Befähigung zur Führung der Regierungsgeschäfte niemand recht erkennen konnte, wagte nun, was seine bedeutenderen Vorgänger nicht gewagt hatten, und brachte ein Sprachengesetz im Parlamente ein. Und nun ging der Teufel los. Mit dem Sprachengesetz erklärten sich Deutsche und Tschechen nicht einverstanden. Jene aber wollten es wenigstens zur Grundlage parlamentarischer Verhandlungen annehmen, während diese mit der wildesten Obstruktion einsetzten, die zur Schließung der Session führte.

Da eine Regierungsvorlage noch kein Gesetz ist, so hätten, sollte man denken, die Tschechen mit den äußersten Mitteln noch lange Zeit gehabt. Sie hätten das Gesetz im Ausschusse obstruieren können. Die außerordentlichen Anstrengungen, die sie schon bei der ersten Lesung machten, wiesen darauf hin, daß ihnen vielleicht die gesetzliche Regelung der Sprachenfrage gar nicht so wichtig sei. Diese Ansicht fand ziemlich allgemeine Annahme. Die Tschechen hätten, so sagten die Deutschen, via facti so viele nationale Zugeständnisse erhalten, daß ihnen ein bestehendes Gesetz in der Zukunft nur in der Erreichung neuer Zugeständnisse auf demselben Wege hinderlich sein könne.

Die jähe Schließung der Session geschah durch die Regierung mit einer brüsken Absichtlichkeit. Sie wirkte verstimmend auf das ganze Haus und auch die Tschechen waren ersichtlich unangenehm berührt. Sie fürchteten sich vor einer völligen Isolierung im Hause und suchten nach Bundesgenossen. Längst sind die Tschechen im österreichischen Parlamente die formal einheitliche Partei, die sie unter Taaffe gewesen waren, nicht mehr. Die Parteiendifferenzierung einer kulturell fortschreitenden Nation hat auch sie nicht verschont. Vor allem stehen von ihren

108 Abgeordneten 24 im sozialdemokratischen Lager. Auf sie müssen sie bei ihrer bürgerlich-nationalen Konzentration von vornherein verzichten. Die übrig bleibenden 84 verteilen sich auf nicht weniger als sechs Parteigruppen, von denen die Agrarier (28) die stärkste und die Nationalsozialen und Radikalfortschrittlichen (12) die linkste und wildeste ist. Natürlich suchten die Tschechen ihre Bundesgenossen unter den Slawen. Von denen sind ihnen von vornherein die Polen schwer zugänglich. Diese sind die geriebensten Realpolitiker des österreichischen Hauses. Obwohl sie den Tschechen gerne schmeicheln und ihnen brüderliche Liebe vortäuschen, etwas für sie zu tun ohne eignen Nutzen fällt ihnen nicht ein. Mit den Ruthenen haben es sich die Tschechen gründlich verdorben. Sie haben diese unterdrücktesten Slawen Österreichs stets beiseite liegen lassen. Sie sind ja ein armes und zurzeit einflußloses Volk. Der Tschechen einzige Hoffnung bildeten also die Südslawen und die Handvoll russophiler Ruthenen. Mit denen bildeten sie gleich nach Schluß der Session einen slawischen Block, in der Gesamtzahl von 125.

Diese Tatsache ist vielfach im Auslande als der Versuch einer panslawistischen Politik gewertet worden. Die deutsche Presse Österreichs bestärkt eher solche unrichtige Auffassungen, als daß sie sie auf das richtige Maß zurückführte. Das geschieht schon aus parteimäßigen Gründen, um auch die deutschbürgerlichen Elemente zu einem Block zusammenzuschweißen. Es hat nur einmal so etwas wie eine österreichische panslawische Koalition gegeben, das war unter Taaffe (1879—1893). Das war der „eiserne Ring", der alle slawischen Abgeordneten umfaßte und der mit den katholisch-klerikalen Deutschen die Mehrheit des Parlaments bildete. Auch dieser slawische Ring konnte nur deshalb sich so lückenlos zusammenschließen, weil die damaligen wenigen ruthenischen Abgeordneten im Gegensatz zu ihrem Volke der Regierung sich zur Verfügung stellten. Die beiden starken Stützen dieser Koalition waren die Polen, deren auf immer steigende Landesautonomie gerichtete Bestrebungen von der Regierung unterstützt wurden, und die Tschechen, deren nationale Anstrengungen von der Regierung auf jede Weise gefördert wurden. Von Panslawismus im alten Sinne war auch damals keine Rede. Die einzelnen slawischen Nationen hielten zusammen, weil sie so, jede für sich, ihre Sonderzwecke besser zu erreichen glaubte. Ein slawisches Gesamtbewußtsein entwickelte sich dabei nicht, im Gegenteil war jede einzelne Nation sofort bereit, die andere im Stiche zu lassen, wenn Zweckmäßigkeitsgründe ihrer Sonderpolitik es erheischten. Wenn sich so kein österreichisch-slawisches Gesamtbewußtsein entwickelte, so war der alte, panslawistische Gedanke noch weniger fähig, ein Bindemittel der österreichischen Slawen zu werden. Er wurde nur von den Tschechen im Ernst und mit Lebhaftigkeit gepredigt, weil sie in ihrer westlich exponierten Stellung die meiste Furcht vor der Germanisation hatten und haben und weil sie voll Nervosität nach Bundes-

genossen ausschauen. Nur weil Frankreich als Feind Deutschlands gilt und weil Rußland der sichere slawische Koloß ist, lieben sie Frankreich und Rußland. Der von den Tschechen zur Schau getragene politische Panslawismus ist aber ohne jeden Einfluß auf die innere Politik Österreichs. Er äußert sich durch gelegentliche Bankettreden in Petersburg und durch gewisse Veranstaltungen in Österreich (so voriges Jahr in Prag), die auf Deklamationen ohne positiv-politische Folgen hinauslaufen. Sie gelingen auch nie vollständig. Immer bleibt irgend jemand weg. So haben sich im vorigen Jahre in Prag die Ruthenen absentiert, nicht ohne ihre Abwesenheit kräftig zu unterstreichen. Für die Polen sind diese Sachen nur mehr Etikettefragen. Ausschließen wollen sie sich von der slawischen Solidarität natürlich nicht. Aber erstlich fühlen sie sich doch als das älteste und kulturell fortgeschrittenste slawische Volk und dann lebt in vielen Kreisen des polnischen Volkes und besonders der Intelligenz noch der alte Zaren- und Russenhaß. Bei aller panslawischen Solidarität wollen sie aber doch die Ruthenen polonisieren und fühlen sich geniert bei dem Gedanken, das Bauernvolk der Ruthenen als etwa gleichberechtigten slawischen Faktor anzuerkennen. Die Ruthenen aber sehen in der Herrschaft der Russen über die Ruthenen in Rußland und in der Herrschaft der Polen über die Ruthenen im österreichischen Galizien die größten Hindernisse der Entwicklung ihrer eigenen Nationalität. Der politische Panslawismus kann also bei ihnen schwer Fuß fassen. Außerdem fühlen sie sich in Österreich von allen Slawen völlig verlassen. Schon bei der Wahlreform wurden sie stark benachteiligt. Obwohl an Zahl fast so groß wie die Polen, erhielten sie nicht einmal halb so viele Abgeordnetensitze wie diese, ihre Geringschätzung in Galizien dauert fort und die Verwaltung der polnischen Schlachta lastet noch immer hart auf ihnen. Im österreichischen Parlamente sind sie völlig isoliert, ihre Klagen finden keine Resonanz, vieler unter ihnen bemächtigt sich eine dumpfe Verzweiflung. Bekanntlich hat diese Stimmung ja bis zur Ermordung des Statthalters Potocki geführt.

Jeder Versuch einer Zusammenfassung aller Slawen im österreichischen Parlamente muß an den Ruthenen scheitern. Sie haben dreißig Mandate. Davon gehören fünf den Altruthenen (Russophilen), die vielfach direkt für russische Emissäre angesehen werden, 25 sind durch sog. Jungruthenen besetzt. Der Gegensatz zwischen Alt- und Jungruthenen besteht darin, daß jene die ruthenische oder kleinrussische, auch ukrainisch genannte Sprache als einen Dialekt der gemeinrussischen Sprache ansehen und dahin streben, sie als Schriftsprache zum Aussterben zu bringen. Sie soll durch die gemeinrussische ersetzt werden. Die Ruthenen, die sich jetzt meist Ukrainer nennen, behaupten, ihre von fast 30 Millionen gesprochene Sprache sei eine selbständige Sprache. Das Gebiet dieser Sprache liegt von Ostgalizien an bis fast zum Kaspisee, hinunter bis zum Schwarzen Meer, die Nordgrenzlinie reicht etwa von Lublin bis über Saratow

und schließt unter anderm Lemberg, Kiew, Charkow, Odessa ein. Die Russophilen und die Ukrainer rufen als Zeugen die Geschichte und Autoritäten an. Für die Ansicht der Ukrainer spricht ein so angesehener Slawist wie Miklosich und spricht wohl noch mehr der Bestand einer eigenen wertvollen Literatur. Insbesonders gehört ihre Volkspoesie zu den schönsten aller Zeiten und Völker. Überhaupt scheinen die Ukrainer in ihrer Gesamtheit von einer wundervollen poetischen Begabung zu sein. Da sie, obwohl unter beständigen Kämpfen, zuerst unter polnischer und dann unter polnischer und russischer Herrschaft gestanden sind, da sie von weicher, hingebender Natur sind und da sie es schließlich nie über das Bauerndasein gebracht haben, so wurde ihre Entwicklung gehemmt. Auch die Polen suchten das Ukrainische als ein verdorbenes Polnisch hinzustellen, wie es die Russen als Dialekt erklären. In Rußland wurde ihre Sprache bis zur Revolution mehr verfolgt, als irgend eine andere. Nicht einmal die Bibel durfte in ruthenischer Sprache gedruckt werden. Wenn trotz aller dieser mißlichen Umstände Volk und Sprache in ihrer Eigenart sich erhalten haben, so ist das ein außerordentlich gutes Zeichen für die schöne Zukunft der Ruthenen, denen wir Deutsche sie um so lieber wünschen möchten, als sie keine Spur von Deutschenhaß kennen (sie sind auch geschichtlich nie in einen Konflikt mit den Deutschen gekommen), die deutsche Sprache gerne lernen und überraschend gut sprechen und die deutsche Kultur und Literatur lieben und schätzen. Panslawische Solidarität bedeutet für sie gefestigte Herrschaft der Polen und Hoffnungslosigkeit. Noch viel eher können sie Gerechtigkeit von den Deutschen erwarten als von den Polen. Für sie erregt das Bündnis der Tschechen, Polen und Südslawen, wenn es je zustande käme, das bittere Gefühl des ausgeschlossenen Bruders, und Unrecht in der Familie wird immer am schwersten empfunden.

Der heute bestehende slawische Block im österreichischen Parlamente hat also keinerlei panslawistischen, ja nicht einmal einen österreichisch-gesamtslawischen Charakter. Neben 9 170 000 Deutschen und 960 000 Romanen hat Westösterreich an Slawen:

Tschechen	6 000 000
Polen	4 260 000*
Ruthenen	3 370 000
Slowenen	1 190 000
Serben und Kroaten	710 000

Da der Block nur die Tschechen, Slowenen, Serben und Kroaten umfaßt,

* Diese Ziffer ist gewiß zu hoch. In sie sind eingeschlossen fast alle Juden Galiziens, die, an Zahl gegen eine Million, zum größten Teil weder den Polen noch den Ruthenen zugezählt werden dürfen. Das sind die Hunderttausende, die in bitterster Armut leben, ihren Jargon sprechen und ein abgesondertes Leben führen.

so steht nur etwa die stärkere Hälfte der slawischen Bevölkerung innerhalb desselben. Dazu kommt, daß nur die Tschechen den panslawischen Charakter stärker betonen möchten. Die Südslawen werden abspringen, sobald die Regierung in der Lage sein wird, ihnen eine Konzession zu machen (sei es auch nur ein Ministerstuhl). Der Block ist also nichts weiter als eine ad hoc-Schöpfung. Die Südslawen gehen außerdem einer nationalen Politik entgegen, die ihre Kräfte so sehr für ihre eigenen Zwecke in Anspruch nehmen wird, daß sie je länger je mehr sich durchaus auf sich selber werden konzentrieren müssen. Die Annexion Bosniens und der Herzegowina hat eine so große Menge slowenisch-kroatisch-serbischen Volkes (und das gehört alles zusammen) unter österreichisch-ungarische Herrschaft gebracht, daß deren Vereinigungsbestrebungen naturgemäß von Jahr zu Jahr wachsen müssen. Das gibt dann Politik auf weite Sicht, mit großen Zielen.

Nichtsdestoweniger sind derartige slawische Koalitionen als kommende und wieder gehende Erscheinungen bei uns in Österreich fortwährend möglich, ja wahrscheinlich. Nur ihnen einen allgemeinen panslawischen Charakter zuzuschreiben, wäre verfehlt. Natürlich werden sie immer deutschfeindlich sein. Aber nie wird es auch an inneren Gegengewichten fehlen. Unter diesen sind die wichtigsten die innerslawischen Rivalitäten und der sich ausbreitende Sozialismus. Die Rivalitäten bestehen und werden auf absehbare Zeit hinaus fortbestehen. Sie existierten nicht zwischen den Nord- und Südslawen, da sie geographisch voneinander getrennt sind. Sie sind aber in stärkstem Maße da, wie schon gezeigt, zwischen den Polen und Ruthenen und werden auch zwischen Polen und Tschechen recht deutlich in Schlesien, wo die Polen über Tschechisierung und die Tschechen über Polonisierung klagen. Die sozialdemokratische Partei als eine Gegnerin aller nationalistischen Bestrebungen muß ein natürlicher Wall gegen alle jene Betätigungen sein, die an die Stelle des Einigungsgedankens der Arbeiterschaft einen nebelhaften, politischen Einigungsgedanken setzen wollen, dessen Früchte nie den arbeitenden Schichten, sondern immer nur den herrschenden Klassen zufallen würden.

Der Panslawismus, von dem hier gesprochen wird, ist rein politischer Art und hat nichts mit jenem kulturellen Panslawismus zu tun, der am Anfang des vorigen Jahrhunderts geboren wurde und dessen erster begeisterter Apostel der slowakische Dichter Jan Kollar war. Was ihm vorschwebte, das war der geistige Wechselseitigkeitsgedanke der slawischen Völker, eine literarisch-geistige Bewegung. Dieser Panslawismus schloß politische Solidaritätsgedanken geradezu aus. Er wurde freilich im Laufe der Jahre auf geschickte Weise und mit Erfolg von den russischen Imperialisten für politische Zwecke gebraucht. Er hat seine Siege zumeist in den Balkanländern errungen. Auch da ist seine Glanzzeit wohl vorüber. Heute sind die Hauptträger des politischen Panslawismus die Tschechen und diese Tatsache verdient eine nähere Betrachtung.

Als nach fast zweihundertjährigem Todesschlafe die tschechische Nation im Anfang des vorigen Jahrhunderts zu neuem Leben zu erwachen begann, waren alle ihre Lebensäußerungen literarischer Art. Es galt erst wieder aus Schutt und Geröll die Sprache aufzubauen. Ja, die Südslawen (die damals sogenannten Illyrier) hatten es besser als die Tschechen, denn die, wenn auch vorübergehende französische Herrschaft in diesen Ländern der österreichischen Monarchie, hatte ihre nationalen Bestrebungen, darunter insbesondere den Gebrauch ihrer Sprache, begünstigt. Nichts dergleichen geschah von oben herab in den von Tschechen bewohnten Ländern. Zwar wurde die tschechische Sprache, wie nicht anders möglich, da sie doch die Sprache einer zahlreichen Bauernschaft war, immer noch amtlich gebraucht, aber seit dem Dreißigjährigen Kriege sank der materielle Wohlstand und das geistige Niveau derart, daß eine lange Zeit völliger literarischer Unfruchtbarkeit eintrat. Nur die geheim fortbestehenden Gemeinsamkeiten der böhmischen und mährischen Brüder pflegten die edlere Sprache weiter auf einem freilich beschränkten, dem religiösen Gebiete. Es ist kein Zufall, daß die Wiedererwecker der tschechischen Sprache vor hundert Jahren Protestanten waren. Die Toleranz unter Kaiser Josef II. ließ die Ketzer wieder ans Tageslicht kommen und sie bildeten den lebendigsten Punkt im tschechischen Leben. Die deutschen Landesgenossen der Tschechen in Böhmen standen dieser literarischen Wiedergeburt durchaus nicht feindselig gegenüber, ja förderten sie zum großen Teile. Unter solchen Umständen war es nur natürlich, daß deutsch-literarische Einflüsse sich mächtig innerhalb der tschechisch-kulturellen Bestrebungen geltend machten. Schon die Anfänge der neuen, großen Literaturbewegung der Deutschen wirkten auch auf die Tschechen. Das fängt mit Klopstock an. Ihre größte Bedeutung erlangen diese Einflüsse durch Herder, jenen universalen Kopf, der der größte Volkssucher und Volksfinder gewesen ist. Man kennt auch Goethes Stellung zur slawischen, insbesondere südslawischen Volkspoesie. So kommt es, daß die Anfänge der tschechischen literarischen Wiedergeburt ganz von deutschem Geiste durchtränkt sind. Bis zum Jahre 1848 dauert dieser Zustand, der auch dadurch bezeichnet wird, daß deutsch-böhmische Dichter (Ebert, Meißner, Moritz Hartmann) mit Vorliebe Stoffe aus der slawischen Vorzeit Böhmens für ihre Dichtungen wählen. Das Jahr 1848 freilich sieht den ersten Slawenkongreß in Prag. Nun hatte sich die Entwicklung schon vollzogen. Die reine theoretische Literatur- und Kulturbewegung des tschechischen Volkes hatte ein starkes politisches Bewußtsein erzeugt und während vierzig Jahre früher mancher schon tschechisch schrieb, aber politisch sich noch als Deutscher fühlte, trat nunmehr der bewußte Gegensatz zum Deutschtum auf und äußerte sich in der Ablehnung der Beschickung der Frankfurter Nationalversammlung und in der Forderung nach Gleichberechtigung der Nationalitäten. Palacky führte das große Wort und es war wohl seine Formulierung, die für Österreich

den „Bundesstaat gleichberechtigter Nationalitäten" forderte. Der Kreislauf hatte sich vollzogen, aus dem tschechischen Volke war wieder eine politische Nation geworden.

Nun wieder auf eigenen Füßen stehend, rührten sich die Tschechen. So dankbar und rückhaltlos ihre Forscher und besten Köpfe die geistige Hilfe anerkannten, die ihnen von deutscher Seite zuteil geworden war, so sehr sie sich der geistigen Abhängigkeit bewußt waren, in der sie durch lange Zeit deutschem Geist gegenüber gelebt hatten, so wenig waren sie geneigt, in einem solchen subalternen Zustande zu verharren, so sehr strebten sie nach äußerer und innerer Selbständigkeit. Es gibt keine Dankbarkeit, die zum Verzicht auf die eigene Persönlichkeit verpflichtet. Und so entwickelten sich die Dinge in den letzten hundert Jahren, wie sie sich nach der Natur der Dinge und Menschen entwickeln mußten. Aus dem ruhigen Nebeneinanderleben der beiden Nationen in Böhmen wurden Gegensätze, Feindschaft, Haß. Mit Bewußtsein wendeten sich die Tschechen auch im geistigen Leben von allem Deutschen möglichst ab. Sie suchten ihre literarischen Muster in Rußland und bei den Romanen. Sie suchten die schon bestehenden Zusammenhänge mit deutschem Geiste nach Möglichkeit zu lösen, gewiß nicht zu ihrem wirklichen Vorteile. So entstand ein Zustand, von dem sich Fernerlebende keine rechte Vorstellung machen können, die aber eine offene europäische Kulturschande sind. In einer beispiellosen Arbeit von hundert Jahren haben sich die Tschechen wieder auf die Höhe eines Kulturvolkes geschwungen und nun stehen sich in Böhmen zwei Kulturvölker gegenüber mit allen Gebärden des wildesten Hasses. Nur die Proletarier beider Nationen stehen friedlich zusammen, die bürgerlichen Schichten aber bis hinauf zu den gelehrten Kreisen zeigen einander das Weiße im Auge, bereit jeden Augenblick loszuschlagen. Der deutsche Universitätsprofessor in Prag und der tschechische Universitätsprofessor in Prag haben zu irgendeinem beliebigen Gelehrten in Kapstadt, Sidney oder Buenos-Aires innigere Beziehung als zueinander. Auch rein gesellschaftlich genommen. Wer zur deutschen „Gesellschaft" gehört, darf in der tschechischen nicht verkehren und umgekehrt. Es existiert eine Art von Zustand der Wildheit, dessen Fortdauer aufs äußerste beschämend ist.

In solchen Fällen liegt die Schuld nie bloß auf einer Seite. Wollte man den beiden beteiligten Parteien glauben, so müßte man entweder die Deutschen für herzlose Tyrannen oder die Tschechen für wilde Tiere ansehen. So ist es natürlich nicht. Die Tschechen bilden die Mehrheit im Lande Böhmen. Die Minderheit der Deutschen ist aber so bedeutend (mehr als ein gutes Drittel), ihre Steuerkraft so groß, ihre Volksbildung relativ so hervorragend, daß sie sich als gleichberechtigt hält. Einer territorialen Trennung der deutschen Randgebiete vom zentralen Stammland widerstreben die Tschechen aufs äußerste, wollen sie doch vielmehr die größere staatliche Einheit der drei Länder Böhmen, Mähren

und Schlesien (die Länder der sogenannten Wenzelskrone) erreichen. Innerhalb dieser Ländergruppe wollen sie dem deutschen Elemente die volle Gleichberechtigung geben, jedoch nur um den Preis der durchgängigen Doppelsprachigkeit. Diese zuzugestehen, weigern sich die Deutschen aufs entschiedenste. Wozu, sagen sie, sollen wir gezwungen werden, tschechisch zu lernen? Der Tscheche gewinnt, wenn er Deutsch lernt, eine Welt, wir haben von dem Tschechischen keinen Kulturgewinn. Unversöhnlich stehen beide Völker auf ihrem Standpunkt und wenn die Not des Staates und der Völker auch demnächst zu einem kürzeren oder längeren Waffenstillstand treibt, der Blick in die Zukunft bleibt doch trübe.

Die Pflicht, die Dinge halbwegs unparteiisch anzusehen, hat jeder, die Möglichkeit hierzu doch wohl nur der, der nicht unmittelbar in den Dingen drin steht. Es gibt auch außerhalb der Sozialdemokratie in Österreich deutsche Kreise, die den Konnationalen in Böhmen mehr Selbstbesinnung wünschen. Es ist ja begreiflich, daß die Deutschen in Österreich den von allen Seiten kommenden slawischen Forderungen gegenüber Widerstand leisten. Aber dieser Widerstand nimmt schon oft unvernünftige Formen an. Die Deutschen können noch immer nicht vergessen, daß es eine Zeitlang so ausgesehen hat, als ob Österreich ein deutscher Staat sei oder werden könne. Noch immer nehmen sie das Privilegium der Staatsnation für sich in Anspruch. Das alles sind eingefrorene Trompetentöne. Von diesen Illusionen müssen sie sich gründlich und für immer frei machen. Ihre nationale Aufgabe in Österreich kann nur sein, ihre Nationalität kraftvoll herauszuheben, ihre hervorragende Stellung nicht auf ein Privilegium zu stützen, sondern durch tägliche Betätigung und Arbeit zu behaupten und zu erhöhen und im Interesse der deutschen Welt hinter sich, deren Vorhut sie sind, alle dem Deutschtum feindseligen Tendenzen innerhalb Österreichs zu paralysieren. Das zu leisten sind sie imstande, mehr nicht, am wenigsten aber, utopischen Germanisationsbestrebungen nachzuhängen. Man soll nicht mehr wollen als man kann, sonst leistet man gar nichts und wird zum Prahlhans.

Aber auch die Tschechen wollen zu viel. Ihre oft hysterische Politik ist eben daraus zu erklären. Sie wollen eine staatliche tschechische Einheit (die Länder der Wenzelskrone) und daneben den Schutz der tschechischen Minderheiten in den deutschen Gebieten auch außerhalb Böhmens, besonders in Wien. Das heißt, sie wollen ungehindertste Ausdehnungsmöglichkeiten. Das ist, um gerecht zu sein, nicht bloßer Großmachtskitzel. Kein europäisches Volk erleidet so viel Volkseinbuße wie das tschechische. Im Wesen heute noch ein kraftvolles Bauernvolk, sendet es seine überschüssige Volkszahl in die Industrie. Zunächst in die stark industrialisierten deutschen Gebiete Böhmens. Viele tausende und tausende von tschechischen Arbeiten sind hier schon germanisiert worden und werden fortwährend auch heute noch germanisiert. Wo sie freilich in Massen beschäftigt werden, wie im nordböhmischen Kohlenbergbau, da fordern und bekommen sie

ihre tschechischen Schulen. Dann klagen die Deutschen über Tschechisierung. Ihre eigenen Unternehmer locken aber den tschechischen Arbeiter heran, weil er billiger ist als der deutsche Arbeiter. Ein charakteristisches Beispiel bietet das Dorf Nürschan bei Pilsen. Vor fünfzig Jahren war Nürschan ein kleines, rein deutsches Dorf von 500 Einwohnern. Da wurden in und bei Nürschan große Kohlenlager entdeckt, tschechische Arbeiter wurden zu ihrer Ausbeutung herangezogen. Heute ist Nürschan ein Ort von 5—6000 Einwohnern, fast ganz tschechisch. Ähnlich ist es im Brüx-Duxer Kohlengebiete. Natürlich geht auch einmal irgendwo ein deutsches Dorf an die Tschechen verloren, wandern irgendwo Deutsche in tschechisches Gebiet und werden tschechisiert. Aber was besagt das gegen die Zehntausende von tschechischen Arbeitern und Handwerkern, die allein im deutschen Teil Böhmens germanisiert worden sind und germanisiert werden. Aber die Tschechen geben auch Tausende ihrer Volksgenossen an das Ausland, d. h. in erster Linie an das deutsche Ausland ab. Der Arbeiter geht nach dem Westen, zu den besseren Löhnen. (Ingenieure, Techniker, Chemiker gehen nach dem Osten). Man kann in Deutschland und in der Schweiz keine größere Industriestätte finden, in der es nicht tschechische Arbeiter gäbe. Von diesen kehren nur Einzelne zurück. Und endlich Wien! Der Zuwandererstrom nach Wien kommt zu seinem überwiegenden Hauptteil aus den tschechischen Sudetenländern. Und Wien hat wie jedes große Zentrum eine starke, schier unüberwindliche Assimilationskraft. Wien vielleicht mehr als andere Zentralen. Ob die fremden Elemente hier in Wien so rechte Deutsche werden, das möchte ich bezweifeln. Aber sie werden Wiener. Das ist eine Rasse für sich. Und darin liegt für die fremden Elemente gerade die große Gefahr. Wien saugt alles widerstandslos in sich auf. Da läßt sich nichts machen.

Gegenüber all diesen Erscheinungen und Gefahren werden die Tschechen nervös. Überall sehen sie Gefahren, überall wittern sie Feindschaft. Unmittelbar stoßen sie auf die Deutschen, auf dieses große und gefährliche Volk. Sie sind die äußerste Vorhut der Slawen nach Westen. Der Zusammenhang mit den übrigen Slawen geht nur über die verhältnismäßig schmale mährisch-schlesische Brücke. Daher leben sie in beständiger Angst, daher rufen sie beständig nach slawischen Allianzen, daher sind sie die vornehmsten Träger und Verkünder des Panslawismus.

Aber vor diesem Panslawismus brauchen weder wir Deutsche in Österreich uns, noch die Deutschen im Reich sich zu fürchten. So sehr er von gewissen tschechischen Elementen gewünscht wird, um mit seiner Hilfe zuerst das Deutschtum im Hause und dann womöglich das übrige Deutschtum totzuschlagen, so wenig reale Macht wird er aufzubringen imstande sein. Schon ist im großen Staatenleben die internationale Kraft des Proletariates einer der größten Machtfaktoren. Bei uns in Österreich hat diese Kraft sich direkt als eine Bringerin des Friedens

und des Lebens zu bewähren. In den tobenden Haß der Nationen ruft das geeinigte Proletariat aller Nationen dieses Landes seine Worte der Versöhnung und der Arbeit. Mögen sie derzeit noch verhallen! Wenn der Wahnsinn sich ausgetobt hat, dann wird man doch endlich einsehen, daß die Welt groß genug ist für Germanen und Slawen und noch einige Andere.

Gustaf af Geijerstam/ von Herman Bang

Wir sind in „unseren besten Jahren" — wir, die Schar von damals, die ins Leben stürmte mit schwellendem Sinn, stolz von neuer Hoffnung und begierig nach Kampf, der zu neuen Zielen führte. Wie waren die Rosen rot und der Lorbeer so nah. Und die Zithern wurden von zwanzigjährigen Händen gestimmt . . . Ach, das Spiel wurde gar zu hitzig und der Kampf wurde giftig und unsere Herzen bebten zu oft. Ja, das war es: Unsere Herzen bebten zu oft und die Muskeln mußten sich zu hastig zusammenziehen — darum sterben wir, die Schar von damals, in „unseren besten Jahren". Wir sterben an einem Fehler in unserem Herzen.

Auch du . . . .

Nur ein Jahr ist vergangen, seit ich dich zuletzt sah.

Dich, der du so kräftig warst, die Gesundheit in Person, fast bogst du dich unter deiner eigenen Kraft. Dein Wesen war Fröhlichkeit gewesen, „Bruderschaftstrunk" und Lachen. Deine Haut war rot und braun, dein Gang war fest und keck. Ja, wie ein kleiner Großgrundbesitzer gingst du, wie einer, dem der Boden *gehört*, den er betritt. Und wie einer, der die Erde besitzt, von der er gekommen ist, so kanntest du dein Land. Und du hast es gewußt, daß du dein Land kanntest. Deshalb warest du voller Selbstvertrauen. Und aus deinem Selbstvertrauen wuchsen Pläne und Tätigkeit und Werke und — Freude, die volle, segensreiche Lebensfreude, die über und um dich war wie das Licht selbst. So kamest du von dem offenen, freien Lande — ein adliger Bauer, die Lungen voll von der herben Luft früher Märztage. Und der Wind deiner Felder hatte dich abgehärtet und das Blau deiner Seen spiegelte sich in deinen Augen.

So warst du.

Begeistert und treuherzig, immer zu einem Händedruck bereit. Ein Gläubiger zu Füßen der Größe, ein Eiliger, wenn Freunde dich zur Hilfe riefen, ein Eifriger im Streit, ein Hitziger in der Verteidigung . . . ein Zwanzigjähriger, der aus voller Kehle sang, während die Feder flog.

Ach, so *warst* du.

Und als ich dich vor einem Jahr wiedersah — —

Obgleich niemand wußte, wie krank du warst, erschienst du doch mir bereits wie vom Tode gezeichnet. Es war, als seiest du kleiner geworden, als seiest du eingeschrumpft und trügest die Kleider eines anderen, Kleider, die für einen anderen genäht worden waren, der bereits tot war. Und dein Kopf schien mir kleiner geworden zu sein — ach, wie ein Schädel, wie der Schädel, der jetzt in deinem Sarge ruht.

Viele Jahre waren aber auch vergangen, seit ich dich gesehen hatte.

Und während du vor mir saßest, dachte ich, daß ich das alles hätte wissen können. Deine Bücher, die als Boten zu mir kamen, hätten es mir sagen müssen. Sie hatten sich so sehr verändert. Sie waren so wissend geworden. Sie wußten so genau Bescheid. Sie kannten die Falten. Sie hatten das Leben gesehen. Und der, der das Leben gesehen hat — — hat wohl „Jehova gesehen" und seine Stunde ist nah.

Du aber sprachest davon, daß du dir eine Scholle mit einem alten Hause kaufen wolltest. Und dort auf dem Lande, an einem See, im Schutze der Fichten, wolltest du in Frieden wohnen, allein, zusammen mit denen, die du liebtest.

Und Kampf und Streit sollten zu Ende sein und du wolltest daheim bleiben, daheim auf dem Hof, von dem du gekommen warst, du und dein Geschlecht. Und an den langen Dorfabenden wolltest du deine Erinnerungen hegen, und als Hausherr wolltest du neben der Gattin weilen, die du liebtest.

Dort wolltest du auch vergessen.

Wie kam es nur, daß gerade du so viel zu vergessen hattest? Daß der Boden deines Vaterlandes, das du so sehr liebtest, auch dir unter den Füßen zu brennen begann? Daß ein Pfeilregen dich umschwirrte und giftig dein Herz traf? Wie kam es, daß die Gemüter sich in einem Zorn gegen dich wandten, der wie gieriger Haß war?

Weshalb? weshalb?

Die kleinen Länder sind so klein. Und die Herzen der Besten leiden am bittersten.

Jetzt ruhst du.

In deinen „besten Jahren" gingest du dahin . . . wie so viele andere aus der Schar von damals.

Das Spiel des Lebens war gar zu hart und unsere Herzen mußten allzu oft beben.

Ja, wir sterben an einem Fehler in unseren Herzen, wir, die Schar von damals.

Elektra/ von Oskar Bie

Man verzeihe mir die Wahrheit. Ich lebe in dem Strich Landes, der von Mozart beginnt und über Schubert hinüber bis zu Smetanas Verkaufter Braut und Johann Strauß' Fledermaus reicht. Bach ist ein Gott, Beethoven die größte künstlerische Erscheinung, Wagner das stärkste Temperament — ich lebe in dem Mozartland. Es ist meine Heimat! irgendwie, wie das böhmische Riesengebirge oder Wien meine Heimat ist, obwohl ich in Schlesien geboren bin. Es ist meine Mutter. Elektra ist meine Stiefmutter. Salome ist meine Geliebte. Was kann ich tun?

Man hat zwei innere Landschaften, wenn man unglücklich ist. Die eine, die zur Erholung, Ergänzung, Erheiterung liegt weit zurück. Sie ist historisch beruhigt. Sie ist vom größten musikalischen Genie erleuchtet, ist Tanz und Ausdruck in einem, ist Form und Erfindung ineinander, bindet die Leidenschaften und scheint Schule, während sie das lebendigste Leben wird. Die andere ist in der Gegenwart. Sie ist das Ziel der Illusion. Träumer, die wir sind, suchen wir den Traum in der Wirklichkeit zu demonstrieren, suchen nach Glück und Kraft in unserer Umgebung, nach Bestätigungen, nach Quellen, nach Nahrungszufuhr, nach etwas, was geschieht, was reizt, was der Liebe wert ist. Es ist kein Wagner mehr. Kein Häuflein Gepanzerter schlägt sich für eine Sache, die durchzusetzen und zu behaupten ist. Die Kraft hat Erfolg, die Liebe ist vielseitig. Aber wir saugen die Gelegenheiten auf, die uns unseren Beruf füllen, und unsere eigene Disposition verstärken, wiederholen. Diese andere innere Landschaft ist die Berufslandschaft. Eine schöne, wenn sie Stoff findet. Eine traurige, wenn sie verdorrt. Die Menschen mit den beiden Seelen sind hoffnungsvoll, wenn sie schön wird. Sie haben nicht umsonst gelebt. Sie können predigen, helfen, etwas sagen. Sie sind dankbar, wenn sie auch wissen, daß die Dankbarkeit eine Illusion ist gegen das Heimatsgefühl. Ich sage nichts mehr.

Salome ist meine Geliebte. Und wenn ich auch weiß, und alle mir sagen, und sie selbst es sagt, daß sie kühl ist und ein wenig Schauspielerin und nicht recht weiß, wie sie ist, ob sie im Grunde zu mir gehört oder ob sie nur mich wiederliebt, weil es ihr schmeichelt — ich liebe sie dennoch über alle Maßen. Ihre farbigen Augen bestechen mich, ihre Berührung rührt mein Blut, ihr Klang berauscht mich, ihre Gegenwart entzückt mich, ihre Launen regen mich auf. Wenn sich der Vorhang über sie hebt, gerate ich in einen unwiderstehlichen Bann. Entferne ich mich von ihr, löst er sich. Das fehlte mir irgendwo, das zieht Kräfte aus mir, das beflügelt meine Phantasie. Ein originales Werk. Richard Strauß entzündete sich an einem Text von dünnem silbernen Klang und ließ Gluten von Farben, Aquarien von Landschaften aufschießen. Ein

einziges Werk. Ein Wurf und Wagnis, eine neue Gattung, die impressionistische Oper, die Koloratur des 20. Jahrhunderts. Eine innere Notwendigkeit für ihn, für mich, für die Zeit. Sie kam und ich war hingerissen. Ich überlegte garnicht. Ich verfiel ihr und liebte sie. Ich habe sie nie geheiratet. Ich möchte Susanna heiraten.

Bei der Elektra, gestehe ich, habe ich überlegt. Nicht bei den Aufführungen, aber nachher und jetzt, wo ich Rechenschaft geben soll. Die Aufführungen halten unsereinen fest. Wir sind Essayisten, verpfuschte Künstler, die von dem Reiz und Reichtum ihrer Vorstellungen leben, nicht wie die Dichter von einem Stoff, nicht wie die Gelehrten von einer Methode, sondern von dieser eigentümlichen, schönen, gefährlichen Mischung von Vision und Wissen, die unsere Art bestimmt. Das rein Visionäre, aus unseren Darstellungen herausgezogen, wäre vielleicht dünn, vielleicht unmöglich; das rein Gelehrte sicherlich nicht haltbar, nicht begründet genug — aber wir leben davon, es auf mittleren Stufen zu einer subjektiven Demonstration zu mischen, die ebensoviel Materie als Persönlichkeit hat und dadurch auf eine ganz besonders schmeichelnde Weise Urteil und Geschmack zusammen befriedigt. Vernehmen wir starke Vorstellungsaffekte von Dichtern und Musikern, so fühlen wir uns angeregt. Es ist die letzte Form, die wir anstreben. Es ist die künstlerische Vollendung der Dinge, die halb in uns ruhen und doch niemals von selbst ganz werden können.

Dieses war das Erlebnis der Hofmannsthalschen Elektra. Die äußersten geistigen Vorstellungsreihen, deren wir fähig sind, waren an einem alten mythologischen Stoff entzündet, so wie wir im Kleinen uns oft ein Buch der Renaissance, ein antikes Fragment vornehmen, um daran (unter dem Schutze der Etikette) unsere Ideen und Assoziationen ausfließen zu lassen. Das zurückgerückte Kinderleben, der Schimmer von morsch gewordener Leidenschaft, die innere Verwandtschaft der Mutter und Tochter, der Frühling der Schwestern, die heilige Rache und das ungestillte Leben und ihr Kampf und ihre Liebesszene und alles zyklopische Mauerwerk von Empfindungen, die halb noch göttlicher Herkunft scheinen und sich nun in einer unverstandenen, erdbebenhaft zitternden Angst vor dem neuen Animalischen verirren möchten — das kam uns wahrlich nicht literarisch und das schien uns nicht nach Sophokles, sondern vor Sophokles zu liegen, mykenisch im Gefühl, zyklopisch im Bau, prähistorisch in den roten und blauen Farben. Wir leben täglich in unserm Beruf von dieser Erhöhung der Vorstellungen, von dieser letzten Ausschürfung verborgener Schätze, die am glänzendsten unter einem gelehrten und traditionellen Boden ruhen. Wir fühlen nicht so sehr für Elektras Gefühle oder Orestes' Berufung oder die brutale Sinnlichkeit dieser Halbgottmutter, als wir für die Vorstellungen fühlen, die sich daran knüpfen, die uns geistig erregen, die unsere seelische Interpretation wachrufen. Auf dieser oder jener Seite von Wilamovitz, in diesem oder jenem

Drama von d'Annunzio, im Bogen des Philoktet, in den Chansons der Bilitis, im Epikureer Marius, überall da und dort lebt etwas von diesem neuen orphischen Geiste, der eine Sage benutzt, um zu sagen, einen Feiertag, um zu schwärmen, einen Grabstein, um Kränze und Bänder daran zu hängen.

Dieses ist die Rechenschaft, die ich mir heute von der starken Erregung gebe, die von der Dichtung kam. Sie wird denen verloren sein, die mit gelernten Begriffen und schiefen Einstellungen an das Drama herantreten, oder ein zyklopisches Werk mit den Maßen der Parthenonmauern oder der Bauernhütten messen. Oder gar das wahre und das gedachte Mykene verwechseln. Sie wird ebenso denen verloren sein, die an die Straußsche Musik mit ähnlichen Theoremen herantreten; für sie hat der Kopf immer Schlagworte bereit, weil sie im Gefühl keine Verwandtschaft finden. Schlagt mich tot — ich sterbe nicht für Strauß, aber für mich, der ich diese Vorgänge verstehe, ein Verwandter bin dieser Familie, von der Gegenwart aus, vom Beruf aus, berufen zu sagen: ich wäre so geworden, wenn ich solches gekonnt hätte, solches gekonnt, in einem ganz anderen Strich Landes geboren.

Strauß ist in einem Bauernstrich geboren. Sein Wesen hängt am Volke. Gewisse Stücke der Feuersnot sind sein Eigenstes, wie gewisse Stücke der Domestica sein Höchstes sind. Aber sein Kopf ist der eines Ingenieurs. Nichts von Schönheit, von Rührung, von Pathos ist darin, nur das unendlich nervöse Spiel eines Technikers, der in seiner Raffiniertheit echt bleibt. Die Spiele seines Gehirns sind naiv, und sein Temperament ist klug. Er geht auf bayrischem Boden und der Kopf lebt in dem äußersten Bezirk des Modernen. Er ist ein Könner von unnachahmlicher technischer Fertigkeit, und seine Kunst steht außerhalb aller Zunft und Meistersingerei. Er liebt heimlich alle Feinheiten vergangener Stile und findet sich selbst täglich vor dem Entschluß einer Revolution. Er kennt alle Reservate einer privaten Muße und hat das Tempo unserer Zeit, das hastende, peitschende, überfließende Tempo der rastlosen Zeit in seiner Musik staunenswert wahr hingestellt. Er ist die Divergenz des Menschen und Künstlers. Die Vollendung von Berlioz. Alle Kompliziertheiten unserer Vererbungen und Strebungen sind in ihm musikalisch geworden. Ja, eine Großstadtmusik. Aber auch wirklich die einer Großstadt. Einer echten Großstadt. Weil sie ein Naiver, ein Germanischer schuf. So umzirkle ich diesen merkwürdigen, wichtigen Mann.

Jetzt tritt er an die Elektra heran. An eine Legende voll starker Leidenschaften und ohne Liebe. Die Kühle der Antike reizt seinen technischen Geist, die Wucht der zyklopischen Welt bringt ihn auf letzte musikalische Vorstellungen, die immer an der Grenze der Musik liegen. Sein Material hat er zur Hand. Die Deklamation des Textes ist von einer unangreifbaren Wahrheit, aber zugleich so äußerster Ausdruck, daß die Stimme nur symphonisches Instrument wird. Die

Symphonie selbst läuft in den kühnsten Wegen eben jener musikalischen Gattung, die etwas von einem essayistischen Wert und auch Reiz hat. Sie ist klug gebaut. Sie beginnt mit der impressionistischen Szene der ängstlichen Mägde, setzt darauf den großen Bogen des Elektramonologs, spaltet die Stimmung durch die weiche, walzerhafte Chrysothemis, öffnet den schaurig schönen Abgrund der Klytämnestra, schüttet darüber die versteckte Erotik der zweiten Schwesternszene, entwickelt das rührende und starke Wiedersehen mit Orest und schließt mit dem Triumph, der Liebe und Tod, Rache und Tanz in sich hält. Die Nieten dieses Baus sind Motive, an sich von geringer Bedeutung, an gefühlvollen Stellen oft von einem fast italienischen Leichtsinn (wie bei Berlioz), nichts als stilisierte Farben, Charakter oder Assoziation, mit denen das koloristische Werk in einen baulichen Zusammenhang gebracht wird. Das Orchester arbeitet mit allen Mitteln des neuen Technikers. Die prachtvolle Vertiefung der Bläsergruppen dehnt sich auf das Blech aus, das in Nibelungenstärke auftritt. Als Gegenstück wird die Violine in drei bis vier Gruppen zerlegt, die eingestandene Konsequenz unserer Streicherteilung, hier ein symphonisches Abbild des weiblichen Stücks, das sich auf einem so sonoren Baß ernster Ereignisse aufbaut.

In der Tat, eine Salzburger Anschauung der Elektra ist das nicht. Sie ist auf dem Niveau der letzten modernen Intellektualität entstanden. Sie fordert von sich und von uns. Wir dürfen sie ablehnen, wenn wir unsere Zeit ablehnen. Aber ich fühle mich fruchtbarer, unsere Zeit zu lieben und diesen ihren Ausdruckswillen zu bewundern. Mit den alten Ohren hört ihr das heraus, was das Unwesentlichste ist, gewisse Liebenswürdigkeiten, zu denen sich der Instinkt von Strauß oft bei der mittleren Wendung seiner Stücke verpflichtet glaubt. Mit den neuen Ohren hört ihr die Metaphysik unserer Zukunft. Die unsterbliche Elektra ist ein Vorwand geworden. Der neue Geist gewinnt unter ihrem Schutze den Mut, Himmel und Hölle zu untersuchen. Das Gefühl, die sentimentale Hingebung wird abgedankt. Der Geist ist es, der Geist, der sich die Brücken und Schachte baut. Seht ihr, wie wir Essayisten da sitzen und seine Blitze auffangen? Durchlebt die Partitur der Elektra: die alten Tonarten, die Melodien, die Alterierungen der Harmonie, die Bizarrerien des Rhythmus, die Farben der Töne und Töne der Farben enthüllen sich euch in einem ungeahnten, vielfältigen, ausgebohrten, destillierten Reichtum, der euch nur so lange erschreckt, als ihr eure Organe dafür nicht eingestellt habt. Die Musik steht am Anfang der Welt. Sie wird auch am Ende stehen, sie nimmt alles in sich zurück, alle Stoffe, alle Menschen. Sie ist so patriarchalisch als revolutionär. Mit diesen Ohren hört die Elektra. Das Gehirn schafft sie sich, dann werden sie Organe, wir alle anderen. Ist es schlimm, daß ich das kann? Neues, Neues, gebt mir Neues, daß ich nicht bei Lebzeiten sterbe. Höre ich den Agamemnon-Monolog, sehe ich wundervolle Brücken aus einem Stoff, der in der Erde meiner Heimat schlummerte.

Ich liebe Salome (analysiert man seine Liebe?), aber Elektra ist die stolze Königin-Mutter geworden — soll ich sie mit Noten illustrieren? Kommt zu mir ans Klavier. Ihr werdet nicht ohne Glauben fortgehen. Elektra, ich weiß, ist reifer und gewachsener. Der Schwung der Chrysothemisszenen und der gewaltige Schluß ist auftreibend; es sind die besten Äußerungen dieser Sprache, die Strauß bisher gelangen. Die Anrufung des Orest ist sein schönstes Lied, die Agamemnon-Rufe seine erhabenste Lyrik. Dies alles ist so, wie es sein mußte. Die Klytämnestraszene aber ist mehr, sie gibt Perspektiven in seine Entwicklung, ihre hohlen Grausigkeiten sind von einem genialen, nie gehörten Erfindungsreiz: der fahle Geruch mykenischer Gräber in Musik. Ich stand einst im Atreusgrabe unter der wilden, dunklen Kuppel und draußen summten die Bienen von Griechenland. Da fühlte ich es das erstemal.

Das ist das Urteil: die Elektra ist eine reife Gestaltung seiner bisherigen inneren Bilder und Formen, Klytämnestra aber erhebt den Finger. Das ist das Urteil — die Bewunderung geht auf das Ganze, sie fühlt die Konzentration einer letzten Anschauung, sie dankt für den Schliff des Geistes. Vom Urteile lebt unsereiner nicht, sondern von der Nahrung.

Zwei große geistige Welten über einer antiken Anregung sind hier zusammengestoßen und zusammengeflossen. Es fordert Blut und Gehirn. Aber es ist die höchste Spannung, deren unsere Kunst fähig ist.

Marées in der Berliner Sezession/ von Emil Heilbut

Bis zum Ausgang der siebziger Jahre war Hans von Marées, den jetzt eine ausgezeichnete Gesamtausstellung der Bewunderung der Nachwelt enthüllt, im Grunde genommen kein Künstler, der so aus dem Rahmen des zu Erwartenden heraustrat, wie man wohl meint. Erst jenseits des Entwurfs zum Hesperidenbild (1879) kommt der neue Marées zum Vorschein, der, der den Einwand wachruft und der andererseits von der Marées-Gemeinde mit Recht als der eigentliche Marées, nämlich als der persönliche Marées in Anspruch genommen wird. Der Marées bis dahin ist wundervoll begabt, ein koloristisches Temperament hohen Ranges. Allein charakteristisch ist erst der spätere Marées. Erst er erfüllte, was er zu geben hatte. Julius Allgeyer, der Feuerbach-Biograph, urteilte: „Alle, die Marées kannten, bezeugen, daß er ein großes didaktisches Talent und Bedürfnis hatte; er war ein Mann von unbestreitbar ungewöhnlicher geistiger Veranlagung und bestrickender Rednergabe". Von seiner „hohen und lauteren Kunstgesinnung" zeugen nun die Arbeiten seiner späteren Zeit durchaus, diese Arbeiten, in welchen aus dem Eklektiker ein Idealist geworden war. Meier-Gräfe hat diese Arbeiten richtig betrachtet,

als er schrieb, der Begriff des Werdens habe sich (in dieser Epoche) so eng mit Marées' Anschauung vom künstlerischen Schaffen verbunden, daß ihm das Werk selber gering erschien. Meier-Graefe will hiermit ausdrücken, daß jetzt nicht das Bild mehr das Wesentliche für Marées war, sondern das Schaffen; das Lernen und Lehren, das Erleben der Kunst. Das rückt uns aber den Marées dieser Zeit nahe an jene großen Männer, die, anstatt zu schreiben, sich mit der mündlichen Erörterung, der Rede, begnügten und in deren dauernden Wert Schopenhauer Mißtrauen setzte; wir müssen ihm beistimmen. Wir betonen also, Marées hat in den „Hesperiden" usw. kein Definitives niedergelegt, sondern die Hauptbilder dieser Epoche sind nur lebendig durch das Kolloquium, das hineinverwoben ist.

Zur Diskussion gestellt ist bei den Unterredungen inbetreff Hansens von Marées, nur die letzte Zeit des Künstlers; über den koloristischen und, später, dekorativen Wert des Künstlers in der Zeit vorher herrscht dagegen nur eine einzige Meinung. Zum Durchbruch kam diese aber noch nicht bei der Gedächtnisausstellung, die 1891 in München stattfand. Sie gewann erst Boden, als auf der Jahrhundertausstellung, vor vier Jahren, die Maréesschen Bilder aus dem Besitz Fiedlers gezeigt wurden, die in der Nationalgalerie aufgestellt sind. Auf der Jahrhundertausstellung galt es jedoch noch, viele Neuordnungen unserer Schätzungen vorzunehmen, und es herrschte infolge der enormen Fülle des zu gliedernden Materials noch nicht ein vollkommener Ausgleich zwischen den zur Darstellung gebrachten Künstlern. Feuerbach und Marées waren vorzüglich vertreten, Böcklin dagegen nicht repräsentativ vertreten, und das Gesamtbild erschien dadurch ungerecht (wenngleich die Trübung nicht gewollt war, sondern durch widrige Umstände kam). Genug, man war nicht ganz in der Lage, sich von den drei römischen Künstlern deutscher Nation: Böcklin, Marées und Feuerbach ein umfassendes Bild zu machen und hielt sich, mehr als bei Böcklin und Marées, bei Feuerbach auf, der die umfangreichste Darstellung erfahren hatte. Die genaue Beschäftigung mit Marées beginnt erst mit der jetzigen Sezessionsausstellung, die dem hingebenden Eifer Meier-Graefes verdankt wird. Eine Nachgiebigkeit gegen einen starken Anstoß wird sonst nur für die Russen in Anspruch genommen. In diesem Falle haben sich die Deutschen — hat sich wenigstens die Berliner Gesellschaft — gefügig wie die Russen gezeigt. Sie neigt selbst dazu, den Marées der letzten Zeit, den dichterischen, als einen Abgott zu behandeln. Seine Schwäche wird als eine Haut empfunden, aus der er nicht herausschlüpfen kann; seine Unzulänglichkeit als seine Marke. Mit einem Wort: er ist Mode geworden. Und ein Spötter könnte sagen: wie wir vor kurzem van Goghisten gehabt haben, werden wir jetzt unter den jungen Sezessionisten reaktionäre Maréesianer auftauchen sehen. Doch wollen wir uns nicht mit den lästigen Nebenerscheinungen aufhalten, die bei bedeutenden Eindrücken unvermeidlich sind, sondern Marées betrachten!

Also Marées ist in seiner Kunst bis zu den Hesperiden ein ausgezeichneter Maler. In München nahm Marées einen wunderbaren Aufschwung im Jahre 1863 mit dem „Bad der Diana", in welchem wir einen Niederschlag der Münchener Landschaftsmalerei (Lier) erblicken, die von der Schule des Diaz im Wald von Fontainebleau herkam. Dazu trat ein herrliches Stilgefühl, das unserm Maler eingab, das Bild so köstlich auszustaffieren, als hätten Lier und Diaz sich mit den Meistern assoziiert, die der französischen Gobelinmanufaktur ihre Entwürfe geliefert haben; und den Grundton gab die Münchener Altmeistermalerei. Eine fast noch überwältigendere Leistung des Jahres 1863 ist das Doppelbildnis Lenbach-Marées, wo hinter dem bärbeißig hinter seinen großen Brillengläsern hervorblickenden Lenbach der junge Marées den Beschauer anlächelt. „Etwas genrehaft", könnten die Bewunderer des späteren Marées naserümpfend sagen: „wundervoll", sagen wir; und: „befreit". Denn weniger Konvention als ein schalkhaftes Auflauschen auf die Natur (besonders in dem bärbeißigen Lenbach) ist in dieser Arbeit. Die weitere Entwicklung bringt um das Jahr 1869 noch glänzendere Leistungen: „Hildebrand-Grant" und das Fiedler-Porträt. (Zu einer Parallele mit frühern Leiblschen Porträten findet man sich veranlaßt: Marées ist geistiger und farbentrunkener; freilich nicht so saftreich.) Ein „Familienbild", von 1867, ist blumiger als die entsprechenden Feuerbachs. (Es ist eine Kinderszene, ziemlich dunkel, in feingestimmter Landschaft, mit entzückenden blau und rosa Gewandstücken.) Eine Ekloge von 1868 entnimmt etwas von van Dyck. Eine römische Landschaft von 1868 zeigt Häuser im schwachen, rötlichen Rest des Tageslichts, die sich im verdämmernden Wasser spiegeln. Bäume ragen schattenhaft mit ihren Kronen, mit den verschwimmenden, wattigen Massen ihres Laubes in den noch immer etwas hellen Himmel. Gelegentlich tritt Poussin in Marées Anschauung hinein: in einer Schäferszene von 1869.

Das schönste unter seinen Waldbildern mit mythischen Figuren aus dieser Zeit ist die „abendliche Waldszene", von 1869/70. Hier sind die dunklen Töne, die bei den andern Bildern aus dem gleichen Gesichtskreise vorkommen, silbriger geworden, blond, ohne so starke Kontraste. Van Dyck ist am meisten zutreffend für dieses Kolorit. Gegenstand ist ein giorgioneskes Zustandsbild. An einem Wirtstisch im Freien sitzt ein kostümiertes, schönes, bläßliches, schlankes, elegantes Landweib einem jugendlichen nackten Manne gegenüber. Von links her bringt ein nackter Knabe ein Reitpferd heran, auf dessen Rücken ein venezianischer Jüngling in schillernder Seide — ein Jüngling, ganz nach dem Herzen der alten Meister — seine Hand stützt. Das hellere, blaugraue Kolorit dieses Gemäldes bildet einen bezeichnenden Gegensatz zu dem Braun und Dunkelolivgrün der Münchener Zeit.

Eine Epoche für sich ist im Leben des Künstlers die Zeit der Neapler Fresken

(1873). Es sind Arbeiten, die ebenfalls mit dem Eklektizismus zusammenhängen: sie gehen in der Komposition nicht über das, was man erwarten mag, hinaus (wenn auch das Straffe, Konzentrierte bewunderungswert ist). Es ist nicht eine besondere Note in ihnen angeschlagen (in dem Sinne, in dem wir eine modern-zart-gefühlvolle Note in Puvis de Chavannes' Pantheonfresken finden) — doch um so mehr sind diese Fresken eine bewunderungswert elastische Leistung des Künstlers, er zeigt sich in ihnen leicht und beschwingt und zugleich gediegen und satt in seiner der Mauer angepaßten Farbe. Als er auf dieser Höhe seiner eklektischen Entwicklung angelangt ist, beginnt die Zeit der ungleichen Arbeiten, der unsichern Arbeiten, des Bemühens, in einem neugefundenen Stil tätig zu sein, der Versuche zu Aktbildern, die im griechischen Geiste konzipiert wären. Hildebrand sagt von dieser Zeit seines älteren Freundes, die so gegensätzlich ist zu allem, was Marées bis dahin gab: daß Marées jetzt verlernt hat, was die andern konnten und er einst konnte.

Die Entwicklung, die er genommen, kann man am leichtesten an seinen Selbstporträts illustrieren. Die frühesten (von 1862) zeigen ihn „münchnerisch". Da erkennt man noch das allgemeine Milieu: Rembrandt- und van Dyck-Töne. Noch ist vom Persönlichen keine Spur: nur die Kultur des Jugendlichen, Heranwachsenden, der über seinen bürgerlich norddeutschen Lehrer Steffeck sich ins Reich der Kunst erhoben hat. Von dieser Zeit bis zu den Selbstbildnissen von 1874 hat der Künstler das Bad der Diana, die abendliche Waldszene, das Bildnis Hildebrand-Grant (auch zwei merkwürdig glasige, unerfreuliche Selbstbildnisse 1872), endlich die Fresken der zoologischen Station 1873 geschaffen und es liegt ein Abglanz all dieses Erlebens auf den ruhig-klaren Selbstporträts von 1874. Ein männliches Denken tritt zutage, das höchst sympathische Künstlertum dessen, dem im Busen neue Möglichkeiten aufflammten; vielmehr in leiser Flamme erglühten. Man wird in der Marées-Ausstellung diese in eine Reihe gehängten Selbstbildnisse von 1874, die jede münchnerische Atelierseichtigkeit hinter sich gelassen haben, nur mit der größten Liebe betrachten, von dem feinen Gefühl in ihnen lebhaft angezogen. Dann folgt für Marées die Zeit, in der sein didaktisches Temperament stärker sich entfaltete, diese Zeit, von der wir den relativen, nicht mehr den absoluten Wert zugeben, die Zeit, in der Marées am eindringlichsten zu Anhängern sprach, aber am schwächsten in der Schöpfung war. Zwar gibt es noch manche glücklichen Anfänge in dieser Zeit (einer der schönsten die „drei Jünglinge" in einer Landschaft; einer der geringfügigsten, fast genellihaft in seiner Schwäche, die „Reitschule" aus demselben Jahr). Auch in dem kühnen Profil des galoppierenden St. Georg mit dem orangefarbenen Helmbusch verspürt man entzückende Ahnungen. Allein die bezeichnenden Werke aus der Altersperiode sind doch „Hesperiden", „Parisurteil" und „Werbung". Es ist die Epoche, in welcher Marées den Eklektizis-

mus — ebenfalls den Eklektizismus in der Monumentalmalerei, der ihn bei den Neapeler Fresken gestützt hat — aufgab und aus einer Vereinigung von Wirkungen, die durch die griechische Plastik, das lebende Aktmodell und etwa die italienische Frührenaissance auf ihn geübt wurden, eine heitere Einheit gewinnen wollte. Und das Selbstporträt, das den derart gewandelten Künstler wiedergibt? Es ist das Selbstporträt von 1883 mit dem Pinsel, auf dem er — wie im Irrwahn — den inneren Stimmen zu lauschen scheint. Ein Werk von furchterregendem Ausdruck: es zeigt den Künstler von seiner Idee besessen, in seiner Verfinsterung durch einen spezifischen Malerwahnsinn wie ihn Zola bei dem in jeder Hinsicht viel jüngeren Claude in seinem „Oeuvre" schilderte. Man muß die Plastizität bewundern, mit der Marées auf diesem Selbstbildnis das erschütternde Leiden wiedergegeben hat. Dies Selbstporträt zeigt — gegen die Biographen, die die letzten zwölf Jahre von Marées' Leben seine vollkommenste Reifezeit nennen — den Künstler in absolutem Verfall. Nur in seinem früheren Eklektizismus hatte er sich bewähren können; und welches auch die Aspirationen seiner Spätzeit gewesen sein mögen: die sind nur Reden gewesen (um wieder auf Schopenhauer zu kommen) — jedenfalls konnte Marées den Weg nicht durchschreiten, durch den er mußte, um zum Ziele zu gelangen. Sowohl seine nicht ausreichende Begabung wie das Versagen seiner Kräfte in den Erinnerungen für das Detail der Form ließen seine Versuche in dieser Richtung scheitern.

Wir müssen uns hüten, jetzt in einen Überschwang der Liebe für Marées zu kommen, und insonderheit von der Exzentrizität seiner Spätzeit uns nicht berücken lassen. Der Deutsche neigt dazu.

Griselda/ von Alfred Kerr

I.

Es sind zwei Dramen, die Hauptmann geschrieben hat. Eines: Die gekrönte Magd. Und eines: Gatteneifersucht auf das Kind.

Hauptmann wendet die zwei Stücke dergestalt zu einem: Gatteneifersucht auf das Kind der gekrönten Magd.

Es sind aber zwei Stücke . . .

Im fünften Bild (von zehn Bildern) fängt das zweite Stück an . . .

Das Äußere des Falls erinnert mich an den denkwürdigen Grafen von Charolais. Auch zwei Stücke. Aus Wuchersnot erlöst jemanden die Heirat mit einem Engel. Neues Stück: ein Vetter der Frau hörnt ihn mit ihr. Beide Stücke sind ohne Beziehung; nur Identität der Personen.

Aber sprecht mit Beer-Hofmann. Er wird Euch sagen: „Wieso? das ist

ein Stück! jemand steigt an einem Tag seines Lebens herrlich empor, an einem andren elend hinab. Ein Stück."

Der Heftfaden ist so lang, daß es zwei sind.

Griselda hat diesen Heftfaden ... Andres Gleichnis: an ihrer Hüfte beginnen die Sohlen eines menschlichen Körpers.

II.

Ulrich von Saluzza nimmt eine Magd ... nicht wie jener Mariolle eine Magd besteigt (oh, notre coeur!), um von der verwirrenden Liebschaft mit einer Weltfrau zu genesen: sondern um von der Welt zu genesen. Sondern aus Erdsucht. Sondern aus Heimkehr. Sondern weil die geputzte Menschenschaft vor seinem Blicke dasteht wie ein Aff' im Purpurkleid. Sondern weil er mit Sternen, Lüften, Nächten, Wiesen verwachsen ist. Sondern weil er die Lust von uns allen, die wir stark sind, fühlt: zu tauchen, zu tauchen. Sondern weil er wehende Röcke, barsche Brüste, windvolles Haar manchmal holder schätzt als schwanke Treibhäuslichkeit. Sondern weil die krudelschöne Kraft des Alls auch bei ihm aus einer schweifenden Seele singt ... (So U. von Saluzza.)

Er nimmt die Magd.

Aber nun kommt etwas Unerwartetes ... Er will nur sie und haßt ein Kind, das er ihr gemacht.

Dies hat nichts mit dem Vorhergehenden zu tun ... Logisch wäre der Fortgang etwa die Frage: behält die Bauernmagd Erdkraft? oder wird sie korrumpiert? (Und so.) Oder etwa: ob er das Zusammenleben mit der Magd noch schön findet. Oder: wie die Umgebung es aufnimmt. (Brutal geäußert.) Dies alles wäre noch dasselbe Stück ... Statt dessen, auf andrem Blatt stehend, beginnt ein neues Drama: daß er auf das Kind eifersüchtig ist.

Dies Drama hätte jedoch auch spielen können, wenn er die Baronin gefreit hätte ... Es sind zwei Dramen.

... Ich weiß. Ich weiß, daß Folgendes für Ulrich zu sagen ist. Er hatte das Leben eines Unbehausten, eilte von Fall zu Fall, von Nacht zu Nacht, von Magd zu Magd. Und jetzt, halb gezwungen an der Einen festzuhalten, wird er mißtrauisch. Nämlich Folgendes geht in ihm vor: er hat sie erhöht; sie hat den Vorteil ... und denkt zuerst an ihre Brut? nicht an ihn? Er tobt ...

Das ist eine Brücke. Doch ich erkenne nur: sie verbindet zwei Liegenschaften ...

Es kann auch anders zusammenhängen. So. Er hat nie dauernd mit Einer gelebt; einmal dazu gebracht, beginnt er die bleibende Gefährtin übermächtig zu lieben. (Dazu brauchte sie wieder keine Magd zu sein) ... Ich werde das Gefühl nicht los, daß Hauptmann zwei Stoffe, von denen jeder ein Drama hätte geben können, durch Willensakte zu einem verschweißt hat: das

Drama von der Bäuerin als Erlaucht; und das zweite von der Manneseifersucht auf das Kind.

III.

In jedem Fall ist zum erstenmal mit großer Kühnheit die Ausbruchsstimmung eines Gatten, die durchmischte, veräftelte, bedrohliche, während des Kreißens der Frau dramatisch hingestellt ... und zuvor mit seltenster Anmut eine Magd als gräfliche Hochzeiterin.

... Andre Brücken tauchen auf; andre Zweifel. Ulrich ist Naturmensch. Ich sage mir: das erste Gefühl eines Naturmenschen im Anblick einer Schwangeren wird nicht Haß gegen das Kind sein. Warum! ... Sondern (wenn jemand anerzogenen Rücksichten der Zärtlichkeit auf den Grund geht, sie durchlöchert), vielleicht Ekel vor der Frau. Die Schwangere selber ist sich ekelhaft. Die Regung des Naturmanns wird erstens der Drang sein, die physiologische Geladenheit anderwärts loszuwerden; zweitens ein Grauen vor Etwas, das nicht lockend, sondern eine Geschwulst ist. So ungefähr ist — nicht unser Gefühl, aber vielleicht eines Wildmännerichs ... Daß er eine gesteigerte Liebe haben soll, die bis zur Eifersucht auf das Kind geht, leuchtet nicht ein.

Doch, es leuchtet ein ... Denn es gibt noch andre Brücken. Glitschiger als die spiegligste Bahn und leiser bewegsam als ein Hörnerschlitten ist Psychologie ... Der Urmann will „Reiter" sein im Zusammenleben, nicht „Roß". Das Stück ist ein Symbol für das Sichsträuben des Einzelnen, des Freien wider die Familienwerdung. Im Kinde sieht er den Aufdringling. Die Zuchthauskugel am Gelenk: welche das Reiten erschwert.

... Unter allen Umständen läßt sich der Fall des wilden Ulrich folgenderweis packen. Er lebt also zum erstenmal Dreivierteljahre mit Derselben. Das verschweißt ihn so mit ihr (wie es ihn ebensogut komplett von ihr entfernen könnte! o Gott, was ist die Psychologie!) — verschweißt ihn so, daß er überempfindlich vor allen Berührungen wird, die sie dulden soll; vor allen Veränderungen. Kein Arzt darf sie anfassen, kein Säugling ablenken. Ja, sein erstes festes Zusammenleben schafft übergroße Liebe solcher Art (di grazia, — wie es komplette Gleichgültigkeit schaffen könnte!)

Die Kenntnis menschlicher Seelenverzweigungen ist so fortgeschritten, daß jeder bessere Betrachter an einem bestimmten Punkt kleinlaut wird: weil immer auch das Gegenteil zulässig ist. Mein Ich Nummer Eins ruft: „Ein rauher Pan-Mensch wird sich nicht so haben, wenn eine Frau kalbt!" „Ha," erwidert mein Ich Nummer Zwei, „das ist ja eben das Merkwürdige, daß er sich trotzdem hat! Er wäre kein fesselnder Charakter, wenn er die Gegensätze nicht umschlösse." Psychologie ... Luft, Luft.

So kann ich weiter vermuten. Vermuten; mir fehlt bloß die Sicherheit des Behauptens ... Wir sind in der Kritik nur dann sicher nicht zu phantasieren,

wenn der Dramatiker seinen eignen Willen klar im Stück ausgesprochen hat... Hat er ihn jedoch klar ausgesprochen, so rufen wir: Bilde, Künstler, rede nicht...

Ich klopfe weiter... Eine besonders empfindliche Staniolseele birgt sich im rauhen Jäger. Warum floh dieser Ulrich den Hof? Ich kann es deuten. Darum, weil seine Empfindlichkeit zu oft verletzt wurde von der Gefühlsleere dort. Vom Formschwindel. Weiße, höfliche Manschetten; ach, wenn sie nur Herzen hätten. So kann er zugleich höchst empfindsam, zugleich höchst verbauert sein. Das ist es.

Und für dies alles gibt es zuletzt eine Lösung... Es spricht jedoch aufs neue soviel wider sie wie für sie. Ich will zeigen, wieso. Die Lösung beschafft ein Hauptmannscher Wille. Eine Versicherung. Der Naturmensch besinnt sich eines Besseren. Die Zeit heilt alle Wunden. Kurze Trennung spielt mit. Selbstüberwindung der Frau. Indem sie nicht mehr sagt: „Wo ist mein Kind?", sondern (z'erscht amal): „Küsse mich!" Auch wird sie jetzt arbeiten. Schafferin ihres Mannes. Gleichgestellt. Und stolz, ohne sich was gefallen zu lassen... Aber Hauptsache bleibt: daß der Naturmensch sich eines Besseren besinnt. Man fühlt: „Kinder, Kinder, es ist ja nicht so schlimm." Oder: „Er bezwang sich. Eine Familienwerdungs-Katastrophe." Liegt nicht in alledem ein himmlischer Humor?

... Er kommt nur deshalb getrübt heraus, weil zuletzt Unfertigkeiten stören, Absichtliches, kleine Gewaltpuffe. Dennoch bleibt die Linie herrlich.

Ein Hauptmannscher Wille beschafft die Lösung. Im Theatersinn müßte noch was Bestimmtes dazwischen kommen. Ein Vorfall, daß die Leute sprechen: „Aha, deshalb — also deshalb vertragen sie sich". Dieser (theatermäßige) Vorfall ist aber ein Pappenstiel. Eine Beschwichtigung. Er kann fehlen — und der Fall kann doch überzeugender sein.

Es ist etwa... keine Lösung fürs Theater, doch für ein fortgeschrittenes Drama, zu äußern: „Ja, er hat nachgegeben", — ohne daß ein Brief eingetroffen; ohne daß ein Requisit umgestürzt ist... What is the matter? Dramaturgischer Mangel — oder Zivilisierung der Bühnenkunst?

Luft!... Psychologie... Quallen in der dämmrigsten See sind greifbarer.

IV.

Ulrich ist ein Symbol unser selbst: die wir geschaffen sind allein zu sein; und verlangend sind, es nicht zu sein. Ecco. Viele Situationen sind Gleichnisse. Dauerndes lebt im Verhältnis dieses Manns und dieses Weibes.

Ein Doppelwerk schwer von Problemen. Hauptmann gibt nur, was die Musiker den „bezifferten Baß" nennen. Einen Grundklang, einen Grundgang: jeder kann seine Melodie danach singen; möglich sind mancherlei Stimmführungen. Aber den Baß mit der bezifferten Architektur des Liedes gab der Meister.

Er stellt Fragen ... und gibt keine Antworten? „Wer von uns ist ein Antworter?"

Hell, scharf, rasch klingt etwas empor. Mit goldnem Glanz. Darin liegt sein Werk. Eine Ballade, schwer von Problemen. Dennoch liedhaft. Manchmal homerisch-reizend. Wendungen im engen Lebenskreis der Bauern wiederholen sich. Wie Responsorien des Märchens. Ein Hauch von Verjüngung, Acker, Wald. Im Schmerz All-verwebter Geschöpfe. Werden und Toben und Wiederkehr. Mordlust und Lachen. Einer freit mit Macht — und Eine wird von erdhaften Tiefen in einer philosophischeren Welt heimisch, das Bauernluder paßt sich königlich flink an. Selige Schlichtheit in diesem Wiedersehn von Vater und Tochter, wie ein Ton vergangener Sonnenstunden; kein Zweiter vermag das. Duft und Klang ferner, gefriedeter Abende; mir webt was im Ohr, wie: O Falada, da du hangest... Sie spricht zur Sense; sie nimmt das alte Bauernkleid wieder und geht; sie schleppt einen weißbärtigen Grafen vor die Tür ... Wundervoll.

(Peinlich ist nur das Scheuern der Treppe; schlecht verzahnt; und zu laut auf Symbol gearbeitet) ...

Alles in einer Technik, welche (hinter Ibsens Zeit) nicht „die" Technik ... aber eine Technik für derartiges ist. Alles nur skizziert. Manches ein Ausdemwegegehen, manches eine Rücksicht auf den Rahmen. Im zweiten Teil viel Berichtetes. Den Ruf „Wo ist mein Kind?" hört man nicht. Man hört nur, sie habe dann und dann geäußert, wo ihr Kind sei ... Den Schlußruf „Küsse mich!" erlebt man ... Der letzte Schlußruf vollends: „Du mußt mich weniger lieben, Geliebter!" ist innen von köstlicher Schönheit: so gewiß er den Schluß zu einem Anfang bildet... welcher nicht der Anfang dieses Dramas ist. (Der Anfang ist „Die Magd als Gräfin", das Ende: „Die Eifersucht auf das Kind").

V.

Ob das Stück fertig gemacht ist, mag Hauptmann sagen ... Er hätte für die letzten Bilder die grün herrliche Stimmung abwarten sollen, welche die ersten zeigen.

Das Werk ist wieder nicht fertig gemacht... Aber was ein gerechtes Auge hier klar, in drei Teufels Namen, an Hauptmann erkennt, ist: das Emporblühen seiner alten Schönheiten; einer unvertanen Kraft.

Das Besinnen. Und der Auftakt zur Rückkehr.

Vielleicht kommt es auch dazu, und es greift einmal jemand nach diesem Mann und stellt ihn mitten in einen Wiener Roman, und rollt sein Leben auf und enthüllt sein Schicksal. Aber das müßte dann freilich einer tun, dem nicht Haß, noch Bewunderung den Blick umschleiert; es müßte jemand sein, der die wundervolle Gabe des Anschauens besitzt und dem in seiner Kunst nichts höher gilt als die Anschaulichkeit. Wie man einen Schlüssel ins Schloß fügt, so müßte derjenige, der es unternimmt, diesen Roman zu schreiben, den Lueger-Charakter in das Herz des Wiener Volkes einfügen und dieses Herz damit aufsperren, daß alle seine Kammern offen stünden. Er müßte die Gestalt Luegers so über die wienerische Art hinfegen lassen wie eine Wolke über eine Wasserfläche streicht, und das Wesen Luegers müßte sich in der Tiefe des wienerischen Wesens spiegeln wie eine Wolke auf dem Grund der Flut sich abzubilden scheint. Er müßte die ganze Stadt rings um diesen Mann herum aufbauen, damit alle ihre Farben und ihre Lichter, in diesem einen gesammelt, blitzen und funkeln. Das wäre die Aufgabe.

Wichtig, interessant und für den Roman sehr wirksam ist es, daß er gleich im Anfang sagte, er wolle Bürgermeister von Wien werden. Bei allen Parteien, denen er sich anbot, hat er diese Bedingung gestellt: Bürgermeister werden! Und er hat sich vielen Parteien angeboten. Er begann als der Schüler eines jüdischen Oppositionskünstlers im Gemeinderat, ging zu den Liberalen, zu den Demokraten, und pries zu Schönerers Füßen die teutonische Heilslehre. Überall lehnte man ihn ab, von seinem stürmischen Ehrgeiz beunruhigt. Überall auch spürte sein Instinkt: diese Mühlen klappern zu wenig, mahlen zu langsam. Sein wienerischer Instinkt spürte: das wurzelt nicht! Liberaler Bildungseifer, demokratische Aufklärung und Unzufriedenheit, alldeutsche Wotansideale ... das wurzelt hier nicht, das schlägt nicht ein! Er aber brauchte etwas, das breite Wurzeln fassen konnte, brauchte etwas, das wie der Donner einschlug. Damit er Bürgermeister werden könne. Niemand begriff damals, warum sein heißes Streben nach einem so bescheidenen Ziele ging. Er hat nachher gezeigt, wie es gemeint war.

Wichtig ist, auch für den Roman, sein Äußeres: Eine glänzende Bühnenerscheinung; die beste, die es für das Rollenfach des Demagogen gibt. Hochgewachsen, breitschultrig, nicht dick, aber doch behaglich genug, und man wird das Wort „stattlich" kaum vermeiden können, wenn man ihn schildern will. Nimmt man sein Antlitz noch dazu, dann wird vieles begreiflich. Für ein Wesen, das so ganz auf Äußerlichkeit gestellt ist, gilt solch ein Aussehen schon als Prädestination, als Beruf, als Erfolgsbürgschaft. Dieses Gesicht erscheint vollkommen bieder. Einfache, aus der knappen Stirn zurückfallende Haare, die

sanft gelockt sind. Kleine Augen, die vergnügt und schwärmerisch, naiv und sentimental wirken. Ein außerordentlich solider Vollbart, der am Kinn nach dem Geschmack der Vororte geteilt ist; und mitten in diesem würdigen, bürgerlichen, ruhigen Antlitz die nette kleine Nase. Diese Nase, die wie eine aus der Bubenzeit stehen gebliebene Keckheit aussieht. Man kann es gar nicht anders sagen: bieder, rechtschaffen, treuherzig, wacker. Lauter solche Worte fallen einem ein, wenn man sein Gesicht erblickt. Aus der Ferne. Denn alle Wirkung dieser Physiognomie ist gleichsam auf Distanz berechnet. In der Nähe redet dann schon eine trotzige Raufluft, die nicht ohne Tücke scheint, von dieser schmalen Stirne. In der Nähe zeigt sich der leicht schielende Doppelblick dieser kleinen listigen Augen, aus denen eine hurtige Verschlagenheit blitzschnelle, zwinkernde Umschau hält. Da zeigt sich, vom soliden, wackern Bart verborgen, ein spöttischer Mund, der hinter der Ehrlichkeit grauer Haare schadenfroh zu lächeln vermag. In der Nähe erst wird es sichtbar, welch ein unruhig flackernder Schimmer von Schlauheit und Verstellung dies Antlitz überbreitet, das auf Ansichtskarten schön ist.

Mit dieser lockenden Vorstadtpracht tritt er auf. Im Wien der achtziger und neunziger Jahre, in welchem die Vorstädte gerade anfangen, mächtig zu werden. Eine lauwarme, trübe, unentschlossene Zeit. Die bürgerlichen Parteien im Zerfall und in totaler Ratlosigkeit; nachlässig geleitet von ausrangierten Lieblingen, von alten Komödianten einer überlebten Politik. In der Tiefe des Volkes greift die Sozialdemokratie um sich. Die breite Masse der Kleinbürger aber irrt führerlos blökend wie eine verwaiste Herde durch die Versammlungslokale. Und alle sind von der österreichischen Selbstkritik, von der Skepsis, von der österreichischen Selbstironie bis zur Verzagtheit niedergedrückt.

Da kommt dieser Mann und schlachtet — weil ihm sonst alle anderen Künste mißlangen — vor der aufheulenden Menge einen Juden. Auf der Rednertribüne schlachtet er ihn mit Worten, sticht ihn mit Worten tot, reißt ihn in Fetzen, schleudert ihn dem Volk als Opfer hin. Es ist seine erste monarchisch-klerikale Tat: Der allgemeinen Unzufriedenheit den Weg in die Judengassen weisen; dort mag sie sich austoben. Ein Gewitter muß diese verdorbene Luft von Wien reinigen. Er läßt das Donnerwetter über die Juden niedergehen. Und man atmet auf.

Allein er nimmt auch noch die Verzagtheit von den Wienern. Man hat sie bisher gescholten. Er lobt sie. Man hat Respekt von ihnen verlangt. Er entbindet sie jeglichen Respektes. Man hat ihnen gesagt, nur die Gebildeten sollen regieren. Er zeigt, wie schlecht die Gebildeten das Regieren verstehen. Er, ein Gebildeter, ein Doktor, ein Advokat, zerfetzt die Ärzte, zerreißt die Advokaten, beschimpft die Professoren, verspottet die Wissenschaft; er gibt alles preis, was die Menge einschüchtert und beengt, er schleudert es hin, trampelt lachend darauf

herum, und die Schuster, die Schneider, die Kutscher, die Gemüsekrämer, die Budiker jauchzen, rasen, glauben das Zeitalter sei angebrochen, das da verheißen war mit den Worten: selig sind die Armen am Geiste. Er bestätigt die wiener Unterschicht in allen ihren Eigenschaften, in ihrer geistigen Bedürfnislosigkeit, in ihrem Mißtrauen gegen die Bildung, in ihrem Weinduſel, in ihrer Liebe zu Gassenhauern, in ihrem Festhalten am Altmodischen, in ihrer übermütigen Selbstgefälligkeit und sie rasen, sie rasen vor Wonne, wenn er zu ihnen spricht.

Aber wie spricht er auch zu ihnen. Das Dröhnen ihres Beifalls löst erst alle seine Gaben. Beinahe genial ist es, wie er sich da seine Argumente zusammenholt. Gleich einem Manne, der in der Rage nach dem nächsten greift, nach einem Zaunstecken, Zündstein, Briefbeschwerer, um damit loszudreschen, greift er, um dreinzuschmettern, nach Schlagworten aus vergangenen Zeiten und bläst ihnen mit dem heißen Dampf seines Atems neue Jugend ein, rafft weggeworfenen Gedankenkehricht zusammen, bückt sich nach abgehetzten, müd am Weg niedergebrochenen Banalitäten, peitscht sie auf, daß sie im Blitzlicht seiner Leidenschaft mit dem alarmierenden Glanz des Niegehörten wirken. In dem rasenden Anlauf, dessen sein Temperament fähig ist, überrennt er Vernunftgründe und Beweise, stampft große Bedeutungen wie kleine Hindernisse in den Boden, schleudert dann wieder mit einem Wort Nichtigkeiten so steil empor, daß sie wie die höchsten Gipfel der Dinge erscheinen. Im Furor seiner Rednerstunde gerät der Mutterwitz, der sein Wesen durchdringt, ins Sieden und wirft Blasen, in denen alles wie toll, alles verkehrt und lächerlich erscheint. Einfälle sprudeln hervor, in deren Wirbel frappierende, unglaubliche und verführerische Gedanken funkeln, sich drehen und überschlagen. In seinem Rednerfuror, wenn ihm schon alles egal ist, fängt er freilich auch den Schimpf der Straße ein, reißt den Niederen und Geistesarmen alberne Sprüche des Aberglaubens vom Munde, schnappt selbst den Pfaffen die Effekte weg, die auf der Kanzel längst versagen wollten — aber er siegt mit alledem. Schlägt zu damit und trifft und wirkt. Oft schon hat er seine entsetzten, überrumpelten Gegner vor sich hergejagt — wie sich nachher gezeigt hat — mit einem Eselskinnbacken. Dieses ist seine Macht über das Volk von Wien: daß alle Typen dieses Volkes aus seinem Munde sprechen, der Fiaker und der Schusterbub, der Veteranenhauptmann, der gute Advokat, die Frau Sopherl und der Armenvater. Und alle Volkssänger mit dazu. Vom Guschelbauer an bis zum Schmitter. Man hört die Schrammelmusik aus der Melodie seines Wortes, das pickfüße Hölzel und die Winsel, hört das Händepaschen, und ein jauchzendes Estam-tam klingt in seiner Stimme beständig an.

Ein Kapitel aus dem Roman dieses Lebens: Wie er in der Fronleichnamsprozession dem Baldachin vorausschreitet. Als Vizebürgermeister; vor zwölf Jahren etwa. Er ist zum Bürgermeister erwählt worden, aber der Kaiser hat

die Wahl verworfen. Dreimal ist er gewählt worden, dreimal hat der Kaiser Nein gesagt. Lueger wartet und begnügt sich derweil mit dem zweiten Platz. Jetzt geht er in der Fronleichnamsprozession vor dem Baldachin einher. Die Glocken läuten, die Kirchenfahnen wehen, und das brausende Rufen der Menge empfängt den geliebten Mann, der nach allen Seiten dankt, grüßt, lächelt. Er freut sich. Denn der Kaiser, der dem Baldachin folgt, muß den tausendstimmigen Donner hören. Auf dem ganzen Weg rauscht dieser Jubelschrei vor dem Kaiser einher, dieses jauchzende Brüllen, das einem andern gilt. Franz Josef hat ein feines, eifersüchtiges Ohr für die Stimme der Wiener. Er hat Erzherzoge von hier entfernt, wenn sie gar zu populär wurden, hat einen Minister, dem zufällig einmal ein paar halblaute Hochrufe beschieden wurden, aufgefordert, sich zu rechtfertigen, hat den Grafen Badeni im Stiche gelassen, weil er die Wiener Straße gegen die Hofburg verstimmte. Franz Josef weiß, die Wiener lieben ihn; er weiß, sein kaiserliches Wort übt allmächtige Wirkung. Aber diesen da konnte er nicht verdrängen, auch nicht, nachdem er's dreimal sagte. Das erlebt der Kaiser jetzt. Der Mann da vorne im Zuge gibt's ihm zu kosten. Als ob er nur im Gefolge dieses Mannes einherginge, wandelt der Kaiser mit der Prozession. Vor sich das Aufrauschen der Ovationen, um sich her Stille. Es war Luegers Triumphzug.

Die Glocken läuten und die Kirchenfahnen flattern jetzt auf allen Wegen, die Lueger geht. Wie ein gewaltiger Heerbann ziehen die Pfaffen hinter ihm drein. Seit vielen Jahren haben sie den bürgerlichen Condottiere entbehrt, der ihnen die breite Masse erobert. So einer hat ihnen gefehlt. Sie haben innerlich jubelnd den Liberalismus verrecken sehen, der sich einst unterfangen wollte, die Kuttenherrschaft in Österreich zu zerbrechen. Das Land lag wieder frei vor ihnen, fiel ihnen wieder zu, aber sie brauchten einen Mann, der in das neueroberte Gebiet fröhlichen Einmarsch hielt, der die Kirchenfahnen wieder flattern ließ. Dies Volk ist immer gerne fromm und katholisch gewesen. Aber die Frömmigkeit war eine Zeitlang außer Mode. Lueger hat sie wieder in Flor gebracht und ließ die Glocken läuten. Ließ die Glocken läuten und sagte: ich spucke auf die Aufklärung und auf die Wissenschaft. Ihr Mann. Von allen Kanzeln herab und in allen Beichtstühlen halfen sie nun seiner Sache, schlossen ihm die Pforten zu allen Fürstenschlössern auf, schafften ihm Eingang in alle Bauernhütten. Wie hoch sie einen Menschen heben können, wenn sie wollen, hat er erprobt. Und hat auch dem Kaiser nur damals, an jenem Fronleichnamstage trotzig gezeigt, wer von nun an dem Wind und dem Wetter befiehlt, in der Stadt, in der die Hofburg steht. Nur dieses eine Mal. Am Ziele angelangt, nahm er die schwarzgelbe Gesinnung in städtische Obhut, nahm die Kaisertreue in städtische Verwaltung, nahm die Volkshymne in städtische Regie.

Erst als er am Ziele war, merkte man, daß es wirklich ein Ziel sein konnte,

Bürgermeister von Wien zu werden. Man merkte, daß wirklich ein Gedanke in diesem Manne nach Ausdruck gerungen hat, nicht bloß der Gedanke an den eigenen Erfolg; daß er von einem Traum erfüllt war, nicht bloß von dem Traum des eigenen Aufstiegs: Wien! All dies andere vorher war nur ein Mittel gewesen. Er hätte jedes beliebige Mittel angewendet, selbst ein edles, wenn es nützlich gewesen wäre. Freilich aber hätte er keines so mühelos, so voll aus seinem Wesen heraus, so ganz aus seinen Instinkten gebrauchen können wie diese Taktik und Technik des Gassenhauers, des „mir san mir"! Und nun hat er Wien aufgerichtet als eine Art von Königtum mitten in Österreich. Dutzendweise wurden die kleinen Ortschaften, welche Wien umgürteten, von dem großen Gemeinwesen verschlungen. Das ist jetzt, vom Marchfeld bis zur Sophienalpe, nur mehr eine einzige Stadt: Wien. Und in dieser Stadt ein einziges Haupt: Lueger, der Bürgermeister. Er nahm die Straßenbahnen, die Gaswerke, das elektrische Licht, die Leichenbestattung, Spitäler. Wasser und Feuer, Leben und Tod gehört seiner Stadt. All dies lag freilich in der Entwicklung, hätte auch unter einer andern Verwaltung so kommen müssen. Aber er nahm diese Dinge unter lauten pathetischen Proklamationen, er nahm sie wie man eroberte Provinzen einnimmt, und er schuf aus all diesen Besitztümern neue Werkzeuge seiner Macht. Wo die Straßenbahn hingeführt wird, das elektrische Licht, die Wasserleitung, da steigen in den entlegensten Gegenden die Bodenpreise, hebt sich der Wohlstand. Treue Bezirke können belohnt, unsichere gekirrt, treulose bestraft werden. Die Stadt, die so viele Betriebe in ihrer Hand hält, herrscht über eine Armee von Dienern, Arbeitern, Beamten, Lehrern, Ärzten und Professoren, herrscht durch tausendfach verknüpfte Interessen weithin über die Gesinnungen, und allen ist der Bürgermeister, von dem sie abhängen, wie ein Monarch.

Er arbeitet denn auch mit einer vollkommen monarchischen Technik. Sein Bild ist überall. In den Amtslokalen, in den Schulzimmern, in den Wirtshäusern, in den Theaterfoyers, in den Schaufenstern. Sein Antlitz ist den Wienern beständig so gegenwärtig und eingeprägt, wie das Antlitz des Kaisers. Seine Ausfahrt ebenso feierlich, wie die eines Monarchen, und nur noch Franz Josef selbst wird in den Straßen ebenso gegrüßt wie der Bürgermeister Lueger. Wie auf den Staatsgebäuden der Name des Kaisers steht, so wird auf allen Bauten, in allen Gärten, die von der Stadt errichtet wurden, der Name Lueger hingeschrieben und eingemeißelt. In hundert Inschriften liest man es überall: „Erbaut unter dem Bürgermeister Dr. Karl Lueger." Und wie dem Kaiser das „Gott erhalte . . ." entgegenschallt, so empfängt den Bürgermeister überall seine offizielle Hymne: „Hoch Lueger, er soll leben . ." Wer städtische Dienste nimmt, muß Luegertreu sein, so wie jeder Staatsdiener zur Kaisertreue verpflichtet ist. Er hat das so eingerichtet, hat sich um den Widerspruch der Machtlosen, hat sich um das Recht der freien Meinung, die das Staatsgrund-

gesetz gewährleistet, nicht gekümmert und einen Fahneneid eingeführt für alle, die im Rathaus Broterwerb suchen. Ein monarchisches Talent, das vorher gröhlend durch alle Tiefen des Pöbels geschritten ist, im Bierdunst der Versammlungen die Massenpsychologie studiert und den Menschenfang allmählich bis zur Meisterschaft gebracht hat. Dennoch, nur ein Bürgermeister. Aber was hat er aus seiner Rolle gemacht! Wie Mitterwurzer einst, als er im „Don Carlos" den Philipp gab, das Stück umkehrte und alle Welt zur Verwunderung zwang. Gegen Carlos und Posa war dieser Philipp nie aufgekommen, er galt für so wichtig nicht, nicht für so begehrenswert und dankbar. Und jetzt auf einmal war Philipp die Hauptsache, war Mittelpunkt und Held des Stückes. Die vorigen Bürgermeister sind nur brave Ensemblespieler gewesen gegen den jetzigen. Der aber hat die Kunst der Auffassung. So wie er seine Rolle anschaut, wie er die Bedeutung seines Amtes begreift, hat er es ganz neu entdeckt; fast möchte man sagen, neu kreiert. Niemals ist der Bürgermeister von Wien so viel gewesen wie heute. Neben dem Landesherrn, der Herr der Stadt.

Ein anderes Kapitel aus dem Roman dieses Lebens: Wie dreimalhunderttausend sozialdemokratische Arbeiter gegen seinen Willen über die Ringstraße ziehen; wie sie das allgemeine, gleiche und direkte Wahlrecht erzwingen; wie der alternde Bürgermeister, im Pomp des Rathauses, sitzend dies Brausen der Volksmenge vernimmt; wie eine Ahnung ihn ergreift, daß nun eine neue Zeit heranbricht, eine neue Zeit, die er nur aufhalten, nur für eine kurze Weile verzögern aber nicht hindern konnte. Sie wird erbarmungslos die Dämme niederreißen, die er aufgerichtet hat; sie wird ihn zu den Komödianten von vorgestern werfen und ihn erledigen. Wie jetzt eine Ahnung ihn ergreift, daß da draußen ein Gegner sich aufrichtet, langsam und furchtbar, ein Feind, dem er sich nicht mehr entgegenzuwerfen vermag. Wie der Zorn von einst und die Rauflust von früher noch einmal in ihm schwellen und wie er spürt, daß ihm die Kräfte langsam entschwinden, spürt, daß er nicht mehr aufrecht, nicht mehr sicher und schwindelfrei genug sein wird, wenn auch an seine Tür plötzlich die Jugend pocht, wie an die Tür des Baumeisters Solneß.

Und noch ein Kapitel: Wie er jetzt weißhaarig, matt, erblindet und zitternd, von zwei Nonnen geführt, einherwankt, mit Orden bedeckt, . . Exzellenz . . auf dem Gipfel . . und niedergebrochen. Den letzten Rest der im Kampfe aufgebrauchten Gesundheit im Rausch der Siegesfeste vergeudet. Vorzeitig zu Boden geschleudert, unfähig die Ernte zu genießen. Neidisch auf alle, denen er emporgeholfen und die nun in der Fülle der Macht schwelgen. Wie er langsam zum ewig greinenden, mißlaunigen, scheltenden Alten sich wandelt, dem die Treuesten nur noch aus Pietät lauschen. Wie er fühlt, daß sie von ihm abrücken, heimlich schon über ihn lächeln, die Achseln zucken; und wie er dann manchmal zeigen möchte, daß er noch derselbe ist, wie er längst abgenützte Künste wieder spielen

läßt, wie er mit gebrochener Stimme wieder schmettern und donnern möchte, und wie ihn dann die Weihrauchdämpfe mitleidiger Schmeichler benebeln und beschwichtigen. Das letzte Kapitel: wie diese Flamme eines wiener Temperamentes im blassen Schimmer der Ordenssterne, im kindischen Glanz von Auszeichnungen und Titeln verlöscht.

Dieser Roman wäre zu schreiben. Die Gestalt eines Menschen zu zeichnen, in dem sich der Wille einer Epoche erfüllt hat. Jetzt freilich muß man noch warten. Bis es sichtbar wird, was nach ihm kommt, bis die Jahre, die seinem Dasein folgen, die richtige Distanz und die richtige Perspektive geben. Dann mag es geschehen, daß irgend jemand nach diesem Manne greift und den Roman dieses Lebens, den man schnell vergessen wird, wenn er zu Ende ist, zu einem unvergeßlichen Kunstwerk formt.

Junius/ Chronik: Potpourri

In einer Gesellschaft von Westeuropäern, die an deutscher Politik interessiert und in den Irrgängen ihrer neuesten Entwickelung heimisch sind, wurde während der landwirtschaftlichen Woche ganz ernsthaft die Frage aufgeworfen: ob in des Fürsten Bülow Wesen auch nur ein einziger Zug sei, der als spezifisch deutsch gelten dürfe. Als undeutsche Eigenschaften wurden notiert: die gleißende Glätte; die knorpelige Geschmeidigkeit; das Cagliostrogeschick, mit redensartlichen und abgeleierten patriotischen Arien — „Von der Reichsfinanzreform hängt die Ehre, die Macht, die Sicherheit des Landes ab" — über die Untiefen seines politischen Denkens hinwegzugleiten; der dilettantische Mangel am Willen zur Vertiefung in die politischen Fragen um die der Kampf tobt; die durch alle Liebenswürdigkeiten zart durchscheinende Pose der Unentbehrlichkeit für die Sache des Fortschritts (Is not Progress the law of Life?); die unerschöpflich erfinderische Gabe, statt der Politik — die Politiker zu behandeln und die Journalisten und die an hohen Tafeln gern schmarotzernden particuliers de distinction . .

Ich halte die Fragestellung für falsch: Houston Stewart Chamberlain hat den Blick auch dieser Ausländer getrübt. Für falsch aber charakteristisch; denn sie meinen, Fürst Bülow gehöre nicht in die Reihe der Männer, aus deren Werken und Sprüchen er das Schatzkästlein seiner Zitate so klug zusammengestellt habe. Heute kennen wir den Mann. Fühlte sich vor zwei Jahren, als die Blockära eingeleitet wurde, so mancher an die Worte der Vulgata erinnert, mit der vor einem Jahrhundert Niebuhr Steins Eintritt ins Amt forderte: „Du bist Petrus, und auf diesen Stein will ich meine Kirche baun", so wissen wir heute, daß die Wurzeln dieser Politik kleiner und kleinster Mittelchen angefault sind und keine Blüten

treiben werden. Es war die Aufgabe des Bundes der Landwirte und ihres konservativen Anhanges, das demoralisirende Spiel mit ernsthaften Dingen bloßzulegen.

Heute sind Krone, Kanzler und Volk Gefangene dieses Bundes. Vor einem halben Menschenalter wurde er aus wirtschaftlichem Schutzbedürfnis gegründet; aus wirtschaftlichem Selbsterhaltungstrieb. In gewissem Sinn war das für die deutsche Landwirtschaft damals eine rettende Tat, die man begreifen muß. Der unerhörte Preisdruck auf unseren landwirtschaftlichen Markt drohte für die deutsche Landwirtschaft tödlich zu werden, seit die Produkte aus den jungfräulichen Kolonialländern mit extensiver Weidewirtschaft und auch der durch Hunger und Steuern zur Ausfuhr getriebenen russischen Muschiks den heimischen Agrarerzeugnissen Konkurrenz machten. Der Agrarzollschutz, der unsere Handelspolitik seit zwei Jahrzehnten als leitender Gedanke beherrscht, war also durchaus keine willkürliche Frivolität, wenn er auch gleich von vornherein nicht auf den bäuerlichen Kleinbetrieb, sondern auf das Bedürfnis der Großagrarier zugeschnitten war und niemals eine so glorreiche Geschichte gehabt hätte, wenn diese ökonomische Gruppe nicht zugleich eine erblich privilegierte Kaste und der Hort aller politischen, administrativen und kulturellen Rückständigkeiten gewesen wäre. Indem diese Gruppe wirtschaftlich gestärkt wurde, wuchs ihr politischer nnd sozialer Einfluß so sehr, daß eine mächtige aber imponierend organisierte Minorität die Modernisierung der Gesetzgebung und Verwaltung zu hintertreiben, der Regierung ihr fossiles Kulturideal aufzuzwingen und, von ihren zahlreichen Filialen aus, ganz Preußen zu terrorisieren wußte. So kam es, daß dieser Anachronismus, der mit jeder neuen Berufszählung immer ungeheuerlicher wird — die landwirtschaftliche Bevölkerung betrug 1895 noch 35,74 Prozent, 1907 nur noch 28,65 — und auf unserem Geistesleben wie ein Alpdruck lastet, eine ungeheuere politische Realität wurde.

Auch natürliche Kräfte sind am Werke, dieses Großagrariertum von innen heraus zu zerstören. Ostelbien wird neu kolonisiert. Ein neuer Bauernstand entsteht. Die Entwicklungstendenz geht dahin, die wurzellosen Landarbeiter zu verbäuerlichen, wieder in Bauern zurückzuverwandeln; — sogar in England, wo es nur noch proletarisierte Landarbeiter gibt und der letzte Bauer in Madame Toussauds Wachsfigurenkabinett gezeigt wird. Die großen Latifundien werden zerschlagen werden und der landwirtschaftliche Kleinbetrieb wird, wie in Süddeutschland und in Frankreich, ökonomisch aber schließlich auch politisch die Agrarverfassung demokratisieren. Doch bis dahin können noch Jahre, Jahrzehnte vergehen. Soll das deutsche Volk sie als Gefangene dieses Antikulturblocks verbringen?

Er kann nur aus den Zentren der Stadtkultur, aus dem Industriebürgertum und den Pflegern und Hütern aller Geistigkeiten zertrümmert werden; aber dort

herrscht Zersplitterung, Uneinigkeit, starre Prinzipiensucht, blasse Furcht vor der vi naturae dem Tode geweihten Demonstrationstaktik der Sozialisten, Feigheit, Bequemlichkeit, Streberei . . Kein Mensch weiß, wie sich aus diesen Gegensätzen und brüderlichen Todfeindschaften ein politischer Wille zusammensetzen soll. Die ungeheuere Aufwallung gegen das persönliche Regiment hat verfassungsrechtlich keine Spur hinterlassen; und die Arbeit des Ausschusses zur Änderung der Geschäftsordnung, um den Einfluß dieses an Rechten so armen Parlamentes zu steigern, kommt einer grotesken Satire auf den Willen zur Macht gleich. Da Interpellationen laut Geschäftsordnung sich nicht zu Anträgen verdichten können, hat die Vertretung des deutschen Volkes kein Mittel, ihren Willen kundzutun. Diesem Mißstand sollte die Arbeit der Kommission steuern; aber sie bestand aus Vertagungen und Verschleppungen und verlief, wie billig, resultatlos. Mit Ausnahme der Sozialisten fühlt sich eben jede Partei als Regierungspartei zur Disposition . . Trotzdem — wie utopisch klingt dieses Trotzdem — bereitet sich aus der Masse dieser Stadtkulturmenschheit eine gemeinsame bürgerliche Opposition gegen diesen agrarischen und feudalen Terrorismus vor, die eines Tages mit der Gewalt eines Orkanes ausbrechen kann. Vorläufig fehlt dieser Opposition der Kopf: sie hat viele Kopffragmente, aber keinen Kopf mit „langem, ungebrochenem Willen". There's the rub.

Bülows Bankerottpolitik ist daher vielleicht der angemessenste Ausdruck der bürgerlichen Ohnmacht. Wie lange noch werden sich die Liberalen, seine annoch treueste Truppe, von ihren Scheinmanövern foppen lassen? Daß sie blockbildend wurden, halte ich für keinen Fehler. Sie mußten zeigen, daß sie jede Gelegenheit zu positiver politischer Arbeit, bei zuerst noch so spärlichen Erträgnissen, zu nutzen suchen, so lange die Sozialisten durch starres Festhalten an der Klassenkampfdoktrin und Budgetverweigerung ein Bündnis zur Eroberung parlamentarischer Methoden unmöglich machen. Aber wie durften sie den unsagbar törichten Kompromißantrag der Finanzkommission annehmen und, wenn auch nur scheinbar, die durch die Demagogie der Großagrarier geradezu populär gewordene Nachlaßsteuer auch nur momentweise preisgeben! Ahnten sie nicht den Widerspruch der süddeutschen und der kleineren Bundesstaaten, die eine weitere Einkommensteuerbelastung (durch Zuschläge bis zu 50 Prozent!) zugunsten des Reiches nicht mehr vertragen? Bülow ist in diesen Dingen ein so völliger Laie, daß in seines Staatssekretärs Reformplan kein einziger Punkt die pièce de resistance zu bilden scheint. Von Sydows Steuern sind die Hälfte bereits historisch: Gas, Elektrizität, Telephon, Inserate, Wein. Die Beratung der indirekten Steuern nimmt einen mißtönend anarchischen Anfang. Die Rechte ist agrarisch-schutzzöllnerisch. Die freihändlerische Linke will, aus einem Rest volksfreundlicher Schamgefühle, die Überbelastung von Verkehr und Verzehr hindern. Das Zentrum, ohne innere Notwendigkeit aus ihrer Herzensbrüderschaft mit der

Rechten verdrängt, soll keinen Anteil an dem nationalen Sanierungswerk haben. Der leitende Staatsmann ist ohne Autorität, ohne zwingenden und zeugenden Willen. Die Bundesregierungen, unzufrieden über die Schwäche der Hand am Steuer, zeigen, zum ersten Male seit des Reiches Gründung, Rückgrat gegenüber dem preußischen Präsidium. Die großen Interessengruppen, glänzend organisiert und aus unerschöpflichen Kriegskassen eine unerhört wüste Agitation betreibend, erfüllen mit ihren Drohungen den Markt; der arme Sydow, ein tüchtiger Beamter, aber politisch unproduktiv wie diese, steht ratlos verschüchtert und in bleicher Ohnmacht neben seinem dekorativen Kanzler, der die Beschäftigung mit dem Detail des Staatsgeschäfts wie eine ansteckende Krankheit fürchtet; die Regierungsmehrheit zerfällt in ihre disparaten Bestandteile und faßt aussichtslose Beschlüsse; die Bundesregierungen protestieren gegen diesen ziellosen Wirrwarr, der den Finanzen ihrer Länder mit Zerrüttung droht: das Ministerium keines parlamentarisch regierten Landes überlebte solche strafwürdige Unzulänglichkeit auch nicht um einen halben Tag. Die Regierung aber, die scheinbar über den Parteien steht, ist in Wahrheit die Gefangene einer einzigen . .

Gegen solchen Dilettantismus war der leidenschaftlichste, der brutalste Widerspruch zu erheben, nach dem Muster der agrarischen Bündler. Auch gegen die Beflissenheit deutscher Gelehrter, die, wie Herr Professor Julius Wolf in Breslau, die Richtigkeit der vorgeschlagenen Steuern aus den bekannten höheren Gesichtspunkten herzuleiten stets bereit sind.

Vielleicht (wer weiß?) erweist sich das Zentrum doch noch als Retter in der Not? Seit vor zwei Jahren der „nationale Sturm" durch das Land brauste, mit Bülow als Sturmgott und der national erregbaren Presse als Chor, um die Katholiken aus dem Platz an der Sonne fortzufegen, ist nichts geschehen, um deren Kulturgesinnung zu bekämpfen und eine wirkliche moderne Staatsauffassung in unseren öffentlichen Einrichtungen zu verkörpern. Im Kultusministerium regiert der Geist des Herrn Schwarzkopff. (Minister Holle wurde krank, weil er den Versuch machte, sich in das ungeheuere Ressort einzuarbeiten.) Der Geist dieses charaktervollen Mannes ist in nichts lichter, aufgeklärter, moderner, wissenschaft- und philosophieempfänglicher als etwa der des Freiherrn von Hertling, der an die Stelle des verstorbenen Grafen Hompesch zum Vorsitzenden der Reichstagskatholiken gewählt wurde. Er ist genau so eingemauert in das Gefängnis einer erstarrten, entwickelungshemmenden Doktrin; daß seine Uhr an einem späteren Punkte der Zeitentwickelung stehen geblieben als die Hertlings, ist gleichgültig. Ja, vielleicht spricht zugunsten des Katholiken, daß er seine Weisungen von einem nur noch als Kulturgewissen für seine Gläubigen funktionierenden Papste empfängt. Einem wirklich modernen Staate kann die Papstkirche nicht mehr gefährlich werden, einem Staate, der, ohne konfessionelles Vorzeichen, sich nur berufen fühlt, Kulturaufgaben zu erfüllen; das hat Frankreich bewiesen, das

bewies eben erst Italien, wo bei den Wahlen der staatsfeindliche Katholizismus eine vernichtende Niederlage erlitten hat. Das Abstraktum Oberkirchenrat, als dessen Organ sich Herr Schwarzkopff fühlt, beherrscht zeitweilig den Staat ganz unmittelbar. Er hat die Berufung des wissenschaftlich ganz unbefleckten Herrn Mahling durchgesetzt, damit dieser als Jünger Stöckers an der berliner Universität praktische Theologie lehre; und seinem Einfluß danken die Geistlichen ihre steuerliche Ausnahmebehandlung, unter Berufung auf die mittelalterlich-katholische Auffassung, wonach die Geistlichen von allen „schmutzigen Lasten" (munera sordida) gegenüber dem Staate zu befreien seien. Es ist eine grenzenlose Torheit der Liberalen, daß sie Bülows Bluff gegen Schwarz und Rot auch heute noch ernst nahmen, und Zeit, den Glauben abzuschütteln, als ob die Schwarzköpffe weniger unzeitgemäß seien als die Hertlinge. Vielleicht, wer weiß, erweist sich das Zentrum doch noch als Retter in der Not . . .

Das Marokkoabkommen zwischen Deutschland und Frankreich endet eine der unrühmlichsten Etappen unserer auswärtigen Politik. Wir sind den gefährlichen Irrtum, nach Goethes Rezept, bis zum Ende gegangen, daher ist der Abschluß als eine Erlösung zu begrüßen. Wie die Franzosen, aber auch die Marokkaner selber, die pénétration pacifique auffassen, zeigt die dem Abschluß nahe Anleihe von 130 Millionen; ein Tor, wer von den Verheißungen des Pergaments für das deutsche Kapital wesentliche Beteiligung an der finanziellen Ausbeutung des Scherifenreiches erwartet. Wichtig ist der Vorgang nur, weil zum erstenmal seit der Novemberkatastrophe die kaiserliche Regsamkeit (durch die Glückwunschdrahtung an den Fürsten Radolin und die Ordensverleihung an Minister Pichon) wieder öffentlich sichtbar wird und Fürst Bülow das die Irrung öffentlich-rechtlich besiegelnde Abkommen als seinen Erfolg aufgefaßt wissen will. Weit verdienstvoller ist dagegen die deutsche Politik in dem austro-serbischen Konflikt. Daß er sich endlos hinzieht, ist nicht deutsche Schuld: denn im geheimen wühlt die austro-russische Rivalität um die Vorherrschaft auf dem Balkan. Alles andere ist Oberflächenspiel. Es war ein meisterhafter Zug Rußlands, Bulgariens Gläubiger und Helfer aus einer Notlage zu werden; in der logischen Richtung dieser Mission als Beschützerin aller Balkanslawen läge es, sie heute von dem „Germanenjoch" zu befreien, wie es sie 1877/8 von den Türken befreite. Aber es kann heute den heiligen Krieg nicht unternehmen und muß sich mit diplomatischem Intrigenspiel begnügen, das bezweckt, Österreich-Ungarn, trotz Reichstädter Vertrag (Juli 1876) und Buchlauer Protokoll, das Odium einer Raubpolitik aufzuladen. Das wird nicht gelingen, wenn man, wie billig, die Gesetze des kapitalistischen Imperialismus *auch* für die habsburgische Monarchie gelten läßt: denn *alle* Großstaaten sind ihm heute verfallen. Österreich-Ungarn (das wurde hier schon gesagt) hatte keine Wahl; der psychologische Moment, die

Annexion auszusprechen, war durch die Begründung der jungtürkischen Parlamentsherrschaft gegeben. Wozu also das Intrigenspiel?

Russische Patrioten haben in geheimer Dumasitzung das qualvolle Geständnis der militärischen Ohnmacht ihres Landes ablegen müssen. Ist es unter solchen Umständen erlaubt, die Serben für solche Tröpfe zu halten, daß sie die „Morgenröte des großen russischen Tages" heraufziehen sehen? Wenn sie, überzeugt wie sie nun sein müssen, von Rußland und also auch vom europäischen Konzert keine materielle Hilfe zu erhalten, nichts tun, um dem Konflikt mit dem gigantischen Gegner auszuweichen, so müssen sie für das Vabanquespiel Gründe haben. Sie sind in der Tat leicht zu finden. Es ist (worauf ökonomisch gebildete Politiker schon längst hingewiesen haben) die österreichisch-ungarische Verkehrs- und Handelspolitik der letzten Jahre, die das Verhältnis der beiden Staaten vergiftet hat und in den Serben den glühendsten Österreicherhaß genährt hat. Österreich industrialisiert sich; aber, wie bei uns, herrschen dort die Agrarier. Sie haben die Ausfuhr der serbischen Agrarerzeugnisse (Serbien ist ein Bauernland) nach dem großen Nachbarstaat und die Durchfuhr durch dieses so erschwert, daß nur ein direkter Zugang zur Adria und eine Vergrößerung ihres Staatswesens, die Schaffung also eines größeren Freihandelsgebietes aus Serbien, Bosnien, Herzegowina, Montenegro und etwa noch Dalmatien, den Serben Rettung bringen kann. Österreich-Ungarn hat Serbien wirtschaftlich erdrosselt. Was ein Zollkrieg für das finanziell völlig zerrüttete Land bedeutet, liegt auf der Hand. Nur so erklärt sich das Kriegsfieber bei dem friedliebenden Bauernvolk, nationalistische Motive standen bei diesem ursprünglich im Hintergrunde. Entschlössen sich die Wiener Machthaber, ihr riesiges Freihandelsgebiet, teilweise wenigstens, dem kleinen Nachbar zu öffnen, so könnten sie ihn zum Vasallen machen. Das wäre ebenso klug wie billig; und wird deswegen schwerlich geschehen.

Anmerkungen

Zur Ethik des Ärztestreiks

Die Geistesarbeit hat von jeher eine andre Stellung eingenommen als die Handarbeit, die im Vergleich zu jener als die niedrigere galt. Lange Zeit haben die griechischen Philosophen für ihren Unterricht keinen Entgelt erhalten und auch in Rom wurde geistige Arbeit nicht bezahlt. Im Laufe der Zeit haben sich die Anschauungen aber so gründlich geändert, daß heute niemand Anstoß nimmt, wenn für geistige Arbeit Marktpreise notiert, ja selbst für ehrenamtliche Leistungen wie die des Schöffen und Geschworenen Entschädigungen in Geld gefordert werden. In den Strudel dieser wirtschaftlichen Entwicklung wurde nun natürlich auch der Ärztestand gezogen, obwohl bis auf den heutigen Tag viele gar nicht ideologisch gerichtete Menschen fortfahren, an den Arzt — an ihn allein — die berühmte ideale Forderung zu stellen. Noch vor wenigen Jahrzehnten empfanden es die meisten Ärzte als anstößig, vom Patienten ein Honorar zu fordern oder überhaupt mit ihm die Geldfrage zu erörtern. Allmählich änderte sich das. Die Sendung von Rechnungen am Schlusse des Jahres wurde allgemeiner. Örtliche Vereinbarungen zwischen Ärzten, in denen sie sich gegenseitig verpflichteten, vierteljährlich das Honorar zu fordern, und für die einzelnen Leistungen einen bestimmten Preis festsetzten, kamen hinzu. Ungünstige wirtschaftliche Verhältnisse, trübe Erfahrungen, vor allem die großartigen Organisationsbestrebungen andrer Berufskreise führten die Ärzte dazu, weitere Mittel zur Verbesserung ihrer wirtschaftlichen Lage und zur Verstärkung ihrer Unabhängigkeit zu suchen und anzuwenden. Bei weitem der größte Teil der deutschen Ärzte ist in dem erst vor wenigen Jahren gegründeten Verbande der Ärzte Deutschlands zur Wahrung ihrer wirtschaftlichen Interessen, dem s. g. Leipziger Verband, zusammengeschlossen. Nehmen wir dazu noch den deutschen Ärztevereinsbund, so sind von den 30000 deutschen Ärzten 24000 organisiert. Aber nicht nur wirtschaftliche Interessen haben diese Organisationsbestrebungen ins Leben gerufen, sondern ebenso sehr das Streben nach Unabhängigkeit und Freiheit, der Wunsch, den einzelnen Arzt gegen unbillige Ansprüche von Behörden, Krankenkassen, Versicherungsgesellschaften zu schützen. Das heißt: es sind auch höchst bedeutsame ethische Interessen, die die Ärzteschaft zur Organisation gezwungen haben.

In neuerer Zeit nimmt besonders ein Kampf, der in Köln geführt wird, die Aufmerksamkeit in Anspruch. Der Tatbestand ist folgender. Bis vor etwa fünf Jahren war bei den Kölner Krankenkassen eine verhältnismäßig kleine Zahl von Ärzten tätig. Krankenkassenmitglieder und die meisten Ärzte forderten damals die sogenannte organisierte freie Arztwahl, d. h. die Zulassung aller Kölner Ärzte, die zu den zu vereinbarenden Bedingungen bereit wären, als Krankenkassenärzte tätig zu sein. Da die Krankenkassenvorstände darauf nicht eingehen wollten, kam es zu einem Kampf, der dahin führte, daß den Krankenkassen infolge des Zusammenhaltens der Ärzte die nötige Zahl der Ärzte fehlte. Infolgedessen nahm die Aufsichtsbehörde ihr gesetzliches Recht in Anspruch, für ärztliche Behandlung selbst Sorge zu tragen, und schloß mit allen sich dazu bereit erklärenden Ärzten entsprechende Verträge ab; es wurde also die organisierte freie Arztwahl eingeführt. Dieser Vertrag ist am 1. Februar 1909 abgelaufen. Seit mehr als einem Jahre haben sich die Krankenkassenvorstände bemüht, die Kölner Ärzte dadurch überflüssig zu machen, daß sie sich eine hinreichende Zahl andrer Ärzte

sicherten. Die von ihnen gewonnene Ärztezahl beträgt 54, eine Zahl, die nach Ansicht vieler zur Behandlung der Kölner Krankenkassenmitglieder und ihrer Familienangehörigen nicht ausreicht. Gleichzeitig mit dem Beginn der Tätigkeit der 54 Ärzte wurden die bisherigen Ärzte für überflüssig erklärt und ihnen das Recht, als Krankenkassenärzte tätig zu sein, genommen: die bisherigen Ärzte wurden ausgesperrt. Die erkannten aber sehr bald, daß man auf sie nicht ganz würde verzichten können, und sie mußten befürchten, daß man ihre Tätigkeit solange als Notbehelf in Anspruch nehmen würde, bis es den Krankenkassen gelungen sei, weitere neue Ärzte zu gewinnen. Um dieser entwürdigenden Rolle zu entgehen, beschlossen die Ärzte, den Krankenkassenmitgliedern und deren Familien die ärztliche Hilfe zu versagen, mit Ausnahme dringender, mit Lebensgefahr verbundener Notfälle. Aus diesem Vorgehen wurden gegen die Ärzte Vorwürfe hergeleitet, was sich nur daraus erklärt, daß viele dem Arzt nur die ideale Pflicht gegen den Kranken, nicht aber das Recht zuerkennen, sich und seine Angehörigen materiell zu sichern.

In Wirklichkeit liegt die Sache so, daß bei dringender Lebensgefahr jeder Mensch zu einer Hilfeleistung auf Grund herrschender ethischer Anschauungen gezwungen ist. Niemand aber legt einem Staatsbürger an sich die Pflicht auf, mit Hintansetzung seiner eignen und seiner Familieninteressen bedingungslos für die Gesundheit seiner Mitbürger zu sorgen. Eine solche Pflicht wollen aber, angeblich aus ethischen Gründen, manche den Ärzten auferlegen. In Wahrheit haben die Kölner Ärzte damit, daß sie in dringenden, mit Lebensgefahr verbundenen Notfällen unentgeltlich Hilfe leisten wollen, alles getan, was man billigerweise von ihnen fordern darf. Daß sie aber, nachdem die Krankenkassen erklärt hatten, sie könnten auf die bisherigen Ärzte verzichten, die Konsequenzen ziehen und den Krankenkassenmitgliedern die Hilfe weigern, dazu haben sie ein sittliches Recht. Man kann über freie Arztwahl denken, wie man will, man kann ihr Gegner sein, — aber man soll den Ärzten die (bedingungsweise) Ausübung des Koalitionsrechtes nicht als Unsittlichkeit zur Last legen.

Wer den Ärzten dieses Recht nimmt, macht sie zu Staatsbürgern zweiter Klasse. Es gibt kein andres Mittel zur Erhaltung der Unabhängigkeit des Ärztestandes und zur Besserung seiner höchst bedenklichen wirtschaftlichen Lage.

Man hat, angeregt durch Vorkommnisse solcher Art, vorgeschlagen, gesetzlich den Kurierzwang einzuführen, also die Ärzteschaft durch Androhung von Strafen zu zwingen, Hilfe zu leisten. Bis zum Jahre 1869 hat ein solcher Kurierzwang bestanden. Seine Wiedereinführung würde einen solchen Sturm der Entrüstung unter den Ärzten hervorrufen, daß die Konsequenzen unabsehbar wären. Eine nicht freiwillig und mit voller Hingabe an den Beruf geleistete Hilfe läge auch nicht im Interesse des Volkes. Die deutsche Ärzteschaft ist jedenfalls entschlossen, einen durch Gesetz ihr auferlegten Zwang zur Hilfeleistung mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln zu beantworten; und es wird besser sein, eine solche Provokation nicht erst zu wagen. Andre schlagen vor, man solle den Arztberuf verstaatlichen, sämtliche Ärzte in Beamte mit festem Gehalt umwandeln. Aber der Wunsch zahlreicher Staatsbürger, den von einer Behörde eingesetzten Arzt sich nicht aufdrängen zu lassen sondern ihn frei zu wählen, erschwert die Durchführung solchen Planes. Es ist auch schon mehrfach der Gedanke aufgetaucht, ja zum Teil schon in die Praxis umgesetzt worden, dem Arzt für seine Tätigkeit bei Krankenkassen oder andern Gemeinschaften ein bestimmtes Minimum zu garantieren und den Rest nach dem Maße der einzelnen Leistungen zu honorieren. In kleinen Orten, wo es schwer ist, einen Arzt zu gewinnen, mag das etwas für sich haben. Verallgemeinert steht dem aber das Bedenken entgegen, daß der Arzt, der

nichts Positives leistet, weil er nicht aufgesucht wird, dann trotzdem ein Honorar erhalten würde.

Man lasse Keimen zu solchen Neubildungen die Zeit, sich zu entwickeln. Inzwischen aber höre man auf, durch Schlagwörter wie „Humanität" und „ideale Berufspflicht" die Freiheit des ärztlichen Standes zu untergraben und die öffentliche Meinung, die auf Kosten einzelner Berufsgruppen so gern ideale Forderungen stellt, zu verwirren. Wo die Ärzte als Organisation aufgetreten sind, haben sie in Deutschland kaum je unbillige Forderungen gestellt. Im Gegenteil, ihre Forderungen waren bisher meist außerordentlich bescheiden und es würde in der Ärzteschaft selbst eine Reaktion einsetzen, wenn jemals die Organisation den Bogen überspannen wollte. Und darum hüte man sich, den Arzt wirtschaftlich und sittlich unter Ausnahmegesetze zu stellen.

Albert Moll

Pöbelinstinkte

Auf dem Gelände des uralten Idealismus blüht, seit etwa Jahresfrist, der Keplerbund.

Zur Pflege voraussetzungsloser aber christlicher Naturforschung, zur Verbreitung dogmenfreier aber christlicher Wissenschaft, zur Bekämpfung konfessionsloser aber wissenschaftlicher Philosophie wurde er ins Leben gerufen. Mit dem in den Statuten verschwiegenen Sonderziel, der als Hauptsache liebevollst gepflegt wurde: den Monistenbund unehrlich zu machen und die Monistenbündler auszurotten.

Wer sich von diesem Vereine einer ruhigen, vornehm stillen Tätigkeit im Sinne der durch heilige Namen gedeckten Ideale versah, ein Wirken von Geist zu Geist, ist ein schlechter Menschenkenner. Tatsächlich betreibt er, mit dem Dynamit verunglimpfender Worte, eine hitzige Propaganda der Tat. Der Idealist ist als singuläre Persönlichkeit, abseits vom Markte, denkbar und zuweilen sogar wirklich; aber sobald er als vereinlich organisierte Herde auftritt, als Masse, die von den zum Bekenntnis erhobenen Statuten umschlungen wird, entartet er, nach dem Zeugnis welthistorischer Erfahrungen, fast notwendig zum Denunzianten. Viele welthistorisch berühmte Denunzianten waren gewerkvereinlich organisierte Idealisten.

Selbstverständlich mußte aus dem Schoße dieses Vereins auch der Mann hervorgehen, der berufen war, Ernst Haeckel nicht nur als bewußten Falschmünzer der Erkenntnis, sondern als bewußten Fälscher der Erkenntnisquellen zu entlarven. Und das sollte geschehen, ehe die Parzen dem Patriarchen von Jena den Lebensfaden durchschnitten. Also mitten im Abschiednehmen. So kam es. Am 10. Februar 1909 hielt er die letzte Vorlesung an der Universität Jena; am 12., dem hundertjährigen Geburtstag seines Meisters Darwin, richtete der Forscher im Jenenser Volkshaus an die Gemeinde seiner Gläubigen Abschiedsworte; am 16. sah ihn, vor 75 Jahren, die Soldatenstadt Potsdam geboren werden. Und in diesen Tagen der Glorie und der Wehmut — die auch wir Nichtmonisten und Nichthaeckelianer mit Dank für die Gaben und Anregungen des begeisterten Forschers miterlebten — ertönten lauter und greller als je zuvor der Klang der Keplerbundtrompete: Fälscher . . . Fälscher . . . Fälscher . . .

Der Tatbestand wurde, von Haß und Mißgunst aufgebauscht und verzerrt, durch die Tagespresse auf die Straße geschleppt. Um zu beweisen, daß sich der menschliche Embryo in gewissen Entwicklungsphasen nur wenig von dem anderer Säugetiere unterscheide, waren Haeckels jüngster Veröffentlichung über „das Menschen-Problem und die Herrentiere von Linné" Bilder von Säugetierkeimen zum Vergleich beigegeben. Diese Embryonenbilder nun reproduzierten nicht immer vorliegendes Beobachtungsmaterial; wo dieses nicht ausreichte, um die

Entwicklungskette lückenlos darzustellen, schob Haeckel nach seiner Idee der Entwicklungsreihe konstruierte Embryonenbilder ein. Die Lücken durch Hypothesen auszufüllen und durch vergleichende Synthese die fehlenden Glieder nach der in der Phantasie lebenden Idee des Zusammenhanges zu rekonstruieren, ist ein durchaus wissenschaftliches Verfahren: nur muß man die Methode dieses Verfahrens deutlich machen und auf die hypothetischen Ergänzungen ausdrücklich hinweisen. Sonst verwischen sich die Grenzen zwischen Wissenschaft und Schönrednerei. Haeckel, nach berufenem Urteil bewundernswert als beschreibender Zoologe, dem auf jeder Seite Beschreibungen von poetisch gesteigerter Anschaulichkeit gelungen sind, hat in seiner Naturphilosophie sich stets solche Grenzüberschreitungen zuschulden kommen lassen und wurde darum auch von Entwicklungstheoretikern hart getadelt. Sachlich hatten die frommen Keplerbündler nichts zu entdecken. Darum Fälscher? Es ist wahr, das Gefühl für die Relativität aller auf Tatsachendeutung ruhenden Wissenschaft hat sich in Haeckel allmählich abgestumpft; und die Fähigkeit zum philosophischen Kritizismus war stets nur rudimentär in ihm entwickelt. Aber einmal danken wir diesen Mängeln die wundervolle Intensität seiner Anschauung und die hinreißende Überschwänglichkeit seines Glaubens. Und dann ist die Entwicklungslehre, deren Ausbildung und Anwendung er sein Leben und sein reiches Talent opferte, ein aus dem Geiste der exakten Naturforschung geborener Gedanke von so revolutionierender Wirkung auf unsere Lehre und unser Leben, daß ein Mann von Haeckels Eigenart schöpferisch wirken und einer der stärksten Kulturfaktoren unserer Tage naturgemäß werden mußte. Ja, es ist kaum paradox, wenn man sagt, seine zahlreichen Irrtümer seien fruchtbarer geworden als das ewige kathederphilosophische Umschaufeln von Begriffen.

Gegen einen solchen Mann nun machten die frommen Herren alle Pöbelinstinkte mobil. Ihnen ist es ja immer ein Fest, einen großen Ruf vernichten und ein großes Ansehen und eine trotz allen Vorbehalten starke Leistung mitleidlos bemakeln zu sehen. Glücklicherweise besannen sich die angesehensten deutschen Biologen (darunter kritische Köpfe ersten Ranges wie Chun, Hertwig, Weismann) auf den Schaden, der durch eine so zügellose Polemik dem Kredit der Wissenschaft und der Gelehrten zugefügt wird, und protestierten gegen die schamlos übertriebene Verkleinerung Haeckels, ohne doch seine „in einigen Fällen geübte Art des Schematisierens" rechtfertigen zu wollen. Die Keplerbündler sind schwerlich zu belehren oder zu einer milderen Tonart umzustimmen, dazu fehlt ihnen die von „ihrem" Goethe geübte Liberalität der Gesinnung; vielleicht aber das Publikum in der Mitte.

S. Saenger

Wege zur Heimat*

Ein dickes Buch in hellblauer Einbanddecke, Umschlag, Rücken und Vorsatzpapier in Pankoks Manier von Paul Haustein, das Papier stark gelblich, der Eindruck des Ganzen: „Jugendstil". Im Text sind auf jeder Seite gesperrt gedruckte Wörter und Satzteile zu finden; ja es sind hier und da sogar Wortteile durch dicken Fettdruck noch mehr hervorgehoben. Ein Buch also für Begriffsstutzige. Verfaßt von einem Stilisten, der beim Schreiben mit dicker Feder die Kraftstellen ein-, zwei- und dreimal unterstreicht, weil er die Sprache nicht so zu handhaben vermag, daß der Akzent von selbst dahin fällt, wohin er fallen soll. Ein Buch, das von außen schon nach innerer Geschmacklosigkeit riecht. Opposition ist darum schon in der Art wie man's anfaßt,

* Georg Hirth: Wege zur Heimat. G. Hirths Verlag, München.

wie man darin blättert. Es bedarf eines Ruckes, um mit dem Aufschneiden der 630 Seiten zu beginnen (auch das wird dem Leser zugemutet), und man würde verzichten, wenn nicht der Name Georg Hirth wäre.

Der erweckt immerhin Erwartungen. Man denkt an eine Persönlichkeit und an eine Lebensleistung. Der „Fermanschatz", „die Jugend", „das deutsche Zimmer", „die Münchener Neuesten Nachrichten": Das und vieles andere noch ist Georg Hirth. Ein solcher Mann kann um so mehr Aufmerksamkeit fordern, als es sich, wie man aus dem Inhalt ersieht, um gesammelte Früchte seiner fast vierzigjährigen Publizistentätigkeit handelt, um eine Art von Vermächtnis an die Nation, das ein nahezu Siebenzigjähriger gibt. Das Buch beginnt mit einer 1872 geschriebenen Abhandlung über die „Lösung der sozialen Frage" und schließt mit aktuellen Aufzeichnungen, die 1908 geschrieben worden sind. Es ist die Rede von Bildung und Kultur, von der Schule und den Steuern, von der Preisbildung, der Kunst, der Industrie und der Päderastie, von Ethik, Moral und Idealismus; es wird uns das ganze „staatsbürgerliche Programm eines deutschen Idealisten" dargeboten.

Zu betonen ist, daß dieser laute Idealist gleich nach der Begründung des Reichs schon begann, auf die Notwendigkeit innerer kultureller Einigung hinzuweisen, daß er ehrlichen Herzens und kräftigen Verstands in den Gründerjahren, im Wirbel des Reichsillusionismus schon als ein unerschrockener Kämpfer für das Ideale dastand und daß er sich gleich, trotz seines kraftmeierischen Wahlbajuwarentums, über den Parteipartikularismus zu stellen wußte. Aus empörtem Antiultramontanismus heraus hat Hirth vier Jahrzehnte lang seine kräftigen Sprüche entwickelt. Immer freimütig und ehrlich, oft mit erfrischender Rücksichtslosigkeit, stets mit einer gewissen Sachkenntnis und ganz vom eigenen Wollen überzeugt. Trotzdem man aber in vielen Fragen mit ihm übereinstimmt und selten nur grundsätzlich widerspricht, wird die Lektüre seines Buches doch zu einer wahren Pein. Die Abneigung steigert sich von Seite zu Seite, bis man schließlich die ordentliche Lektüre abbricht und den Band nach einigem kreuz und quer Lesen ermüdet fortlegt. Man hat, alles in allem, doch nur einem Journalistentemperament zugehört. Dieses erhebt den Anspruch, in allen Fragen immer das Letzte zu sagen und gelangt nirgend doch auf den Grund; es hat kräftige Instinkte, aber es fehlt ihm ganz an Selbsterziehung, an Kultur. Zwischen allen Zeilen liest man, wieviel Freude der Autor an sich selbst hat; und doch ist er schließlich nur ein in allen Sätteln gerechter Denkdilettant. Nicht etwa, daß man die Stimme des Fachmannes zu hören verlangte. Aber es ist ein Anderes, ob solch ein Buch ein journalistisches Produkt oder ob es ein Laienevangelium ist. Dieses Buch ist schlecht disponiert, weil keine Lebensdisposition im Geiste des Verfassers ist. Große Abhandlungen, kleine Essais, grundsätzliche Erörterungen, Gelegenheitsjournalistik, schlechte Gedichte und gerichtliche Gutachten sind wie Kraut und Rüben auf einen Haufen geschüttet worden. Hirth mag offenbar von seinen Geistesprodukten kein Schnitzelchen unter den Tisch fallen lassen. Dieselbe Wahllosigkeit und etwas rüde Geschmacklosigkeit ist in diesem Buch, die die „Münchener Jugend" so unerfreulich macht. Weißwurstkultur! Der Liberalismus dieses Buches ist unvornehm; er tut sich etwas auf seine Burschikosität, auf sein Poltern zugute. Man lese nur nach, was der Autor sich auf seine Vitalität, auf sein „Liebesrittertum", auf seine Potenz einbildet, mit welchem Genuß an der Drastik er Ausflüge ins Erotische unternimmt, wie er es liebt auf den Tisch zu schlagen und sich, aller Philisterfesseln ledig, als literarischer Simson zu gebärden. Ein Epikuräer, der auch literarisch nicht altern möchte und der darum keine Entwickelung gehabt hat. Die Jugend-

arbeiten aus den siebenziger Jahren wirken sachlicher und reifer als die Altersarbeiten.

Dennoch ist es eine Art von ästhetischem Genuß, um dieses Buch herumblickend, Georg Hirth als Erscheinung zu betrachten. Die steht immerhin da als etwas nicht Gewöhnliches. Ein Donnerwetter-Mann, ein self-made man, ein sich lebendig Empordrängender mit starkem Lebensappetit und gesundem Magen. Kraftmeier, aber auch wirkliche Kraft. Im wesentlichen ein Unternehmer und mehr ein Handelnder als ein mit höherer Objektivität oder vergeistigter Subjektivität vom Schreibtisch aus Betrachtender. Dem Schriftsteller Georg Hirth kommt darum der Verleger Georg Hirth sehr à propos. Er hätte für sein wunderlich buntes Buch lange nach einem Verleger suchen können, wenn er nicht eben selbst einer wäre.

Karl Scheffler

Menschen vom Meere

Ein Buch mit tropisch leuchtendem, exotisch duftendem Namen „Funchal"*, und sein Boden und seine Begebnisstätte graue nordische Küste mit Flugsand, Strandhafer, Heide und Moor.

Das reizte wohl Norbert Jacques, der dies Buch geschrieben und es für meinen Geschmack zu affichierend als eine „Geschichte der Sehnsucht" proklamierte, der äußeren Welt seiner Darstellung eine Unterströmung, eine seelische Verbindung mit einem ganz anderen phantastisch fernen Klima zu geben. Das ist ja besondere dichterische Magie, unsichtbar schwingende Beziehungen, Ätherwellen zwischen den Entferntesten ahnungsfühlbar zu machen, etwa einen gläsernen Mondregenbogen zu schlagen zwischen Venedig und den schlesischen Bergen. Hier ist diese Beziehung durch das Schicksal eines Menschen gegeben, in dessen Blut die wilde, heiße, südliche Ferne ist; doch seine Existenz bleibt an die nordische Erde gebunden. Strandgut ist dieser Mensch, als Kind angeschwemmt auf einem Schiffswrack und in dem kleinen jütländischen Fischerdorf aufgezogen. Norbert Jacques hat ein Gefühl für das Märchenhafte im Wirklichen. Er erzählt von der Jugend des Verwunschenen, des Mannes vom Meer, der seiner Verheißung nachsinnt, wie die Mächte seines Wesens und die Gewalten der ganz anderen Erde, an die ihn die Welle gespült, miteinander sich durchkreuzen. Er stellt dar, wie die Fühlhörner aus tiefverborgenen Untergründen sich zitternd regen, wie vage Erinnerungen im Blute ringen, wie dämonische Unruhe mit Wandertrieb im Frühling lockt ins Unbestimmte. Lyrische Melodie schwebt, wenn der Jüngling im drängenden Überschwang der früh erwachten Sinne und in weher Sehnsucht, am Strand sich niederwirft, das Ohr an den Boden preßt und das donnernde Rauschen des Meeres wie in großer Entfernung hört, es ist ihm dann, „als sei die Stimme seiner Heimat wandernd in den Erdboden gebannt und als schölle sie wie in der Tiefe einer farbigen großen Muschel."

Der Lebenslauf des jungen Tho wird dann weitergeführt und erzählt, wie sein Wähnen Frieden findet in einem sich beschränkenden kleinen häuslichen Glück als Fischer, gleich seinen Pflegeeltern. Die Ferne, das Wunderbare verglänzt in blasserem Schimmer. Aus ihm heraus tritt das, was seine Sehnsucht war, in leibhaftiger Gestalt, seine Tochter, ein Mädchen vom Meer. Sie rückt nun in den Schicksalsplatz, eine Variation des väterlichen Geschickes erlebt sie, verwunschen und fremdartig in Wesen und Erscheinung unter der nordischen Rasse. Norbert Jacques bereitet ihr die Lebensverwicklung dadurch, daß er einen Maler in diese Sphäre versetzt, und er zersprengt dann diese Verwick-

*Norbert Jacques, „Funchal". S. Fischer, Verlag, Berlin.

lung etwas bequem durch eine Katastrophe, einen Schiffsuntergang.

Maler und Naturkind, das ist ein banalitätsgefährliches typisches Motiv. Jacques weiß das wohl selbst, er begnügt sich daher nicht mit dem Schablonenabklatsch des „fröhlichen Künstlervölkchens", sondern zeichnet den Maler aus künstlerischem Erleben heraus. Er wird ihm ein Medium, diese jütländische Küstenlandschaft mit voller und starker Empfindung ausatmend sichtbar zu machen, diese „tragische Küste", nordwärts vom Meer verschlungen, südwärts in den Flugsand begraben . . . mit Seen, dunkelblau in graubleicher Ebene . . . die Ufer müde, blaß und trocken, und die blauen Seen wie kalte Brände in ihrer brutalen Farbigkeit . . ., das Land dürr und heiß und unfruchtbar und in dem grünen Schimmer, den der Sandhafer über seinen grauen Leib warf, hatte es etwas von Leichenblässe. Verlassene Gebäude begruben sich langsam in die Erde und dann und wann zerdrückte der Schuh Skelette von Vögeln und Hasen, die weiß blinkend im Heidekraut schimmerten.

Hier erkennt man die Art dieses Schriftstellers. Er fühlt und reproduziert das Zuständliche und die Stimmung stärker und intensiver als die Bewegung innerer menschlicher Prozesse. Er ist ein Lyriker, der von der Vorstellung eines Schicksals tief erfaßt werden kann und der es auch klingend ahnen läßt, aber es leibhaftig erdhaft aufzubauen und es restlos zwingend zu machen, das erweist er hier nicht.

Man hat bei diesem Buch den Eindruck, daß den Verfasser die Imagination Funchal-Jütland wohl magisch-traumhaft überschattet hat. Als er sie aber aus dem schwebend Musikalischen herausheben und durch menschliche Figuration, durch Vorgänge und Darstellung ausdrücken wollte, da erschienen ihm die Gestalten nicht freiwillig, er mußte sie künstlich züchten. Eine Art seelischer Laboratoriumsarbeit voll reizbar empfindlichen Sinnes mühte sich jene farbigen Nebel zu irdischer Gestalt zusammenzuballen mit einem Schein des Lebens. Schließt man das Buch, so verfließen sie wieder. Doch die Vorstellung, aus denen sie kamen, klingt länger nach.

Felix Poppenberg

Eine Volkskunst-Ausstellung

Nehmen wir die Sache nicht sentimentaler als unbedingt nötig ist. Wir sehn in unsern Bauerndörfern, überall fast, das erheiternde Schielen nach der Stadt, das affig-drollige immer Hinterher-tappsenwollen. Die Werbekraft der Stadt wirft ihre Schatten über die Bauern und Bäuerinnen und sie tanzen ergötzlich darin, indem sie versuchen, sich den Schattenrissen anzupassen. Aber sie nehmen die Hüte, die von der vergangenen Mode liegen geblieben sind, sie kaufen die Jaketts, die der beginnenden Geschmacksperiode zu kurz wurden und in der Möblierung ihrer Häuser sind sie augenblicklich beim „Jugendstil" angelangt.

Aber das ist nun nicht so auf einmal eine plötzliche Wendung, die nur unsere Zeit ihnen gab. Es war immer in den Dörfern, daß die wirtschaftliche Gewalt der Städte sie mit einer lächerlichen Spaßhaftigkeit hinter ihren Launen des Geschmackes herzog. Wir finden in der Kunst der Dörfer die Formen, die in den Städten blühten, hundert Jahre später wieder, natürlich modifiziert vom weniger verzärtelten Geschmack, und die berühmten Volkstrachten sind offenbar die alten Stadtkleider, die auf den Tischen der Dorfschneider und -Schneiderinnen sich in ihr Milieu hinein änderten.

Das ungleich raschere, tatkräftigere und deshalb pietätlosere Leben der Städte räumte stets rasch auf, während der sparsame, vorsichtig schwerfällige Erhaltungssinn, der die Bauernhäuser regiert, die alten Sachen sich ansammeln ließ, die alten Handwerksstücke mit ihrer Technik länger in den Dörfern bewahrte, zum Alten das Neue fügte und

beides wie einen Schatz innig in sich erhielt und pflegte.

Wir finden uns nun heute auf einmal in einer Lage, die nicht ohne Heiterkeit ist. Nämlich, daß die Dörfer unsere abgelegten Stadtdinge in ihre Häuser ziehn und die Städte dagegen in einer Art von Tauschverkehr sich bestreben, die alten Möbel der Bauernhäuser in ihren Prunkräumen zu versammeln. Natürlich sind die Möbel der Bauernhäuser der vergangenen Perioden viel, viel schöner, als der Durchschnitt der Sachen, die uns unsere Möbelfabrikanten heute zu bieten vermögen. Bruno Paul, Riemerschmid und einige andere machen Möbel, die von derselben objektiven Schönheit sind wie die der vergangenen Zeiten und dazu noch den subjektiven Wert fügen, daß sie Kinder der Zeit sind. So geht's auch mit den Keramiken und dem Schmuck. Aber ich erinnere mich an die Heiterkeitsausbrüche, die die Besucher der Sommerausstellung in München befielen, wenn sie die Listen lasen, die die Preise der ausgestellten Möbel verzeichneten. Das war wirklich etwas Phänomenales; es war zwerchfellerschütternd, und man glaubte, es lebten nur Millionäre auf der Welt, denen der Sinn und das Recht gehörte, in solchen Ausstattungen ihr Dasein zu führen. Ein jedes Tischlein und ein jedes Stühlchen waren kostbar, wie ein einzigartiges Kunstwerk, in den Rahmen seines legendenhaften Preises eingesponnen, und man bekam eine Vorstellung, weshalb die Jünglinge, die unsere modernen Kunstschulen besuchen, ihr Haupthaar in langen Locken tragen und sich gebärden wie Ausnahme-Exemplare, wo ihre Vorgänger aus den Zeiten der hohen Kulturen die einfachen Handwerker aller Tage waren.

Weil diese moderne Kunst der Zimmer beim besten und aufopferungsfreudigsten Willen der Bürger vorläufig unmöglich Allgemeinwert erreichen kann, ist es sehr verständlich, daß eine Ausstellung von Dingen, die schön sind und Leuten zugänglich, die auch weniger als 50000 Mark Jahreseinkommen haben, soviel Erfolg nach sich zieht, wie die internationale Volkskunst-Ausstellung im Wertheim-Hause. Das ist meiner Meinung nach die chemische Formel, in der die Volkskunst auf einmal modisch wurde in Berlin.

Die Rettung bringt diese Ausstellung uns natürlich nicht. Die breite Woge, die von ihr in die Häuser abebbt, ist natürlich doch nur Mode, und die in der Ausstellung gekauften Gegenstände werden in den Rokoko-, Empire- und modernen Salons unserer reichen Leute wie Kuriositäten stehn. Man lächelt ein wenig, nachsichtig und lieb, die Einfälle ihrer seltsamlich kokettierenden Naivität an.

Der Boden, in dem diese hessischen, diese schaumburg-lippeschen, diese hannoverschen, rumänischen, russischen, in dem all diese köstlichen Dinge gediehen, ist von so ganz anderer Mischung, als das Erdreich der Städte. Es ist ein Stück Religiosität in ihnen. In den dunkeln Zeiten, die für Besitz und Leben keine einzige fröhlich sichere Garantie boten, sponnen diese Menschen sich in die Pflege der Dinge ein, mit denen sie sich umgeben mußten. Das war zierlich, heiter, war eine seelische Notwendigkeit, geeignet dem Dasein das Gleichgewicht zu geben, das die nötige Spannung für die Fähigkeit zu leben herstellte. So entstand inmitten der rauhen Arbeit der leibeigenen und der freiern Dörfer, inmitten der rohen Zeitläufte diese zärtliche Innigkeit, dieses frohstolze Hegen, dieses würdevolle Weitervererben des frommen Besitzes der paar Schönheiten, in die sich die Generationen in den einzelnen Häusern kleiden konnten.

Aber wie änderte die Zeit! Wie unauffindbar tief versanken die Entstehungs- und Erhaltungsbedingungen der geschlossenen Volkskunstkreise. Und wie klar und herrisch zeigt das der Zufall des Kontrastes zwischen dem Haus, in dem diese Volkskunst-Ausstellung gezeigt wird, und dem Inhalt der Ausstellung! Rundum das

Warenhaus des 20. Jahrhunderts, dieses potenzierteste Produkt der modernen wirtschaftlichen Entwicklung; dieser gewaltige Wald, der aus den neuen Industriemöglichkeiten und den bezwingenden Fähigkeiten des Kapitalismus hervorwuchs. Und mitten in diesem Wald, wie eine alte, kleine Insel mit märchenhaft entfernter Vegetation, von den vergangenen Perioden mit geschlossenen Augen emporgehoben, die Ausstellung der Sachen, die in einer andern Phantasie entstanden, die teilweise ganz verschwunden sind und teilweise sich mit einer Art Dickköpfigkeit gehalten haben.

Es wird uns ja Angst um diese Insel im Walde des Warenhauses, und ist es nicht augenscheinlich, daß, wenn sich diese zarten Überbleibsel vergangener Kulturstufen — was das praktisch weiterführende Ergebnis dieser Ausstellung sein soll — dem Warenhause, dem mathematisch logischen Handelsbetriebe übergeben, das Warenhaus die Insel in sich verschlingt?! Man hört, daß Wertheim durch große Bestellungen das Unternehmen schon begonnen hat. Kann denn Volkskunst für die Stadt gemacht werden? Und wird dann nicht doch notwendigerweise die Maschine hineinlangen und die Einfälle der unregelmäßigen Reize des in der Hand durch schaffenden Zufall Gewordenen abglätten und die seelische zarte Wesensart ändern; in einem Wort: unfruchtbare Stilnachahmerei anstelle des nur in der Notwendigkeit des Tagesbedarfs Entstehenden setzen! Schauen wir uns einige Sachen in der Ausstellung darauf an! Es ist ja schon geschehen! Statt des behäbig diskreten Reichtums, der gemütvollen Freude an der Zier eines Stuhlrückens, statt des zärtlich unregelmäßigen Filigrans der niederdeutschen Gegend sind blinkige, glatte, beleidigende Geschichten zu sehen.

Mit innerlicher und äußerlicher Notwendigkeit sträuben sich die lieben alten Dinge, die aus den Schätzen der Länder zusammengelegt wurden, gegen die Rolle, die Berlin sie auf einmal spielen lassen will. Sie sind in allmählichem, ruhig wachsendem Werden entstanden, und wenn unsere Zeit wieder ein eigenes Formengefühl gewinnen soll, das zu ihr steht, wie der echte Ausdruck eines Menschengesichtes zu einer Regung seines Herzens, so muß das logisch aus der Entwicklung heraus geschehen, die unsere Tage genommen haben. Zu der gewalttätigen, rauschenden und jagenden Eigenart der Zeitgeschichte gehören Formen und Materialien, die diese Eigenart auszudrücken vermögen. Sie läßt sich nicht in die Gefäße eines vergangenen Zustandes vom Stilgefühl zwingen.

. . . Aber es war wundersam, durch die Ausstellung zu streifen. Es war herzerhebend zu sehen, in was für Freuden von Farben und Formen dieser Kreis von Menschen und jener Kreis fern über den Bergen und großen Flüssen sein Leben hüllen konnte. Wir nehmen die schönen naiven, die reinen und die grotesken Sachen, stellen sie zu Haus auf eine Kommode oder hängen sie an die Wand oder breiten sie über einen Tisch und werden zärtlich beim Schauen. Wir liebkosen mit den Augen und genießen Gegensätze; Historie blüht auf wie ein Akazienbaum; Menschenschönheit breitet sich aus, wie eine sommerlich starke Landschaft, die dem Reifen entgegensieht.

Norbert Jacques

Bei der „Dame"

Man besuche nicht die „Dame", um die Dame zu suchen. Hier gilt ein anderes Gesetz. Er wird nur die finden, die mit ihm mitgekommen. Hier suche er nicht, daß sie sich ihm offenbare, die Offenbarung muß er selber sein, da er Seine Dame mitgebracht; und es darf auch nicht die sein, die an seiner Seite erscheint, in seinem Herzen muß er sie mitbringen. Wir können gleichzeitig mehrere Frauen begehren, mehrere besitzen, ja mehrere in unsere Verliebtheit auflösen, mit unserer Liebe in Zusammen-

hang bringen, aber jeweilig ist es nur Eine, die für uns die Dame ist, Unsere DAME. Es ist die Eine, die in uns das vibrierende Gefühl der Güte, der neugierigen Zärtlichkeit wachhält, die uns den Begriff der Weiblichkeit offenbart, die wir in Zusammenhang bringen mit der Heimlichkeit, der Lockung und dem Rätsel des Weiblichen, die Eine, die uns macht, daß wir schaffen.

Wir stehn vor einem Korsettschaufenster und sehn uns die kalten Gehäuse an, die da in prahlerischer Komik harren, und wir beleben sie, indem wir sie in Zusammenhang bringen mit der Einen. Wir sehn feine Gewebe französischer seidner Strümpfe ohnmächtig in der Auslage hängen und wir erblicken darin die Eine mit unzüchtig geschürzten Röcken, in den dunkelgrünen als Kanaille, die wir fürchten und herbeisehnen, in den festen, metall-bronzefarbenen als Gebieterin, die uns von aufreibendem Suchen befreit, in den mattrosa, blaßwarmen als Mädchenhafte, die wir töten, um sie immer wieder heraufzubeschwören.

Oder wir lesen ein Buch, so ein um die Wissenschaft herum klipp und klar erläuterndes Buch, und wir denken mit einem Gefühl der heimlichen Neugierde, des Mitleides und eines körperlichen Unbehagens an die Eine: um Ihretwillen ist das Buch geschrieben.

Man sitzt bei der müßigen „Dame" zum müßigen Fünfuhr-Tee. Man rückt beschämt auf seinem schwer eroberten, eingezwängten Stuhl hin und her: zum Henker, wozu die Narretei mitmachen! Giampietro betont, daß einem die Hühneraugen schmerzen, man trinkt aus breiten, flachen, leichten Tassen, schwarzen, kühlenden, aromatischen, ganz unrussischen Tee, von den urkitschigen Damenbildnissen an den Wänden rettet man sich durch abenteuerliche Hüte hindurch mit gewinnenden, windenden Blicken zu müßigen Augen. Ein Band der Eitelkeit schlängelt sich hindurch und wird aufgefangen. Man beginnt aufzutauen, und das Gehirn umschleiert ein warmer Nebel. Da sitzt die weibische Dame mit ihrer Tendenz zur Uppigkeit; ein starkes, rundes Kinn mit leicht vorgeschobener, weicher Unterlippe, sanft gebogene Nase mit etwas starken, doch vibrierenden Flügeln, unter den schweren Lidern blicken feucht verschleierte, vergessen machende Augen, darunter schmale bläuliche Schatten wie Mädchenträume nachklingend, und die klare, nicht hohe Stirn scheint gesunde Frauensehnsucht zu bergen, die genesen macht. Unser zum Sklaven gebannter Blick gleitet an einem kühnen, verteufelt prall sitzenden Kleide den Rücken und Oberarm hinunter und drückt sich in die feste, gleichsam gehämmerte Hüfte hinein. Und nachdem ich diese erkannt, luge ich wieder durch abenteuerliche, müßige Hüte. Da sitzt sie, die überwundene Moderne, die Raffinierte, mit dem katzenartig geschmeidigen Rücken, mit den hochgezogenen, rückwärts gebogenen, gespitzten Schultern, mit dem vorgestreckten Hals und markierten Kinn; die Augen sind halbgeschlossen und versprechen Geheimnisse, alles an ihr verspricht Unerhörtes, selbst die gelblich grüne, unebne Gesichtshaut. Alles an ihr schlängelt sich, tänzelt. Sie tänzelt hin und tänzelt her, sie schlängelt hin und schlängelt her, bis sie mich umschlängelt hat. Himmel, was sind wir für Männer!

Ob dieser Erkenntnis führen wir unsern Blick über abenteuerliche, müßige Hüte hinweg in die wie fragend hereinschauenden Nebengemächer, wo all die süßen, müßigen Nichtigkeiten wartend ausgebreitet sind, die die Frauen bewegen, dadurch die Frauen uns bewegen machen. Zum Teufel, was geht uns die wissende Begierde an! Retten wir unsere Torheit!! Sie ist auf und dran, uns unterzugehn. Nicht die ist es, und nicht jene ist es, die wir in Zusammenhang bringen mit alledem, was das Etwas in uns schwingen macht, die wir um-kleiden, entkleiden, es ist nun doch die Eine, von der wir vielleicht nicht mehr recht wissen, was sie uns ist, nun ist es Unsere DAME, die eine eigne, lockende, berauschende Heiligen-Atmosphäre mit sich herumzieht. Und vielleicht ist das alles, was

geblieben ist. Mag es eine Fremdländische, nicht Erkannte sein, die irgendwo in Petersburg auf der Wassilij-Insel die Treppe zu ihrer Wohnung hinansteigt, zu ihren Gemächern, wo der Zauber der Heimlichkeit wohnt, oder mag es eine Russin sein in Paris, halb Kind, halb Abenteurerin, die eine Droschke besteigt und ihr Geheimnis mit sich fortführt. Heute ist es die, morgen jene; aber jeweilig die Eine, um derentwillen . . . .

Paul Barchan

Heinrich Heines Denkmal

I.

Schon fünfundvierzigtausend Mark haben wir, — das Denkmal kann morgen gesetzt werden.

Erst fünfundvierzigtausend Mark haben wir, — das Denkmal wird nicht morgen gesetzt.

Wir sehen auf die (Höhe der) Gabe, nicht auf den Geber, . . . trotzdem werden Unterschiede deutlich.

Da Israel sein Geld für protestantische Zwecke braucht: so wird es ein vorwiegend christliches Denkmal.

Dem Dichter, wie er mir neulich Nacht erzählt hat, ist so eine Huldigung, abseits vom Verwandtenfanatismus, ganz willkommen: sein Ruhm tritt sichtbarer hervor.

II.

Juden hin, Christen her. Herzlicher Dank ziemt Einigen, welche die gute Sache; welche diese heitere Sache wieder gefördert haben.

In hellen Ehren sind Namen wie Dr. Wilhelm von Wymetal; Th. S. S. in Berlin; und Louise Dumont zu nennen.

Ansprachen für das Denkmal sind zuletzt von mir (außer in Wien) in Düsseldorf gehalten worden.

In Wien leiten Wilhelm von Wymetal und Paul Stefan den Verein für Kunst und Kultur, vormals Ansorge-Verein. Im ausverkauften Bösendorfersaal sprach Kainz und sang die Gutheil-Schoder Worte des Dichters. (Der Mann unvergeßlich. Die Sängerin mit ausdrucksvoller Anmut.) Wymetal hat Monate der Arbeit an das Zustandekommen unsres Abends gesetzt. Wer Heine lieb hat, wird ihm von Herzen erkenntlich bleiben.

Th. S. S., die treueste Mahnerin, hat (unter Chiffren, welche die Heine-Kenner lächelnd mustern werden) einen weiteren Tausendmarkschein aufgebracht.

Und die Dumont? .. Ihr Schauspielhaus in Düsseldorf scheint nicht mehr und nicht weniger als einen Kampf um die Kultur dort zu kämpfen. Inmitten so heißer Mühen ist die Tapferkeit dieser kernhaft-echten Künstlerin für den Stiefsohn der Stadt eingetreten. Es darf ihr nicht vergessen werden. Die Dumont überweist uns die Frucht ihres Werbens. Der Dichter hat mich gebeten, ihr dreimal die Hand zu drücken.

Näheres über die letzten Gaben liest man im Anzeigenteil dieser Nummer.

Von zwei Vereinen steht das Ergebnis noch aus. Sie werden ersucht, es zu übermitteln!!

Im übrigen wird auf diesem (schwach populären) Wege fortgegangen. Nicht in der Art publizistischer Feiglinge, die gern eine Richtung fördern, mit der „sich was machen läßt" (weil sie vorhanden ist). Sondern in dem Wunsch, eine nicht vorhandene Richtung durchzusetzen.

Alfred Kerr

Verantwortlich für die Redaktion: Prof. Dr. Oskar Bie, Berlin.
Verlag von S. Fischer, Berlin. Druck von W. Drugulin in Leipzig.

Friedrich Naumann/ Von wem werden wir regiert?

Wenn man sich die Kräfte zu verdeutlichen sucht, von denen der Staat regiert wird, so kann man bei der Verfassung anfangen und nach ihr den Umfang der Rechte des Monarchen, der Minister und der Volksvertreter bestimmen. So machen es selbstverständlich die Lehrbücher des Staatsrechtes und wer eben nur das Recht darstellen will, hat gar keinen anderen Weg. Da aber anerkanntermaßen die Verfassungsrechte ebenso wie alle anderen Rechte nur ein Ausdruck sind für dasjenige, was formulierbar ist, und da gerade bei der Staatsregierung sehr vieles niemals in Paragraphen gebracht werden kann, so haben die bloßen verfassungsrechtlichen Darlegungen für sich allein einen begrenzten Wert, etwa so, wie wenn man einen Verein nur auf Grund seiner Statuten beurteilen würde. In jedem Vereine gibt es neben der geschriebenen Verfassung einen wirklichen Verfassungszustand, der oft sehr anders aussieht. Beispielsweise besagt das Statut, daß alle Macht bei der Generalversammlung liegt, die Wirklichkeit aber zeigt, daß die Generalversammlung nur eine Komödie ist. Oder es steht im Statut, daß der Sekretär vom Vorsitzenden seine Anweisungen empfängt, in Wirklichkeit aber verläuft die Sache gerade umgekehrt. Man kann getrost sagen, daß nie eine Verfassung ganz genau gehalten wird, weil sie schon in dem Augenblick, wo sie eingeführt wurde, ein Kompromiß war oder ein Gewaltakt oder im besseren Falle eine Abmachung, bei der sich die verschiedenen Beteiligten etwas Verschiedenes dachten. Schon Lassalle hat vor mehr als 40 Jahren darauf hingewiesen, daß beispielsweise das Königtum nicht deshalb existiert, weil es in der Verfassung steht, sondern daß die Verfassung nur ein Friedensschluß ist, der so lange dauert, als er den vorhandenen Machtverhältnissen entspricht. Es gibt Herrscher, die viel stärker sind als sie es nach der Verfassung sein dürfen. Wer wird sie hindern? Nur wieder eine Gegenmacht, die ihnen gewachsen ist. Diese Gegenmacht wird dann die Verfassung als wirksames Kampfmittel benutzen, aber das bloße Papier für sich allein ist tot. Wenn deshalb das Musterländ des modernen Parlamentarismus, wenn England keine eigentliche Verfassung besitzt, so ist das kein großer Schaden. Man weiß trotzdem sehr genau, was als staatsrechtlich erlaubt gilt und es wird kein erworbenes Recht kampflos verloren.

Nehmen wir die preußische Verfassung zur Hand, so ist sie voll von Sätzen, die nicht zur Verwirklichung gelangen können, weil die Kräfte fehlen, sie durch-

zudrücken. Wir lesen da die berühmten Worte: „alle Preußen sind vor dem Gesetze gleich; Standesvorrechte finden nicht statt. Die öffentlichen Ämter sind, unter Einstellung der von den Gesetzen festgestellten Bedingungen, für alle dazu Befähigten gleich zugänglich." Trotzdem gibt es Standesvorrechte schon bei der Besetzung des Herrenhauses, bei der Steuerfreiheit der alten Reichsunmittelbaren und bei der tatsächlichen Auswahl der höheren Offiziere und Zivilbeamten. Wir lesen „der Genuß der bürgerlichen und staatsbürgerlichen Rechte ist unabhängig von dem religiösen Bekenntnisse". Sobald sich aber jemand nicht taufen läßt, kann er kein Verwaltungsbeamter werden. Und so läßt sich noch vielerlei anführen. Es heißt „die Wissenschaft und ihre Lehre ist frei"; wer aber etwas lehrt, was von dem Ministerialdirektor nicht gewünscht wird, der bleibt Privatdozent sein Lebenlang. Auch Versprechungen sind in der Verfassung gegeben, an deren Erfüllung man in 60 langen Jahren nicht ernstlich gedacht hat: ein Gesetz über die Aufhebung der Kirchenpatronate und eines über Ministerverantwortlichkeit! Wer also Preußen kennen lernen will, wird gut tun, sich nicht einseitig nur mit dem geschriebenen Worte des Staatsrechtes zu befassen. Er muß beobachten, wer die Entscheidungen herbeiführt, von wem die Gedanken ausgehen, wer die tatsächliche Macht besitzt.

Es ist gar kein seltener Fall, daß auf genau derselben Rechtsgrundlage sich die tatsächliche Regierung und Verwaltung sehr verschieden abspielt. Dafür finden sich in der Stadtverwaltung lehrreiche Beispiele. Es gibt Städte unter derselben Städteordnung, die wesentlich vom Bürgermeister, und solche, die wesentlich von der Stadtvertretung regiert werden. Die Städteordnung bietet in beiden Fällen nur das allgemeine Schema, der Inhalt aber verändert sich nach den lebendigen Personen. Auch im Staate verschieben sich je nach dem Wechsel der leitenden Männer die Befugnisse. Es gibt Regierungspräsidenten und Oberpräsidenten, die aus ihrer Stelle etwas zu machen wissen. Wenn sie ihren Posten verlassen, so ist das gleichzeitig eine Änderung im Regierungssystem der betreffenden Provinz. Es gibt starke und schwache Ministerpräsidenten und unter jedem neuen Reichskanzler sieht das Reich etwas anders aus. Wer also die Frage, von wem wir regiert werden, gründlich nimmt, darf sie nicht bloß formal und staatsrechtlich behandeln.

Vielleicht ist es nicht ganz unrichtig, die Erörterung über die politischen Kräfte mit einer Überlegung über die Macht der unpolitischen Menschen zu beginnen. Unter den unpolitischen Menschen verstehen wir dabei diejenigen, welche zwar das Wahlrecht besitzen, aber sich um Politik nicht kümmern. Das ist eine sehr bunte Gesellschaft: Schöngeister, Faulpelze, Sportsleute, Arbeitsfanatiker, Wirtschaftsschwache, Geistesschwache, Arme. Diese Menschen werden regiert, ihnen werden nach Möglichkeit Steuern abgenommen, sie werden bestraft, wenn sie auf dem Fußweg reiten oder wenn sie ihre Kinder nicht impfen lassen, aber

daß sie eine politische Macht sind, fällt ihnen selbst am wenigsten ein. Und doch gibt es Stunden, in denen sie die Weltgeschichte machen. Das ist immer dann, wenn zwischen zwei gleichstarken Parteien der letzte Mann entscheidet.

Von einer größeren Zeitung wurde einmal das Scherzwort gesprochen, daß sie „von der letzten Postkarte regiert" werde. Das will besagen, daß in allen den Fällen, wo die Redaktion unsicher ist, ob sie für oder gegen einen Streik oder ein Nebengesetz oder eine Festlichkeit oder einen Bauplatz Stellung nehmen soll, derjenige, der zuletzt an den Verleger schreibt, er werde das Blatt abbestellen, wenn es . . ., daß dieser in seiner Spezialfrage zum tatsächlichen Leiter wird. In ähnlicher Weise kann man sagen, daß viele Wahlkreise „vom letzten Wähler regiert" werden. Man denke nur an alle die Fälle, wo sich Sozialdemokraten und Bürgerliche unvermittelt gegenüberstehen. Es kommt auf jeden Mann an. Wer ist der Sieger? Der letzte Mensch, der die Mehrheit herbeiführt! Dieser letzte ist sicher kein politisch Interessierter, denn die Interessierten stehen von vornherein in Reih und Glied. Der letzte wurde aus der Wirtschaft vom Kartenspiel geholt und er und seinesgleichen sind dann diejenigen, von denen die Vertretung abhängt.

Alle großen Wahlkämpfe werden, genau genommen, von den unpolitischen Menschen entschieden. Das liegt im System des Wählens. Es fragt sich nur, wer die Unpolitischen an der Hand hat. Im Januar 1907 gingen sie mit Bülow und Dernburg und es siegte der Bund des Reichskanzlers mit dem letzten Mann. Derselbe Vorgang aber wiederholt sich beständig in allen Parteien. Wenn hier von zwei grundsätzlich verschiedenen Meinungen nur eine vertreten werden kann, so sind es die in der Mitte befindlichen Unentschiedenen, die die Entscheidung in der Hand haben. Wer sie für sich gewinnt, der gibt den Ausschlag. Und ebenso ist es bei den parlamentarischen Abstimmungen. Auch bei ihnen hängt Gelingen oder Mißlingen oft von kleinen Gruppen ab, die gerade an der betreffenden Frage sehr wenig interessiert sind. Weil sie die Uninteressierten sind, sind sie nicht festgelegt, können rechts oder links gehen, können erscheinen oder wegbleiben. Es spricht aber alle Wahrscheinlichkeit dafür, daß auch innerhalb der Ministersitzungen häufig dieselbe Situation eintritt. Dann entscheidet — der Unbeteiligte.

Diese Macht der Uninteressierten ist eines der merkwürdigsten Geheimnisse im politischen Spiel der Kräfte. Wenn in England ein Ministerium fällt, so wird es gestürzt von jenem Teile der Bevölkerung, der von Wahl zu Wahl wechselt. Es gibt eine politische Schuttmasse, die bald einmal auf diese Seite rutscht und bald einmal auf jene und deren bloßes Quantitätsgewicht dann dafür sorgt, daß vorwärts oder rückwärts gefahren wird. Diese Mechanik der Machtverteilung erscheint äußerst bedenklich und gegen sie lassen sich theoretisch viele Gründe vorbringen und doch beweist gerade die englische Geschichte, daß der Staat im ganzen sich bei dieser wunderlichen Mechanik wohlbefindet. Man kann sagen, daß auf diese Weise eine gewisse Selbstregulierung innerhalb des

politischen Körpers hergestellt ist, die nur in besonderen Fällen eintritt und nicht willkürlich hervorgerufen werden kann. Niemand kann die Unpolitischen in Bewegung bringen, so lange alles glatt und gut geht. Es gehört viel dazu, daß sie ins Rollen kommen, wenn sie aber einmal rutschen, dann ändert sich etwas im Staate. Man setze bei uns den Fall, daß bei einer nächsten Reichstagswahl die Unpolitischen zu Hause bleiben oder gegen den Kanzler stimmen, so wird es heißen: die Volksstimmung hat sich gewandelt! Schon eine Verminderung der allgemeinen Wahlbeteiligung um die letzten 5% würde wahrscheinlich das Angesicht der Regierung verändern.

Alle politischen Gruppen arbeiten daran, die Zahl der Unpolitischen zu vermindern und aus ihnen Parteigänger zu machen. Ein Parteigänger ist ein Mann, von dem man weiß, für welche Herrschaftsgruppierung er eintreten wird. Überall dort, wo eine Gruppe oder eine Gruppenverbindung mehr als 50% der Wähler umfaßt, ist die Macht der Unpolitischen zu Ende. Dieser Fall tritt um so leichter ein, je weniger Parteien miteinander kämpfen. Überall dort, wo nur zwei Parteien sich gegenüberstehen, gibt es eine ganze Anzahl fester Wahlkreise. Das sind die Kreise, in denen ein Wahlausschuß oder ein Parteivorstand die politische Macht in Händen hat. Damit kommen wir zum zweiten politischen Faktor, den politischen Organisationen. Daß in ihnen unter Umständen der letzte Mann entscheiden kann, haben wir schon vorhin erwähnt. Für gewöhnlich aber entscheidet der erste Mann oder vielmehr die kleine Gemeinschaft der Führer. Diese sind Organe des Parteiwillens und als solche darauf angewiesen, sich in guter Verbindung mit ihrem Parteikörper zu erhalten. Sie werden regiert und sie regieren und zwar läßt sich beides nicht genau voneinander scheiden. Sie geben Gedanken und müssen sich dann vor der Weiterwirkung derselben Gedanken beugen. Sie bringen unter Umständen ihre Anhänger in Zwangslagen hinein, kommen aber selbst ebenso leicht in den Zustand, eine gebundene Marschroute innehalten zu müssen. Beständig verschiebt sich ihr Personalbestand durch Tod, Aufsteigen neuer Elemente, Abtrennung bisher verbundener Gruppen und durch den Wechsel der auf der Tagesordnung stehenden politischen Fragen. Sie sind scheinbar die unsichersten Regenten, da jede Generalversammlung sie stürzen kann, und doch im ganzen sicherer als Minister und Kanzler, weil sie die Maschinenmeister ihrer Organisationen sind.

Innerhalb der politischen Organisationen aber ist der mächtigste Bestandteil im allgemeinen der Stand der Unterführer, mögen es nun Parteisekretäre sein oder Männer in bürgerlicher Stellung. Diese Männer gleichen dem Unteroffiziersbestande in der Armee und ohne sie kann der stärkste Oberführer nichts machen. Sie haben die Mitgliederlisten, sammeln die Beiträge, heizen den Dampfkessel. Die Kunst, Unterführer zu besitzen, ist für die Existenz aller Parteiorganisationen entscheidend. Gerade der deutsche Liberalismus gibt Bei-

spiele genug, wie wenig die geistvollsten Oberführer ausrichten, wenn sie keine Organisationsverwalter besitzen. Das Zentrum hat den Klerus, Sozialdemokratie und der Bund der Landwirte haben ein Heer von Parteiangestellten, alle anderen Parteien versuchen, dasselbe für sich zu erreichen, denn Macht ist Organisation. Organisation aber setzt eine gewisse Stetigkeit voraus. Deshalb sind die Organisationsverwalter innerhalb der Parteikörper das Element des Beharrens, sei es nun des Beharrens in der Opposition oder in der Zustimmung. Sie wehren sich gegen jede allzuschnelle Wendung und regieren auf diese Weise oft im Sinne der Hinderung von taktischen Operationen, die gewagt und ungewohnt sind. Auf solche Weise sind sie die unentbehrlichen Mitregenten ihrer Oberführer.

Was nun diese eigentlichen Parteiführer anlangt, so ist es zweifellos, daß sie in ihrer Gesamtheit einen wesentlichen Teil der Regierung ausmachen, nur ist jeder Einzelne von ihnen nur ein Rädchen in einem sehr komplizierten Uhrwerke. Ihre Arbeitssphäre ist die Formulierung der Staatsgesetze. Damit sind sie der Gegensatz zu jenen Unpolitischen, von denen wir vorher sprachen. Während die Unpolitischen nur allgemeine Gemütsentscheidungen in besonderen Fällen liefern, so bieten die Köpfe der Politischen gerade die besonderen Entscheidungen in allen den Fällen, wo mit bloßem Instinkt gar nichts zu machen ist. Die Unpolitischen können nur darüber sich äußern, von welcher Gruppe der Politischen sie beherrscht sein wollen, die Politischen aber arbeiten an der Methode des Herrschens selbst und ihren Führern wird beinahe alles zur Frage der Methode, zur Taktik, zur Formulierung, zur Geschäftsordnung, zum Paragraphen und zur Abstimmung.

Die Willensbildung des Volkes vollzieht sich demnach zunächst in zwei Akten. Es bilden sich Parteien und es wird zwischen Parteien entschieden. Der Vorgang der Parteibildung ist aber sehr verschieden in verschiedenen Zeiten und bei verschiedenen Völkern. Unser Volk bildet noch zu viele und deshalb mangelhafte Parteien. Es bildet mitregierende Körper von unzureichender Größe, die eben deshalb für sich allein nur Regierungsversuche darstellen. Jede dieser Parteien weiß, daß sie Mehrheit sein müßte, um selber regieren zu können, jede aber weiß zugleich, daß sie in absehbarer Zeit nicht Mehrheit werden wird. Das gibt ihnen allen etwas Deklamatorisches, denn sie müssen erst sagen, was sie machen würden, wenn sie allein regieren könnten, um dann auszuführen, was sie mitmachen, da sie eben nur Teile einer Mehrheit oder einer Opposition sind. Oft klafft deshalb ein Zwiespalt zwischen prinzipieller Agitation und parlamentarischer Praxis und die an sich schon nicht übermäßige Macht der Parteiführer wird dadurch gelähmt, daß sie den Unterschied von Wollen und Können beständig zu verteidigen haben. Das aber liegt im geschichtlichen Zustande des Volkes im ganzen. Noch ist unser Volk nicht so weit, politische Parteien zu schaffen, die groß genug sind, um einheitlich zu wirken. Daher wird vielfach auch das nicht anerkannt, was die Parteien tatsächlich leisten. Jeder Fortschritt erscheint bei diesem Zustande als magere Abzahlung. Die Par-

teien regieren, soweit sie es tun, ohne alle Majestät, ohne Glanz und Schimmer, mühsam wie Handwerker, die froh sind, wenn nur die Kunden einigermaßen befriedigt sind. Erst der Geschichtsbetrachter stellt fest, was sie dennoch getan haben. Den Glanz des Regierens haben die Monarchen, manche von ihnen fast nur den Glanz. Der Monarch im deutschen Einzelstaat bedeutet je nach Anlage und Tradition mehr oder weniger. Seine politische Tätigkeit ist die Auswahl der Minister und die Entscheidung über Ministerkonflikte und schwere Neuerungen. Vom gewöhnlichem Gange der Staatsgeschäfte wissen manche von ihnen kaum mehr als andere gut unterrichtete Staatsbürger. Eine unvergleichlich viel stärkere politische Kraft hat der Kaiser. Da wir aber über ihn vor kurzem ausführlich geschrieben haben, genügt es hier, das monarchische System im ganzen dem Parteisystem gegenüberzustellen. Auch dabei beginnen wir von unten.

Wir werden regiert vom letzten Mann des Souveränitätssystems, das heißt von derjenigen Unterbehörde, die unsere Polizeiübertretungen notiert, unsere Geburten und Sterbefälle einträgt, unsere Impfungen kontrolliert, unsere Kessel revidiert, unsere Steuern uns abnimmt und unsere Kinder zwingt, in die Schule zu gehen. Wenn alles gut geht, haben wir mit den höheren Beamten überhaupt nichts zu tun. Auch von der Verwaltung gilt wie vom Parteibetriebe, daß sie von den Unteroffizieren aufrecht erhalten wird. Die Staatsautorität wird sozusagen in kleiner Münze verausgabt. Der Schutzmann, der Bezirksassessor, der Gewerbeinspektionsassistent sind die Fingerspitzen der Macht. Sie regieren aber nur als beauftragte Organe. Über ihnen stehen Stufen von Übergeordneten, deren Aufgabe es ist, die Unterbeamten in Ordnung zu halten, hinter ihnen stehen Polizeipräsidenten, Landräte, Gewerbeinspektoren, Regierungspräsidenten, Geheimräte, Finanzräte, Staatsanwälte, Richter, Landgerichtsräte, ein fast unzählbares Heer von Staatsvertretern für Verwaltung und Recht. Diese Leute regieren uns mit Hilfe jener Unterkräfte und auf Grund einer Legion von Gesetzen, Gerichtsentscheidungen, Verordnungen und Strafmöglichkeiten. Ihr Regieren ist aber immer nur Ausführung. Kein Einzelner von ihnen hat einen weiten Spielraum, jeder Einzelne hat im großen und ganzen ein Amt, aber nur selten das Recht einer Meinung. Wir werden von Menschen regiert, aber durch sie von einem System, das viel stärker ist als alle Einzelmenschen. Dieses System ist das Erbe langer Vergangenheiten und kann von niemandem im ganzen umgestoßen werden. Man hat mit Hinblick auf Frankreich oft darauf hingewiesen, daß dort der Unterbau des Staatsverwaltungssystems alle Revolutionen überdauert hat. Oben gingen die Wogen hoch, Paris glich einer brandenden Flut, unten aber führten die kleinen Funktionäre ihre Bücher weiter, quittierten die Steuern und fingen die kleinen Diebe. Und ganz dasselbe würde sich in Deutschland zeigen, wenn hier einmal ein großes politisches Gewitter auftreten sollte, was wir nicht erwarten. Am System der Staatstätigkeiten kann niemals alles zugleich

geändert werden, wenn die Gesellschaft sich nicht selbst ruinieren will. Schritt für Schritt wird Neues hinzugesetzt und Altes fallen gelassen. Jeder Tag verschiebt irgend etwas so wie jeder Tag überhaupt die Volkszusammensetzung ändert, jeder Tag verbessert oder verschlechtet an irgend einer Stelle den Staat, aber das was dabei mit Willen und Bewußtsein gemacht werden kann, ist begrenzt. Alles Regieren ist ein Gestalten innerhalb eines gegebenen Raumes mit gegebenem Material.

So wenigstens stellt sich die Sache vom geschichtlichen Standpunkte aus dar. Für den einzelnen Verwaltungszweig kann es starke Umschiebungen geben, die auf diesem begrenzten Gebiete die Beamten zwingen, von einem gewissen Monate an fast völlig umzulernen. Wir erinnern an die Einführung des bürgerlichen Gesetzbuches und an das Inkrafttreten der neuen Handelsverträge. Das sind die zwei stärksten Vorkommnisse unseres inneren Staatslebens im letzten Jahrzehnte gewesen. Sie stellten große Anforderungen an alle Nächstbeteiligten, aber selbst diese Änderungen haben am Bilde der Staatsverfassung, am Staatswirken nicht soviel verschoben, daß etwa von da an mit einem Male alles anders geworden wäre. Wenn man deshalb die Frage aufwirft, von wem wir regiert werden, so ist es nötig, sich keine übertriebenen Vorstellungen davon zu machen, was überhaupt geschehen könnte. Auch die Sozialisten haben sich daran gewöhnen müssen, zu bekennen, daß der Zukunftsstaat des legitime Kind des Gegenwartsstaates sein werde und verwerfen die „Revolutionsromantik", das heißt jene Phantasie, als könne man eine Staatsverwaltung eines Morgens in den Schmelzofen werfen und einen völlig neuen Staatsguß herstellen. Je verwickelter, schwerer und unregierbarer eine Regierungsmaschinerie wird, desto weniger ist sie durch Gewaltkuren zu reformieren. Das aber ist unser Fall. Wir besitzen den ausgedehntesten Regierungsapparat, den es in der Welt gibt. In alle Lebensverhältnisse greift das Beamtentum herein. Diese Macht ist unser Nationalschicksal im Bösen wie im Guten. Wir können daran arbeiten, sie zu lockern, aber wegblasen, — das geht nicht.

Die meisten politischen Entscheidungen liegen dort, wo die obersten Spitzen des Regierungsapparates mit den Vertretern der Parteien über Gesetzgebung und Finanzbewilligung zu beraten haben. Hier wird tatsächlich regiert, soweit es sich um die inneren Angelegenheiten der Nation handelt. Von hier aus vollziehen sich die meisten jener schrittweisen Änderungen der Staatsverwaltung, die wir soeben besprochen haben. Behält man die übrigen bereits erwähnten Faktoren, den Hintergrund der Unpolitischen und den doppelten Unterbau des Parteiwesens für die Parlamentarier und des Beamtenkörpers für die Regierungsvertreter im Auge, so kann man sagen, daß in den Sitzungen und Kommissionen der Ministerien und Parlamente die Staatsumwandlung am bewußtesten geschieht. In einer Menge von Verhandlungen, deren Reihenfolge und Bedeutung ein Studium für sich ist, entsteht ein Gesetz. Das Gesetz aber ist

der formulierte Ausdruck eines zwischen den Faktoren der Gesetzgebung vereinbarten Regierungswillens. Erst als Gesetz werden politische Ideen zu Staatsbestandteilen.

Wie also wird ein Gesetz? Der gewöhnliche Gang der Dinge ist folgender: Irgendeine Berufsgruppe hat einen Wunsch entweder von bisherigen Staatsbevormundungen befreit oder durch neue Bevormundungen besser geschützt zu werden. Sie will entweder Erweiterung oder Verengung des geltenden Rechtes oder der vorhandenen Praxis. Diesen Wunsch trägt sie mit lauter Stimme vor, als ob an dieser Sache allein Leben und Sterben hinge. Die Wortführer der ersten Notschreie brauchen noch gar nicht selber im politischen Getriebe zu stehen, sind aber, wenn es ihnen gelingt, sich überall Gehör zu verschaffen, ohne Zweifel auf ihrem Spezialgebiete Mitregenten. Große Berufsverbände, die beständig Wünsche haben, wie etwa der Bund der Landwirte, halten sich zu diesem Zwecke ihre besonderen Rufer. Alle aber, die etwas wünschen, pflegen sowohl die Parteien wie die Ministerien zu bedrängen, damit endlich etwas geschehe. Auf diese Weise wird der Regierungsakt vorbereitet. Nun entstehen Anfragen, es werden Resolutionen eingebracht und bei fortschreitender Agitation angenommen; eine parlamentische Mehrheit ist vorhanden. Diese Mehrheit ist die Vorbedingung für ein entsprechendes Handeln der Ministerien. Der Minister läßt sich von seinem Beamtenapparate Auskünfte geben, veranstaltet Erhebungen, teils um sein Wissen zu vermehren, teils um Zeit zu gewinnen. Schließlich kommt es zu einem Entwurf. Der Entwurf wird von den verbündeten Regierungen oder vom Staatsminister eingebracht, gearbeitet aber wurde er von einem Oberbeamten, den nur wenige kennen. Dieser Mann ist nächst den ersten Rufern der wichtigste Hersteller des Gesetzes. Ein Agitator und ein Geheimrat, die sich oft kaum kennen und die sich selten lieben, sind die zwei Väter eines Paragraphengebäudes, bei dem jeder Satz von anderen Leuten mitredigiert und durchkorrigiert wird. Niemand kann für alles verantwortlich gemacht werden, weil alles schon im Entstehen Kompromiß ist. Und wieviele Bäder und Brennverfahren muß nun erst das Halbfabrikat der Gesetzgebung durchmachen! Dieser Satz wird auf Grund eines sozialdemokratischen Einwandes geändert und jener auf Grund eines konservativen Antrages. Oft entscheiden auch hierbei, wie schon hervorgehoben, gerade die Uninteressierten. Zwischen Kommissionsmehrheit und Regierungsvertretung wird hin- und hergehandelt. Dieses ist unannehmbar, jenes aber kann angenommen werden, obwohl oder weil es keinen ganz befriedigt. Es erfolgt die zweite Lesung im Plenum, der letzte Kampf. Die öffentliche Meinung kritisiert oder lobt oder tut beides je nach Laune, Verständnis und Interessiertheit. Der Abschluß ist eine Abstimmung in dritter Lesung. Das Gesetz ist entstanden. Nach diesem Gesetz wird nun von der Beamtenschaft und von den Gerichten verfahren. Wir werden regiert. Von wem?

Wir werden regiert von denen, die dieses Gesetz zuerst gewollt haben, von

denen, die es ausgearbeitet haben und von der Mehrheit, die es dem vorhandenen Gesetzesbestande einverleibt hat. Sie alle sind unsere Regenten. Da nun aber in jedem Jahre mindestens ein Dutzend neuer Gesetze gemacht werden und da fest jedes Gesetz von anderen Menschen gewollt, ausgearbeitet und schließlich angenommen wird, so ergibt sich die Tatsache, daß wir von stets wechselnden Kräften regiert werden. Wir haben viele Herren, die wir nicht kennen, tote und lebendige, befreundete und gegnerische. Was feststeht, ist das formale Verfahren, wie ein Gesetz zustande kommt, was aber beständig fließt, ist Zweck und Subjekt der Gesetzgebung und damit der Inhalt.

Nicht sehr viele aber gerade, die wichtigsten und kostspieligsten Gesetze entstammen zunächst keinen Wünschen von Interessentengruppen, sondern sind Staatsbedarf selbst: Heeresvorlagen, Flottenvorlagen, Finanzvorlagen. Gewisse Produzenteninteressen können im Hintergrunde liegen, aber im ganzen ist die Regierung der fordernde Teil. Meist setzt sie ihren Willen durch Dann werden wir von ihr regiert und die Volksvertretung hat nur die Rolle der beiden gegeneinander singenden Chöre. Immerhin ist es nie ganz sicher, ob die Regierung siegt und deshalb pflegt sie besonders in neuerer Zeit, ihre Gesetze ebenso populär vorzubereiten wie es von seiten agitierender Interessengruppen geschieht. Wir haben die Agitation für die Flotte, für den Zolltarif und für die Finanzreform vor Augen. Auch die Regierung hält sich ihre Rufer und füttert ihre Zeitungen mit Nachrichten und Liebenswürdigkeiten. Darin liegt eine Anpassung an das demokratische Verfahren, die etwas Wunderliches hat: über den Kopf der Volksvertreter hinweg setzt sich die Regierung mit den Wählern in Beziehung, um durch sie die Vertreter gefügig zu machen. Es ist aber die Anstellung von Regierungsprofessoren und Reichskanzlerjournalisten keineswegs das einzige Mittel, mit dem die Regierung für ihre Pläne Stimmung macht. Sie hat noch ganz andre Trümpfe in der Hand, nämlich die Ertragsbeteiligung. Das Musterbeispiel hierfür sind die Zollerhöhungen. Die Regierung sagt zu den stärksten Interessentengruppen: Sie, meine Herren, wünschen höhere Preise, wir wünschen höhere Einnahmen; verbünden wir uns und erhöhen den Grenzzoll! Auf diese Weise wird ein Erwerbsbund zwischen Staatsverwaltung und Rohstoffproduzenten geschlossen, der nun eine fast unüberwindliche Regierungsgewalt darstellt. Der Minister, der Eisengießer, der Getreideverkäufer und der Garnproduzent setzen sich zusammen und sagen: wir vereinbaren zwischen uns die Grundzüge der Handelspolitik auf Kosten aller übrigen; sobald wir unter uns einig sind, so arbeitet jeder für sich, aber mit dem Blick auf das gemeinsame Ziel! Ja, es ist gar nicht einmal nötig, daß diese vier jemals zusammengesessen haben. Es gibt Berührungen genug, um eine Koalition herzustellen, die auf keinem geschriebenen Vertrage beruht und welche doch stark genug ist, alle übrigen Kräfte entweder zur Dienstbarkeit zu nötigen

oder an die Wand zu drücken. Wer nur die Verfassung liest, merkt von einer derartigen Herrschaftsbildung überhaupt nichts. In der Verfassung erscheint die Staatsregierung als absolut isolierte Macht für sich allein. Das aber ist sie längst nicht mehr. Ihre Stärke ist, daß sie sich auch hinter die Interessenten stellt und mit ihnen die öffentliche Meinung macht. Wer aber dabei mehr gewinnt, die Staatsregierung oder ihre Tischgenossen, das ist sehr die Frage. Bisher scheint es, daß die Regierungen formale Siege gewinnen und materielle Niederlagen. Ihre Entwürfe gehen durch, aber die Folge dieser Entwürfe ist nicht das erhoffte Wohlbefinden der Staatskasse, sondern ein immer erneuter Hunger, weil der Staat ja selber Getreide, Eisen und Garn und viele andere verteuerte Dinge kaufen muß. Doch interessiert uns ja hier weniger die Frage, ob das Verfahren gut oder schlecht ist, als vielmehr der Vorgang selber, wie tatsächlich regiert wird.

Man kann ganz allgemein sagen, daß wir regiert werden durch heimliche Einverständnisse zwischen den Spitzen des Beamtenkörpers und den Spitzen starker Interessenten. In der Zeit, als das Zentrum im Deutschen Reiche auf der ersten Violine spielte, bestand die stille Fühlung zwischen Reichskanzlei und Rom. Wirkliche Abmachungen sind dabei gar nicht nötig, denn zwei alte politische Mächte verstehen sich auch ohne Kontrakt solange sie sich verstehen wollen, und lassen sich durch kein geschriebenes Wort binden, sobald der Wille zur gemeinsamen Macht aufhört. Das Gleiche gilt vom Verhältnis der preußischen Regierung zum preußischen Rittergutsbesitzer — hier besteht der festeste politische Geheimvertrag, den es überhaupt gibt, aber etwas Geschriebenes kann niemand aufweisen. Wozu auch? Es ist viel einfacher, wenn der Schein bewahrt wird, als stünde die Regierung über den Parteien. In Wirklichkeit haben wir im Reiche wie in Preußen Parteiregierung, aber im stillen und nur inbezug auf die großen Wirtschaftsfragen. In kleinen Dingen wechseln die Herrscher.

Die Verbindungen zwischen Staatsregierung und Interessenvertretern hängen infolge ihres unformulierbaren Wesens sehr von den Persönlichkeiten der Minister ab. Sie sind Vertrauenssache. Daher bekommt alle Politik auf den obersten Stufen der Herrschaftsbildung einen so überaus persönlichen Charakter. Der Bund der Landwirte ist beständig damit beschäftigt, ob der jetzige Landwirtschaftsminister ebensogut ist wie sein Vorgänger und ob der Kanzler wirklich agrarisch ist oder nicht. Sie erörtern, ob man Minister stürzen solle oder erhalten. Ebenso ist es beim Zentralverbande der Industriellen und bei andern Wirtschaftskörperschaften. Immer gibt es da Strebungen für oder gegen gewisse Personen. Während, wie wir schon sagten, die Politik der Parteiführer in die Kunst der Gesetzesformulierungen einmündet, sind die Führer der materiellen Mächte darauf aus, Menschen persönlich an sich zu ketten. Auch das gehört zur Frage, von wem wir regiert werden. Oft stürzt ein Minister über Nacht, obwohl er eine parlamentarische Mehrheit besitzt, wie Graf Posadowsky. Sie

kommen und gehen, die Volksvertretung aber liest es in den Zeitungen, denn dieser Teil des Regierens spielt sich noch völlig ohne sie ab.

Absetzung und Einsetzung der Minister und überhaupt des höheren Regierungspersonals liegt in der Hand des Monarchen. Formell ist dagegen gar nichts einzuwenden, ebensowenig wie dagegen, daß ordnungsmäßig zustande gekommene Gesetze im Namen des Königs erlassen werden. Sachlich aber liegt es doch so, daß auch der König nicht irgendwo auf einer heiligen Insel lebt, sondern inmitten gerade der Menschen, die beständig auf Personalfragen gerichtet sind. Diejenigen Volksteile, die am besten in der Lage sind, das Ohr des Königs zu erreichen, sind eben dadurch am stärksten in allen Personalangelegenheiten. Deshalb sind sie so grundsätzlich für das Königsrecht. Deshalb stemmen sie sich mit Hand und Fuß dagegen, daß der König auf die parlamentarische Mehrheit hören müsse. Es fällt ihnen nicht ein, einen mißliebigen Minister etwa deshalb zu unterstützen, weil er vom Könige berufen ist. Sie denken nicht daran! Er wird von allen Seiten angegriffen, verdächtigt, zerrieben. Aber das Königsrecht wird hochgehalten, denn es bietet einen andern Weg zur Macht als die Volksvertretung. Das ist der Unterschied zwischen der tatsächlichen Verfassung in England und Deutschland, daß in England auch Personalfragen von der parlamentarischen Mehrheit gelöst werden, bei uns aber von der jeweilig stärksten Gruppe der Hofgesellschaft. Hier ist die Stelle, an der unsere Verfassungskämpfe einsetzen werden.

Die Forderung der Ministerverantwortlichkeit ist nur ein Versuch, das fast Unformulierbare in Paragraphen zu bringen. Was wir dabei wollen, ist trotzdem klar, nämlich die Personalpolitik an die Volksvertretung zu binden. Unser Muster dabei ist England, ohne daß wir an genau gleiches Wachstum auf zwei so verschiedenen Böden glauben. Die Volksvertretung bemüht sich, den Teil wirklichen Regimentes, der sich heute zwischen Ministern und Interessenten unter dem Schutze des Königsrechtes vollzieht, vor ihr Forum zu bringen. Daß starke Interessenten mitregieren wollen, ist unvermeidlich. Sie sollen es aber offen tun in sichtbarer Mitbeteiligung an den Volksvertretungskörpern. Dann erst wird der jetzige Eindruck schwinden, als hätten wir vielerlei Geheimkabinette.

Von der Beobachtung ausgehend, daß am Regieren in verschiedener Weise und zu verschiedenen Zeiten sowohl Parteipolitiker wie Parteilose, sowohl Minister wie Interessenvertreter ihren Anteil haben, könnte man zu dem Schlusse kommen, es sei ziemlich gleichgültig, wem in der Verfassung Regierungsrechte erteilt worden sind oder wem nicht, da ja doch die wirkliche Stärke sich bei jeder Verfassungsform irgendwie zur Geltung bringe. Darin liegt aber ein Trugschluß. Richtig ist, wie wir von Anfang an gesagt haben, daß nie eine geschriebene Verfassung alle politischen Wirklichkeiten vollkommen ausdrückt, aber es ist eine gewaltige Überschreitung der Wahrheit, wenn man nun daraus folgern will, daß Verfassungen an sich gleichgültig sind. Sie haben den Wert, den alles

geschriebene Recht hat, in Streit- und Zweifelsfällen einen Anhalt und beim regelmäßigen Gange der Dinge eine Norm zu bieten. Sie sind geschichtliche Dokumente innerpolitischer Siege und Niederlagen und erst im Kampfe um die Verfassung erreichen politische Aufwärtsbewegungen ihr Ziel. Gerade um verfassungslose Kräfte zu hindern, wird nach Paragraphen gerufen. So auch erklärt sich der Ruf nach dem allgemeinen Wahlrechte in Preußen.

Das bisherige preußische Wahlrecht bedeutet die fast vollständige Ausschließung der unteren Volksschichten vom Regieren. Neuerdings zwar sitzen 7 Sozialdemokraten im Landtag, aber was ist das für eine Vertretung der zahlreichsten Partei? Deshalb kann die Masse selbst als Entscheidungsfaktor zwischen zwei Regierungsmöglichkeiten nicht in Betracht kommen. Ja es ist fast ausgeschlossen, daß sich zwei Regierungsmöglichkeiten gegenüberstehen. Alles ist in festen Händen. Das Wahlgesetz, die Wahlkreiseinteilung, das Herrenhaus, die Minister, alles arbeitet zusammen. Hier ist die Frage, von wem wir regiert werden, höchst einfach zu beantworten: vom großgrundbesitzenden Adel! Er besitzt diesen Staat und weil er Preußen besitzt, beherrscht er den Bundesrat und damit in vielen Fragen das Reich. Der Kampf um die Verfassung ist hier die Form, in der die vorhandenen Kräfte miteinander ringen. Kann Arbeiterschaft und Bürgertum noch einmal den Grundadel aus der Macht werfen?

Das Schachspiel des preußischen Grundadels ist gut aufgestellt, er hat in der Mitte den König, der der größte Grundbesitzer ist und der es gewöhnt ist, seine Springer, Läufer und Türme um sich zu sehen. Auch die Bauern werden mit unleugbarem Geschicke vorgeschoben. Alles, was nicht konservativ ist, fühlt sich als kaum geduldet. Der Liberalismus zahlt die meisten Steuern, aber zu sagen hat er wenig. Die Sozialdemokratie stellt die meisten Soldaten von allen Parteien, aber mitzureden hat sie noch weniger. Die „geborene Herrschaft" hat sich soviele politische Kastelle und Mauern gebaut, daß eine lange, schwere Belagerung nötig sein wird, um sie Schritt für Schritt zurückzudrängen. Hier hilft nichts als eine neue politische Leidenschaft, die zu neuen Rechten führt.

Das nämlich ist das letzte, was wir ausführen wollen, daß das Verhältnis der Kräfte, von dem wir reden, nichts Gleichbleibendes ist. Alle politischen Kräfte sind beständigen Zustandsveränderungen unterworfen. Die einen steigen, die andern sinken, bei den einen stärkt sich der Wille und bei den andern wird er matt und locker. Das hängt mit wirtschaftlichen Dingen einerseits und mit allgemeinen geistigen Strömungen andererseits zusammen. Die letzte große Welle war konservativ-agrarisch, die nächste wird voraussichtlich liberal-sozialistisch sein. Aber noch ist es nicht soweit. Noch herrscht die Macht, die seit 1876 aufstieg. Sie herrscht nicht allein, aber sie herrscht in den Hauptfragen. Ihr gegenüber ist es zunächst notwendig, daß überhaupt wieder eifrig und von allen Seiten die Frage aufgeworfen wird: von wem werden wir regiert? Von wem wollen wir uns regieren lassen?

Königliche Hoheit/ Roman von Thomas Mann

(Fortsetzung)

Imma

Fräulein von Isenschnibbe war gut unterrichtet gewesen. Noch an dem Abend des Tages, an welchem sie der Fürstin zu Ried die große Neuigkeit überbracht hatte, veröffentlichte der „Eilbote" die Kunde von Samuel Spoelmanns, des weltberühmten Spoelmann, bevorstehender Ankunft, und anderthalb Wochen später, zu Anfang Oktober (es war der Oktober des Jahres, in welchem Großherzog Albrecht sein zweiunddreißigstes, Prinz Klaus Heinrich sein sechsundzwanzigstes Lebensjahr angetreten hatte) — kaum also, daß die öffentliche Neugier Zeit gehabt, einen rechten Höhepunkt zu erreichen — vollzog sich diese Ankunft, ward schlichte Wirklichkeit an einem herbstlich bedeckten, ganz unscheinbaren Wochentage, der sich gleichwohl der Zukunft als ein unendlich denkwürdiges Datum erweisen sollte.

Die Spoelmanns trafen mit Extrazug ein, — darauf beschränkte sich vorderhand die Herrlichkeit ihres Auftretens; denn daß die „Fürstenzimmer" des Hotels Quellenhof durchaus nicht von blendender Pracht waren, wußte jedermann. Müßiges Publikum, überwacht von einem kleinen Gendarmerieaufgebot, hatte sich hinter der Perronsperre eingefunden; Vertreter der Presse waren zugegen. Aber wer Außerordentliches gewärtigt hatte, wurde enttäuscht. Spoelmann wäre fast gar nicht erkannt worden, so wenig überwältigend war er. Längere Zeit hielt man seinen Leibarzt für ihn, Doktor Watercloose — so, sagte man, hieß er — einen langen Amerikaner, welcher, den Hut im Nacken, seinen Mund zwischen dem weißen, geschorenen Backenbart beständig mild lächelnd in die Breite zog und die Augen dabei schloß. Erst im letzten Augenblick ward bekannt, daß vielmehr der Kleine, Rasierte im mißfarbenen Paletot, — Der, welcher im Gegenteil den Hut tief in die Stirn gedrückt trug, der eigentliche Spoelmann sei, und die Zuschauer waren einig darin, daß ihm nichts anzumerken sei. Fabelhafte Dinge waren über ihn in Umlauf gewesen. Durch irgendeinen Spaßvogel war das Gerücht verbreitet und auch gewissermaßen geglaubt worden, Spoelmann habe lauter goldene Vorderzähne und in jeden dieser goldenen Vorderzähne sei in der Mitte ein Brillant eingelassen. Aber obgleich die Wahrheit oder Unwahrheit dieser Behauptung nicht gleich zu prüfen war — denn Spoelmann ließ seine Zähne nicht sehen, er lachte nicht, sondern schien vielmehr ärgerlich und durch seine Krankheit gereizt —, so glaubte angesichts seiner Person sogleich kein Mensch mehr daran. Was aber Miß Spoelmann, seine Tochter, betraf, so hatte sie den Kragen ihrer Pelzjacke, in deren

Published, May 1, 1909. Privilege of copyright in the United States reserved under the act approved March 3, 1905, by S. Fischer, Verlag, Berlin.

Taschen sie ihre Hände verbarg, hoch emporgeschlagen, so daß überhaupt fast nichts von ihr zu sehen war, als ein paar unverhältnismäßig großer braunschwarzer Augen, die über die Menschenansammlung hin eine ernste, fließende, aber nicht allgemein verständliche Sprache führten. An ihrer Seite befand sich die Persönlichkeit, die man als ihre Gesellschaftsdame, die Gräfin Löwenjoul erkannte, eine Frau von fünfunddreißig Jahren, schlicht gekleidet und beide Spoelmanns an Körperlänge überragend, die ihren kleinen Kopf mit dem spärlichen glatten Scheitel nachdenklich schief trug und mit einer gewissen starren Sanftmut vor sich hin blickte. Das meiste Aufsehen erregte ohne Frage ein schottischer Schäferhund, der von einem Diener mit stillem Sklavengesicht an der Leine geführt wurde, — ein ungewöhnlich schönes, aber, wie es schien, entsetzlich aufgeregtes Tier, das bebend und tänzelnd die Bahnhofshalle mit seinem exaltierten Gebell erfüllte.

Man sagte, daß ein paar Spoelmannsche Dienstboten männlichen und weiblichen Geschlechts schon einige Stunden früher im „Quellenhof" eingetroffen seien. Jedenfalls blieb es dem Diener mit dem Hunde allein überlassen, das Gepäck zu besorgen; und während er es besorgte, fuhr seine Herrschaft in zwei gemeinen Droschken — Herr Spoelmann mit Doktor Watercloose, Miß Spoelmann mit ihrer Gräfin — zum Quellengarten hinaus. Dort stiegen sie ab und dort führten sie anderthalb Monate lang ein Leben, das mit geringeren Mitteln, als den ihren, zu bestreiten gewesen wäre.

Sie hatten Glück, das Wetter war gut, es war ein blauer Herbst, eine lange Reihe von sonnigen Tagen zog sich von dem Oktober in den November, und Miß Spoelmann ritt täglich — das war der einzige Luxus, den sie trieb — mit ihrer Ehrendame spazieren, auf Pferden übrigens, die sie im Tattersall wochenweise gemietet hatten. Herr Spoelmann ritt nicht, obgleich der „Eilbote" mit deutlichem Hinblick auf ihn eine Notiz seines medizinischen Mitarbeiters veröffentlichte, wonach das Reiten bei Steinleiden infolge der Erschütterung lindernd wirke und den Abgang der Steine befördere. Aber durch das Hotelpersonal wurde bekannt, daß der berühmte Mann in seinen vier Wänden ein künstliches Reiten betrieb, mit Hilfe einer Maschine, eines feststehenden Velozipeds, dessen Sattel durch das Treten der Pedale in schütternde Bewegung versetzt wurde.

Mit Eifer trank er das Heilwasser, die Ditlinden-Quelle, auf die er große Stücke zu halten schien. In aller Frühe erschien er täglich im Füllhause, begleitet von seiner Tochter, die übrigens ganz gesund war und nur zur Gesellschaft mittrank, und bewegte sich dann in seinem mißfarbenen Paletot und den Hut in der Stirn durch den Kurgarten und die Wandelhalle, indem er das Wasser aus dem bläulichen Glasbecher durch eine gläserne Röhre zu sich nahm, — aus der Ferne beobachtet von den beiden amerikanischen Zeitungskorrespondenten,

die gehalten waren, ihren Blättern täglich tausend Worte über Spoelmanns Ferienaufenthalt zu telegraphieren und also danach trachten mußten, Stoff zu gewinnen.

Sonst sah man ihn wenig. Sein Leiden — Nierenkoliken, wie man sagte, höchst schmerzhafte Anfälle — schien ihn oft an das Zimmer, wenn nicht ans Bett zu fesseln, und während Miß Spoelmann mit der Gräfin Löwenjoul zwei oder dreimal im Hoftheater erschien (wobei sie ein schwarzes Sammetkleid und um die kindlichen Schultern ein indisches Seidentuch von wundervollem Gold-Gelb trug, auch mit ihrem perlblassen Gesichtchen und ihren großen, schwarzen und fließend redenden Augen sehr fesselnd wirkte), wurde ihr Vater niemals bei ihr in der Loge gesehen. Er unternahm zwar in ihrer Begleitung ein paar Streifzüge durch die Residenz, um kleine Einkäufe zu machen, die Stadt in Augenschein zu nehmen und einige innere Sehenswürdigkeiten zu besuchen; er spazierte auch wohl mit ihr durch den Stadtgarten und besichtigte dort zweimal Schloß Delphinenort, — das zweitemal allein, wobei er in seinem Interesse so weit ging, mit einem gewöhnlichen gelben Meterstabe, den er aus seinem mißfarbenen Paletot hervorzog, Messungen an den Wänden vorzunehmen ... Aber nicht einmal im Speisesaal des „Quellenhofes" wurde man seines Anblicks teilhaftig; denn entweder, weil er auf schmale, fast fleischlose Kost gesetzt war oder aus anderen Gründen, speiste er mit den Seinen ausschließlich in seinen Zimmern, und die Neugier des Publikums erhielt im ganzen recht wenig Nahrung.

So kam es, daß Spoelmanns Ankunft dem Quellengarten vorderhand nicht in dem Maße zum Nutzen gereichte, wie Fräulein von Isenschnibbe und mit ihr viele Leute erwartet hatten. Der Flaschenversand nahm zu, das war festzustellen; er stieg sehr rasch fast um die Hälfte seiner bisherigen Ziffer und hielt sich dauernd auf dieser Höhe. Aber der Fremdenzuzug steigerte sich nicht wesentlich; die Gäste, die eintrafen, um sich an dem Anblick dieser ungeheuerlichen Existenz zu weiden, reisten bald befriedigt oder enttäuscht wieder ab, und zudem waren es großenteils nicht die besten Elemente, die von seiner Gegenwart angelockt wurden. Sonderbare Köpfe tauchten in den Straßen auf, unfrisierte und wildäugige Köpfe, — Erfinder, Plänemacher, verbohrte Menschheitsbeglücker, die Spoelmann für ihre fixen Ideen zu gewinnen hofften. Aber der Milliardär verhielt sich durchaus ablehnend gegen diese Leute, ja, einen von ihnen, der sich im Stadtgarten an ihn machen wollte, schrie er, kirschbraun vor Jähzorn, dermaßen an, daß der Wirrkopf sich eilig trollte, und mehrfach wurde versichert, daß die Flut von Bettelbriefen, die täglich für ihn einströmte — Briefe, die oft mit Marken beklebt waren, wie die Beamten des großherzoglichen Postbureaus sie niemals zu Gesichte bekommen — geradeswegs in einen Papierkorb von seltenem Umfang geleitet werde.

Spoelmann schien sich alle geschäftlichen Mitteilungen verbeten zu haben, schien

entschlossen, seine Ferien gründlich zu genießen und während dieser Europareise ausschließlich seiner Gesundheit — oder Krankheit — zu leben. Der „Eilbote", dessen Zuträger sich beeilt hatten, mit den amerikanischen Berufsgenossen Freundschaft zu schließen, wußte zu erzählen, daß ein zuverlässiger Mann, ein cheaf manager, wie es hieß, Herrn Spoelmann drüben vertrat. Er erzählte ferner, daß seine Yacht, ein prunkvoll eingerichtetes Schiff, den gewaltigen Mann in Venedig erwarte und daß er sich nach beendeter Trinkkur zunächst mit den Seinen nach Süden zu wenden beabsichtige. Er erzählte auch — und kam damit einem drängenden öffentlichen Bedürfnis nach — von der abenteuerlichen Entstehung des Spoelmannschen Besitzstandes, von dem Urbeginn im Lande Victoria, wohin sein Vater von irgend einem deutschen Kontorsessel aus gekommen war, ganz jung und arm und ausgestattet allein mit einer Picke, einer Schaufel und einem zinnernen Teller. Dort hatte er anfänglich als Gehilfe eines Goldgräbers gearbeitet, als Tagelöhner, im Schweiße seines Angesichts. Und dann war das Glück gekommen. Einem Manne, einem kleinen Grubenbesitzer, war es so schlecht gegangen, daß er nicht einmal mehr seine Tomaten und sein trocknes Brot zum Mittagessen hatte kaufen können, und in der größten Not hatte er seine Grube veräußern müssen. Spoelmann der Ältere hatte sie gekauft, hatte sein Alles auf eine Karte gesetzt und für sein ganzes Erspartes, bestehend aus fünf Pfund Sterling, dies Stückchen Alluvialfeld, „Paradiesfeld" genannt, nicht größer als vierzig Quadratfuß, käuflich erworben. Und Tags darauf hatte er anderthalb Handbreit unter der Oberfläche einen Klumpen Reingold, den zehntgrößten Klumpen der Welt, den „Paradise Nugget" von neunhundertachtzig Unzen und fünftausend Pfund wert, zutage gefördert . . .

Das war, erzählte der „Eilbote", der Anfang gewesen. Mit dem Erlös seines Fundes war Spoelmanns Vater nach Süd-Amerika übergesiedelt, ins Land Bolivia, und als Goldwäscher, Amalgam-Mühlenbesitzer und Bergwerksunternehmer hatte er fortgefahren, das gelbe Metall ohne Umwege den Flüssen, dem Schoß des Gesteins zu entreißen. Damals und dort hatte Spoelmann der Ältere sich vermählt, — und der „Eilbote" ließ eine Bemerkung darüber einfließen, daß er es trotziger Weise und ohne Rücksicht auf dortzuland herrschende Vorurteile getan habe. So aber hatte er sein Kapital verdoppelt und auf unerhörte Art hatte er mit seinem Pfunde zu wuchern verstanden. Er war gen Norden gewandert, nach Philadelphia im Staate Pennsylvanien. Das war in den fünfziger Jahren gewesen, der Zeit lebhaften Aufschwungs im Eisenbahnbau, und Spoelmann hatte seine Geschäfte mit einer Anlage in Aktien der Baltimore- und Ohio-Bahn begonnen. Er hatte ferner im Westen des Staates ein Kokskohlenlager bewirtschaftet, dessen Erträge ihn bereits zum vermögenden Mann gemacht hatten. Aber dann hatte er zu jener Gruppe gottbegnadeter junger Leute gehört, welche für einige tausend Pfund die berühmte Blockhead-Farm erwarben,

— jenes Landgütchen, das mit seiner Steinölquelle binnen kurzem das Hundert- und Aberhundertfache seines Kaufpreises wert war . . . Dies Unternehmen hatte Spoelmann den Älteren reich gemacht, aber er hatte sich keineswegs zur Ruhe begeben, sondern unablässig die Kunst geübt, mit Geld mehr Geld und endlich überschwänglich viel Geld hervorzubringen. Er hatte Stahlwerke geschaffen, hatte Gesellschaften gebildet, die im größten Maßstabe die Umwandlung des Eisens in Stahl, den Bau von Eisenbahnbrücken betrieben. Er hatte die Mehrzahl der Aktien von vier oder fünf großen Eisenbahn-Kompanien an sich gebracht und war in vorgerückten Jahren Präsident, Vizepräsident, Bevollmächtigter oder Direktor dieser Gesellschaften gewesen. Bei der Begründung des Stahltrusts, so erzählte der „Eilbote", war er dieser Vereinigung beigetreten, mit einem Aktienbesitz, der ihm allein schon eine jährliche Einnahme von zwölf Millionen Dollars gewährleistete. Aber ebenso war er Hauptaktionär und Aufsichtsrat des Petroleum-Zusammenschlusses gewesen, hatte gleichzeitig kraft seines Anteilbesitzes über drei oder vier der anderen Treuhand-Gesellschaften Vorherrschaft geübt. Und bei seinem Tode hatte sein Vermögen, berechnet im Münzfuß von hierzulande, eine runde Milliarde betragen.

Samuel, sein einziger Sohn, erzeugt in jener zeitig geschlossenen und auf irgend eine Weise vorurteilswidrigen Ehe, war sein einziger Erbe gewesen, — und der „Eilbote", feinsinnig wie er war, schaltete eine Betrachung darüber ein, wie doch etwas Wehmütiges in der Vorstellung liege, daß jemand so ohne eigenes Zutun und gleichsam ohne Verschulden sich durch Geburt in einer solchen Lebenslage finde. Samuel hatte den Palast in der Fünften Avenue von Neuyork, die Schlösser auf dem Lande und alle Aktien, Treuhandscheine und Gewinnanteile seines Vaters geerbt; er erbte auch die abenteuerliche Vereinzelung des Lebens, zu der jener emporgestiegen war, seinen Weltruhm und den Haß der benachteiligten Menge gegen die aufgehäufte Macht des Geldes, — all den Haß, zu dessen Besänftigung er jährlich die gewaltigen Schenkungen an Kollegien, Konservatorien, Bibliotheken, Wohltätigkeitsanstalten und jene Universität verteilte, die sein Vater gegründet hatte und die seinen Namen führte.

Samuel Spoelmann trug ohne Verschulden den Haß der Benachteiligten, der „Eilbote" versicherte es. Er war früh in die Geschäfte eingeführt worden, hatte schon während der letzten Lebensjahre seines Vaters allein die schwindelerregende Besitzmasse des Hauses verwaltet. Aber es war allgemein bekannt, daß sein Herz niemals so recht und ganz bei den Transaktionen gewesen war. Seine eigentliche Neigung hatte sonderbarerweise vielmehr von jeher der Musik und zwar der Orgelmusik gehört, — und diese Mitteilung des „Eilboten" war nachzuprüfen, denn in der Tat hielt sich Mister Spoelmann auch im „Quellenhof" ein kleines Pfeifenspiel, dessen Bälge er von einem Hausknecht des Hotels bedienen ließ, und jeden Tag konnte man ihn vom Kurgarten aus eine Stunde darauf musizieren hören.

Aus Liebe und ganz ohne geschäftliche Rücksichten, erzählte der „Eilbote", hatte er sich vermählt, — mit einem armen und schönen Mädchen, halb deutsch, halb angelsächsisch ihrer Abkunft nach. Sie war gestorben; aber sie hatte ihm eine Tochter zurückgelassen, dies merkwürdige Blutgemisch von einem Mädchen, das wir nun ebenfalls in unseren Mauern zu Gast hatten und das zur Zeit neunzehn Jahre alt war. Sie hieß Imma, — ein kerndeutscher Name, wie der „Eilbote" hinzufügte, nichts weiter, als eine ältere Form von „Emma": und leicht war denn auch zu bemerken, daß, wenn auch englische Brocken mit unterliefen, die tägliche Umgangssprache im Hause Spoelmann das Deutsche geblieben war. Wie innig übrigens Vater und Tochter einander zu lieben schienen! Jeden Morgen, wenn man sich rechtzeitig in den Quellengarten begab, konnte man beobachten, wie Fräulein Spoelmann, die ein wenig später, als ihr Vater im Füllhause einzutreffen pflegte, seinen Kopf zwischen beide Hände nahm und, während er sie zärtlich auf den Rücken klopfte, ihn zum Morgengruß auf Mund und Wangen küßte. Dann gingen sie Arm in Arm durch die Wandelhalle und sogen an ihren Glasröhren . . .

So plauderte das wohlunterrichtete Blatt und nährte die öffentliche Neugier. Es berichtete auch genau über die Besuche, die Miß Imma mit ihrer Gesellschafterin liebenswürdigerweise mehreren städtischen Wohltätigkeitsanstalten abstattete. Gestern hatte sie die Volksküche eingehend besichtigt. Sie hatte heute einen aufmerksamen Rundgang durch das Greisinnenspital zum Heiligen Geist gemacht. Und nebenbei hatte sie zweimal dem zahlentheoretischen Kollegium des Geheimrats Klinghammer in der Universität beigewohnt, — hatte als Student unter Studenten auf der Holzbank gesessen und mit ihrem Füllfederhalter eifrig nachgeschrieben, denn bekanntlich war sie ein gelehrtes Mädchen und oblag dem Studium der Algebra. Ja, das war fesselnd zu lesen und ergab reichen Gesprächsstoff. Wer aber ganz ohne Zutun des „Eilboten" von sich reden machte, das war erstens der Hund, jener edle, schwarzweiße Collie-Hund, den Spoelmanns mitgebracht hatten, und zweitens auf andere Art, die Gesellschaftsdame, Gräfin Löwenjoul.

Den Hund angehend, der Perceval hieß (was englisch auszusprechen war) und meistens Percy gerufen wurde, so war dieses Tier von einer Erregbarkeit, einer Leidenschaft des Wesens, die jeder Beschreibung spottete. Innerhalb des Hotels gab er keinen Grund zu Klagen, sondern lag in vornehmen Posen auf einem kleinen Teppich vor den Spoelmannschen Gemächern. Aber bei jedem Ausgang unterlag er Anfällen von Kopflosigkeit, die allgemeines Aufsehen und Befremden, ja, mehr als einmal wirkliche Verkehrsstörungen hervorriefen. In weitem Abstande gefolgt von einem Schwarm einheimischer Hunde, gemeiner Köter, die, durch sein Benehmen in Aufruhr versetzt, mit schimpfendem Gekläff hinter ihm drein preschten und um die er sich übrigens nicht im geringsten kümmerte, flog er, die Nase mit

Schaum bespritzt und mit wildklagendem Gebell durch die Straßen, führte wütende Kreiseltänze vor den Tramwagen auf, brachte Droschkenpferde zu Fall und stürzte zweimal den Kuchenstand der Witwe Klaaßen am Rathaus mit solcher Heftigkeit über den Haufen, daß das Gebäck über den halben Marktplatz rollte. Da aber bei solchen Unglücksfällen Herr Spoelmann oder seine Tochter sofort mit mehr als angemessenen Entschädigungen einsprangen; da sich auch zeigte, daß Percevals Zustände im Grunde ungefährlicher Natur waren, daß er nichts weniger als bissig und raufluſtig, sondern im Gegenteil umnahbar und eben nur außer sich war, so wandte sich ihm rasch die Neigung der Bevölkerung zu, und namentlich den Kindern waren seine Ausgänge eine Quelle des Vergnügens.

Die Gräfin Löwenjoul ihrerseits gab auf stillere, aber nicht weniger sonderbare Weise Anlaß zum Gerede. Anfänglich, als ihre Person und Stellung in der Stadt noch unbekannt war, hatte sie sich das Gehänsel der Gassenjugend zugezogen, indem sie, allein gehend, mit sanfter und tiefsinniger Miene zu sich selber gesprochen und diese Selbstgespräche mit lebhaftem und übrigens durchaus anmutigem und elegantem Gebärdenspiel begleitet hatte. Aber den Kindern, die ihr nachgerufen und sie am Kleide gezupft hatten, war sie mit solcher Milde und Güte begegnet, hatte so liebreich und würdevoll zu ihnen gesprochen, daß die Verfolger beschämt und verwirrt von ihr abgelassen hatten; und später, als man sie kannte, verhinderte der Respekt vor ihrem Verhältnis zu den berühmten Gästen, daß man sie belästigte. Unter der Hand jedoch waren unverständliche Anekdoten über sie in Umlauf. Ein Mann erzählte, die Gräfin habe ihm ein Goldstück eingehändigt mit dem Auftrage, eine bestimmte alte Frau, die ihr irgendwelche unziemliche Anträge gemacht haben sollte, zu ohrfeigen. Der Mann hatte das Goldstück eingesteckt, ohne sich indessen seines Auftrages zu entledigen. Ferner wurde für wahr berichtet, daß die Löwenjoul den Posten vor der Kaserne der Leibfüsiliere angeredet und zu ihm gesagt habe, er müsse die Frau des Feldwebels von der und der Kompanie ihrer sittlichen Verfehlungen halber sogleich verhaften. Auch habe sie dem Obersten dieses Regimentes einen Brief geschrieben, des Inhalts, daß innerhalb der Kaserne allerlei geheimnisvolle und unaussprechliche Greuel im Schwange seien. Gott wußte, was für eine Bewandtnis es damit hatte. Manche leiteten unmittelbar daraus ab, daß es der Gräfin im Kopfe fehle. Jedenfalls hatte man keine Zeit, der Sache auf den Grund zu kommen, denn unversehens waren sechs Wochen dahin, und Samuel N. Spoelmann, der Milliardär, reiste ab.

Er reiste ab, nachdem er sich von dem Professor von Lindemann hatte malen lassen, das teuere Bildnis jedoch dem Besitzer des Hotels „Quellenhof" zum Andenken geschenkt hatte, reiste ab mit seiner Tochter, der Löwenjoul und Doktor Watercloose, mit Perceval, dem Stubenveloziped und seiner Dienerschaft, reiste

mit Sonderzug gen Süden, um an der Riviera, wohin ihm die beiden New Yorker Zeitungsmänner vorausgeeilt waren, den Winter zu verbringen und dann über den Ozean heimzukehren. Alles war zu Ende. Der „Eilbote" rief Herrn Spoelmann ein aufrichtiges Lebewohl nach und gab dem Wunsche Ausdruck, daß die Kur ihm wohl anschlagen möge. Damit schien dieser merkwürdige Zwischenfall beschlossen und abgetan. Der Tag forderte sein Recht. Man begann, Herrn Spoelmann zu vergessen.

Der Winter verging. Es war der Winter, in welchem die Fürstin zu Ried-Hohenried, Großherzogliche Hoheit, mit einem Töchterchen niederkam. Auch der Frühling ging ins Land, und Seine Königliche Hoheit Großherzog Albrecht begab sich gewohntermaßen nach Hollerbrunn. Da aber tauchte im Publikum und in der Presse ein Gerücht auf, das von ruhig denkenden Leuten anfangs mit Achselzucken aufgenommen wurde, das aber Gestalt annahm, sich festsetzte, sich in ganz bestimmte Einzelangaben kleidete und endlich als wirkliche und kernhafte Nachricht zur Herrschaft über das tägliche Gespräch gelangte.

Was ging vor? — Ein großherzogliches Schloß sollte verkauft werden. — Das war Unsinn. Welches Schloß? — Delphinenort. Schloß Delphinenort im nördlichen Stadtgarten. — Das war Narrengeschwätz. Verkauft? An wen? — An Spoelmann. — Lächerlich. Was sollte er damit anfangen? — Es wiederherstellen und bewohnen. — Sehr einfach. Aber vielleicht hatte unser Landtag ein wenig in solche Angelegenheit dreinzureden. — Den Landtag kümmerte das garnicht. Hatte etwa der Staat eine Unterhaltungspflicht an Schloß Delphinenort? Dann hätte es hoffentlich besser ausgesehen um das schöne Ding. Und also hatte der Landtag n i c h t dreinzureden. — Die Verhandlungen waren wohl ungemein weit vorgeschritten? — Allerdings. Denn sie waren abgeschlossen. — Ei, und so war man denn natürlich wohl gar in der Lage, den genauen Kaufpreis zu nennen? — Aufzuwarten. Der Kaufpreis betrug zwei Millionen auf Heller und Pfennig. — Unmöglich! Ein Kronbesitz! — Kronbesitz hin und her. Handelte es sich um die Grimmburg? Ums Alte Schloß? Es handelte sich um ein Lustschloß, ein ewig unbenütztes, aus Geldmangel rettungslos verkommendes Lustschloß. — Und Spoelmann beabsichtigte also, jedes Jahr wiederzukommen und einige Wochen in Delphinenort zu wohnen? — Nein. Denn er beabsichtigte vielmehr, ganz und gar zu uns überzusiedeln. Er war Amerika's müde, wollte Amerika den Rücken kehren, und sein erster Aufenthalt bei uns war nichts als eine Auskundschaftung gewesen. Er war krank, er wollte sich von den Geschäften zurückziehen. Er war in seinem Herzen immer ein Deutscher geblieben. Der Vater war ausgewandert, und der Sohn wollte heimkehren. Er wollte an der gemessenen Lebensführung, den geistigen Darbietungen unserer Hauptstadt teilnehmen und in unmittelbarer Nähe der Ditlindenquelle den Rest seiner Tage verbringen!

Verblüffung, Getümmel und endlose Disputationen. Aber die öffentliche Meinung ging, mit Ausnahme der Stimmen einiger weniger Griesgrame, nach kurzem Schwanken in Begeisterung für den Verkaufsplan auf, und sicher hätte ohne diese allgemeine Zustimmung die Sache überhaupt gar weit nicht gedeihen können. Hausminister von Knobelsdorff war es gewesen, der eine erste behutsame Verlautbarung des Spoelmannschen Angebots in die Tagespresse gespielt hatte. Er hatte abgewartet, hatte den Volkswillen sich entscheiden lassen. Und nach der ersten Verwirrung hatten starke Gründe in Fülle sich eingefunden, die für das Projekt sprachen. Die Geschäftswelt brach in Beifall aus bei dem Gedanken, den gewaltigen Abnehmer dauernd am Platze zu sehen. Die Schöngeister zeigten sich entzückt über die Aussicht, daß Schloß Delphinenort wiederhergestellt und erhalten —, daß dieses edle Bauwerk so unvorhergesehener, ja abenteuerlicher Weise wieder zu Ehren und Jugend gelangen sollte. Aber die staatswirtschaftlich Denkenden führten Ziffern ins Feld, die, wie im Lande die Dinge lagen, tiefe Erschütterung hervorrufen mußten. Wenn Samuel N. Spoelmann sich bei uns niederließ, so wurde er Steuersubjekt, so war er gehalten, bei uns sein Einkommen zu versteuern. Vielleicht fand man es der Mühe wert, sich die Bedeutung dieser Tatsache ein wenig klar zu machen? Es würde Herrn Spoelmann überlassen bleiben, sich einzuschätzen; aber nach allem, was man wußte — mit annähernder Genauigkeit wußte — würde dieser Einwohner eine Steuerquelle von zwei Millionen und einer halben alljährlich darstellen: wobei allein die Staatssteuern und noch nicht einmal die Gemeindesteuern in Rechnung gezogen waren. Kam das in Betracht für uns oder nicht? Und zwar richtete man diese Frage ganz unmittelbar an den Herrn Finanzminister Dr. Krippenreuther. Wenn dieser Beamte nicht alles tat, um die Einwilligung der höchsten Person zu dem Verkaufe zu erlangen, so handelte er pflichtvergessen. Denn es war ein Gebot der Vaterlandsliebe, auf Spoelmanns Anerbieten einzugehen, damit er sich so recht nach Gefallen bei uns einrichten konnte, und alle Bedenken erschienen nichtig gegenüber diesem ernsten Gebot.

So hatte Exzellenz von Knobelsdorff beim Großherzog Vortrag gehabt. Er hatte seinem Herrn über die öffentliche Stimmung berichtet; hatte hinzugefügt, daß zwei Millionen ein Preis seien, der den sachlichen Wert des Schlosses in seinem jetzigen Zustand beträchtlich übertreffe; hatte angemerkt, daß diese Einkunft für die Hof-Finanz-Direktion eine wahre Labsal bedeuten würde; und hatte schließlich etwas von der Zentralheizung für das Alte Schloß einfließen lassen, die, wenn der Verkauf zustande käme, nicht länger ein Ding der Unmöglichkeit sein werde. Kurz, der unbefangene alte Herr hatte seinen ganzen Einfluß für den Verkauf eingesetzt und dem Großherzog nahegelegt, die Sache vor einen Familienrat zu bringen. Albrecht hatte leicht mit der Unterlippe an der oberen gesogen und den Familienrat einberufen. Derselbe war im Rittersaal zusammengetreten, und es

hatte Tee und Biskuits dazu gegeben. Nur zwei weibliche Mitglieder, die Prinzessinnen Katharina und Ditlinde, waren gegen den Verkauf gewesen und zwar aus Gründen der Würde. „Man wird Dich mißverstehen, Albrecht!" hatte Ditlinde gesagt. „Man wird es dir als Mangel an Hoheitsbewußtsein auslegen, und das ist nicht richtig, denn du hast im Gegenteil zuviel davon, du bist so stolz, Albrecht, daß dir alles ganz einerlei ist. Aber ich sage nein. Ich wünsche nicht, daß in einem von deinen Schlössern ein Vogel Roch wohnt, das ist nicht schicklich, und es genügt ja, daß er einen Leibarzt hat und die Fürstenzimmer vom Quellenhof in Anspruch nahm. Der Eilbote sagt immer, daß er ein Steuersubjekt ist, aber in meinen Augen ist er ganz einfach ein Subjekt und weiter nichts. Welcher Ansicht bist du, Klaus Heinrich?" — Aber Klaus Heinrich stimmte für den Verkauf. Erstens erhalte Albrecht die Zentralheizung, und dann sei Spoelmann nicht irgendeiner, er sei nicht Seifensieder Unschlitt, er sei ein Sonderfall, und es sei keine Schande, ihm Delphinenort zu überlassen. Schließlich hatte Albrecht mit niedergeschlagenen Augen erklärt, der ganze Familienrat sei im Grunde „Affentheater". Das Volk habe längst entschieden, seine Minister drängen auf den Verkauf, und es bleibe ihm garnichts anderes übrig, als wieder einmal auf den Bahnhof zu gehen und zu winken.

Der Familienrat hatte im Frühling getagt. Von nun an hatten die Verkaufsverhandlungen, die zwischen Spoelmann einerseits und dem Oberhofmarschall Herrn von Bühl zu Bühl andererseits geführt wurden, raschen Fortgang genommen, und der Sommer war noch nicht weit vorgeschritten, als Schloß Delphinenort mit Park und Nebengebäuden Herrn Spoelmanns rechtmäßiges Eigentum war.

Da begann ein Gewimmel und eine Geschäftigkeit um das Schloß und in seinem Innern, daß täglich viele Leute in den nördlichen Teil des Stadtgartens gelockt wurden. Delphinenort ward ausgebessert, ward innerlich umgebaut zu einem Teil und zwar mit außerordentlichem Aufgebot an Arbeitskräften. Denn schnell, schnell mußte es gehen, das war Spoelmanns Wille, und kaum fünf Monate hatte er Frist gegeben, bis daß alles zu seinem Einzug bereit sein mußte. So wuchs mit Windeseile ein Holzgerüst mit Treppen und Plattformen um das schadhafte Prachtgebäude empor, ausländische Arbeiter bevölkerten es von oben bis unten, und ein Architekt kam mit Vollmachten über den Ozean herbei, um die Oberleitung des Ganzen zu übernehmen. Aber der Aufgabe größter Teil fiel doch unserem heimischen Handwerksfleiße zu, und die Steinmetzen und Dachdecker, die Schreiner, Vergolder, Tapezierer, Glaser, Parkettleger der Residenz, die Gartenkünstler und Werkmeister für Heizungsanlagen und Beleuchtungswesen hatten harte, ergiebige Arbeit diesen Sommer und Herbst. Wenn Seine Königliche Hoheit Klaus Heinrich auf „Eremitage"

die Fenster geöffnet hielt, so drang der Schall des Treibens dort drüben bis in seine Empirestuben, und mehrmals ließ er sich, vom Publikum ehrerbietig begrüßt, in seiner Chaise an Schloß Delphinenort vorüberfahren, um sich von den Fortschritten des Erneuerungswerkes zu überzeugen. Das Gärtnerhäuschen ward aufgefrischt, die Ställe und Remisen, die den Spoelmannschen Wagen- und Automobilpark aufnehmen sollten, wurden erweitert; und was wurde im Oktober nicht alles ausgeladen an Möbeln und Teppichen, an Kisten und Kasten mit Stoffen und Hausrat vor Schloß Delphinenort, während sich unter den Umstehenden die Kunde verbreitete, daß dort drinnen kundige Hände geschäftig seien, Spoelmanns über das Weltmeer dahergesandte kostbare Orgel mit elektrischem Triebwerk aufzurichten. Spannung herrschte, ob wohl der Parkgrund, der zum Schlosse gehörte und so prächtig gesäubert und hergerichtet wurde, gegen den Stadtgarten durch Mauer oder Zaun werde abgeschlossen werden. Aber nichts dergleichen geschah. Der Besitz sollte zugänglich beiben, die Bewegungsfreiheit der Hauptstädter im Grünen nicht eingeschränkt werden, — so wollte es Spoelmann. Bis dicht an das Schloß, bis an die beschnittenen Hecken, die das große viereckige Wasserbassin einsäumten, sollten die sonntäglichen Spaziergänger Zutritt haben, — und das verfehlte nicht, den besten Eindruck in der Bevölkerung zu machen, ja, der „Eilbote" veröffentlichte einen besonderen Artikel darüber, worin er Herrn Spoelmann für seine freisinnige Maßnahme pries.

Und siehe da: als wieder die Blätter fielen, genau ein Jahr nach seiner ersten Ankunft, traf Samuel Spoelmann zum zweitenmal auf unserem Bahnhof ein. Diesmal war die Beteiligung des Publikums an dem Ereignis weit größer, als voriges Jahr, und es ist verbürgt, daß, als Herr Spoelmann in dem bekannten mißfarbenen Paletot und den Hut in der Stirn seinen Salonwagen verließ, lebhafte Hochrufe aus der Menge der Zuschauer erschollen, — Kundgebungen, über die Herr Spoelmann sich übrigens eher zu ärgern schien und für die statt seiner Doktor Watercloose dankte, indem er seinen Mund mild lächelnd in die Breite zog und die Augen schloß. Auch als Miß Spoelmann ausstieg, wurde ein Hoch ausgebracht, und ein paar Spaßvögel riefen sogar Hurrah, als Percy, der Colliehund, bebend, tänzelnd und vollständig außer sich auf dem Bahnsteig erschien. Außer dem Arzt und der Gräfin Löwenjoul befanden sich zwei noch unbekannte Personen in der Begleitung der Herrschaften, zwei rasierte und entschlossen blickende Herren in auffallend weiten Paletots. Es waren Herrn Spoelmanns Sekretäre, die Herren Phlebs und Slippers, wie der „Eilbote" in seinem Bericht bemerkte.

Damals war Delphinenort noch bei weitem nicht fertig, und Spoelmanns bezogen zunächst das erste Stockwerk des Residenz-Hotels, woselbst ein großer, bauchiger und stolzer Mann in Schwarz, der Spoelmann'sche Haushofmeister

oder butler, der vor ihnen eingetroffen war, für sie Quartier gemacht und eigenhändig das Stubenveloziped aufgestellt hatte. Täglich, während Miß Imma mit ihrer Gräfin und Percy spazieren ritt oder Wohltätigkeitsanstalten besichtigte, weilte Herr Spoelmann in seinem Hause, um die Arbeiten zu überwachen und Anordnungen zu treffen; und als das Jahr sich zu Ende neigte, ganz kurz nachdem der erste Schnee gefallen war, da wurde es Wahrheit, da zogen Spoelmanns in Schloß Delphinenort ein. Zwei Automobile (man hatte sie kürzlich anlangen sehen, — herrliche Fahrzeuge, von Riesenkräften mit zart metallischem Rauschen dahingetrieben) trugen die sechs Personen — denn in dem zweiten saßen die Herren Phlebs und Slippers — gelenkt von in Leder gekleideten Chauffeurs, neben denen mit verschränkten Armen Bediente in schneeweißen Pelzmänteln saßen, in wenigen Minuten vom Residenz-Hotel durch den Stadtgarten, und als die Wagen die stattliche Kastanienallee durchflogen, die in die Auffahrt mündete, da hingen an den hohen Lampenträgern, welche an allen vier Ecken des großen Brunnenbassins aufgerichtet waren, die Knaben des Volks und schwenkten schreiend ihre Mützen . . .

So wurden Samuel Spoelmann und die Seinen bei uns ansässig, und seine Gegenwart wurde zu einer lieben Gewohnheit. Man sah und kannte seine weißgoldenen Bedienten in der Stadt, wie man die braungoldenen großherzoglichen Lakaien sah und kannte; der in bordeauxroten Plüsch gekleidete Neger, der als Türhüter vor dem Portal von Delphinenort Wache hielt, war bald eine volkstümliche Gestalt; und wenn man am Schlosse vorüberspazierte und das gedämpfte Brausen von Herrn Spoelmanns Orgelspiel aus dem Innern hervordrang, so hob man den Finger und sagte: „Horch, er spielt. Er hat also wohl keine Koliken im Augenblick". Täglich sah man Miß Imma an der Seite der Gräfin Löwenjoul, gefolgt von einem Reitknecht und umlärmt von dem rasenden Percy, spazieren reiten oder ein prächtiges Four in hand-Gespann eigenhändig durch den Stadtgarten lenken; und wenn man früh aufstand, konnte man jeden Morgen Vater und Tochter in einem dunkelrot lackierten Coupee oder bei schönem Wetter zu Fuße sich durch den Parkgrund von Schloß „Eremitage" zum Quellengarten begeben sehen, um den Brunnen zu trinken. Was Imma betraf, so nahm sie, wie erwähnt, ihre Besichtigungen der städtischen Wohltätigkeitsanstalten wieder auf, schien aber darüber ihre Wissenschaft nicht zu vernachlässigen, denn seit dem Beginne des Studienhalbjahres besuchte sie regelmäßig die Vorlesungen des Geheimrats Klinghammer in der Universität, — saß täglich in einem schwarzen Kleid mit weißem Umlegekragen und Manschetten unter den jungen Leuten im Hörsaal und führte mit hochaufgesetztem und eingedrücktem Zeigefinger — dies war ihre Schreibart — die Füllfeder über die Seiten ihres Kollegheftes. Spoelmanns lebten zurückgezogen, sie pflogen keinen Verkehr in der Stadt, was ja sowohl in Herrn Spoelmanns Krankheit als auch in seiner gesellschaftlichen

Einsamkeit seine Erklärung fand. Welcher Gesellschaftsgruppe hätte er sich anschließen sollen? Niemand mutete ihm zu, etwa mit Seifensieder Unschlitt oder Bankdirektor Wolfsmilch auf vertrauten Fuß zu treten. Wohl aber näherte man sich ihm bald mit Ansprüchen an seine Mildtätigkeit und wurde nicht abgewiesen. Denn Herr Spoelmann, der, wie man wußte, vor seiner Abreise von Amerika der Behörde für den öffentlichen Unterricht in den Vereinigten Staaten eine gewaltige Summe Dollars überwiesen, auch die bindende Versicherung abgegeben hatte, seine jährlichen Zuwendungen an die Spoelmann-Universität und die übrigen Bildungsinstitute keineswegs einzustellen, — er zeichnete bald nach seinem Einzuge in „Delphinenort" zehntausend Mark zugunsten des Dorotheen-Kinderhospitals, für das gerade gesammelt wurde: eine Handlungsweise, deren Hochherzigkeit der „Eilbote" und die übrige Presse in warmen Worten zu würdigen wußte. Ja, obwohl Spoelmanns gesellschaftlich abgeschlossen lebten, so eignete ihrem Dasein bei uns doch von der ersten Stunde an eine gewisse Öffentlichkeit, und mindestens im örtlichen Teil der Tagesblätter wurde ihr Wandel mit nicht geringerer Aufmerksamkeit verfolgt, als der der Mitglieder des großherzoglichen Hauses. Das Publikum wurde unterrichtet davon, wenn Miß Imma mit der Gräfin und den Herren Phlebs und Slippers eine Partie Tennis im Park von „Delphinenort" gespielt hatte, es war auf dem Laufenden darüber, wann sie das Hoftheater besucht hatte, wann auch ihr Vater dabei gewesen war, um anderthalb Aufzüge einer Oper anzuhören; und wenn Herr Spoelmann der Neugier auswich, wenn er während der Theaterpause niemals seine Loge verließ und sich fast niemals zu Fuß in den Straßen blicken ließ, so war er doch offenbar nicht ohne Sinn für die darstellerischen Verpflichtungen, die ein außerordentliches Dasein auferlegt, und gab der Schaulust das ihre. Bekanntlich war der Park von „Delphinenort" nicht gegen den Stadtgarten abgeteilt. Keine Mauer trennte das Schloß von der Welt. Von der Rückseite zumal konnte man über die Rasenflächen bis dicht an den Fuß der breiten gedeckten Terrasse vordringen, die dort errichtet war, und war man keck, so konnte man durch die große Glastür geradeswegs in den hohen, weißgoldenen Gartensalon blicken, woselbst Herr Spoelmann mit den Seinen um fünf Uhr den Tee nahm. Ja, als die schöne Jahreszeit eintrat, da wurde die Teestunde draußen auf der Terrasse abgehalten, und wie auf einer Bühne saßen Herr und Fräulein Spoelmann, die Löwenjoul und Doktor Watercloose in neuartig geformten Korbstühlen und tranken öffentlich Tee. Denn am Sonntag wenigstens fehlte es niemals an Publikum, das aus einiger ehrerbietiger Entfernung das Schauspiel genoß. Man zeigte einander den großen silbernen Teekessel, der, was man noch niemals gesehen, elektrisch geheizt wurde und die wundersamen Livreen der beiden Bedienten, die die Tassen und Konfitüren darreichten: weiße, hochgeschlossene, und goldbetreßte Fräcke, die an den Kragen, den Ärmeln, den Säumen mit

Schwan besetzt waren. Man horchte auf das englisch-deutsche Gespräch und verfolgte mit offenen Mündern jede Bewegung der merkwürdigen Familie dort oben. Dann ging man hinüber vors Hauptportal, um dem bordeauxroten Plüschmohren ein paar Scherze im Volksdialekt zuzurufen, die jener mit weißem Grinsen beantwortete . . .

Klaus Heinrich sah Imma Spoelmann zum erstenmal an einem heiteren Wintertage, mittags um zwölf. Damit ist nicht gesagt, daß er sie nicht vorher schon manchesmal, im Theater, auf der Straße, im Stadtpark, erblickt hätte. Aber das ist etwas anderes. Er sah sie zum erstenmal um diese Mittagsstunde und zwar unter lebhaften Umständen.

Er hatte bis halb zwölf Uhr im Alten Schlosse „Freiaudienzen" erteilt und war nach ihrer Beendigung nicht sofort nach Schloß „Eremitage" zurückgekehrt, sondern hatte seinem Kutscher Befehl gesandt, mit dem Koupee in einem der Höfe zu warten, indes er mit den diensttuenden Offizieren des Leibgrenadier-Regiments auf der Hauptwache eine Zigarette rauchen wollte. Da er die Uniform dieses Regimentes trug, dem auch sein persönlicher Adjutant angehörte, so gab er sich Mühe, den Schein einer gewissen Kameradschaft mit den Offizieren zu wahren, speiste zuweilen in ihrem Kasino und leistete ihnen von Zeit zu Zeit eine halbe Stunde auf der Hauptwache Gesellschaft, obgleich er dunkel vermutete, daß er eher störend wirke, indem er die Herren davon abhielt, Karten zu spielen und unanständige Geschichten zu erzählen. Er stand also, den gewölbten Silberstern des Großen Ordens vom Grimmburger Greifen auf dem Waffenrock, die linke Hand weit hinten in die Hüfte gestemmt, mit Herrn von Braunbart-Schellendorf, der den Besuch rechtzeitig angekündigt hatte, in der Offizierswachtstube, die zu ebener Erde des Schlosses, ganz nahe beim Albrechtstor gelegen war, — unterhielt ein nichtssagendes Gespräch mit zwei oder drei der Herren in der Mitte des Dienstraumes, während eine weitere Gruppe von Offizieren an dem tiefgelegenen Fenster plauderte. Weil draußen so warm die Sonne schien, hatte man das Fenster geöffnet, und von der Kaserne her näherte sich die Albrechtsstraße herauf zu Musik und Paukenschlag der Marschschritt der aufziehenden Ablösung. Es schlug zwölf von der Hofkirche. Man hörte draußen den Unteroffizier mit heiserer Stimme sein „Angetreten!" in die Mannschaftsstube rufen, hörte das Getrappel der zu ihren Gewehren eilenden Grenadiere. Publikum versammelte sich auf dem Platze. Der Leutnant, der das Kommando zu führen hatte, gürtete hurtig den Säbel um, schlug vor Klaus Heinrich die Absätze zusammen und ging hinaus. Da plötzlich rief Leutnant von Sturmhahn, der aus dem Fenster geblickt hatte, mit jener ein wenig falschen Unmittelbarkeit, die zum Ton zwischen Klaus Heinrich und den Offizieren gehörte: „Teufel auch, wollen Königliche Hoheit was Feines sehen? Da kommt die Spoelmann vorbei, mit ihrer Algebra unterm Arm . . ." Klaus Heinrich trat an das Fenster.

Miß Imma kam zu Fuß und allein von rechts auf dem Bürgersteig daher. Beide Hände in ihrem großen, mappenartigen Muff, dessen lang hinabhängende Decke mit Schwänzchen besetzt war, hielt sie mit einem Unterarm ihr Kollegienheft an sich gedrückt. Sie trug eine lange Jacke aus glänzendem Schwarzfuchspelz und eine Mütze aus dem gleichen Rauchwerk auf ihrem dunklen, fremdartigen Köpfchen. Sie kam von „Delphinenort", offenbar, und sputete sich, die Universität zu erreichen. Sie gelangte vor die Hauptwache in dem Augenblick, als die Ablösungsmannschaft, gegenüber der Wachtmannschaft, die in zwei Gliedern und Gewehr bei Fuß die Höhe des Bürgersteigs besetzt hielt, im Rinnstein aufmarschierte. Sie mußte unbedingt umkehren, das Musikkorps und die Zuschauermenge umgehen, ja, wenn sie den offenen Platz mit seiner Trambahn vermeiden wollte, auf dem ringsherum führenden Fußsteig einen ziemlich weiten Bogen beschreiben — oder das Ende der militärischen Verrichtung erwarten. Sie machte zu keinem von beidem Miene. Sie schickte sich an, auf dem Bürgersteige vorm Schloß zwischen den Gliedern hindurchzugehen. Der Unteroffizier mit der heiseren Stimme sprang vor. „Kein Durchgang!" schrie er und hielt den Kolben seines Gewehrs vor sie hin. „Kein Durchgang! Umkehren! Abwarten!" Da aber wurde Miß Spoelmann zornig. „Was fällt Ihnen ein!" rief sie. „Ich habe Eile!!" Aber diese Worte besagten wenig im Vergleich mit dem Nachdruck aufrichtigster, leidenschaftlichster, unwiderstehlichster Entrüstung, mit dem sie hervorgestoßen wurden. Wie klein und seltsam sie war! Die blonden Soldaten, unter denen sie stand, überragten sie wohl um doppelte Haupteslänge. Ihr Gesichtchen war so bleich wie Wachs in dieser Minute, ihre schwarzen Brauen bildeten über der Nasenwurzel eine schwere und ausdrucksvolle Zornesfalte, die Löcher ihres unbestimmt gebildeten Näschens waren kreisrund geöffnet, und ihre Augen, tiefschwarz vor Erregung und übergroß, führten eine dermaßen eindringliche, hinreißend fließende Sprache, daß keine Einrede möglich schien. „Was fällt Ihnen ein!" rief sie. „Ich habe Eile!!" Und dabei schob sie mit der Linken den Kolben mitsamt dem verdutzten Unteroffizier beiseite und ging mitten zwischen den Gliedern hindurch, — ging geradeaus ihres Weges, bog linker Hand in die Universitätsstraße und entschwand den Blicken.

„Verdammt!" rief Leutnant von Sturmhahn. „Da sind wir schön angekommen!" Die Offiziere am Fenster lachten. Auch draußen unter den Zuschauern herrschte viel Heiterkeit, die übrigens unbedingt beifällig klang. Klaus Heinrich stimmte in die allgemeine Fröhlichkeit ein. Die Ablösung vollzog sich unter Kommandos und abgerissenen Marschklängen. Klaus Heinrich kehrte nach „Eremitage" zurück.

Er frühstückte ganz allein, unternahm nachmittags einen Spazierritt auf seinem braunen Pferde Florian und verbrachte den Abend in großem Kreise

beim Finanzminister Dr. Krippenreuther. Mehreren Personen erzählte er mit heiter bewegter Stimme den Auftritt vor der Schloßwache, und sie zeigten sich hingerissen von seiner Erzählung, obgleich die Geschichte sofort die Runde gemacht hatte und allgemein bekannt war. Am nächsten Tage mußte er verreisen, da sein Bruder ihn mit seiner Vertretung bei der Feier zur Einweihung der neuen Stadthalle in der Nachbarstadt beauftragt hatte. Aus irgendwelchen Gründen fuhr er ungern, verließ er nur mit Widerstreben die Residenz. Ihm schien es so, als ob er eine wichtige, freudige, auch wohl beunruhigende Angelegenheit zurückließe, die eigentlich aufs dringlichste seine Anwesenheit erforderte. Dennoch war sein hoher Beruf wohl das Wichtigere. Aber während er fest und glänzend gekleidet auf seinem Ehrenstuhl in der Stadthalle saß und der Bürgermeister die Festrede hielt, war Klaus Heinrich nicht ausschließlich darauf bedacht, wie er sich den Blicken der Menge darstelle, sondern vielmehr in seinem Innern mit jener neuen und dringlichen Angelegenheit beschäftigt. Vorübergehend dachte er auch an eine Person, deren flüchtige Bekanntschaft er vor langen Jahren einmal gemacht, an Fräulein Unschlitt, die Tochter des Seifensieders, — eine Erinnerung, die in gewissem Zusammenhang mit der dringlichen Angelegenheit stand.

Imma Spoelmann schob zornig den heiseren Unteroffizier beiseite, — ging ganz allein, ihre Algebra unterm Arm, durch die Gasse der großen, blonden Grenadiere. Wie perlblaß ihr Gesichtchen war, gegen das schwarze Haar unter der Pelzmütze, und wie ihre Augen redeten! Niemand glich ihr. Ihr Vater war krank vor Reichtum und hatte einfach ein Schloß aus dem Kronbesitz erworben. Wie war das noch, was der „Eilbote" über seinen unverschuldeten Weltruhm und die „abenteuerliche Vereinzelung seines Lebens" gesagt hatte? Er trage den Haß der benachteiligten Menge, — so ähnlich hatte der Artikel sich ausgedrückt. Übrigens waren ihre Nasenlöcher kreisrund gewesen vor Entrüstung. Niemand glich ihr, niemand weit und breit. Sie war ein Sonderfall. Und wie, wenn sie damals auf dem Bürgerball gewesen wäre? So hätte er eine Gefährtin gehabt, hätte sich nicht verirrt, und der Abend hätte nicht in Schimpf und Schande geendet. „Herunter, herunter, herunter mit ihm!" O pfui! Laß das noch einmal sehen, wie sie so schwarzbleich und fremdartig durch die Gasse der blonden Soldaten ging.

Diese Gedanken waren es, die Klaus Heinrich während der nächsten Tage bei sich bewegte, — nur diese drei, vier Vorstellungen. Und eigentlich war es zum Erstaunen, wie reichlich er damit auskam, ohne nach anderen zu verlangen. Aber alles in allem schien es ihm mehr als wünschenswert, daß er sehr bald und womöglich noch heute das perlblasse Gesichtchen wiedersähe.

Abends fuhr er ins Hoftheater, wo man die Oper „Zauberflöte" spielte. Und als er von seiner Loge aus Fräulein Spoelmann neben der Gräfin Löwenjoul

vorn auf der ersten Galerie gewahrte, erschrak er bis zum Grund seines Herzens. Während des Spiels konnte er sie aus dem Dunkel durch sein Glas betrachten, da das Licht von der Bühne auf sie fiel. Sie ließ ihr Köpfchen in der schmalen, ungeschmückten Hand ruhen, indem sie unbekümmert den bloßen Arm auf die Sammetbrüstung stützte, und sah nicht mehr entrüstet aus. Sie trug ein Kleid aus seegrüner glänzender Seide mit lichtem Überwurf, in den farbige Blumensträuße gestickt waren, und um Hals und Brust eine lange Kette aus lauter blitzenden Diamanten. Eigentlich war sie nicht so klein, wie es scheinen mochte, fand Klaus Heinrich, als sie am Aktschluß aufstand. Nein, es lag an dem kindlichen Gepräge ihres Köpfchens und der Schmalheit ihrer bräunlichen Schultern, daß sie so wie ein kleines Mädchen erschien. Ihre Arme waren wohl ausgebildet, und man konnte sehen, daß sie Sport trieb und Pferde zügelte. Aber vorm Handgelenk wurde auch der Arm wie der eines Kindes.

Als die Dialogstelle gesprochen wurde: „Er ist ein Prinz. Er ist mehr, als das", spürte Klaus Heinrich den Wunsch, mit Doktor Überbein zu plaudern. Doktor Überbein sprach zufällig am nächsten Tage auf „Eremitage" vor: in schwarzem Gehrock mit weißer Krawatte, wie immer, wenn er Klaus Heinrich besuchte. Klaus Heinrich fragte ihn, ob er die Geschichte von der Hauptwache schon gehört habe? Ja, antwortete Doktor Überbein, die habe er mehrfach gehört. Aber wenn Klaus Heinrich sie ihm noch einmal erzählen wolle ... „Nein, wenn Sie sie kennen", sagte Klaus Heinrich enttäuscht. Dann kam Doktor Überbein auf etwas völlig anderes: Er fing an, von Operngläsern zu sprechen und betonte, daß das Opernglas doch eine ausgezeichnete Erfindung sei. Es bringe nahe, was leider fern sei, nicht wahr? es schlage Brücken zu angenehmen Zielen. Was Klaus Heinrich meine? Klaus Heinrich war geneigt, dem halb und halb zuzustimmen. Und er solle ja gestern Abend, wie man erzähle, recht ausgiebig von dieser schönen Erfindung Gebrauch gemacht haben, sagte der Doktor. Das konnte Klaus Heinrich nicht verstehen. Da sagte Doktor Überbein: „Nein, hören Sie mal, Klaus Heinrich, so geht das nicht. Sie werden angestarrt, und die kleine Imma wird angestarrt, das genügt. Wenn nun aber Sie auch noch die kleine Imma anstarren, so ist das zuviel. Das müssen Sie doch einsehen?"

„Ach, Doktor Überbein, ich habe nicht daran gedacht."

„Sie pflegen aber doch sonst an so was zu denken."

„Mir ist seit einigen Tagen so neuartig zumute", sagte Klaus Heinrich.

Doktor Überbein lehnte sich zurück, ergriff seinen roten Bart in der Nähe der Gurgel und nickte langsam mit Kopf und Oberkörper.

„So? Ist Ihnen?" fragte er. Und fuhr dann fort, zu nicken.

Klaus Heinrich sagte: „Sie glauben nicht, wie ungern ich neulich zur Einweihung der Stadthalle gefahren bin. Und morgen muß ich die Rekruten-

vereidigung bei den Leibgrenadieren vornehmen. Und dann kommt das Hausordens-Kapitel. Das ist mir sehr zuwider. Ich habe gar keine Lust, zu repräsentieren. Ich habe gar keine Lust zu meinem sogenannten hohen Beruf."

„Das höre ich ungern!" sagte Doktor Überbein scharf.

„Ja, ich konnte mir denken, daß Sie böse werden würden, Doktor Überbein. Sie nennen es gewiß eine Schlamperei. Und dann werden Sie gewiß von ‚Schicksal und Strammheit' reden, wie ich Sie kenne. Aber gestern in der Oper habe ich bei einer bestimmten Stelle an Sie gedacht und mich gefragt, ob Sie eigentlich so ganz recht hätten in manchen Punkten . . ."

„Hören Sie, Klaus Heinrich, wenn ich mich nicht irre, so habe ich Euere Königliche Hoheit schon einmal sozusagen bei den Ohren wieder zu sich selber gebracht . . ."

„Das war etwas anderes, Doktor Überbein! Ach, wenn Sie doch einsähen, daß das etwas ganz und gar anderes war! Das war im ‚Bürgergarten', aber der liegt so weit zurück, und ich habe keinerlei Verlangen danach. Denn sie ist ja selbst . . . Sehen Sie, Sie haben mir früher manchmal erklärt, was Sie unter ‚Hoheit' verstünden, und daß sie rührend sei, und daß man sich ihr mit zarter Teilnahme zu nahen habe, wie Sie sich ausdrückten. Finden Sie denn nicht, daß die, von der wir reden, daß sie rührend ist und daß man teil an ihr nehmen muß?"

„Vielleicht", sagte Doktor Überbein. „Vielleicht."

„Sie sagten oft, daß man die Sonderfälle nicht wegleugnen dürfe, das sei eine Schlamperei und eine liederliche Gemütlichkeit. Finden Sie denn nicht, daß sie auch ein Sonderfall ist, die von der wir reden?"

Doktor Überbein schwieg.

„Und nun sollte ich wohl gar", sagte er plötzlich mit schallender Stimme, „wenn es möglich wäre, dazu helfen, daß aus zwei Sonderfällen so etwas wie ein Allerweltsfall werde?"

Hierauf ging er. Er sagte, daß er zu seiner Arbeit zurückkehren müsse, wobei er das Wort „Arbeit" scharf betonte und bat, sich zurückziehen zu dürfen. Er verabschiedete sich seltsam zeremoniös und unväterlich.

Klaus Heinrich sah ihn wohl zehn oder zwölf Tage nicht. Er lud ihn einmal zum Frühstück ein, aber Doktor Überbein ließ um gnädigste Entschuldigung bitten, seine Arbeit nähme ihn augenblicklich gar zu sehr in Anspruch. Schließlich kam er von selbst. Er war aufgeräumt und sah übrigens grüner aus, als je. Er schwadronierte von diesem und jenem und kam dann auf Spoelmanns zu sprechen, indem er zur Decke blickte und sich bei der Gurgel ergriff. Alles was recht sei, sagte er, aber es sei ganz auffallend viel Sympathie für Samuel Spoelmann vorhanden, man spüre es überall in der Stadt, wie beliebt er sei. Erstens natürlich als Steuersubjekt, aber auch sonst. Man habe einfach Sinn

für ihn, in allen Schichten, für sein Orgelspiel und seinen mißfarbenen Paletot und seine Nierenkoliken. Jeder Schusterjunge sei stolz auf ihn, und wenn er nicht so unzugänglich und verdrießlich wäre, würde man es ihm schon zu fühlen geben. Die Zehntausend-Mark-Spende für das Dorotheen-Spital habe natürlich den besten Eindruck gemacht. Sein Freund Sammet habe ihm, Überbein, erzählt, daß mit Hilfe dieser Schenkung umfassende Verbesserungen im Spital vorgenommen seien. Und übrigens, was ihm da einfalle! Die kleine Imma wolle ja morgen Vormittag die Verbesserungen in Augenschein nehmen, habe Sammet erzählt. Sie habe einen von ihren Schwanverbrämten geschickt und angefragt, ob sie morgen willkommen sei. Eigentlich gehe sie ja das Kinderelend den Teufel etwas an, meinte Überbein, aber sie wolle vielleicht was lernen. Morgen Vormittag um elf, wenn ihn sein Gedächtnis nicht täusche. Dann sprach er von etwas anderem. Beim Weggehen sagte er noch: „Der Großherzog sollte sich mal ein bißchen um das Dorotheen-Spital kümmern, Klaus Heinrich, man erwartet das. Eine segensreiche Anstalt. Kurzum, jemand müßte vorfahren. Das hohe Interesse bekunden. Ohne vorgreifen zu wollen ... Und damit Gott befohlen."

Aber er kehrte noch einmal zurück, und in seinem grünlichen Gesicht war, unterhalb der Augen, eine Röte entstanden, die sich völlig unwahrscheinlich darin ausnahm. „Sollte ich," sagte er laut, „Sie jemals wieder mit einem Bowlendeckel auf dem Kopfe treffen, Klaus Heinrich, so lasse ich Sie sitzen." Dann kniff er die Lippen zusammen und ging schnell hinaus.

Am nächsten Vormittag gegen elf Uhr fuhr Klaus Heinrich, von Schloß „Eremitage" kommend, mit Herrn von Braunbart-Schellendorf, seinem Adjutanten, durch die beschneite Birkenallee, auf holperigen Vorstadtstraßen zwischen ärmlichen Wohnungen hin und hielt vor dem schlichten weißen Hause, über dessen Eingang in breiten schwarzen Lettern „Dorotheen-Kinderspital" zu lesen war. Sein Besuch war gemeldet. Der Chefarzt der Anstalt, im Frack und angetan mit dem Albrechtskreuz dritter Klasse, erwartete ihn mit zwei jüngeren Ärzten und dem Korps der Diakonissinnen in der Vorhalle. Der Prinz und sein Begleiter trugen Helm und Pelzmantel. Klaus Heinrich sagte: „Ich erneuere eine alte Bekanntschaft, lieber Herr Doktor. Sie waren anwesend, als ich zur Welt kam. Auch sind Sie ja ein Freund meines Lehrers Überbein. Ich freue mich sehr."

Doktor Sammet, in tätiger Sanftmut ergraut, verbeugte sich seitwärts geneigten Kopfes, eine Hand an der Uhrkette und den Ellenbogen dicht am Oberkörper. Er stellte dem Prinzen die beiden jüngeren Ärzte und die Schwester-Oberin vor und sagte dann: „Ich muß Euerer Königlichen Hoheit anzeigen, daß der gnädige Besuch Euerer Königlichen Hoheit mit einem anderen Besuch zusammentrifft. Ja. Wir erwarten Fräulein Spoelmann. Ihr Vater hat unsere Anstalt in so großartiger Weise gefördert ... Wir konnten die Vereinbarung nicht wohl noch rückgängig machen. Die Schwester-Oberin wird das Fräulein führen."

Klaus Heinrich nahm freundlich von diesem Zusammentreffen Kenntnis. Er tat hierauf eine Äußerung über die Tracht der Diakonissinnen, die er kleidsam nannte, und erklärte dann, daß er begierig sei, einen Einblick in die segensreiche Anstalt zu tun. Man begann den Rundgang. Die Oberin blieb mit drei Schwestern in der Vorhalle zurück.

Alle Wände im Haus waren weiß getüncht, waren waschbar. Ja. Die Kräne der Wasserleitungen waren sehr groß; man bewegte sie mit dem Ellenbogen, aus Reinlichkeitsrücksichten. Und Spülstrahlapparate waren angebracht, für die Milchflaschen. Man ging durch den Empfangsraum, der leer war bis auf ein paar Betten außer Dienst und die Fahrräder der Ärzte. Im Ordinationszimmer, nebenan, war außer dem Schreibtisch und dem Gestell mit den weißen Mänteln der Ärzte noch eine Art Wickeltisch mit Wachstuchkissen, ein Operationstisch, ein Schrank mit Nährmitteln und eine muldenförmige Kinderwage zu sehen. Klaus Heinrich verweilte bei den Nährmitteln, ließ sich die Zusammensetzung der Präparate erklären. Doktor Sammet dachte bei sich, daß, wenn man den Rundgang mit dieser Gründlichkeit fortsetzen wolle, empfindlich viel Zeit verloren gehen werde.

Plötzlich gab es ein Geräusch auf der Straße. Ein Automobil fuhr tutend an und bremste vorm Hause. Es wurde Hoch gerufen, man hörte es deutlich im Ordinationszimmer, wenn es auch wohl nur Kinder waren, die riefen. Klaus Heinrich kümmerte sich nicht sehr um diese Vorgänge. Er betrachtete eine Büchse mit Milchzucker, die übrigens nicht viel Merkwürdiges bot. „Scheinbar kommt Besuch," sagte er. „O, richtig, Sie sagten ja, daß welcher kommen werde. Gehen wir weiter?"

Man begab sich in die Küche, die Milchküche, den großen, mit Kacheln ausgelegten Raum für Milchmischung, den Aufbewahrungsort für Vollmilch, Schleime und Buttermilch. Die täglichen Quanten standen auf reinlichen weißen Tischen in kleinen Flaschen beisammen. Es herrschte ein säuerlich fader Geruch.

Klaus Heinrich wandte auch diesem Raum seine volle Aufmerksamkeit zu. Er ging so weit, von der Buttermilch zu kosten und fand sie vorzüglich. Wie müßten nicht die Kinder gedeihen, betonte er, bei einer solchen Buttermilch. Während dieser Musterung öffnete sich die Tür, und Miß Spoelmann kam zwischen der Schwester-Oberin und der Gräfin Löwenjoul herein, gefolgt von den drei Diakonissinnen.

Heute bestanden Jacke, Mütze und Muff, die sie trug, aus dem herrlichsten Zobel, und der Muff hing an einer goldenen, mit farbigen Edelsteinen besetzten Kette. Übrigens zeigte ihr schwarzes Haar die Neigung, ihr in glatten Strähnen in die Stirn zu fallen. Sie überflog den Raum mit einem großen Blick: ihre Augen waren wirklich ganz ungebührlich groß im Verhältnis zu ihrem

Gesichtchen; sie beherrschten es wie bei einem Kätzchen, — nur daß sie schwarz waren wie Glanzkohle und diese fließende Sprache führten ... Die Gräfin Löwenjoul, ein Federhütchen auf ihrem kleinen Kopf und übrigens schlicht, knapp und nicht ohne Vornehmheit gekleidet, wie immer, lächelte abwesend.

„Die Milchküche," sagte die Schwester-Oberin, „hier wird die Milch gekocht für die Kinder."

„Etwas Ähnliches ließ sich vermuten," entgegnete Fräulein Spoelmann. Sie sagte es äußerst rasch und obenhin, ohne englischen Einschlag übrigens, mit vorgeschobenen Lippen und einem kleinen, hochmütigen Hin- und Herwenden des Köpfchens. Ihre Stimme war doppelt; sie bestand aus einer tiefen und einer hohen, mit einem Bruch in der Mitte.

Die Schwester-Oberin war ganz betreten. „Ja," sagte sie, „man sieht es gleich." Und eine kleine, schmerzliche Verzerrung war in ihrem Gesicht zu bemerken.

Die Sachlage war nicht einfach. Doktor Sammet suchte in Klaus Heinrichs Miene nach Befehlen; allein da Klaus Heinrich wohl gewohnt war, innerhalb feststehender Formen Dienst zu tun, nicht aber, neuartige und verwirrte Umstände zu ordnen, so entstand eine Ratlosigkeit. Herr von Braunbart war im Begriffe, vermittelnd einzutreten, und Fräulein Spoelmann, auf der anderen Seite, schickte sich an, die Milchküche wieder zu verlassen, als der Prinz mit der Rechten eine kleine verbindende Bewegung zwischen sich und dem jungen Mädchen vollführte. Dies war das Zeichen für Doktor Sammet, auf Imma Spoelmann zuzutreten.

„Doktor Sammet. Ja." Er bitte um die Ehre, das gnädige Fräulein Seiner Königlichen Hoheit vorstellen zu dürfen ... „Fräulein Spoelmann, Königliche Hoheit, Mister Spoelmanns Tochter, dem das Spital so viel verdankt."

Mit geschlossenen Absätzen reichte Klaus Heinrich ihr die Hand im weißen Militärhandschuh, und indem sie ihr schmales, mit braunem Rehleder bekleidetes Händchen hineinlegte, gab sie der Bewegung des Händedrucks eine wagerechte Richtung, machte ein englisches shake-hand daraus, wobei sie gleichzeitig mit spröder Pagen-Anmut etwas wie einen Hofknix andeutete, ohne ihre großen Augensterne von Klaus Heinrichs Gesicht zu wenden. Er sagte etwas sehr Gutes, nämlich: „Sie machen also auch dem Spital einen Besuch, gnädiges Fräulein?"

Und rasch wie vorhin, mit vorgeschobenen Lippen und dem kleinen hochmütigen Hin und Her des Kopfes, antwortete sie mit ihrer gebrochenen Stimme: „Man kann nicht leugnen, daß manches für diese Annahme spricht."

Unwillkürlich hob Herr von Braunbart abwehrend die Hand, Doktor Sammet blickte still auf seine Uhrkette nieder, und einem der jungen Ärzte entschlüpfte ein kurzer Laut durch die Nase, der nicht am Platze war. Man sah jetzt in Klaus Heinrichs Gesicht die kleine schmerzliche Verzerrung. Er sagte: „Natürlich ...

Da Sie ja gekommen sind . . . so werde ich also die Anstalt zusammen mit dem gnädigen Fräulein besichtigen können . . . Herr Hauptmann von Braunbart, mein Adjutant," fügte er rasch hinzu, da er seine Bemerkung einer Antwort gleich der letzten würdig fand. Sie sagte dagegen: „Frau Gräfin Loewenjoul."

Die Gräfin verbeugte sich vornehm, — mit einem rätselhaften Lächeln übrigens, einem Seitenblick ins Ungewisse, der etwas seltsam Lockendes hatte. Als sie sich aber wieder aufrichtete und ihren so wunderlich entwichenen Blick zu Klaus Heinrich zurückkehren ließ, der in gefaßter und militärisch gesammelter Haltung vor ihr stand, da verschwand das Lächeln von ihrem Gesicht, ein Ausdruck von Ernüchterung und Gram ergriff von ihren Zügen Besitz, und in derselben Sekunde war es, als ob in ihren ein wenig verschwollenen grauen Augen etwas wie Haß gegen Klaus Heinrich aufzuckte . . . Das war nur eine flüchtige Erscheinung. Klaus Heinrich fand nicht Zeit, darauf acht zu haben und vergaß es alsbald. Die beiden jungen Ärzte gelangten zur Vorstellung vor Imma Spoelmann. Und dann stimmte Klaus Heinrich dafür, daß man den Rundgang wieder aufnähme.

Es ging die Treppe hinauf, ins erste Stockwerk: Klaus Heinrich und Imma Spoelmann vorauf, geleitet von Doktor Sammet, dann die Gräfin Löwenjoul mit Herrn von Braunbart und endlich die jungen Ärzte. Hier waren die größeren Kinder, — ja; im Alter bis zu vierzehn Jahren. Ein Vorraum mit Wäscheschränken trennte die Säle für Mädchen und Knaben. In weißen Gitterbettchen, mit einem Namensschild zu Häupten und einem Klapprahmen am Fußende, der Tabellen mit Fieber- und Gewichtskurven zeigte, — gewartet von Schwestern in weißen Hauben, umgeben von Ordnung und Reinlichkeit, lagen die kranken Kinder, und Husten erfüllte den Raum, während Klaus Heinrich und Imma Spoelmann zwischen den Reihen dahinschritten.

Er hielt sich aus Höflichkeit zu ihrer Linken und lächelte, wie er es tat, wenn er durch Ausstellungen geführt wurde, die Fronten von Veteranen, Turnern und Ehrenkompagnien musterte. Aber immer, wenn er den Kopf nach rechts wandte, gewahrte er, daß Imma Spoelmann ihn betrachtete, — begegnete er ihrem großen schwarzen Blick, der prüfend, mit glänzend ernster Frage auf ihn gerichtet war. Das war so seltsam, daß Klaus Heinrich nie etwas Seltsameres erlebt zu haben glaubte, als ihre Art, so ohne Rücksicht auf ihn und Alle, ganz unverhohlen und frei, ganz unbesorgt, ob jemand acht darauf habe, mit ihren großen Augen ihn zu betrachten. Wenn Doktor Sammet an einem Bettchen verweilte, um den Fall zu erklären, wie bei dem kleinen Mädchen, dessen gebrochenes, weiß verpacktes Bein ganz senkrecht emporgebunden war, so hörte Fräulein Spoelmann ihm aufmerksam zu, man sah es wohl; aber während sie lauschte, blickte sie nicht auf den Redenden, sondern ihre Augen gingen zwischen Klaus Heinrich und dem Kinde, das schmal und still, mit auf der Brust ge-

kreuzten Händen aus seiner Rückenlage zu ihnen emporblickte, — zwischen dem Prinzen und diesem kleinen Leidensfall, der ihnen gemeinsam erklärt wurde, hin und her, als beaufsichtige sie Klaus Heinrichs Teilnahme oder als suche sie die Wirkung von Doktor Sammets Worten in seiner Miene zu lesen, — man wußte nicht recht, warum es geschah. Ja, namentlich war es so bei dem Knaben mit dem Schuß durch den Arm und bei dem, der aus dem Wasser gezogen worden: zwei traurigen Fällen, wie Doktor Sammet bemerkte. „Eine Verbandschere, Schwester", sagte er, und zeigte ihnen die Doppelwunde am Oberarm des Knaben, den Eintritt und Austritt einer Revolverkugel. „Die Wunde", sagte Doktor Sammet gedämpft zu seinen Gästen, indem er dem Bettchen den Rücken zuwandte, „die Wunde hat ihm sein eigener Vater beigebracht, ja. Es ist gut abgelaufen bei diesem Einen. Der Mann hat seine Frau und drei seiner Kinder und sich selbst mit einem Revolver erschossen. Er hat fehlgeschossen bei diesem Knaben . . ." Klaus Heinrich sah auf die Doppelwunde. „Warum tat das der Mann?" fragte er scheu, und Doktor Sammet antwortete: „In der Verzweiflung, Königliche Hoheit; es war Schande und Not, was ihn dazu veranlaßte. Ja." Er sagte nichts weiter; nur dies Allgemeinste, — ebenso wie bei dem Kleinen, der aus dem Wasser gezogen war, einem zehnjährigen Knaben. „Er schnauft", sagte Doktor Sammet. „Er hat noch Wasser in seiner Lunge. Man hat ihn heute früh aus dem Fluß gefischt, — ja. Übrigens ist es wenig wahrscheinlich, daß er so recht eigentlich in das Wasser gefallen ist. Mehrere Anzeichen sprechen dagegen. Er war von Hause entflohen. Ja." Er schwieg. Und wieder fand Klaus Heinrich, daß Fräulein Spoelmann ihn anblickte, groß, schwarz und glänzend ernst, — mit ihrem Blick, der den seinen suchte, ihn dringlich aufzufordern schien, gemeinsam mit ihr die „traurigen Fälle" zu durchdenken, Doktor Sammets Andeutungen im Geist zu vervollständigen, bis zu den schrecklichen Wahrheiten vorzudringen, die durch diese zwei kranken Kinderkörper zusammengefaßt und dargestellt wurden . . . Ein kleines Mädchen weinte bitterlich, als der dampfende und zischende Inhalierapparat zusammen mit einem Pappdeckel voll bunter Bilder an ihr Bettchen gestellt wurde. Fräulein Spoelmann beugte sich zu der Kleinen nieder. „Es tut nicht weh", sagte sie und ahmte die Kindersprache nach; „kein bißchen. Du mußt nicht weinen." Und als sie sich wieder aufrichtete, fügte sie rasch hinzu und rümpfte die Lippen: „Es steht zu vermuten, daß sie nicht sowohl über den Apparat, als über die Bilder weint." Alle lachten. Der eine der jungen Assistenten hob den Pappdeckel empor und lachte noch lauter, als er die Bilder betrachtete. Man ging hinüber ins Laboratorium. Klaus Heinrich dachte im Gehen darüber nach, wie seltsam Fräulein Spoelmann spottete. „Es steht zu vermuten", hatte sie gesagt und „nicht sowohl". Es war gewesen, als ob sie sich nicht nur über die Bilder, sondern auch über die ausgesuchten und scharfen Redensarten lustig machte, die sie

mit rascher Gewandtheit benutzte. Und das war wohl der unumschränkteste Spott, der sich denken ließ ...

Das Laboratorium war der größte Raum des Hauses. Gläser, Retorten, Trichter und Chemikalien standen auf den Borten, und es standen Präparate in Spiritus darauf, die Doktor Sammet seinen Gästen in ruhigen und festen Worten erklärte. Ein Kind war auf unerklärliche Weise erstickt: Hier war sein Kehlkopf, mit pilzartigen Wucherungen statt der Stimmbänder. Ja. Dies hier im Glase war eine krankhaft erweiterte Kinderniere; und dies waren entartete Knochen. Klaus Heinrich und Fräulein Spoelmann sahen alles an, sie blickten zusammen in die Gläser, die Doktor Sammet gegen das Fenster hielt, und ihre Augen waren andächtig, während um ihre Münder derselbe kleine Zug von Widerstand lag. Sie blickten auch nacheinander in das Mikroskop, betrachteten, mit einem Auge über die Linse gebeugt, eine böse Ausscheidung, eine blau gefärbte, auf ein Glasplättchen gestrichene Materie, die neben den großen Flecken ganz kleine Punkte zeigte: das waren Bazillen. Klaus Heinrich wollte Fräulein Spoelmann zuerst an das Mikroskop treten lassen, aber sie wehrte ab, indem sie die Brauen emporzog und einen Mund machte, als wollte sie mit übertriebener Betonung „O, unter keiner Bedingung!" sagen. Da nahm er denn den Vortritt, denn er fand, daß es wirklich einerlei sei, wer zuerst etwas so Ernstes und Furchtbares wie Bazillen in Augenschein nahm. Und hierauf wurden sie hinaufgeführt, in den zweiten Stock, zu den Säuglingen.

Sie lachten beide über das vielstimmige Geschrei, das ihnen schon auf der Treppe entgegenscholl. Und dann gingen sie mit ihrem Gefolge im Saal zwischen den Bettchen dahin, beugten sich nebeneinander über die kahlköpfigen Geschöpfe, die mit geballten Fäustchen schliefen oder aus allen Kräften schreiend ihre nackten Gaumen zeigten, — hielten sich die Ohren zu und lachten aufs neue. In einer Art Ofen, darin eine gleichmäßige Wärme erzeugt wurde, lag eine Frühgeburt. Und Doktor Sammet zeigte den hohen Gästen ein grausig leichenhaftes Armenkind mit häßlichen, großen Händen, diesem Abzeichen einer niederen und harten Geburt ... Er nahm ein schreiendes Kind aus dem Bettchen, und es verstummte sofort. Sachkundig stützte er den haltlosen Kopf in seine hohle Hand und wies das rote, blinzelnde, mit kurzen Bewegungen sich dehnende Wesen den Beiden vor, — Klaus Heinrich und Imma Spoelmann, die nebeneinander standen und auf den Säugling niederblickten. Klaus Heinrich sah mit geschlossenen Absätzen zu, wie Doktor Sammet das Kind in das Bettchen zurücklegte; und als er sich wandte, traf er auf Imma Spoelmanns glänzend forschende Augen, wie er es erwartet hatte.

Zuletzt traten sie an eines der drei Fenster des Saales und blickten hinaus über die ärmliche Vorstadtgegend, hinunter auf die Straße, wo, umlagert von Kindern, der braune Hofwagen und Immas prachtvolles, dunkelrot lackiertes

Automobil hintereinander hielten. Der Spoelmannsche Chauffeur, unförmig in seinem Zottenpelz, saß tief zurückgelehnt, eine Hand am Steuer des gewaltigen Fahrzeugs und sah zu, wie sein Kamerad, der weiße Bediente, dort vorn am Coupé ein Geplauder mit Klaus Heinrichs Kutscher in Gang zu halten suchte.

„Die Nachbarn", sagte Doktor Sammet, der mit einer Hand die weiße Tüllgardine zurückhielt, „sind zugleich die Eltern unserer Pfleglinge. Sonnabends spät ziehen die betrunkenen Väter johlend vorüber. Ja."

Sie standen und lauschten; aber Doktor Sammet sagte nichts mehr von den Vätern, und so brachen sie auf, denn nun hatten sie alles gesehen.

Der Zug, Klaus Heinrich und Imma voran, bewegte sich die Treppen hinunter, und in der Vorhalle war auch das Schwesternkorps wieder versammelt. Es wurde Abschied genommen, mit Absatzklappen und Honneurs, mit Verbeugungen und Knixen. Klaus Heinrich, in förmlicher Haltung vor Doktor Sammet, der ihm mit seitwärts geneigtem Kopfe und die Hand an der Uhrkette zuhörte, äußerte sich in einer feststehenden Redewendung höchst beifällig über das Gesehene, während er fühlte, daß Imma Spoelmann ihre großen Augen dabei auf ihm ruhen ließ. Er geleitete mit Herrn von Braunbart die Damen zum Automobil, als die Verabschiedung von den Ärzten und den Schwestern beendet war. Während sie, zwischen Kindern und Frauen, die Kinder auf den Armen hielten, das Trottoir überschritten, und noch an dem breiten Trittbrett des Automobils unterhielten sich Klaus Heinrich und Fräulein Spoelmann wie folgt.

„Es war mir eine große Freude, mit dem gnädigen Fräulein zusammenzutreffen", sagte er.

Sie antwortete hierauf nichts, sondern schob nur die Lippen vor, indem sie ein wenig den Kopf hin und her wandte.

„Es war eine fesselnde Besichtigung", sagte er wieder. „Man tat allerlei Einblicke".

Sie sah ihn an, groß und schwarz. Dann sagte sie rasch und obenhin, mit ihrer gebrochenen Stimme: „O ja, bis zu einem gewissen Grade . . ."

Er verfiel auf die Frage: „Ich hoffe, es gefällt Ihnen auf Schloß Delphinenort, gnädiges Fräulein?" Worauf sie mit vorgeschobenen Lippen erwiderte: „O, warum nicht. Es ist ja eine ganz schickliche Unterkunft . . ."

„Gefällt es Ihnen besser dort, als in Newyork?" fragte er. Und sie antwortete: „Ebensogut. Es ist ziemlich gleich. Es ist ziemlich überall dasselbe."

Das war alles. Klaus Heinrich und, einen Schritt hinter ihm, Herr von Braunbart standen, die Hand am Helm, als der Chauffeur ankurbelte und das Automobil sich unter Erschütterungen in Bewegung setzte.

Es versteht sich, daß diese Begegnung nicht lange eine innere Angelegenheit

des Dorotheen-Spitales blieb, vielmehr noch am selben Tage in aller Munde war. Der „Eilbote" veröffentlichte unter zart poetischer Überschrift eine ausführliche Schilderung des Zusammentreffens, die, ohne in den Einzelheiten streng den Tatsachen zu entsprechen, die Gemüter doch mächtig gefangen nahm, ja Kundgebungen einer so lebhaften Wißbegierde des Publikums hervorrief, daß das wachsame Blatt sich veranlaßt sah, auf weitere Annäherungen zwischen den Häusern Grimmburg und Spoelmann fortan ein Auge zu haben. Es war nicht viel, was es melden konnte. Es vermerkte ein paarmal, daß Seine Königliche Hoheit Prinz Klaus Heinrich, nach Schluß der Hoftheater-Vorstellung den Wandelgang der ersten Galerie durchschreitend, einen Augenblick vor der Spoelmannschen Loge Halt gemacht habe, um die Damen zu begrüßen. Und in seinem Bericht über den kostümierten Wohltätigkeits-Bazar, der Mitte Januar im großen Rathaussaale stattfand — einer eleganten Veranstaltung, an der sich auf inständige Einladung durch das Komitee Miß Spoelmann als Verkäuferin beteiligte — nahm keinen geringen Raum die Beschreibung jener Szene ein, wie Prinz Klaus Heinrich bei dem Rundgang des Hofes vor der Bude angehalten habe, in der Fräulein Spoelmann schaltete, wie er einen Gegenstand, eine Vase, ein Kunstglas (denn Fräulein Spoelmann verkaufte Porzellan und Kunstgläser) von ihr erworben und sich wohl acht oder zehn Minuten lang plaudernd vor dem Verkaufsstande verweilt habe. Von dem Inhalt des Gespräches verlautbarte nichts. Dennoch war es durchaus nicht ohne Ergebnis verlaufen.

Der Hof (mit Ausnahme Albrechts) war gegen Mittag im Rathaussaale erschienen. Als Klaus Heinrich, das erstandene Kunstglas in Seidenpapier auf den Knien, in seinem Coupé nach Eremitage zurückkehrte, hatte er sich in Delphinenort angesagt, hatte er die Absicht kundgetan, sich das Schloß in seinem neuen Zustande einmal anzusehen und bei dieser Gelegenheit Herrn Spoelmanns Sammlung von Kunstgläsern in Augenschein zu nehmen. Denn unter Miß Spoelmanns Waren hatten sich drei oder vier alte Gläser befunden, die ihr Vater selbst aus seiner Kollektion für den Bazar gestiftet hatte, und eines davon hatte Klaus Heinrich gekauft.

Er sah sich wieder in dem Halbkreis von Menschen, die ihnen zusahen, — allein vor Imma Spoelmann und getrennt von ihr durch den Budentisch mit seinen Kelchen, Karaffen, seinen weißen und farbigen Porzellangruppen. Er sah sie in dem roten Phantasiegewande, das, aus einem Stück gearbeitet, ihre wohlausgebildete und dennoch kindliche Gestalt umschloß, indem es ihre bräunlichen Schultern und ihre Arme freiließ, die rund und fest waren und dennoch vor dem Handgelenk wie die eines Kindes wurden. Er sah den goldenen Schmuck, halb Kranz und halb Diadem, in der Schwärze ihres aufgelösten Haares, das eine Neigung zeigte, ihr in glatten Strähnen in die Stirn zu fallen, ihre übergroßen und schwarzen, glänzend fragenden Augen in dem perlblassen Gesichtchen,

ihren vollen und weichen Mund, den sie mit verwöhnter Geringschätzung vorschob wenn sie sprach, — und um sie herum in dem großen, gewölbten Raum war Tannengeruch und wirrer Lärm, Musik, Gongschläge, Gelächter und Marktschreierei gewesen.

Er hatte das Kunstglas, den alten, edlen Kelch mit seinem Schmuck von silbernem Blattwerk bewundert, den sie ihm zum Kaufe angeboten, und sie hatte gesagt, daß er aus ihres Vaters Sammlung stamme. — So herrlicher Dinge besitze also ihr Vater eine ganze Menge? — Allerdings. Und glaublicherweise seien es nicht eben die besten Nummern, die ihr Vater für den Bazar gestiftet habe. Sie stehe nicht an, zu erklären, daß er viel schönere Gläser habe. — Die wünschte Klaus Heinrich wohl sehen zu dürfen! — Nun, das würde sich gelegentlich ja unschwer ermöglichen lassen, hatte Fräulein Spoelmann mit ihrer gebrochenen Stimme geantwortet, indem sie die Lippen vorgeschoben und ihr Köpfchen ein wenig hin und her gewandt hatte. Ihr Vater, hatte sie gemeint, werde durchaus nicht dawider sein, die Früchte seines Sammelfleißes wieder einmal einem verständnisvollen Beschauer vorzuführen. Um die Teestunde seien Spoelmanns immer zu Hause.

Sie hatte die Sache sehr bürgerlich genommen, hatte aus der Ansage eine Einladung gemacht und im leichtesten Tone gesprochen. Schließlich, auf Klaus Heinrichs Frage, welchen Tag man in Aussicht nehmen solle, hatte sie geantwortet: „Welchen Sie wollen, Prinz. Wir werden uns jederzeit unsäglich glücklich schätzen . . .“

„Unsäglich glücklich schätzen“ — so sprach sie, so scharfzüngig und spöttisch übertrieben, daß es fast weh tat und man nur mühsam gute Miene machte. Wie sie die arme Schwester Oberin verwirrt und verletzt hatte, neulich im Spital! Aber bei alledem war etwas Kindliches in ihrer Sprechweise, ja, gewisse Laute kamen heraus wie Kinder sie bilden, — nicht nur das eine Mal, als sie das kleine Mädchen über den Dampfapparat getröstet hatte. Und so große Augen hatte sie gemacht, als von den Vätern die Rede gewesen und den traurigen Fällen . . .

(Fortsetzung folgt)

Aus einem spanischen Tagebuch/ von Julius Meier-Graefe

(Fortsetzung)

Almeria, den 6. Juni.

Ein Glück, daß es regnete, sonst wären wir immer noch nicht von Granada weggekommen. Aber der Regen verdarb die Fahrt durch die Sierra. Das Tal von Guadix sieht phantastisch aus. Die Felsen sind versteinerte Ritterburgen und Reitermassen. Nun sind wir also glücklich in Almeria. Dergleichen geschieht wie von selbst. Das Schiff nach Cartagena geht erst übermorgen. Almeria werden wir also kennen lernen. Bis jetzt sieht es nach garnichts aus. Der bekannte breite und lange Paseo zum Meer, den man überall findet mit schreienden Stiefelwichsern und Spießern. Er ist, was man bei uns die Kaiserstraße nennt, zuweilen auch die Wilhelmstraße. Er unterscheidet sich von unseren Provinzstraßen dadurch, daß er ins Meer läuft. Schon eine ganze Weile vor dem Ende sieht man, wo die Geschichte aufhört. Da unten ist es übrigens nicht gut zu gehen. Erstens hört es da eben auf und zweitens ist es heiß. Man bratet, je näher man an das Wasser kommt. Ein Grammophon ist auch da. Eine Schmiere, die heute und morgen Vorstellungen gibt, hat ein gewisses Leben nach Almeria gebracht. Überall steht angeschlagen „Rafles" in großen Buchstaben. In dem Theatercafé sitzen die Komödianten und sind auch bald mit Almeria fertig. Zwei weibliche Mitglieder der Truppe fahren fortwährend den Paseo auf und ab, um Stimmung für das Allgemeine und das Besondere zu machen. Auch andere Leute fahren auf und ab in mehr oder weniger üppigen Wagen. Es ist der Korso. Schließlich machen wir es geradeso. Nach dem zehnten Male wird Jeanne schlechter Laune.

Elche, 12. Juni.

Gestern Abend hierher. Entzückende Fahrt. Alle Berge Spaniens haben die große Linie. Die Formen sind runder, weniger gebrochen. Es fehlt fast ganz das Gezackte, das einem die Schweiz auf die Dauer fatal macht. Ich fühle mich in der Schweiz immer nur in Zürich und in Basel wohl. Interlaken und Grindelwald sind mir greulich. Und es ist mir so, als ob das Gebirge hier, obwohl es niedriger ist, reichere Pläne zeige. Vielleicht gerade weil es niedriger ist.

Die Ankunft unter den Palmen von Elche bei schönem Vollmond hatte Stimmung. Man ging wie auf einem Theater. Das riesige und getrocknete Flußbett lag in gespenstischem Grau. Zwischen den ganz maurischen Hütten und Häusern und den unzähligen Palmen spielte das Silber des Mondlichtes.

Bei Tage sieht man, daß es sehr viel Palmen sind. Die Menge imponiert unserer Gewohnheit, Palmen immer nur in Gewächshäusern zu finden oder unter der Büste des Kaisers. In den Palmenalleen denkt man an die Moschee von Cordoba. Aus solchen Strahlenbündeln mögen die Araber ihre Formen

gewonnen haben. Das unorganisch Phantastische des Modells kommt in der Kunst wieder, der Mangel an Masse trotz allem Reichtum an dekorativen Effekten. Zwanzig Eichen geben einen Wald. In Elche gibt es 120000 Palmen, aber von einem Wald ist dabei keine Rede. Der Name Palmenwald ist ein Contradictio in adjecto. Man kann auch nicht sagen Kohlrübenwald oder Kartoffelwald. Wald wird immer nur aus Bäumen gemacht, und die Palme gleicht eher einem umgekippten Regenschirm als einem Baume. Kurios ist der Anblick von oben, wir gingen auf eine Art Aussichtsturm. Man glaubte auf wild zerschaufeltes Gras zu blicken.

Valencia, den 14. Juni.

Man gewöhnt sich an das Hoteldasein, es hat seine Reize, auch in Spanien. Es entspricht der ephemeren Art unserer Beziehungen zu dem Lande, das wir bereisen und gibt dafür ein natürliches Milieu, während ich mich in Berlin oder in Paris nur in meinen eigenen vier Pfählen behaglich fühle. Die Abwechslung je nach der Güte des Gasthauses ist amüsant. Man sucht, in jedem heimisch zu werden und hat dafür alle möglichen Kniffe. Wir wählen für zwei Tage die Zimmer, als ob es für eine Ewigkeit wäre. Findet man einen Winkel, in dem die Koffer besonders günstig untergebracht werden, so ist man glücklich und ein Extrasessel, den man dem Wirt abnötigt, oder ein Extratisch für die Reisebibliothek kann fürstliche Empfindungen entzünden. In unserem Wohnzimmer ist diesmal durch eine abgebrochene Querwand zur Linken und Jeannens Toilettentisch zur Rechten ein minuskuler Separatsalon entstanden, behaglich wie ein Ei. Darin dichte ich. Mein Dichten besteht in der Unterhaltung mit meinem Carneggie. Ich denke mir aus, wie diese Zimmer unsere Berliner Wohnung ergänzen könnten und mein Carneggie ist dazu da, um mir die Möglichkeit zu schaffen, sie mitzunehmen. Mein Carneggie ist sehr oft bei mir. In Paris begleitete er mich regelmäßig auf dem Metropolitain von der Porte Maillot zu den Tuilerieen und machte Wetten mit mir, bei denen ich nicht verlieren konnte und einmal beinahe eine Riesensumme gewonnen hätte. Ich erhielt, wenn sich auf der von mir bestimmten Station unser Zug mit dem in entgegengesetzter Richtung fahrenden begegnete, so daß beide während der zehn Sekunden Aufenthalt auf der Station einen Moment nebeneinander hielten, die stipulierte Summe. An der Place de l'Etoile klappte es zuweilen. An der Station Alma verlor ich, verzehnfachte dann den Betrag für Champs Elysées, verhundertfachte ihn für Concorde. So stand einmal auf Tuileries der Betrag von sieben Millionen, da der Trick bei keiner einzigen Station vorher geglückt war und alles darauf hinwies, daß er in der Station der Tuilerieen gelingen würde. Dummerweise versagte gerade an dem Tage die Stromzufuhr der Gegenseite. — Heute war mein Carneggie sehr guter Laune. Für mich handelte es sich darum, ob es besser war, unsere wirklich sehr reizenden und großen Hotelzimmer an

unser Berliner Speisezimmer, das etwas klein ist, anzugliedern oder an das Arbeitszimmer. Mein Carneggie war so generös, mir nicht nur die Zimmer wie sie sind zu schenken, sondern den Kubikinhalt, den ich nach meinem Belieben in unserer Berliner Wohnung verteilen durfte. Infolgedessen gewann ich aus der sehr beträchtlichen Höhe der Hotelzimmer noch zu allem anderen einen ganz stattlichen Saal für Plastik. Wohlmerkend, daß ich heute weiter als gewöhnlich gehen konnte, machte ich meinem Mann klar, daß ich ohne die Möglichkeit, diese Fülle von Platz würdig auszustatten, nicht in der Lage sei, sein Geschenk anzunehmen. Er machte nicht die geringste Schwierigkeit. Mit einem Kopfnicken war die Sache erledigt. Als ich ihn so weit hatte, stellte sich die Notwendigkeit heraus, unsere Dienerschaft zu vergrößern. Unsere Paula konnte unmöglich die fast noch einmal so groß gewordene Wohnung mit der Sorgfalt überwachen, die sie der früheren entgegenbrachte, ganz abgesehen von den Kunstschätzen in dem Plastikensaal, von denen ich momentan noch nicht viel sagen wollte, die aber womöglich einer besonderen Pflege bedurften. Das sah er ein, und darauf fiel es mir leicht, auf Grund der Ausdehnung unserer gesellschaftlichen Verpflichtungen, die der Vergrößerung unserer Wohnung notwendig folgen mußte, ihn zu einer mindestens annähernd entsprechenden Steigerung meiner Einkünfte zu bewegen. Auch das fand er logisch. Da kam ich auf einen wahnsinnigen Einfall. Als wir über alles einig waren und nur noch die notariellen Akte zu unterzeichnen hatten, nahm ich Carneggie beiseite und sagte ihm: „Ist Ihnen klar, daß Ihnen diese Geschichte große Unbequemlichkeiten verursachen wird?" — „O, das macht nichts!" sagte er herzlich. Ich merkte aber, daß er nur so tat, und wurde kühner. „Wie denken Sie sich eigentlich die Vergrößerung unserer Berliner Wohnung? Sie wissen doch, daß Sie in das Nachbarhaus, unter Umständen sogar in Nachbarhäuser — ich artikulierte jede Silbe — hinübergreifen müssen, um genau die stipulierten Räume zu erhalten?" Er lächelte sein bekanntes Lächeln, er habe schon schwierigere Transaktionen erledigt. Aber ich ließ mich nicht verblüffen und trat einen Schritt näher. „Wie nun, wenn sich die Besitzer der Häuser weigern?" — „Dann kaufe ich die Häuser." — Ich fühlte meine alte Abneigung in mir aufsteigen. Kaufen! kaufen! etwas anderes gab es für diese Menschen nicht. Vielleicht saß da ein würdiger Mann im Nebenhause, ein alter General oder so etwas, der dort schon seit dreißig Jahren saß. „Sie können die Leute schließlich nicht expropriieren!" Er sah mich scharf an. „Sie wollen Ihre Nachbarn wohl informieren?" — In diesem Moment fühlte ich meinen Mann, ich hatte ihn, er war so durchsichtig wie eine Fensterscheibe. „Hm," sagte ich langsam und spielte mit meiner Uhrkette, „es ist eine Millionensache." Große Pause. Er zog seine Zigarrentasche, entnahm ihr ein enormes Kraut, schnitt die Spitze ab, blies einmal durch und steckte das Ding in Brand. Natürlich imponierte mir das nicht im

mindeſten. Dann fragte er: „Sie wünſchen die Sache zu kapitaliſieren?“ — Ich fiel wie aus den Wolken. „Ich? wieſo? ganz und gar nicht! Wie kommen Sie darauf?“ Ich merkte ganz genau, daß ich um eine Nummer zu erſtaunt war. Er ſagte gelaſſen: „Ich biete Ihnen eine Million.“

Jetzt war es an mir, mir etwas in den Mund zu ſtecken. Ich nahm eine Zigarette. Er ließ mich nicht aus den Augen. Dummerweiſe ſteckte ich ſie verkehrt in den Mund. Er lächelte, und ich begriff, daß ich nun unmöglich noch weitergehen könne. Es iſt zwar nur eine erbärmliche Konvention, daß ſolche Kleinigkeiten in wichtigen Fragen den Ausſchlag geben, aber ich mochte in dieſem Moment nichts daran ändern. „Gut!“ ſagte ich, „eine Million Mark! C'est pour rien, aber ich will Ihre Lage nicht ausnutzen.“

„Mark?“ Sein Auge duckte ſich wie ein Panter zum Sprunge. „Wir rechnen hier mit Peſeten.“

„Wieſo?“

„Wir ſind doch wohl in Spanien.“

Dieſer Schubiak! Nun warte, ſo ſimpel war ich denn doch nicht. Das machte glatt 30 Prozent. „Sie ſcheinen vollkommen zu vergeſſen,“ begann ich mit ſchneidender Kälte, „daß wir uns ſozuſagen nur in einer gedachten Sphäre bewegen, daher allen landesüblichen Gegebenheiten, infolgedeſſen auch dem Münzfuß entrückt ſind. Sie können unmöglich aus jedem Zuſammenhang heraus eine iſolierte Realität feſtſtellen. Es wäre dieſelbe Illogik, der wir ſo oft in kunſtwiſſenſchaftlichen Unterſuchungen begegnen. Sozuſagen eine —“

Ich fand das Wort nicht und mußte huſten.

Er ſah mich mit einem eiskalten und unglaublich unverſchämten Geſicht an. „Und mit welchem Recht ſetzen Sie die Mark als Einheit?“ — Ich fühlte die Anfänge einer leichten Kolik. Alle Gedanken ſchlotterten in mir. Natürlich, wie kam ich auf die Mark? es war ſelbſtverſtändlich vollkommen klar, daß ich das Recht hatte, Mark zu verlangen, höchſtens konnte es ſich um die präziſe Formulierung der Forderung handeln. Sie hing mit der deutſchen Kultur und allen möglichen modernen nationalen Dingen zuſammen, ein ganzer Berg von Argumenten. Aber daneben bemerkte ich plötzlich ein gähnendes Loch, lächerlich groß, bodenlos. Ich wandte ſchleunigſt die Augen weg und ſuchte harmlos zu lächeln. Er aber hielt die Augen auf das Loch, ohne Betonung, en passant, man konnte zweifeln, ob er es wirklich ſah oder an etwas anderes dachte. Dann ſtand er auf und ſagte mit dieſer widerlichen Managerſtimme: „Ich könnte Ihnen den Preis in Dzimbulus anweiſen laſſen. Es iſt dies ein winziges Knollengewächs Zentralafrikas, das den Negern als Münze dient und deſſen Wert in deutſchem Gelde etwa $^1/_{100}$ Pfennig beträgt. Aber ich habe keinen zwingenden Grund, Ihnen überhaupt ein Honorar zu bewilligen. Denn da ſich, wie Sie richtig bemerken, unſere ganze Diskuſſion nur auf einem gedachten Niveau bewegt, könnte

es sich höchstens um eine abstrakte Verpflichtung handeln, der jede rechtsgültige Bedeutung abzusprechen ist. Guten Tag!"

Er strich die Asche von seiner Zigarre wie man einem Menschen den Kopf abschneidet, nickte flüchtig und verließ das Zimmer. Mein erstes Gefühl war, was Jeanne dazu sagen würde. Ich lächelte ganz harmlos, genau wie ich Carneggie vor der Katastrophe angelächelt hatte. Jeanne lag in dem Schaukelstuhl auf dem Balkon und lachte über einen Eisverkäufer, der sich mit ein paar Straßenjungen zankte, weil sie ihn um 5 Centimos geprellt hatten. „Ich hab's ganz genau gesehen", sagte sie und fing wieder an zu lachen. „So was Dummes!" sagte ich plötzlich ganz wütend.

Sagunt den 17. Juni.

Einer von den Tagen, die man aufheben müßte wie guten Wein, weil sie mit der Zeit immer besser werden. Jeanne klagte über die Hitze und ich ärgerte mich über den Träger, der Pferde versprochen hatte und nicht wieder kam. Wir sprachen auf dem ganzen Wege von nichts anderem. Jeanne hätte es übel genommen, und ich hätte auch auf nichts anderes geantwortet. Ich brummelte vor mich hin, während wir gemächlich zu den Ruinen hinaufstiegen und nach und nach wurde mir das grämliche Brummeln angenehm. Es war in Wirklichkeit sehr gut, daß wir zu Fuß gingen, nicht auf schlecht gesattelten Pferden ritten, es war gar nicht heiß, sondern eine wunderbare balsamische, dünne Luft, deren Wärme uns fächelte. Es gehörte aber dazu, daß ich brummelte und daß Jeanne ein grämliches Gesicht machte. Sie war zu schlank, zu hübsch, um nicht so ein Gesicht zu machen. Und wenn ich nicht gebrummelt hätte, wäre die Natur nicht so still und so stolz gewesen, hätten wir nicht das göttliche Behagen gespürt, das unter unserer schlechten Laune wuchs wie eine Schnecke im Gehäuse. Die erste Etappe war das römische Theater. Nun, es war mal ein römisches Theater. Es lag am richtigen Punkt, wo man sowieso gern mal Halt gemacht hätte. Ein wenig weiter unten wäre es ein altes Gerümpel gewesen. Hier dachten wir an Pompeji. Weißt du noch, die Dicke? fragte Jeanne. Sie hatte nicht ein Wort von Pompeji gesagt; schließlich kennen wir hundert dicke Damen. Ich nickte und brummte. Die Dicke wollte damals immer die Vomitorien sehen. Wir hatten sie angesteckt und sie war vielleicht zum ersten Male in ihrem Leben unanständig, was ihr das Aussehen einer aufgeblasenen Truthenne gab. Sie hatte eine geheime Lust, sich die betrunkenen Wänste der Pompejaner über den steinernen Rinnen vorzustellen. Da sie eine Engländerin war und man ihr gesagt hatte, was Vomitorium bedeutet, sprach sie es nie aus, sondern machte, wenn sie es sagen wollte, so eine klimpernde Bewegung mit den dicken Fingerchen, die, ich weiß nicht warum, so sprechend wie möglich war. Alles das gab Thomas, der mit uns war und nicht verstand, worüber wir uns in einemfort amüsierten, eine unsichere Haltung. Er wollte uns Pompeji archäologisch erklären und während

er sprach, klimperten wir alle hinter seinem Rücken mit den Fingern, und manchmal wurde die Dicke so rot, daß sie zu platzen drohte. Das verhaltene Lachen fühlten wir heute noch. Es zupfte an meiner schlechten Laune und an Jeannes grämlichem Gesicht, beinahe hätte ich laut losgelacht. Ich brummte aber nur, jetzt müßten wir endlich weiter gehen.

Die Höhe krönt ein kilometerlanger Kranz von Mauern. Man sieht von dem Riesenplateau aufs Meer. Mauern aller Art, phönizische, iberische, römische bis zu den eilig hinzugeputzten der Franzosen Napoleons. Es war eine Wonne, dem Führer zuzuhören, der auf eine stille gemächliche Art von Hannibal erzählte. Die Erinnerung an die Völker, die sich zweitausend Jahre lang um die Höhe schlugen, war urbehaglich. Jeanne ließ sich auf das genaueste die Sache mit dem Sturmbock und der Phalarica erklären. Es war nicht ganz klar, was der Mann sagte, aber angenehm zu hören. Nachher saßen wir auf dem Bahnhofe, wo man uns ein vortreffliches Mahl bereitete. Die Züge fuhren so langsam vorbei, daß sie mit zur Idylle gehörten.

Lieber Loris! Sagunt, den 18. Juni.

Sie werden nicht erstaunter sein, diesen Brief von mir aus Sagunt zu erhalten, als ich es war, als man mir Ihre Karte aus Delphi gab. Die Ansichtskarte ist doch eine segensreiche Erfindung. Das Bildchen mit dem Theater Delphis erinnert ein wenig an die Stelle, wo wir gerade hausen. Auch ich sitze auf einer fast klassischen Stelle, wenn auch fern von der kastalischen Quelle Ihres Parnasses. Ich kritzele diese Zeilen im Schatten römischer Mauern, nicht weit von dem Amphitheater Sagunts, das mit dem Ihren mindestens die Zerfallenheit gemein hat. Das ist ein gutes Postament, um mit Ihnen zu plaudern. Der Ort ist würdig, ich möchte mich Ihnen näher fühlen, so nahe das barbarische Sagunt der Stelle kommen kann, wo Ödipus das Orakel befragte. Der Blick auf die antike Bühne gibt mir Mut, Berlin ist weit, der Ort verlangt die Geste. Loris, ich habe Ihnen viel abzubitten. Ich habe Ihnen oft nicht die Wahrheit gesagt. Ich habe mich vielleicht auch nur selbst belogen, wenn ich Ihnen etwas Angenehmes sagte. Vielleicht war es Ihnen gar nicht angenehm. Vielleicht hörten Sie aus meiner Zustimmung viel mehr des Gegenteils heraus, als ich zu verschweigen hatte. Loris, ich habe Sie zuweilen gehaßt. Gerade dann, wenn Sie fröhlich zu mir hereinkamen und über den krummen Rücken lachten, der da am Schreibtisch ächzte, gerade wenn ich Ihnen sagte, wie wohl mir Ihre Unterbrechung tat. Sie störten mich. Ich saß in meinen Geschichten und quälte mich mit Lust und Wonne und meinte, das müsse so sein, und jedesmal, wenn Sie bei mir gewesen waren, konnte ich nicht mehr gut weiter. Ich habe Ihnen oft zugehört mit herzlich lächelnder Miene, während mir zumute war wie den Jakobinern, die im Temple die vornehmen Gefangenen bewachten und zuhörten,

wie die sich am Vorabend ihrer Hinrichtung von feinen Dingen unterhielten. Eine Mischung von allen möglichen unliebsichen Instinkten. Einmal sprachen Sie über den Dichter, Sie der Dichter über sich selbst. Es schien mir wie das freche Manifest einer längst abgesetzten Kaste. Was mich am meisten daran empörte, war, daß ich Gefallen daran fand. Im Getümmel der Straße, in den hundert banalen Gesprächen mit den anderen und bei der Arbeit hatte ich Ihre Worte in den Ohren. Nicht Ihre Gedanken. Mit denen würde ich schon fertig, so gut wie die Jakobiner mit den Köpfen ihrer Gefangenen. Aber ihre Worte. Es war mir manchmal als hätten Sie alle die Worte, die ich im Schweiße meines Angesichts suchte, für sich genommen, für sich und Ihresgleichen. Ich beneidete Sie darum, wie die Schergen ihre Gefangenen um die schönen Kleider und um noch etwas, um die Fähigkeit, sie zu tragen. Ich beneidete Sie, daß Sie von hier bis dort reden können ohne zu straucheln, während ich mir auf demselben Wege hundert blaue Flecke hole und, was das Schlimme ist, trotz alledem viel weniger sage, als ich sagen möchte. Waren die Leute in den schönen Kleidern, die in dem groben Karren zur Maschine gefahren wurden, komisch, oder waren es die anderen, die um den Karren tanzten? Ich tröstete mich damit, daß Sie eben ein Dichter sind, während ich doch nicht gut meine Sachen anders als in Prosa schreiben kann. Soll ich vielleicht mein Buch über die Vorgänger der Impressionisten in freie Rhythmen fassen? Jemand hat gesagt, wenn Goethe heut wiederkäme, würde er einen lenkbaren Luftballon oder ein Serum statt Gedichten erfinden. Ich glaube, es war der Herr Dubois-Reymond oder ein anderer dieser modernen Heiligen. In den nächsten hundert Jahren würde Goethe vielleicht eine neue Art Bankdirektor werden im Genre unseres gemeinsamen Freundes Benz, der schon ganz geschwollen ist von überwundenen Atavismen. Man könnte auch einmal die Geschichte umdrehen und fragen, was wohl so ein Benz im Zeitalter Goethes gewesen sein mag. Es ist manchmal ganz gut, Ferien zu haben und in barbarische Länder zu reisen, wo die Ruinen, die bei uns längst von modernen Postgebäuden verdrängt sind, noch als Gerümpel daliegen. Ich kann mir denken, daß Sie gern in solchen Ländern sind. Nun also, heute brachte mich ein ganz primitiver Gedanke zu Ihnen. Er wäre mir gekommen, auch wenn ich nicht Ihre Karte aus Delphi erhalten hätte. Wir hatten einen wunderschönen Tag. Unter der Maske gleichgültiger Reiselaune gingen uns tausend angenehme Dinge durch den Kopf, die alle einen gewissen oder vielmehr ganz ungewissen Zusammenhang unter sich und mit Sagunt hatten. Es war so schön, daß ich den naiven Wunsch hatte, den Tag festzuhalten, um mich später in Berlin daran zu erinnern. Nicht dieses oder jenes Objekt. Dafür gibt es ja die Photographie und tausend andere moderne Dinge. Aber das Gewisse oder Ungewisse zwischen den Objekten. Ich fiel natürlich auf die Schreiberei. Schließlich, warum sollte ich nicht mal zu meinem Plaisir

schreiben! Einen Satz wollte ich, einen einfachen Satz, der klipp und klar das gab, was ich hier tagelang, monatelang, jahrelang empfinden würde. Sehen Sie, Loris, das konnte ich nicht. Ich setzte mich richtig hin, zwischen die Ruinen des Theaters, an einen ungemein behaglichen Platz: es ging nicht. Es wurde gleich zu spezifisch, zu sehr gegen oder für die Antike, die gar nichts mit der Sache zu tun hatte. Dann stieg ich hinauf auf das Plateau, wo früher die Burg stand, und es heute noch viel schöner ist als früher. Da war es mir zu luftig. Es kam nur ein lächerliches Gekrächz heraus, Gedankenstriche zwischen Worten, dermaßen common place, daß man es hätte drucken lassen können; oder unleserlich. Ein Satz, ein einziger vollkommener Satz, schließlich nicht die Welt. Man kann weniger bescheiden sein. Die Griechen sollen ganze Dramen so geschrieben haben. Aber, sehen Sie, Loris, jetzt kommt wieder die Geschichte: taten sie es wirklich? Drückten sie ihre Gedanken so vollkommen aus wie wir es möchten? Kommen wir wirklich von ihren Dramen zu ihnen, zu den Menschen, die eines Tages am Berge saßen und etwas dachten, das sie gern für sich festhalten wollten! Oder dekorierten sie etwa nur ihre Szene, die heut in Ruinen liegt? Kommen wir etwa von ihren Dramen nur zu einer „Kunst"? Sind ihre Dramen nicht auch schon Ruinen? Lockt Sie zum Beispiel nicht etwa gerade dieser Zustand, neue Gedichte damit zu versuchen?

Loris, das ist der Punkt. Ich sitze hier auf einer Ruine, und Sie sitzen auf einer anderen. Ich werde in der Literatur nie die Empfindung los, daß wir, jeder in seiner Art, nur dafür da sind, den Besten unserer Zeit genug zu tun. Und ich denke nicht mal daran, daß das in einer Epoche der Benz nichts Unüberwindliches darstellt. Ich habe einen teuflischen Argwohn. Möglicherweise kommt er nur von dem anmutigen Ruinengefühl dieses Nachmittags her. Aber ich habe ihn auch schon mal in Weimar gespürt. Ist Ihnen nie aufgefallen, daß die Werke der bildenden Kunst dauerhafter sind? Es ist mir ganz unmöglich, an die Grenze eines Phidias zu gelangen. Ich bedarf, um ihm, wie man es nennt, gerecht zu werden, nicht einer der Abstraktionen, zu denen mich stets jedes Dichterwerk gleichen Datums nötigt. Ich brauche ihm überhaupt nicht gerecht zu werden. Er schafft sich selbst Gerechtigkeit. Man kann nicht um ihn herum. Kein Teilchen ist an ihm veraltet, kein Teilchen wird jemals veralten. Wir akzeptieren seine Absicht als die unsere, und die Erfüllung segnet uns jeden Tag aufs neue. Bei allen großen Meistern ist das so, und sogar bei manchen kleineren. Wir machen der Verwegensten Absicht zur unseren, sehen mit ihren Augen Dinge, die uns längst entschwunden sind, sehen sie wie Ereignisse von heute. Wenn uns ein Ziel von der Zeit abhängig erscheint und wir uns darüber wegzusetzen vermögen, wenn es nicht so realisiert ist, daß wir es heute nicht besser zu realisieren vermöchten, haben wir es nicht mit den absolut Regierenden

zu tun. Die, die wir historisch nehmen müssen, gehören nicht dazu. Gerade in den Großen aber ist die Entwickelungsgeschichte lebendig.

Kann man von großen Dichtern das gleiche sagen? Sie wissen, wie ich über Flaubert denke, und halten es nicht wie Rudi für ein Verbrechen gegen Goethe, ihn den größten Prosaisten unserer Zeit zu nennen. Ich glaube, es gab keinen vollendeteren Künstler des Wortes, es hat niemand differenzierter von der mit Wörtern zu gebenden Kunst gedacht. Der alte Duret erzählte mir vorigen Sommer eine amüsante Geschichte. Er trifft einmal Turgenjew bei Flaubert. Turgenjew hat gerade einen Brief an einen Verleger zu schreiben, tut das, während die anderen dabei sind und sucht bei einer Stelle nach einem Wort für „freudig" oder dergleichen. „Kann man wohl joyeux sagen?" fragt er Flaubert. — „Das kommt darauf an", meint der Gefragte. „Gib mal her." — Turgenjew reicht ihm die Epistel und zeigt ihm die Stelle. Flaubert liest sie durch und nach einer Weile nimmt er den Brief und geht damit in sein Arbeitszimmer. Die beiden bleiben allein und erzählen sich Geschichten. Es vergehen zwei Stunden. Schließlich sehen sie nach Flaubert. Der sitzt an seinem Schreibtisch. „Hör mal", sagt er, „joyeux geht nicht, ich werde das richtige Wort finden, aber du mußt mir das Ding bis morgen hier lassen."

Mit einem unerhörten Aufwand erreicht Flaubert die Einordnung des sinnfälligsten Ausdrucks in den Rhythmus des Satzes. Der Empfindlichkeit seines Künstlertums sind alle Zufälle, alle Gegebenheiten des Augenblicks verdächtig. Die Natur ist ihm nicht natürlich genug, und er macht hundert Umwege zu ihr. Seine Prosa läuft wie klares Wasser über geschliffene Kristalle. Aber manchmal scheint es mir, als sei das Wasser künstlich getrieben, ja, als komme es Flaubert darauf an, das Artifizielle des Antriebs sehen zu lassen, wie um zu erweisen, daß menschliche Energie eine Wüste zum blühenden Garten zu verwandeln vermag. Ist die Tentation de St. Antoine nicht von einem Antonius der Wüste geschaffen?

Ich weiß, ich brauche nur eine Seite, wo es auch sei, in der Madame Bovary aufzuschlagen, um der Illusion des Lebens zu verfallen. Oder verfalle ich nur dem unwiderstehlichen Amateurgelüst an der Aufbietung des Künstlers, der das Unmögliche tut, um den rechten Ton zu halten, um das verwirrend komplizierte Uhrwerk der Handlung in der den tausend Rädern und Rädchen gemäßen Bewegung zu erhalten, ohne die Kunst merken zu lassen? Denke ich an den Zweck der Aufbietung oder berauscht mich die Aufbietung selbst? Werde ich selbst Teil des Mechanismus oder bleibe ich wirklich darüber? Nein, wenn ich ihn lese, fühle ich die Kunst, ich weiß ja, wie alles zusammenhängt, ich habe es schon zu oft gelesen, um nicht genau zu wissen, daß das, was hier geschieht, dort zum weiteren Geschehnis treiben muß. Aber wenn man mal, wie ich hier in diesem Augenblick zwischen kühlen Ruinen, nicht die Möglichkeit hat, zu dem

Apparat, ich meine, zu dem Buch, zu greifen und nachzusehen, da können einem Zweifel kommen.

Eins steht fest, Flaubert ist seines Stoffes so sehr Herr geworden, daß ihm nie die Zeit das kleinste Stück davon entreißen wird. Er wird nie altmodisch werden. Empfindungen, Gewohnheiten, Trachten werden altmodisch, nicht das dunkle, unpersönliche Wesen, das sie entstehen läßt, Flauberts Held. Es gibt keinen Zweiten, von dem man das mit gleichem Recht, in gleichem Umfang sagen kann. Doch hat er über seine Kunst die Achseln gezuckt. Man fühlt es in allem, was er darüber schrieb, und fühlt es in seinen Werken selbst. Es gehört zu seiner Kunst, daß wir es nachfühlen. Er haßte seine Kunst oder fürchtete sich vor ihr. Die Salambo ist nichts anderes als die Flucht vor der Dichtung. Deshalb plagte er sich mit den tausend Details historischer Forschung mit dem Fleiß des Sitzgelehrten, er, Flaubert. Hier draußen kommen mir solche Dinge ganz phänomenal vor. Schließlich hat er sein Lebenlang nichts anderes gemacht als seine Kunst zu verbergen. In die Bewunderung dieser Selbstzucht ohnegleichen mischt sich die Einsicht, daß es ihm nicht nur gelang, seine Kunst zu verbergen, sondern daß sich der Mensch verbarg, um nicht zu sagen, kleiner machte. Seine Dichtung hat nur ganz oberflächliche Teile des Künstlers erschöpft, war unfähig, ihn auszulösen. Mir scheint, er hat die adäquate Form nur da gefunden, wo er sie nicht suchte, in seinen Briefen. Da ahnt man, was der Mensch ohne seine Kunst, fast hätte ich gesagt, ohne seinen Spleen, vermochte. Sie haben mich mal gefragt, was ich von zeitgenössischer Literatur am höchsten stelle. Daß ich Ihnen diese Briefe nennen konnte, scheint mir heute ein wahres Rätsel. Das drollige ist, daß ich sie Ihnen heute wieder nennen würde. Man kann nun doch wohl nicht gut konstruieren, daß Flaubert als Briefschreiber unbewußt größerer Künstler war als in seinen Romanen. Die Briefe sind ja keine Kunst, sie sind der ungesuchte Ausdruck von Empfindung, und Empfindungen vergehen, werden altmodisch, wenn sie nicht in künstlerischen Formen stecken. Oder wäre es anders? Könnte etwa die Empfindung eines bedeutenden Menschen wichtiger sein als die Form der Übertragung? Aber dann, Loris, dann — ach, ich hätte Sie jetzt gern hier. Diese Ruinen geben allerlei dumme Gedanken. Es ist nicht nur das Äußere, was sie zerstört. Auch im Innern werden sie morsch. Ihre Mauern sinken in gleichem Maße in sich zusammen, als sie das fruchtbare Unkraut überschwemmt. Eigentlich ein melancholischer Anblick. Diese Flucht vor der Kunst gleicht aufs Haar der modernen Flucht vor der Liebe und ist vielleicht dasselbe. Man findet beide nirgends so unverhohlen als bei den Franzosen, der künstlerischsten und der liebereichsten Nation. Auch an ihrer Malerei nagt der Wurm Flaubertscher Selbstentäußerung. Wer malt noch in Frankreich? oder, was dasselbe ist, wer malt nicht? Wer schreibt noch oder wer schreibt nicht? Flaubert war der beste Franzose. Sein

Schicksal ist das Memento mori einer Kultur, von der wir leben. Zu dem barbarischen Strom, der von außen her immer größere Massen fruchtbaren Interesses von ihr wegschwemmt, gesellt sich der Wurm im Innern, der die Widerstände durchbohrt.

Darum schreckt michs, daß auch Sie jetzt in Delphi auf Ruinen sitzen. Was tun Sie dort, Sie, der Glückliche, der es noch wagt, glücklicher als wir, die nur noch gewesene Freuden suchen! Sie sind einer der letzten Starken, Sie dichten, die Worte strömen Ihnen zu, noch nagt an Ihnen nicht der Wurm. Und wenn ich Sie deshalb zuweilen neidvoll zu hassen meine wie der wüste Jacobiner seinen vornehmen Gefangenen, glauben Sie mir, es gehört im Grunde nur Ihr Glück dazu, um meinen Haß in Anbetung zu verwandeln.

Barcelona, den 21. Juni.

Barcelona hat sich die Boulevards zum Muster genommen, wie Madrid die stilleren Teile von Paris. Auf der Rambla wimmelt es von ziemlich gräßlichen Menschen, die vielerlei Geschäft treiben. Gestern ist Langhans angekommen. Er wird einige Wochen mit uns reisen. Sizilien hat ihm gut getan. Er hat fleißig gemalt, spielt besser Billard und hat sich auch eine politische Überzeugung angeeignet. Natürlich wollte er sofort ein Stiergefecht sehen. Daß es in dieser modernen Geschäftsstadt einen Stierzirkus gebe, war einigermaßen unwahrscheinlich. Unser Wirt verwies uns gekränkt unseren Zweifel. Barcelona besitzt sogar zwei Arenen, und wir würden heute Nachmittag die edelsten Herren von der Zunft in Tätigkeit sehen. Der Spektakel übertraf alle Erwartungen. Der erste Stier war wie gewöhnlich ländlicher Idylle geneigter als dem Kampfe und zog sich vor jeder Capa zurück. Die Sonne blieb in den bedenklich grauen Wolken, und nach den ersten Gängen fing es an zu regnen. Der Regen dämpfte noch mehr den Mut des Tieres und die Lust der Angreifer. Das Publikum tobte. Da der Stier auch auf Feuerwerkbanderillas nicht reagierte, verlangte das Volk einen neuen Stier und geriet, als man ihm nicht sofort den Willen tat, in wahre Raserei. Man begann zuerst, als Worte nicht mehr halfen, die Stierkämpfer mit Zigarrenstummeln und faulen Orangen zu traktieren, und ging dann zu festen Gegenständen über. Flaschen und ganze Bretter flogen in die Arena. Schließlich sprangen ein paar Dutzend Kerle aus dem Publikum über die Brüstung und hopsten vor dem Stier herum. Sie sahen wie Wilde aus. Es kam zu Szenen, die denen der Tauromachie Goyas immerhin verwandt waren. Als man schließlich von unten anfing, die Präsidentenloge mit Steinen zu bearbeiten, sah sich der Präsident genötigt, den Kampf zu unterbrechen. Der Toreador und seine Capeadores verließen die Arena. Der Regen hatte ihre bunten Kleider übel zugerichtet. Schutzleute trieben die Ruhestörer fort. Schließlich blieb nur noch der schwarze Stier mit den rauchenden Speeren

im Nacken allein in der Arena unter strömendem Regen. Zahme Ochsen, die neben ihm wie Kälber aussahen, wurden in die Arena gelassen und mit ihnen trabte er vergnügt in den Stall. Er hatte sich von allen Beteiligten am klügsten benommen. Da der Regen stärker wurde, wurde die Fortsetzung des Kampfes auf den nächsten Feiertag, das heißt morgen, verschoben.

Barcelona, den 25. Juni.

Barcelona ist ein Gemisch von sublimen und grotesk häßlichen Dingen. Der Blick vom Tibidabo auf die Berge und Täler, auf den gewaltigen Klotz des Montserrat und, auf der anderen Seite, auf die Stadt ist unvergeßlich. Wir fuhren abends hinaus, um die Johannisfeuer zu sehen. Die Berge waren in dem grauen Dunst nur durch die pünktchenhaften Feuer zu unterscheiden. Unten lag die Stadt wie ein riesiger Bahnhof mit Millionen Lichtern. Dazwischen flammten die roten Feuer. Die ganze Stadt war auf dem Berge und jeden Augenblick kamen noch Hunderte von Menschen dazu. Man konnte sich einbilden, daß in dieser Nacht Barcelona nur von Lichtern bewohnt war. Gegen Mitternacht fuhren wir hinunter zu dem Volksfest im Park Guell. Park klingt harmlos und friedlich. Man denkt an stille Alleen mit graziösen Frauen und weißgekleideten Babys, womöglich sogar an grüne Bäume. Diesen Gedanken muß man im Parke Guell fahren lassen. Ich weiß nicht, ob der Name im Spanischen angenehmer klingt als für nordeuropäische Ohren. Die Idee Utrillos, uns nach Mitternacht, wenn Bourgeois wie wir längst im Bette liegen, in den Park zu führen, hatte schon an sich etwas recht Bedenkliches. Noch dazu in einen Park Guell. Die letzte Silbe bestreitet alles, was die erste versprechen könnte. Ich stellte mir unwillkürlich etwas Absonderliches vor. Glücklicherweise, denn ich glaube, ganz ohne Vorbereitung kann einen zu nachtschlafender Zeit hier der Schlag treffen. Die Fahrt dauert eine Ewigkeit. Barcelona ist über Nacht groß geworden und beherrscht noch nicht die Menschenmassen. Jeden Augenblick riß oder schmolz irgendein Draht der Elektrischen, und die zum Bersten überfüllten Wagen standen festgekeilt zwischen Menschen, Droschken und Automobilen. Utrillo vertrieb uns die Zeit mit Kommentaren. Er sprach wie ein echter Spanier unaufhaltsam. Es scheint, daß die Menschen hier erst in der Nacht aufwachen, wenn wir schlafen gehen. Am Tage war er eher wortkarg gewesen. Ob der Wagen stand oder fuhr, ob wir auf dem holprigen Wege zum Park hinauf, zusammen waren oder von einem Knäuel Menschen auseinandergerissen wurden, er erzählte immer weiter, von Katalanien und seiner Sonderstellung in Spanien, vom Sozialismus und Volkserziehung, von Rusinol und Zuloaga, und begrüßte dabei jeden Augenblick Bekannte, sprach mit ihnen und mit uns spanisch, französisch, katalanisch, sogar deutsch. Langhans, der immer ein wenig zur Vertrottelung neigt, fing an, englisch zu reden. Schließlich

kamen wir, es mochte zwei Uhr sein, an eine Art Grotte, oder vielmehr eine Art Tempel, oder ein Riesenkarussell, das sich aber nicht bewegte. Säulen, die ungeheuren Elephantenzähnen oder Walfischbärten oder ins Unendliche vergrößerten Importzigarren glichen, trugen es. Von da führte ein Weg neben schwindelnden Abhängen, die mit Totenköpfen oder was weiß ich, gesäumt waren, zu einem Plateau, das sich beim näheren Zusehen als schwebender Garten herausstellte und das Dach des Tempels war, in dem wir vorher gewesen waren. Dann kamen wir an einen kilometergroßen Blumentisch, auf dem statt Blumen dichtgedrängte Menschen standen. Daneben war wieder so ein Blumentisch und so fort, ich weiß nicht wie viele. Die monströsen Dinger schienen in der Luft zu schweben und die Menschen darin hatten keine Ahnung von der drohenden Gefahr. Übrigens fehlte uns die Zeit, darüber nachzudenken, denn im Handumdrehen hatten wir wieder ein Gebäude von unbegreiflichen Formen vor uns, halb indischer Palast, halb Hundehütte, aus Fayence oder Glas oder Seifenblasen. Utrillo erzählte gelassen von Katalanien, als wenn wir vernünftig irgendwo zusammensäßen. Ich aber nahm alle Kraft zusammen, blieb stehen und faßte das mir zunächst liegende Detail, einen Spucknapf oder ein Monument, energisch ins Auge. Es war richtig Fayence und in den Formen erkannte ich ohne Mühe Anklänge an Horta und Guimard. Die Erinnerung an ein Haus, das ich Tags zuvor auf der Gracia gesehen hatte, kam mir zu Hilfe. Ich befand mich nicht im Trans, sondern in einer modernen Architektur. O wie habe ich in diesem Moment Horta und Guimard, Endell und Obrist und wie die Übeltäter sonst noch heißen, alles, was ich je gegen sie gedacht habe, abgebeten. Sie erscheinen alle wie friedliche Klassizisten neben den Einfällen dieses Ungeheuers von Barcelona. Utrillo erzählte, der Mann würde auch eine Kathedrale bauen und habe viele andere Aufträge. Es beständen zwei Parteien in Barcelona, die eine gegen ihn, die andere für ihn. Es sei ein Mensch von großer Energie und er würde es noch weit bringen. Mittlerweile waren wir wieder an einen großen Platz gekommen, der vermutlich in Wirklichkeit nur ein Regenschirm war. Auf dem Platze tanzten Hunderte von Menschen die Sardana. Es war aber in Wirklichkeit gar kein richtiger Tanz. Um [hölzerne Pfeiler, auf denen Plakate mit rätselhaften Inschriften befestigt waren, bewegten]sich Kreise, die immer aus acht oder zehn Menschen bestanden. Es gab mindestens fünfzig solcher Kreise. Die Bewegung kam dadurch zustande, daß zuweilen das eine oder das andere Glied der Kette ein wenig hüpfte. Manchmal hüpften auch zwei oder drei. Es sah aus, als wären es gar keine richtigen Menschen, sondern Puppen, die an Fäden hingen, oder Klavierhämmer. Dazu spielte eine Musik mit Blasebälgen, unsäglich traurig. Langhans gluckste, er hatte die Augen weit aufgerissen, seine langen Beine schlotterten. Es waren gar keine richtigen Beine. Utrillo erklärte, die Sardana wäre aus dem nördlichen Katalanien importiert worden,

wo sie von den Fischern getanzt würde, und sei sozusagen ein mathematischer Tanz. Die Tänzer müßten genau zählen, wann sie hüpfen müßten. Der Rhythmus regle sich nach folgendem System . . .

Da packte mich die Angst. Ich gab Langhans einen Stoß, faßte Jeanne und rannte was ich konnte.

Madrid, den 1. Juli.

Beim Herzog von Alba. Das Schloß, in einem schönen Park, hat großen Stil und ist tadellos gehalten. Halb englisch, halb französisch. Gute Livree. Der Herzog jung, elegant, frisch, ohne jede Pose, mit einem Anflug englischer Allüre, die dem Spaniertum etwas ungemein Pikantes gibt. Während er uns guten Tag sagte, ging sein Hauspriester durchs Zimmer und verbeugte sich bis an die Erde. Der Herzog nickte ihm nachlässig zu. Auch das paßte zum Dekor. Wir gingen durch ein paar Dutzend fürstlicher Räume, sahen den Kopf der Minerva — die erste Antike auf unserer Reise, — den unerwartet guten Murillo, Bildnis seines Sohnes, des Priesters; eine sehr merkwürdige Kreuzabnahme, die Rembrandt genannt wird und von einem kleinen Maler stammt, in dem der Anblick Rembrandts einen kurzen Augenblick von Genie entzündete. Schließlich die berühmten Goyas. Die Herzogin mit dem Hündchen ist recht matt, wie alle Bildnisse dieser Art. Die rote Schärpe auf dem weißen Kleid vermag die Flauheit nicht zu überwinden. Die Pose wirkt puppenhaft. Aber in dieser unter dem Leben bleibenden Darstellung verbirgt sich ein unbeabsichtigter kulturgeschichtlicher Beitrag. Man ahnt das artifizielle Dasein dieser den Künsten und den Künstlern zugeneigten Schöne. Alles ist künstlich an ihr, selbst das über die Maßen drollige Hündchen, das den Spleen der Herrin weiterträgt. Es steckt etwas von Hogarth darin. Nur fehlt das siegreiche Bewußtsein Hogarths. Ich glaube an keine Satyre Goyas, nicht mal in der Familie Karl IV., und Loga hat sicher recht, die Ähnlichkeit der Maria Luise mit manchen Hexen für unbeabsichtigt zu erklären. Auch die Verwandtschaft der Herzogin mit der Maja ist ungewollt entstanden. Unbeabsichtigt, aber nicht zufällig. Goya war ein reiches Instrument, das er seiner Epoche zur Benutzung überließ, einer von den Schauspielern, die nicht denken, was sie spielen, selbst nur zu sehr Teil der Epoche, die er darstellte.

Zuletzt führte uns der Herzog in das Zimmer mit den Reliquien seines großen Ahnen. Wir sahen das Bildnis von Tizian und das von W. Key. Eine echte Don Quichotte-Physiognomie. Selbst Tizian, der sich hier mit einer dem greisen Selbstbildnis ähnlichen dünnen Materie behilft, hat das Karikaturhafte nicht ganz vermieden. An den Wänden kostbare Gobelins mit den Schlachten Albas. Ich konnte nicht umhin, dem Enkel ein paar naheliegende Worte über das Zimmer zu sagen. „C'est mon petit cabinet de travail," antwortete er charmant.

Das dem Velasquez zugeschriebene Bildnis der Prinzessin, das Beruete nicht

für echt hält, hat etwas Gläsernes in der Malerei und erreicht jedenfalls nicht das Wiener Bild.

Madrid, den 1. Juli.

Lieber Hans! Mein Eindruck im Velasquez-Saal war noch viel schlimmer als vor zwei Monaten und ich hatte ihn nicht anders erwartet. Die Geschwindigkeit, mit der Werke, deren Ungültigkeit erkannt sind, jeden Nimbus verlieren, ist, glaube ich, gerade so groß, wenn nicht noch größer als das Tempo des Wachstums legitimer Bewunderung. Es bleibt nicht ein Häufchen Asche von all der mitgebrachten Bewunderung übrig, nicht mal die Empörung, die ich jedesmal aufs neue vor manchen Bildern Goyas spüre. Ich finde sogar Velasquez' Geschicklichkeit ohne jedes Interesse. Man erkennt sie an, wie die belanglose Betätigung eines vollkommen gleichgültigen Menschen, den man zufällig getroffen hat und nie wiedersehen wird, und der wie jedermann auf höfliche Behandlung Anspruch erhebt. Ich hatte Langhans nichts gesagt. Er reagierte mit der Fixigkeit eines Klappmechanismus. Na, denn nicht! Und guckte mich dann mit der mitleidigen Unverfrorenheit an, mit der diese zukunftsichere Generation unsereinen immer anblickt. Ich tat erstaunt und ließ mich bekehren. Er konstatierte, daß Manet „denn doch etwas besser" sei, und ich erfuhr daraus, außer seiner Meinung über Velasquez, daß diese Jünglinge geneigt sind, Manet auch schon zum alten Eisen zu werfen.

Vor zwei Jahren schrieb mir mal Erhard, der gerade hier war, ich sollte nur mal nach Madrid kommen, da würde ich mir Manet schon abgewöhnen, und tat so, als hätte Manet Goya ganz einfach bestohlen. Ich weiß eigentlich wirklich nicht, was die beiden gemein haben sollten. Die Erschießungsszene Goyas mag Manet auf das Motiv seiner Hinrichtung des Kaisers Maximilian gebracht haben. Sie ist besser als hundert andere Goyas, und ohne den Lichttrick mit der gelben Laterne wäre sie ein Meisterwerk ihrer Art. Aber die Art liegt immer unter Manets Niveau; sowie der beste Turner unterhalb Constables bleibt. Ich bin auch wieder im Keller bei den Goyas, gewesen. Man kann den Horror gegen die Deliriumatmosphäre überwinden und glänzende Dinge finden. Er war sicher viel stärker als Manet und hatte wahrscheinlich mehr Talent. Ich trage ihm auch nicht mal den Mangel an Kultur nach. Sondern die infame Widerstandslosigkeit eben gegen sein Talent, gegen jeden Einfall. Auch Manet war von großen Gefahren bedroht. Es steckte ein Akademiker und ein Süßmaler in ihm. Wie ist er damit fertig geworden!

Madrid, den 6. Juli.

Man kann Velasquez nicht geschickt als Maler nennen. Er war es nur als Arrangeur. Ein Meister im Modellstellen. Die Prinzen, Prinzessinnen und König stehen oder sitzen immer höchst wirkungsvoll vor dem Hintergrund. Und er wußte seine Leute zu wählen. Die Zwerge müssen sehr merkwürdig gewesen

sein. Juan de Austria und die beiden, die für den Äsop und den Menippus standen, waren Typen, um die sich auch heute alle modellsüchtigen Musensöhne reißen würden. Man meint sie schon einmal an der spanischen Treppe in Rom, oder auf der Place Pigalle gesehen zu haben. Sie sind auch im Bilde nichts als Modelle und Charakterköpfe, nicht gemalt, sondern kostümiert, ohne jeden Geist erfaßt, zuweilen — so der sogenannte Primo, mit dem Buch (was für ein Wunder denkt man sich nach der Photographie dieses Bildes!) oder der Don Sebastian, mit einer Lüderlichkeit hingewichst, daß man sich nicht eines gewissen Respektes vor der Mache der Boldini und Sargent erwehren kann. Der Juan de Austria steht auf hölzernen Stöcken, nicht auf Beinen. Man meint, ihn umblasen zu können. Welche ungeheure Ungerechtigkeit, solche durch nichts aufgewogene Symptome der Unfähigkeit zu übersehen und einem Renoir oder Cézanne die systematische Vernachlässigung unwesentlicher Details anzurechnen. Gerade unter Berufung auf Velasquez! Hundertmal liest man, das sei doch wahrhaftig kein Akademiker gewesen, habe in vollkommener Freiheit geschaffen und doch erkenne man jedes Detail. Wohl, man erkennt es. Auch auf Öldrucken wird es erkannt, da sogar zuweilen noch besser. Und wenn die Kunst nur ein mnemotechnisches Mittel ist, um das Erkennen interessanter Typen zu erleichtern, mag Velasquez der Größte sein. Mir beweist gerade das Eingehen auf solche belanglose Zwecke, das man in jedem seiner Bilder entdeckt, sein Akademikertum. Er war immer Akademiker, nicht nur damals, als er die in ihrer Art vollkommenen Borrachos malte, nicht nur in der unerträglichen Schmiede oder in dem Mars, der ohne den berühmten Namen keines Blickes gewürdigt würde; auch da, wo er sich scheinbar freier gab, wie in den Lanzas oder in den Meninas und in den Spinnerinnen, in seinen Hauptwerken. Die Freiheit ist nur die Unabhängigkeit vom alten Repräsentationsbild. Dafür wird ein neues geschaffen, eine neue Methode, um Bilder zu präsentieren; eine sehr viel reichere Methode, voll von Abwechslungen, aber für die eigentliches Leben gewährende Kunst unwesentlich, wie irgendeine Akademikerschablone. Auch Tizian malte Repräsentationsbilder. Auch er ist nicht immer den Gefahren seines Prunkgewerbes entgangen. Unter der Masse seiner Wunderwerke gibt es — selbst im Prado — recht mäßige Dinge. Seine Art trieb ihn, ein Repräsentant für viele zu sein, und wir lieben ihn deshalb wie einen Fürsten. Diese Rolle brachte ihn zuweilen um den sicheren Künstlerinstinkt, den man in jedem Strich der ungleich größeren Persönlichkeit eines Tintoretto bewundert. Selbst die beiden Bildnisse Karls und Philipps, die den roten Kardinal Raffaels einrahmen, lassen eine Spur von Unbefriedigung zurück. Wir bleiben den Menschen in diesen Königen fern. Mancher leidet vielleicht nicht darunter, weil ihrem Rang diese Ferne angemessen erscheint. Karl V., Philipp II.! Er schaut zu ihnen auf, wie jemand, der durch irgendeinen Zufall zwei wirkliche Könige zu sehen bekommt, möchte nicht mal

näher hinsehen, aus angeborener Diskretion und vielleicht aus Furcht, andernfalls vor die Tür gewiesen zu werden, und ermüdet langsam ein wenig bei dieser unbeteiligten Betrachtung. Ein anderer zweifelt. Ihm dünkt, daß Tizian womöglich selbst nicht näher als bis zu den Kleidern zuschauen wollte oder durfte. Dagegen wehren wir uns heute, heute mehr als je. Wir hassen Könige, die sich nur besser anziehen als andere Sterbliche. Wir glauben nicht mehr an die Kleider und beklagen die Leute, die daran geglaubt haben, beklagen zumal den Künstler, der sich vom Kleid hinreißen ließ. Deshalb tritt hier Tizian, der so oft in anderen Bildern, sogar in anderen von denselben Fürsten, den königlichen Anstand jenseits des Kleides zu treffen wußte, hinter Raffael zurück. Raffaels Kardinal, das schönste Männerbildnis Raffaels, ist von einem Menschen geschaffen, der auch die Pracht zu schätzen wußte, aber darüber stand. Seine Schönheit stammt von einer geistigeren Macht. Dieses seidige Moiré-Rot des Ornats, das noch unter der Lupe den Reichtum behalten würde, scheint nur dazu da, um den Blick auf das Antlitz zu leiten. Neben der Reinheit dieses Profils verschwindet alles Materielle.

Eine sehr ungünstige Nachbarschaft für die beiden Königsbilder, aber ungemein lehrreich. Sie wirken sauzig. Und das liegt nicht an der Farbe. Nicht die Helligkeit des Raffael entscheidet gegen das Tizianische Braun. Sie gibt dem Kardinal nur einen zufälligen Vorteil, der auf die Dauer nicht standhalten würde. Man kann auch nicht die Verschiedenheiten der Systeme gegeneinander ausspielen. Wir sind eher geneigt, der malerischen Behandlung Tizians, die uns näher steht, den Vorzug vor Raffaels Modellierung einzuräumen, und tun das ohne Reserve, sobald es sich um den Vergleich der Madonnenbilder Raffaels im Prado mit anderen Gemälden Tizians im Prado handelt, die ein unendlich reicheres Menschentum verraten. Der Kardinal steht höher, weil er in seiner Art vollendeter ist, als die beiden Königsbilder in der ihren. Tizians Form ist nicht mit diesem äußersten erfolgreichen Streben nach dem Letzten herausgearbeitet, das den Kardinal wie ein höheres Wesen erscheinen läßt. Das Mittel mag diskutabel sein. Es verschwindet in dem ideal erfüllten Zweck. Die Anschauung eines wunderbaren Menschen steht dahinter. Sie erreicht ein so erhabenes Symbol der Vergeistigung, daß unsere gewohnten Handhaben der Analyse — Modellierung und Malerei — scheinbar zu wesenlosen technischen Begriffen werden. Scheinbar! Denn in Wirklichkeit bestätigt sie die Tatsache, daß Raffael hier mit einem spröden Material malerischer als der Venezianer wurde.

Nicht alle Tizians des Prado werden von diesem Raffael verdunkelt. Nicht das Bachanal, nicht der Marquès del Vasto, nicht la Fecundidad. Nur die Ungleichheit des Meisters läßt ihn in dem einen Fall geringer erscheinen. Auch die Maria Medici des Rubens besteht ohne zu schwanken neben dem Kardinal. Der Hinweis auf die Idealität des Raffaelschen Typs vermag unserer Be-

wunderung des strahlenden Lebens dieser Frau nichts zu rauben, und man würde der Natur vorwerfen, natürlich zu sein, wollte man hier von Materialismus sprechen. Die Bilder stehen sich wie Fürsten verschiedener Reiche gegenüber. Denkt man sich die Maria Medici zwischen die beiden Königsbilder, so würde Tizian, der im Prado so oft seinen Nachfolger übertrifft, kaum besser bestehen. Gerade daß man Tizian und Rubens hier auf verwandten Wegen findet, erleichtert die Kritik. Man würde in den Königen vergeblich eine Darstellung des Männlichen suchen, die der Kunst gewachsen wäre, mit der Rubens in seiner Fürstin das Weibliche zu fassen gewußt hat.

Tizian wurde Velasquez gefährlich. Die stolze Allüre des Venezianers, die in Spanien seit den Zeiten Karls V. noch an Nimbus gewonnen hatte, lockte ihn wie den König, seinen Herrn, der Ruhm des Vorfahren, der Franz I. gefangen genommen hatte, lockte. Er versuchte den Schwächling, der immer geschlagen wurde, mit gleich imposanter Würde zu schmücken, fand wirklich ein Geschmeide, das, von weitem gesehen, dem Pomp des anderen nahe kommt. Nur fehlt dem Geschmeide das rechte Objekt. Vielleicht rächte sich die Untreue des Historikers an dem Maler. Tizians großes Reiterbild Karls V. sieht neben dem Reiterbild Philipps IV. von Velasquez wie ein König neben einem einen König mimenden Schauspieler aus. Da schweigen alle Einwendungen gegen Tizians Imperatorenkunst. Er verschmäht hier absichtlich und mit Recht, uns mehr als er gibt von dem Menschen in dem Fürsten zu melden, aber gibt einen Fürsten, an dem nicht zu mäkeln ist, jeder Zoll ein König. Er dachte nicht an die Schönheit des Prunks. Der Prunk gehörte dazu, wie der Reiter zu dem Roß, wie das Roß zu der Landschaft. Wir haben uns gestern in der Armeria die Rüstung angesehen, die Tizian für das Reiterbild benutzt hat. Getreu bis in die goldenen Linien des Ornaments auf dem Eisen. Und diese Sachlichkeit läßt die Erfindung Tizians ins Unermeßliche wachsen. Das Bild hat mit dem gleißenden Trutzstück der königlichen Waffenkammer nicht mehr gemein als der Gedanke des Königs, der die Rüstung trug, mit dem Eisen, das ihn schützte. Das ungebärdige Metall, das nur das Gesicht frei läßt, wird Wachs unter den Händen des Meisters. Es umhüllt den Körper wie ein durchsichtiges Gewand. Wie sitzt der Mann im Sattel! Das etwas abgebrauchte Epitheton, das man auf den Araber anzuwenden pflegt, das Zusammenwachsen des Reiters und des Pferdes, erhält neue Bedeutung bei einem Reiter, der in Eisen gehüllt ist. Der gepanzerte Arm mit der Faust, die die Lanze hält, ist nicht Metall, sondern Nerv. Im nächsten Moment kann er sich heben. Und diese Vitalität, die selbst ohne das fabelhafte Antlitz bestände, die von der Bewegung des Pferdes ebensoviel erhält wie sie ihr gibt, beseelt geheimnisvoll den Prunk, durchströmt die wundervollen Töne des Rots der Schabracke auf dem Dunkel des Rappens, gibt dem Ganzen einen neuen, weit über die Repräsentation hinausreichenden Wert: Dieses

Geschöpf, nicht der große Fürst, von dessen Taten wir wissen, sondern das Geschöpf Tizians lebt heute noch. Und die nachträgliche Einsicht, daß es mit Karl V. identisch ist, durchströmt die Geschichte seiner Taten mit neuem Leben.

Madrid, den 7. Juli.

Den Philipp IV. von Velasquez kannte ich vor Madrid nur nach der alten nicht originalen Verkleinerung im Pitti und nach der Kopie dieses Bildes von Marées in der Schackgalerie. Es war mir aufgefallen, daß Marées, der damals Velasquez nicht kannte, unwillkürlich nach einer Linderung der Schwächen des Florenzer Bildes getrachtet hatte, die ich dem alten Kopisten zuschrieb. Sein Versuch, die groben Dissonanzen zwischen Hell und Dunkel abzuschwächen und der Gruppe mehr Masse zu geben, mußte, so bildete ich mir ein, mehr den Absichten des Velasquez entsprechen. Das große Original im Prado war die schlimmste Enttäuschung. Es läßt sich kein größerer Gegensatz zu Tizian denken. Das wäre an sich nicht schlimm. Ein großer Meister könnte ein dem Tizian ebenbürtiges Werk auf ganz anderem Wege erreichen. Es gibt hunderte, tausende, unzählige Möglichkeiten. Nur wie sie auch sein mögen, sie haben alle das mit dem Wege Tizians gemein, rationell zu sein, um zum Ziele führen zu können. Sie werden immer irgendwie die Konstruktion des Bildes, die Massenverteilung, die Beziehungen der Teile zueinander, kurz die Organisation, im Auge halten müssen. Und bei unserer Beurteilung wird notwendig die ästhetische Erfahrung mitzusprechen haben, die wir aus ähnlichen Aufgaben anderer Meister gewonnen haben. Velasquez hat die Profilstellung vorgezogen, die für jeden Reiter, zumal im anspringenden Galopp, die wirksamste ist. Jedem Betrachter, der dem unkontrollierten Heroismus gekrönter Häupter zugänglich ist, imponiert diese Schaukelpferdstellung. Der künstlerisch Empfindende sieht eine ausgeschnittene Figur, die schematisch vor eine Landschaft gestellt ist. Nichts außer einer traditionellen Heldenpose gibt ihr Haltung. Sie sitzt nicht auf dem Pferd, sondern ist irgendwie darauf befestigt, wie eine Modellpuppe, die sich der Maler zurechtmacht. Der Arm, den der Maler nachträglich durch die grobe Übermalung des Ellbogens modifizierte, ist auch jetzt noch nicht glaubhaft, und das Bein hängt tot an dem Pferdeleib herab, den es zu regieren vorgibt. Alles das sind verfehlte Details, über die man hinwegkönnte, wenn sie in einer starken Vision verschwänden. Aber gerade die Vision, ich meine die zur plastischen Darstellung gelangte Anschauung eines höheren Menschen, fehlt. Die Anschauung ist die eines rohen Illusionisten, dem das Ungefähr — deshalb nennt man ihn Impressionist! — genügt. Er findet ein Motiv, diese Paradestellung, und begnügt sich, es unverloren auf die Leinwand zu bringen. Dem Pferdekopf werden starke Lichter und den vier Beinen weiße Bläßen aufgesetzt, die die Illusion noch vergröbern. Es fehlt nicht der bekannte weiße Fleck im Auge des Gauls,

das probate Mittel, um kriegerische Pferdeblicke zu erreichen. Jenseits des Pferdes legt er das gletscherhafte grünliche Weiß des breiten Strichs, dessen Substanz nicht erkenntlich ist, und der nur den Zweck verfolgt, das Pferd noch greifbarer zu modellieren. Selbst zwischen Schwanz und Schenkel kommt das Weiß zum Vorschein. Den Umriß des Rückens verschärft noch der isoliert belichtete gelbliche Schwanzriemen. Hier macht die blaue Luft zwischen dem rosa Zipfel der Schärpe oder dem knallig hellbraunen Marschallstab und dem Rücken wieder ein richtiges Loch. Man könnte glauben, daß es Velasquez darauf ankam, möglichst viel solcher Löcher zu schaffen, während Tizian bemüht war, sie zu unterdrücken. Es ist zu billig, zu untersuchen, welche der beiden Tendenzen der höheren künstlerischen Absicht entspricht. Die Einsicht, welche der beiden die rationellere ist, entscheidet. Das Pferd Karls V. ist nicht annähernd so deutlich als das andere, und doch hundertmal mehr Pferd, mehr Leben, mehr Bewegung. Die paar wohlerwogenen Modulationen der dunklen Masse unter dem Reiter genügen für unsere sichere Suggestion. Velasquez erreicht mit seiner kleinlichen Detaillierung nur, das Schaukelpferd noch starrer zu machen und es zu verkleinern. (Der winzige Picador Goyas — eine seltene Perle — wirkt monumental daneben.) So ausgeschnitten ist auch der Reiter, der schwarze Hut, der wie ein Teller wirkende Kragen, die dunkle Rüstung, deren goldene Streifen man zu zählen versucht ist. Man glaubt nicht an das Metall des Panzers, weil die Belichtung nicht überzeugt. Es erscheint luftlos, trotzdem es von allen Seiten vor der Luft steht. Und wie die Isolierung das Detail in der Gruppe tötet, so wird die ganze Gruppe von der Landschaft in Frage gestellt. Der Landschaft fehlt jede, selbst die leiseste Farben- oder Linienbeziehung zur Gruppe. Sie ist nur Hintergrund. Man mag den Charakter des Pardo darin wiederfinden, während Tizian seine Szene vielleicht ganz frei erfand. Das hindert nicht, daß die erfundene Landschaft Tizians die wirkliche geworden ist, während die möglicherweise objektivere Landschaft des Velasquez geradeso gut eine andere sein könnte.

Dieselbe Unstimmigkeit in dem Balthasar auf dem kugelrunden Ponny, in dem Balthasar im Jagdkostüm mit den Hunden, in dem Olivares. In allen dieselbe billige Genügsamkeit, derselbe rohe Illusionismus. Eine gefällige Koloristik, die den Farbenzauber der großen Meister Venedigs verbilligt, verhüllt die Grobheit des Genres.

Im reitenden Balthasar und im Olivares bedient sich Velasquez der Schrägstellung. Der Herzog reitet nach dem Hintergrund zu. Aber der Vorteil, den Tizian aus der Schräge gewann, geht ihm verloren. Ihm ist sie nur eine Pose, die als Pose ausgenutzt wird. Olivares schaut nach dem Beschauer zurück, wie ein koketter Kapellmeister beim Dirigieren, und dadurch büßen beide Arme den förderlichen Anteil an der Komposition ein, und das Hinterteil des Reiters wird grotesk.

Auch an den Lanzas rächt sich das Dekoupieren der Gestalten. Man zählt die Lanzen, die Beine und Köpfe. An Tizians „Ansprache des Marquès del Vasto" hätte er lernen können, wie man solche Massen bewältigt. Seine Absicht aber ging nach anderen Zielen. Er wollte, wie die Kunstgeschichte lehrt, eine liebenswürdigere Auffassung der von Leonardo gemalten Szene geben. Ich kann mich vor dem kunstlosen Bilde des Spaniers Leonardo in der Eingangshalle des Prado zuweilen nicht einer gewissen Sympathie mit dem plumpen Autor erwehren. Kann es noch weniger, wenn ich das Pendant zu dem Bilde, die Einnahme von Acqui durch den Herzog von Feria, desselben Autors, mit dem Olivares vergleiche. Velasquez hat die Stellung seines Herzogs dem Bilde Leonardos entnommen und sie hoffähiger gemacht. Der vulgäre Schlachtenmaler war sehr viel aufrichtiger. Der Herzog von Feria auf dem Bilde Leonardos ist, trotzdem es aller malerischer Zieraten des Velasquez entbehrt, glaubhafter. Die Stellung ist weniger Theater. Den rückwärts gerichteten Blick motiviert die Szene des Vordergrundes. Ich will kein Meisterwerk daraus machen. Es ist so ledern wie möglich, aber erfüllt innerhalb der sehr bescheidenen Grenzen seiner Anschauung die Bedingungen besser als „das Werk des berühmten Zeitgenossen". Velasquez' Malerei ist nur ein höherer Grad von Luxus, nicht von Anschauung. Die Beziehung zwischen den beiden Bildern charakterisiert im Grunde Velasquez' wesentliche Schwäche ebenso deutlich wie seine Beziehung zu Tizian und Greco.

Velasquez schwankte zwischen drei Mächten: Tizian, Greco und Philipp IV. Mir scheint, er ist nur dem weltlichen unter den drei Würdenträgern nahe gekommen.

Velasquez hatte Einfälle, Farben und Modelle, aber er hatte eins nicht, was dem Kunstwerk so notwendig ist, wie dem Menschen das Atmen, Rhythmus.

(Schluß folgt)

Jugendliche Verbrecher/ von Max Burckhard

Es gibt zwei Entwicklungsperioden auch in der Welt der Ideen. Die erste ist die der Entstehung: das Leben bildet seine Niederschläge, feste Körper formen sich in der wallenden Bewegung, durchscheinende schimmernde Kristalle wachsen empor, Begriffe und Empfindungswerte setzen sich fest, und alles erscheint wie selbstverständliche Notwendigkeit, wie feststehend für die Ewigkeit. Und dann folgt dem Prozeß des Wachstums die Zersetzung: dem Werden das Vergehen. Was zu sicherer Empfindung, zu ewigem Besitz geworden zu sein schien, das beginnt nun langsam seine Struktur zu verändern, abzubröckeln oder sich im Scheidewasser des Verstandes zu lösen.

So geht es allenthalben, aber nicht überall gleichzeitig. Tod und Leben greifen ineinander wie die Maschen eines ungeheuren Gewebes, sie folgen sich nicht nur, sie gehen ineinander über, das Leben wird zum Tod und aus dem Tod erhebt sich neues Leben.

Der Begriff des Verbrechens, das schien doch etwa wie ein Gebilde für alle Zeiten. Und nun geht da auf einmal etwas Merkwürdiges vor. Da kommen auf einmal Leute und sagen, es gibt gar keine Verbrechen, es gibt nur Verbrecher, und das seien eben anders geartete Menschen. Menschen, denen gewisse Anlagen fehlen, bei denen die sozialen Instinkte nicht entwickelt oder bei denen sie wieder verkümmert sind. Und daß sie so sind, sagen jene, das liege an ihrem Schädelbau, an ihrer Gehirnstruktur, an ihren Gefäßen, Nerven, es habe seine anatomischen Voraussetzungen. Aber daß es keine Verbrechen gebe, und daß die Verbrecher nichts dafür können, daß sie Verbrecher sind, das hindere uns nicht, uns ihrer zu entledigen oder sie doch unschädlich zu machen. Man sollte es eigentlich nur nicht Strafe nennen — aber auf den Namen komme es ja nicht an.

Und andere Leute wieder kommen, und die sagen, natürlich gibt es keine Verbrechen. Aber es gibt auch keine Verbrecher. Wir haben ja nur nach unserer Willkür und Bequemlichkeit einen Kanon der Verbrechen aufgestellt, und dieser Kanon ist ein solches Sammelsurium von Dingen, angefangen von der Beleidigung eines unsichtbaren Gottes oder der Belustigung über einen sichtbaren Potentaten bis zur Nachzeichnung bedruckter Zettel, zu Gesprächen über Truppendislokationen und Festungspläne und zur Unterlassung von Denunziationen, daß die Anlage, diese von uns zusammengetragenen Handlungen und Unterlassungen zu begehen, unmöglich von der Natur schon im Körper vorgezeichnet worden sein kann. Natürlich wird der Entartete, der Verwahrloste, wie er um eine Menge von Dingen sich nicht kümmert, auch unseren Gesetzen keine sonderliche Rücksicht entgegenbringen und wird rohen Instinkten folgen, wo der kultivierte Mensch diese Instinkte niedergerungen hat oder gar nicht hat aufkommen lassen. Aber

nicht die anatomische Struktur, sagen diese andern, mache den Verbrecher, und auch wo die erbliche Belastung eine Rolle spiele, sei es doch immer die Gesellschaft, die, wie sie einerseits die sozialen Instinkte geschaffen und zu hegen und zu pflegen gesucht habe, anderseits auch alle die Einrichtungen und Verhältnisse hervorgebracht habe und aufrecht erhalte, aus denen sich mit Notwendigkeit das Zuwiderhandeln gegen die Gesetze ergibt.

Man muß Menschen strafen, oder wie man es nennen will; sagen wir also, man muß sie durch Drohung und Gewalt hindern, ihren Mitmenschen und der Gesamtheit gewaltsam oder tückisch oder leichtfertig zu schaden. In gewissem Sinne natürlich steht ja jeder dem andern im Wege, und die meisten Gebote sind auch so, daß sie Ausnahmen zulassen, Ausnahmen, die zwar der Empfindung mancher gar nicht als ausnahmswert erscheinen, allein dennoch als Ausnahmen feierlich oder stillschweigend anerkannt sind. Man muß ja doch feste Regeln aufstellen, und für die Ausnahmen muß man entweder auch feste Regeln aufstellen, oder man muß doch vor ihnen die Augen schließen, so als wären sie nicht da. Denn wo blieben sonst die Regeln!

Da haben wir nun aber ein Gebiet, in dem wir an den Regeln ganz irre geworden sind, oder in dem man doch ganz an ihnen irre werden könnte. Und das ist das der jugendlichen Verbrecher. Die „Regeln", das waren bestimmte Altersgrenzen. Zu einer Menge von Dingen braucht man ein ganz bestimmtes Alter, und wer noch nicht eine gewisse Zahl von Jahren gelebt hat, der kann auch noch kein Verbrechen begehen. Mit so viel Jahren aber wird er reif zur Mittelschule, mit so viel Jahren reif, sein Testament zu machen, mit so viel Jahren reif zur Ehe, mit so viel Jahren reif, sein Vermögen durchzubringen, wenn er eines hat, und mit so viel Jahren reif zum Verbrechen. Das ist nun sehr bequem — aber soweit es sich um die Anerkennung der Verbrechensfähigkeit handelt, hat die Geschichte ein Loch. Oder sie hat keinen Boden, oder wie man sagen will. Und mit jeder andern Regel, die man hierüber aufstellen könnte, geht es nicht anders — eine einzige ausgenommen. Und diese eine muß lauten: darüber läßt sich keine Regel aufstellen, das muß in jedem Falle besonders beurteilt werden.

Wir wissen nämlich heute, und haben auch gelernt, dem eine besondere Bedeutung beizumessen, daß die heranwachsenden Menschen sich nicht einer wie der andere und auch nicht jeder gleichmäßig in allen seinen Teilen und Organen und all seinen Anlagen entwickeln. Wie von kleinen Kindern das eine früher, das andere später zu sprechen beginnt, treten auch Verstand, Verantwortlichkeitsgefühl, Aufmerksamkeit nicht in allen gleichzeitig in die Erscheinung und entwickeln sich nicht in bestimmtem Tempo, ja sie halten auch in dem einen Individuum, für sich betrachtet, durchaus nicht gleichen Schritt.

Besonders mit der Aufmerksamkeit ist das eine ganz eigene Sache. Der gesunde erwachsene Mensch verfällt leicht in den Fehler, den Mangel der Auf-

merksamkeit als Nachlässigkeit und Leichtsinn, als Mangel an gutem Willen zu betrachten. Aber erinnern wir uns doch nur aus unserer eigenen Jugend, wie es war, wenn wir lateinische Übersetzungen machten. Wir hatten die Regeln gelernt (wenigstens manchmal), und wenn uns einer nach ihnen gefragt hätte, hätten wir ihm vielleicht ganz gut sagen können, bei welchen Worten der zweiten Deklination auf er im Genetiv das e ausfällt, oder nach welchen Konjunktionen der Konjunktiv zu setzen sei. Aber wenn wir den Satz in lateinischen Worten hinschrieben, der deutsch vor uns stand, wie viele von uns dachten da noch eine ziemliche Zeit lang, nachdem sie die fraglichen Regeln sich eingelernt hatten, in diesen Augenblicken an alles eher als an diese Regeln! Wie lange dauerte es vielmehr, bis ihnen diese Dinge in Fleisch und Blut übergingen.

Mit den Regeln der Moral und des Strafgesetzes ist es oft nicht viel anders. Freilich, zwei Gebote stehen auch vor den Jungen wie auf ehernen Sockeln, das Gebot der Not und das Gebot der Lust, des Mutwillens. Die drängen sich auf mit wilder Gewalt, stürmen ein auf alle Sinne. Jene andern Regeln, das sind oft zarte Schwächlinge, „Kümmerer" — an die gar nicht gedacht wird in dem Augenblicke der Versuchung, die gar nicht da sind in diesem Moment. Erst hinterher, wenn die Tat geschehen ist und die Entdeckung droht, erheben sie sich — furchtbar, niederdrückend.

Ich will hier nicht in den Streit mich einlassen, wie viel von unseren ethischen Empfindungen „angeboren", wie viel anerzogen oder doch anerziehbar ist. Aber auch die „angeborenen" Empfindungen und Ideen sind nicht in dem Momente da, wo das Kind „die Welt beschreit". Die Keime sind da, und aus ihnen entwickelt sich, oder kann sich entwickeln, das ethische Gefühl oder die Unterwerfung unter den ethischen Lehrsatz. Aber *wann* dies der Fall ist, das läßt sich nicht mathematisch ausdrücken oder sonstwie in eine Formel bannen.

Erinnern wir uns nur, wie das war, wenn wir oder unsere Freunde einen Streich begingen. Ach ja, einzelne Musterknaben gab es ja, die immer bei allem an die Vorschriften dachten. Aber erinnern wir uns nur auch, wie wenige das waren! Und sind diese wirklich dann im Leben die redlichsten, tüchtigsten Männer geworden? Bei den andern aber, wenn irgendeine Versuchung an sie herantrat, wie glühten dann die Wangen, wie flogen dann die Pulse — und wo war der Gedanke an Gesetz und Regel? Ja, einige zitterten und schlichen sich davon, und einige zitterten und taten doch mit — die andern aber, und nicht die wenigsten und nicht die schlechtesten vielleicht dann später im Leben, die dachten an keine Vorschriften und an keine Gefahr, sondern stürmten hinein in das Abenteuer wie übermütige Pferde. Ob da ein Haberfeld war oder ein Abgrund, was lag ihnen daran! Und da handelte es sich um keine Not des Lebens — nur darum, daß die Vorschrift noch zu wenig eingedrungen war in das Bewußtsein, um sich gleich drohend in Erinnerung zu rufen, wenn Lust und Übermut oder irgendeine Leiden-

schaft die Gemüter erfaßte. Und nun denke man, wie es sein muß bei denen, die in zarten Jahren schon den harten Kampf ums Dasein kämpfen müssen oder die doch ausgeschlossen sind von all der Lust und Freude, die um sie herum glitzert und lockt!

Und nun müssen wir noch zwei Dinge bedenken. Die schweren Störungen einmal, die oft das Heranreifen zur Mannbarkeit mit sich führt. Bei wie vielen jugendlichen Verbrechern spielen diese Störungen eine große Rolle, und wie selten finden sie verständnisvolle Würdigung. Da sind Knaben oder Mädchen, die vorher gutgeartete Kinder waren und nun auf einmal störrisch, verstockt, verschlagen werden. Lügnerisch vielleicht, genäschig, diebisch, ausschweifend, grausam — und wie viele von ihnen lenken nicht dann, wenn keine größere Entgleisung erfolgte oder doch nicht die Hand des Staatsanwaltes zerstörend eingriff, auf einmal wieder in die Bahnen von Zucht und Ordnung!

Wir haben für die Entwicklungsperiode, in der jene Störungen vorkommen, eine Bezeichnung, die längst literaturfähig geworden ist: wir sprechen von den „Flegeljahren". Bei den einen zeigen sich die Flegeljahre nur in Ungeschicklichkeit, Verlegenheit, täppischem Wesen, bei andern aber in stolzer Verachtung aller Umgangsformen, in selbstgefälliger Roheit und sich stolz hervortuender Lümmelhaftigkeit. Und wieder bei andern in Gewalttaten und Verstößen wider das Strafgesetzbuch. Und der heranwachsende Jüngling der ersten Gruppe kann noch ein sehr guter Tänzer, der der zweiten Abteilung ein höflicher, gefälliger Mensch, und der der dritten Klasse ein tüchtiger, ehrlicher Mann und Bürger werden.

Das sage ich nicht so in die Luft, denn für alle drei Fälle schweben mir ganz bestimmte Beispiele vor Augen. Ich hatte einen Schulkameraden, der war im Gymnasium bei allen als der größte Flegel der Klasse gefürchtet, und ich sehe ihn noch vor mir, wie sein Unterkiefer sich vorschob und die Stirne fast zurücktrat, wenn er einem „Gegner" gegenüberstand und sich anschickte, ihn mit der vorbereiteten Faust in den Magen zu „boxen". Und als wir dann an der Universität waren, da hatte keiner einen gefälligeren, hilfebereiteren, artigeren Kollegen als ihn, so daß seine Liebenswürdigkeit oft sogar zum Gegenstand des Scherzes wurde. Und wieder einige Jahre, und er wurde menschenscheu und mied überhaupt ängstlich jede Gesellschaft. Und einen andern kannte ich — der Mann ist durch eine Fügung des Himmels später ein Beamter geworden, der mit Kassewesen und großen Geldsummen zu tun hatte — der zeichnete in der Schule „Zehnerln" (Geldnoten zu zehn Kreuzer) und nachdem er ihnen durch Bearbeitung mit den Stiefeln auf dem Fußboden die entsprechende Gesichtsfarbe verliehen hatte, verteilte er dann die Produkte seiner Kunstfertigkeit, und sie wurden auf Märkten und an Ständen — ausgegeben. Und ich würde jede Bürgschaft übernehmen für jede Summe, die man dem Manne ohne Zeugen

und Beweis anvertrauen wollte. Wäre dieser Mensch oder einer seiner „Spießgesellen" aber damals erwischt und angezeigt worden — so wäre das gleichbedeutend gewesen mit Verurteilung wegen Verbrechens, Kerkerstrafe, mit vernichteten Existenzen. Um das Prinzip zu retten, wären aller Wahrscheinlichkeit nach aus „jugendlichen Verbrechern" wirkliche Verbrecher gezüchtet worden.

Wenn wir uns über derartige „Streiche" junger Leute entrüsten, so vergessen wir, daß die Entwicklung des Menschenlebens eben ein verkleinertes Abbild des Lebens der Menschheit, ja der organischen Welt ist. Wie wir in der Entwicklung des Eies und des Embryos die Spuren der Entwicklung von ganzen Ahnenreihen der Gattung Mensch erblicken gelernt haben, müssen wir uns auch gewöhnen, manches in dem Heranwachsen des jugendlichen Menschen als Erscheinungen aufzufassen, die gewisse Perioden der Geschichte des Menschengeschlechtes andeuten. Es hat, bereits im Gesichtsfeld der Geschichte, Zeiten gegeben, in denen einzelne soziale Instinkte sehr wenig entwickelt waren, in denen sie überflutet wurden von Äußerungen des Stärkebewußtseins und überschäumender Lebenskraft. Wo man Güter nahm oder vernichtete, Menschen vergewaltigte oder mordete aus bloßer Freude an der Gewalttat. Diese Perioden sind vorübergegangen. Es ist jetzt eine Zeit gekommen, wo es, theoretisch wenigstens, als das oberste Gesetz der Gesellschaft anerkannt wird, den Wert des Menschen zu schätzen, in jedem Menschen, ob arm, ob schwach, ob krank, den Menschen zu ehren, wo viele bereits Hinrichtung, Kriegserklärung, die von Schülern Lombrosos vorgeschlagene Kastration instinktiver Verbrecher, für Bestialitäten erachten, die ganz auf gleicher Stufe stehen mit gemeinem Mord. Wir können darauf hinarbeiten, daß diese Bestialitäten aus dem Leben verschwinden, aber wir können nicht verlangen, daß nun auch die Spuren jener früheren Entwicklung aus der Entwicklung des Individuums gelöscht werden. Das sind darum gewiß nicht die schlechtesten jungen Leute, jedenfalls nicht die, aus denen dann die schlechtesten Männer werden, in deren Jugend sich auch diese dunkeln, versinkenden Triebe der Menschheit mächtig regen. Heil ihnen, wenn ihre Taten damals nicht an den Tag kamen, oder wenn sie eine einsichtsvolle Umgebung fanden, die statt nach dem Staatsanwalt zu schreien, zu übersehen schien oder zu vertuschen half.

Es denke nur jeder zurück, ob er nie in seiner Jugend in irgendeiner Hinsicht um Haaresbreite an einer Kerkertüre vorübergerannt ist. Ich will die Frage ganz ausscheiden, wie viele Menschen Not oder Affekt verleitet haben, einmal gegen das Strafgesetz in seinen heikleren Partien zu sündigen, ich will die Sache von einem ganz andern Ende anpacken. Nur an jene will ich denken, denen es gut gegangen ist, die nicht Mangel litten am Nötigsten, die heiter sein konnten und heiter waren. Und diese will ich fragen, ob sie in der Zeit ihrer Jugend niemals gegen das Strafgesetz verstoßen haben nur aus dem Drange nach „einer Hetz", aus jugendlichem Übermut. Ach ja, gewiß, Tausende werden auf diese

Frage antworten: „ich nicht". Aber eine andere Frage wird sein, wie viele von diesen Tausenden arbeitstüchtige Menschen geworden sind — und wie viele von diesen Tausenden nur darum sagen konnten „ich nicht", weil sie niederträchtige Heuchler sind.

Die feste Linie, jenseits deren die juristische Fähigkeit, Verbrechen zu begehen, heute beginnt, ist überhaupt viel zu niedrig gezogen. Junge Leute, in dem Alter, wie es bei uns üblich ist, prinzipiell vor das Strafgericht zu stellen, wenn sie das Strafgesetz übertreten haben, und dann auch abzuurteilen wie Erwachsene, und ihnen höchstens mildernde Umstände um ihrer Jugend willen zuzubilligen, ist überhaupt ein Unsinn. Die jugendlichen Verbrecher gehören ja meistens gar nicht vor das ordentliche Gericht. Der Gedanke der Jugendgerichte trifft hierin das Richtige. Freilich nicht so, wie die Sache jetzt bei uns in Angriff genommen ist, daß man kraft einer Verordnung eigene „Senate" und Abteilungen bildet, die ausschließlich über Delikte der Jugendlichen urteilen. Aber in der Tat etwa, wie man es in Amerika gemacht hat. Junge Leute also, die eine gewisse Altersstufe noch nicht erreicht haben, sagen wir etwa das achtzehnte Jahr, kommen zunächst überhaupt nicht vor das Strafgericht, sondern vor ein Sondergericht. Und die Aufgabe dieses Sondergerichtes brauchte es überhaupt gar nicht zu sein, zu verurteilen, jemand den Makel der Abstrafung für das ganze Leben aufzudrücken, sondern nur, nach Besonderheit des Falles, das Nötige vorzukehren. Das eine Mal mag das Jugendgericht finden, es liege überhaupt kein Anlaß zu einem Einschreiten vor, das anderemal wird es aussprechen, daß der Täter einer öffentlichen Anstalt zur Beaufsichtigung und Erziehung zuzuweisen sei, und in andern Fällen wieder wird das Jugendgericht vielleicht selbst eine Strafe verhängen oder die Angelegenheit, wenn sie ihm zweifellos und hoffnungslos erscheint, dem ordentlichen Strafgerichte überweisen. So erkennen z. B. manche Jugendgerichte in Amerika selbst nie auf Gefängnisstrafen, sondern überstellen den jugendlichen Delinquenten, den sie für strafwürdig erachten, einfach dem ordentlichen Strafgericht. So geht insbesondere der Juvenile Court in Denver vor, an dessen Spitze B. Lindsey steht.

Die Jugend soll natürlich nicht ein Privilegium zu Verbrechen erhalten. Wo es nötig ist, und die innere Entwicklung mit Sicherheit als so weit fortgeschritten erkannt werden kann, daß man von wirklicher Verantwortlichkeit sprechen darf, da wird ja die Strafe eintreten müssen. Aber wo die Entwicklung nicht abgeschlossen ist, insbesondere wo Verwahrlosung in der Erziehung erkennbar ist, da muß wenigstens der Versuch gemacht werden, das Versäumte nachzuholen, da soll das Jugendgericht das Verbrechen nur als Manifestation eines inneren Zustandes ansehen, der es notwendig macht, eine öffentliche Fürsorge in der Erziehung eintreten zu lassen.

Nicht im Strafrecht, in der Fürsorge muß das Schwergewicht liegen, will

man den „jugendlichen Verbrechern" mit Erfolg entgegentreten, will man statt zu gefährden und zu zerstören, helfen und retten. Das ist natürlich noch kein Unglück, wenn ein jugendlicher Verbrecher einmal der Bestrafung entgeht, auch wo er sie verdient hätte. Aber das ist ein Unglück, wenn ein junger Mensch, der sich vielleicht noch auf den rechten Weg besonnen hätte, der nur aus bitterer Not, aus mangelnder Einsicht, aus jugendlicher Schwäche, aus Leichtsinn, aus Übermut gefehlt hat, hineingestoßen wird in den Pfuhl unserer Gefängnisse und des Verbrechertums.

Fürsorge, das muß die Losung der Zukunft sein der Jugend gegenüber. Und Vorsorge. Denn damit darf es nicht getan sein, daß man wartet, bis die jungen Leute durch Verwahrlosung, durch Versuchung und schlechtes Beispiel zu Verbrechern geworden sind. Mit den Schulen, die der Staat errichtet, ist da nicht genug geschehen. Wo keine Familie da ist, oder die Familie ihre Aufgabe nicht erfüllt, muß der Staat die Familie zu ersetzen suchen. Aber freilich, das fordert ungeheuere Opfer an Geld. Und doch muß dieses Opfer gebracht werden. Denn es gibt gar nichts so Wichtiges im Staate als die Erziehung der Jugend. Nichts sollte zu gut, zu teuer hierfür sein. Die besten und tüchtigsten Menschen müßten dazu hergezogen werden, und die Auslagen hierfür müßten allen andern vorausgehen. Und wenn man irgendwo kein Geld dafür hat, müßte man sogar dem Landesfeind die Kanonen und Monturstücke verkaufen, um das nötige Geld zu gewinnen.

Aber um diese Aufgabe drückt sich der Staat gar so gerne herum. Und ist er einmal zu etwas herangezogen worden, dann sucht er es wieder abzuschütteln. Auf ein treffliches Beispiel hierfür weist Heinrich Reicher in einer „rechtsvergleichenden Übersicht" über „die Tendenzen der Jugendfürsorge" (in dem jüngst erschienenen 1. Heft des 2. Bandes der Zeitschrift für Politik). Die Kriminalität der unehelich Geborenen ist ungefähr um ein Drittel höher als die der ehelich Geborenen, da jene eben unter ungünstigeren Verhältnissen leben und viel mehr der Fürsorge und Erziehung entbehren. In Österreich hatte Kaiser Josef die Findelanstalten als Staatsanstalten errichtet. Dann wurden sie zu Landessachen — und die Länder hoben sie auf. Nur die Findelanstalten in Wien und Prag sind geblieben, und nur in Steiermark hat man eine Findelanstalt im Jahre 1898 wieder neu errichtet. Der Staat übertrug die Last den Ländern, diese überwiesen sie den Gemeinden, und diesen fehlt es an den Mitteln und auch an dem Ansporn, für derartige Zwecke Aufwendungen zu machen.

Die staatliche Fürsorge wäre nicht nur eine Sache des Mitleids, sondern eine Sache des Egoismus. Denn davon, wie die Kinder heranwachsen, davon hängt die Zukunft des Staates ab. Und nicht dann erst darf der Staat eingreifen, wenn die eingetretene Verwahrlosung sich in der Begehung von Verbrechen offenbart, sondern überall dort muß er rechtzeitig zusehen, wo die Voraussetzungen

der Verwahrlosung vorhanden sind. Man hat viel geschrieben darüber, ob es zweckmäßiger sei, Einzelvormünder oder Generalvormünder zu bestellen, viel über Berufsvormundschaften, Sammelvormundschaften u. dgl. Es kommt aber da weniger auf das System an, als auf das Vorhandensein der erforderlichen Geldmittel. Ein Zahler muß da sein und ein vom Zahler verschiedenes Kontrollorgan, denn wenn der Zahler selbst kontrollieren soll, ob die Fürsorge wirklich allen Bedürftigen zuteil wird, so kontrolliert er schlecht. Es fehlt noch an der Erkenntnis dafür, von welch außerordentlicher Wichtigkeit es für uns alle, für den Staat, für die Zukunft, für die ganze Menschheit ist, daß die Kinder nicht unter schädlichen Einflüssen aufwachsen, sondern daß dort, wo ihre Angehörigen nicht für ihre Ernährung, für ihre Gesundheit, für ihren Unterricht, für ihre Erziehung entsprechend sorgen können und sorgen wollen, andere Faktoren eingreifen. Die Fürsorge für die heranwachsende Jugend ist die allerwichtigste Aufgabe des Staates, viel wichtiger noch als die der Altersversorgung, deren Bedeutung man auch so lange nicht erkannt hat.

Es möge sich nur jeder fragen, was, auch in moralischer Hinsicht, aus ihm geworden wäre, wenn er in anderen Lebensverhältnissen herangewachsen wäre. Die anständige Frau, die verächtlich auf die Gefallene herabblickt, der ordnungsliebende Bürger, der gegen die zuchtlose Jugend wettert und für mitleidsloses Vorgehen gegen alle Ausschreitungen eintritt — sie mögen sich nur fragen, wie es um ihre Tugend, um ihre Rechtlichkeit bestellt wäre, wenn keine schützenden Hände über sie gewacht hätten, wenn sie aufgewachsen wären unter den steten Gesprächen und Beispielen von Diebstahl, Gewalttätigkeit, Unzucht und Gelegenheitsmacherei. Die Verbrechen der „jugendlichen Verbrecher" müßte man eigentlich an allen Erwachsenen strafen. An den einen, weil sie sie zu Verbrechern erzogen haben, an allen andern, weil sie dies zugelassen oder nicht rechtzeitig Vorsorge getroffen haben, daß alle heranwachsenden Menschen während der Periode des Wachstumes betreut und geschützt werden.

Der Staat ist eben über die Familie hinausgewachsen, und der Mangel der Familie, sowie die Mängel in der Familie sind keine Entschuldigungsgründe für ihn. Wie das Verbrechen des Jugendlichen seine Verwahrlosung, seine Erziehungsbedürftigkeit erkennbar macht, so soll das Überhandnehmen jugendlicher Verbrecher dem Staate eine Mahnung sein. Eine Mahnung nicht zu erhöhter Straftätigkeit, sondern eine Mahnung an die übermäßig lange vernachlässigte Pflicht zu Fürsorge und Erziehung der Jugend.

Der letzte Tschernjaew/ Erzählung von Aage Madelung

In den langen Abenden des Winters, den ich auf dem Gute Besowo im alten Ingermanland bei meinem Freunde Elv verlebte, erzählte mir dieser von dem letzten Eigentümer Besowos vor Aufhebung der Leibeigenschaft. Das war Tschernjaew, auch der letzte seines Geschlechts. Die Geschichte von ihm ist wahr. Alte Bauern hatten sie selbst Elv berichtet, und sie lautet also:

Bogdan Tschernjaew war hoch in den Dreißigern, als er heimkehrte von seinen Reisen. Aber er hatte sich gut gehalten und sah jugendlich aus, trotz grauen Strähnen im Haar an den Schläfen. Die kamen von der Wärme, da wo er gewesen war, sagte man.

Aber er war wohl bloß des Umherschweifens auf der Erde müde und satt geworden. Das war das Ganze, was ihm im Wege war.

Auf dem Gut der Familie, Besowo, wußte man nicht, wie der junge Herr war. Er war fast nie als Halberwachsener daheim gewesen, als er noch in Petersburg zur Schule ging. Mit den Eltern stand er auf gespanntem Fuße, deshalb reiste er seinerzeit fort und kam erst zurück, als beide tot waren. Alte Leute konnten sich indes erinnern, daß er als Junge wild und dickfellig gewesen war. Es machte ihm Spaß, die anderen Kinder auf dem Hofe mit einer Kosakennagaika zu prügeln, und einmal hatte er den Lämmern die Augen ausgestochen; da hatte aber der alte Herr ihn mit in die Kammer genommen und dem Wanka-Lakaien befohlen, ihm eine tüchtige Tracht Prügel zu verabreichen.

Aber jetzt in der ersten Zeit nach seiner Heimkehr schien er gutmütig, konnte mit den Mädchen scherzen und mit den Bauern plaudern. Doch zuzeiten war er still und finster und ging einher, ohne etwas zu reden.

Streng war er und ließ weder den Vogt noch die Leute bei der Arbeit schlafen, von Aufgang der Sonne, bis sie unterging. Und wenn jemand etwas versehen oder der Vogt sich über jemanden geärgert und sich beklagt hatte, setzte es sofort Prügel. Er gab etwas darauf, bei solchen Gelegenheiten selbst zur Stelle zu sein. Das freute ihn, ja tat ihm geradezu gut, wenn die Schläge recht schnell und behende fielen und der Delinquent jedesmal brüllte, wenn er die lange, geschmeidige Birkenrute in der Luft sausen hörte und sich Blutstriemen auf dem nackten Rücken zeigten.

Aber sonst hatte er nichts Böses an sich, was der Rede wert gewesen wäre. Die Prügel waren ja nur der Ordnung wegen da, und er lachte und freute sich hernach über die, die in seiner Gegenwart eine Tracht erhalten hatten. Das war ebensoschnell wieder vergessen.

Das Gut reichte hinauf bis an die große Landstraße. Über tausend Seelen in mehreren Dörfern gehörten zu ihm, und es wurde gerade soviel Land bebaut,

wie die Herren auf Besowo brauchten. Sie hatten allzeit auf Ordnung gesehen und sparten nicht mit der Leibeigenen Schweiß. Die Arbeit kostete ja nichts. Es kam nur darauf an, das faule Gesindel anzutreiben, dann kamen die Einnahmen von selbst, wenn die Kornhändler das gedroschene Getreide in klingender Münze bezahlten.

An Gebäuden fehlte es nicht. Da gab's Scheunen, Magazine, Leutehäuser, Pferdeställe und Hundehöfe. Es mußte ja Platz da sein für all den Reichtum, den die Leibeigenen schafften und ins Haus brachten.

Dienerschaft und Leute auf dem Hof nahmen gar kein Ende. Dem Herrn gehörten seine Friseure mit Haut und Haar, und er konnte sie für etwas Besseres verkaufen, wenn er Lust dazu hatte. Das konnte er übrigens auch mit allen anderen tun, Kammerdienern und Dienstmädchen, Köchen und Nähterinnen, Kutschern und Waschfrauen. Alle waren sie als Kinder in Petersburg in der Lehre gewesen. Daher verstanden die Schreiner und Sattelmacher so schöne Sachen zu machen.

Schwere Möbel aus gelbem und rotem Holz standen in den Stuben herum, drinnen im großen Herrenhaus, das aus ellendicken Kiefernstämmen erbaut war. Da gab's manches Sofa mit hoher Rückenlehne und Ledersitzen, so breit, daß zwei Recken gemächlich nebeneinander ausgestreckt liegen konnten.

Da gab's runde, polierte Bohlentische mit geschnitzten Füßen und schwere Armstühle mit gebogener Lehne, in denen man fest und gut saß. An den Wänden standen Schränke und Schatullen; einige waren ausgeschweift, offen in der Mitte, andere massiv, spitz zulaufend wie eine Pyramide. Uber all diesen Dingen lag etwas Finsteres und Drückendes, etwas, das aus diesen schweren Linien und dunkeln Planken redete von wilder, ungebändigter Phantasie, von einem Hang zum Gewaltsamen und doch Unvergänglichen.

An den Wänden hingen Bilder von Leuten, die längst vergessen waren, und um die sich niemand kümmerte. Da waren Männer in roten Uniformen aus der Zeit Katharinas und tief dekolletierte Frauen mit kleinem Mund und hoher Haarfrisur. Soldaten mit Backenbärten und Haarbüscheln auf dem Kopf blickten barsch aus der steifen Halsbinde, schöne Mädchen mit Rosen in den bleichen Händen lachten sie an.

Bogdan Tschernjaews eigenes Bild hing zwischen den Fenstern über dem großen Schreibtisch. Es war gerade in Petersburg gemalt worden. Er hatte wohl das Recht dazu, sich selbst zwischen all die anderen seines Geschlechts zu hängen.

Er stand da in einem schwarzen, enganliegenden Leibrock mit breiten Aufschlägen. Darunter sah man die blutrote Sammetweste mit schwarzen Steinknöpfen. In der hohen Halskrause saß ein dicker, unbeugsamer Hals, der für Strick und Block geschaffen schien und keinen beruhigenden Eindruck machte

durch das starke Kinn und die dicken, von Verachtung strotzenden Lippen. Er versteckte sie nicht, diese Lippen, unter keinem Bart, und sie gaben seinem ganzen Gesicht den Ausdruck unersättlicher, gärender Leidenschaft. Die breite, wollüstige Nase war gerade und lang. Es sah aus, als hätte sie etwas unter der Nasenwurzel sich plötzlich krümmen wollen wie ein Adlerschnabel, es sich dann aber überlegt, um scharf abfallend wieder geradeaus zu laufen.

Wäre die Stirn unter diesem dunkeln, stark gekrausten Haar höher gewesen und der Kopf in den Schläfen breiter, dann hätte Seele in diesem ungewöhnlichen Angesicht gelegen. Aber nun sprach es, wie die stahlgrauen, mattschimmernden Augen, von etwas Verstecktem und Verschlossenem, was weder er selbst noch andere raten konnten.

In seinen jüngeren Jahren war er immer auf Reisen in fremden Ländern gewesen. Niemand gab es, der sicher gewußt hätte, wo er gewesen war, aber später konnte er sich beim Trinkgelage herbeilassen, kurz und stoßweis unzusammenhängende Dinge von roten und schwarzen Völkern zu erzählen. Er konnte Feuer und Blut sehen und schreien hören, dann aber öffnete er plötzlich weit die Augen, und alles in seinem Gesicht erstarrte, während er dabei ein Messer in die Tischplatte stieß und heiser lachte.

Wenn aber die Zechbrüder in schallendes Gelächter ausbrachen, weil er Gesichte hatte, und fragten, wovon er faselte, zog er mit einem Male die schnurgeraden Brauen zusammen, daß eine dunkle Falte mitten auf der Stirn sich bildete, und starrte sie stier an. Dann fragte keiner mehr, und einer oder der andere von ihnen konnte ängstlich sich abwenden, wie um nachzusehen, ob jemand hinter ihm stände.

Zu Neujahr machte er bei den umwohnenden Gutsherren Visite, falls sie nicht den Winter über in Petersburg lebten, und die Herren kamen auch zu ihm. Er lud sie auch einmal zu Mittag ein und richtete alles an, wie es in fremden Ländern Brauch ist.

Er war ein Frostkerl, und so war immer eine glühende Hitze in den Stuben, daß selbst seine Gäste, die doch an ordentliche Ofenwärme gewöhnt waren, pusteten. Deshalb befahl er, man solle gleich zur Suppe Weißwein einschenken und Eis anbieten. Als aber das Eis gebracht wurde, legte der erste einen Eisklumpen in die Suppe, und als der zweite dies sah, machte er es ebenso. Auch Bogdan Tschernjaew selbst legte ohne mit den Wimpern zu zucken einen großen Eisklumpen in seine Suppe.

Hernach merkten sie ja, daß das verkehrt war, aber der Wirt tat, als sei nichts geschehen, und das stimmte die Gäste so gut gegen ihn, daß alle ihn küßten und vor Rührung weinten, ohne etwas von dem Eis zu sagen, als sie nachher Kaffee und dazu rote und grüne Schnäpse tranken.

Sie waren so froh über ihren neuen Bruder und Genossen, daß sie nicht

wußten, was sie ihm Gutes sagen sollten, und je trunkener sie wurden, desto mehr amüsierte er sich über sie. Aber plötzlich kam die düstere Stimmung über ihn, und einer von ihnen sah ihn erschrocken und verstohlen an und sandte einen Boten nach seiner Troika. Die andern taten desgleichen.

Am häufigsten ging er zu seinem Nachbar Lukin.

In der Butterwoche fuhr er mit seinem besten Dreigespann hinüber, um mit anderen Nachbarn zusammen Feste zu halten oder Schlitten zu fahren. Es war Sitte und Brauch, daß alle sich eines Tages im Karneval bei Lukin versammelten, der oben an der Landstraße wohnte, wo die Dreigespanne Platz genug hatten, und Bogdan Tschernjaew war selbstverständlich dabei.

Lukins waren ältere Leute, die nur eine einzige Tochter hatten, Natalia.

Es war ein kleines, blondes Fräulein, so zart und schlank an Gliedern, daß sie eher wie ein Kind aussah, als wie ein erwachsenes Mädchen.

Sie war eine reiche Erbin und Freier gab's genug, aber die Eltern hatten noch keinen ausgewählt für sie. Sie sollte eine gute und passende Partie machen. Sie brauchten den ersten besten nicht zu nehmen; und vernünftige Leute können sich doch nicht darum kümmern, was ein Kind sich in den Kopf setzt.

Im Sommer war ein armer Verwandter auf Besuch dagewesen, ein junger, fixer Mann, der bei einem Dragonerregiment stand, und die jungen Leute hatten Gefallen aneinander gefunden. Aber sobald die Alten das merkten, wurde er augenblicklich fortgeschickt, und Natalia erhielt den Befehl, in ihrer Kammer zu bleiben, bis sie auf den Knien schwor, sie habe ihn vergessen. So standen die Dinge, als Bogdan Tschernjaew zurückkehrte und bei Lukins zu verkehren begann — nicht so sehr der Alten wegen, als um Natalias willen; ihnen gefiel er gut, und die Tochter fragte niemand. Sie erhielt nur Anweisung, gegen Bogdan entgegenkommend und anmutig zu sein.

Vormittags fuhren Lukins und alle Gäste in einer langen Reihe hintereinander aus. Sie hatten die besten Pferde vorgespannt, und die Eigentümer standen selbst vorn im Schlitten und lenkten das Gespann. Bunte Seidenbänder hatte man den Pferden in die Mähnen und die langen, ausgekämmten Schwänze geflochten.

Hinten unter Bärenfellen saßen die Herren und Damen, paarweis, in Pelzen von sibirischem Fuchs, Marder und Biber. Bogdan Tschernjaew fuhr selbst Natalia und ihre Mutter. Er fuhr als erster in der Reihe, und als er draußen auf dem Wege war, trieb er die Pferde an und nahm die Zügel fest, daß sein schwarzes Gespann vorwärts raste, als sollte Geschirr und Schlitten in Splitter gehen. Die Silberschellen am Halse zitterten und klangen, die Glocke unter dem Krummholz des mittleren Pferdes klingelte mit hohlem, rundem Ton, und der Schnee stob von den Hufen der wild galoppierenden Seitenpferde wie eine Wolke über den ganzen Schlitten und hüllte die Fahrenden in eine weiße Decke.

Als er hinauf zur Kirche gekommen war, fuhr er auf den runden Platz und ließ die Pferde Schritt gehen, damit die anderen Zeit hätten, heranzukommen. Er hätte sie alle kurz und klein gefahren, so weit waren sie zurückgeblieben, und sie drohten ihm lachend, als sie endlich vorüberkamen. Doch da erhob sich Bogdan wieder und schwang den Arm. Die Seitenpferde sprangen zum Galopp an, den Kopf nach außen gebogen, der Traber in der Schere legte sich ins Gebiß, und vorwärts ging's wie der Wind.

So fuhren sie hin und zurück bis zur Mittagszeit, und es konnte wohl vorkommen, daß ein oder das andere Pferd nicht mehr sicher in den Knien war nach solcher Tour.

Zu Mittag aßen sie dicke, fette Pfannenkuchen um die Wette. Einer war da, der brachte es auf sechsunddreißig, aber dann konnte er auch nicht mehr. Sie aßen sie mit sauerer Sahne, mit Lachs und Kaviar und zerlassener Butter und tranken sich satt dazu. Alle Arten Wein und Schnaps, gut und abgelagert, standen auf dem großen Tisch. Nach den Pfannenkuchen kam Fisch und große Kuchen mit eingebackenem Fisch und Mohn. Das ganze Faschingsessen schwamm in Butter, aber man sollte doch etwas im Bauch haben, um dem langen Fasten, das bis Ostern dauerte, Widerstand leisten zu können.

Bogdan war kein solcher Esser, und er ließ sich leicht mit Pfannenkuchen distanzieren, aber man konnte zum Ausgleich nicht über Verachtung von Getränken bei ihm klagen, obwohl ihm nichts anzumerken war.

Er saß und unterhielt sich mit Natalia, erzählte ihr alle möglichen Geschichten von seinen Reisen und erdichtete poetische, sentimentale Stimmungen. Sie aber saß bleich und still da wie eine kleine, weiße Maus und antwortete einsilbig, während sie ängstlich zu ihm aufblickte.

Es war allen klar, daß die alten Lukins sie Bogdan geben würden, wenn er nur ein Wort sagte.

Am Samstag, dem letzten Tage der Butterwoche, kam der alte Lukin nach Besowo herübergefahren und blieb zum Frühstück. Er schmatzte und schmunzelte über Bogdans gute Küche, die nicht dem russischen, fetten Fraß gliche, von dem man nur Brennen im Halse und Durst bekäme.

„He, mein Freund," sagte er, indem er mit der Zunge schnalzte, „sage mal, wo hast du den Koch her? Herr, mein Schöpfer, was für ein Essen macht der Kerl!"

„Es freut mich, daß es Euch schmeckt. Darf ich Euch noch ein Stück von dem Eierkuchen anbieten?" antwortete Bogdan mit verbindlichem Lächeln. „Den Koch, ja, den kaufte ich in Petersburg in dem französischen Hotel."

„Danke, danke, meinetwegen! . . . Ach, das wird immer schlechter mit dem Magen auf die alten Tage . . . Höre, Bogdan Ippolitowitsch, ich gebe dir gerne meine zwei Jagdpferde vom Don und die persischen Windhunde für den Mann . . . Gott weiß, ich tu's und sage noch danke schön."

Bogdan verbeugte sich leicht.

„Hm, hm! Ja—a . . .“

„Ach, ja, Bogdan Ippolitowitsch. Das würde geradezu mein Leben verlängern, hm . . ., oder wir wollen sagen, versüßen, was mir noch davon zugemessen ist. Wir wohnen ja auch so nah, so . . . ja, und wir halten ja so große Stücke auf dich, mein Freund, daß wir dich vielleicht öfter zu uns laden könnten, wenn wir wüßten, wie du es gewohnt bist.“

„Ich bin von Eurer Freundschaft tief gerührt,“ sagte Bogdan und legte die Hand aufs Herz, „und ich kann Euch versichern, daß ich das unendlich hochschätze.“

„Ach ja, es ist das reine Elend, alt zu werden . . . Zu Weihnachten, da litt ich an einer Verstopfung und nichts half, bis ich dem verwünschten Koch ein paarmal den Buckel schmierte . . . Und wegen der Pferde und Hunde,“ flüsterte der Alte, indem er das Auge zukniff und mit dem Zeigefinger Bogdans Arm berührte, „so will ich dir im Vertrauen sagen, mein Freund, daß sie nicht ihresgleichen haben auf dieser Seite des Don — — ja, die Sättel gebe ich dir mit . . ., auch den Damensattel . . . Ich will dir ja alles geben, um was du bittest . . .“

Da huschte plötzlich ein Gedanke über Bogdans Gesicht, als er sagte:

„Ja, wenn ich Euch damit einen Dienst erweise und das wirklich Euer Ernst ist mit . . . dem Koch . . ., ich glaubte ja nur, daß Euer Lob eine ausgesuchte, unverdiente Höflichkeit sei, die ich garnicht annehmen dürfte.“

Der Alte rieb sich die Hände und nahm den Koch mit, als er fuhr.

„Ich schicke also die Pferde und die Hunde!“ rief Lukin, als sein Gespann anzog.

Bogdan verbeugte sich tief, und als er sich umwandte, lag ein höhnisches Lachen auf seinen Lippen, aber da kam ihm der Gedanke von vorhin plötzlich wieder. Er hob sich auf den Zehenspitzen, streckte den Körper und die Fäuste, daß es knackte, und biß die breiten Zähne zusammen.

In der Fastenzeit blieb er meist daheim. Das Haus wurde instand gesetzt von einem Ende zum anderen. Er ließ purpurrote und tabakfarbene Tapeten aus Petersburg kommen, und alle Zimmer wurden in Ordnung gebracht. Man sah deutlich, daß er daran dachte, sich zu verheiraten.

Am Schluß der Fastenzeit kam ein Arzt aus Petersburg auf Besuch, obwohl Bogdan sichtlich nichts fehlte, und der Arzt reiste auch vor Ostern wieder zurück.

Bogdan war die ganze Zeit hindurch in glänzender Stimmung. Er konnte herumgehen und vor sich hin trällern, und es amüsierte ihn nicht mehr zu sehen, wie einer Prügel bekam. Er hatte ganz andere Dinge im Kopf. Das Fasten hielt er nicht, sondern aß und trank wie immer. Der Arzt hatte es ihm geraten, und übrigens glaubte er nicht mehr so recht an die Popen; aber er bezahlte reichlich

Kirchensteuer, und so glaubten sie, er bete aus purer Gottesfurcht und Bescheidenheit in seinem Kämmerlein zu Gott.

Samstag abend vor Ostersonntag fuhr er zu Lukins hinüber. Er war zur Ostermesse in ihre Kirche gebeten, um nach dem Gottesdienst Fastens Ende und die ersten Stunden des Osterfestes in der Familie zu feiern, anstatt allein bei sich zu Haus zu sitzen.

Als die Uhr 12 schlug, gingen die Herrschaften und die ganze Gemeinde barhäuptig mit den Popen im vollen Ornat voran, rund um die erleuchtete Kirche. Die brennenden Lichter, die alle in den Händen hielten, warfen einen flackernden Schein auf die festlichen Angesichter in der langen Prozession, und das Glockenspiel oben im Turm läutete hinaus in die dunkle Osternacht.

Und als sie nach und nach in die Kirche traten, begannen sie zu singen: „Christ ist erstanden", und alle küßten einander und wiederholten dreimal dasselbe.

Es sagte Bogdan bei der ganzen Feierlichkeit am meisten zu, daß er Natalia gegen ihren Willen küssen konnte, und er tat es so, daß sie unglücklich und beschämt war, da sie fühlte, daß er an etwas ganz anderes dachte, als an des Heilandes Auferstehung. Doch das bestärkte seine Gefühle für sie noch mehr, und er entschloß sich, die Sache mit ihren Eltern zu ordnen, wenn nicht heute, so doch morgen. Die Zeit war besonders günstig dazu, da er der einzige Gast war. Er verstand wohl, daß die Alten alles für ihn geordnet hatten. Er brauchte nur den Mund zu öffnen.

Als sie Lukins hohes, zweistöckiges Holzhaus betraten, das vom Licht der schweren Armleuchter strahlte und nach Braten und Backwerk duftete, wünschten sie noch einmal einander: „Glückliche Ostern". Bogdan ging auf Frau Lukin zu und reichte ihr ein großes Osterei von roter Seide mit gestickten Engelköpfen darauf:

„Christ ist erstanden," sagte er.

„Wahrlich, er ist erstanden," antwortete sie, indem sie das Osterei entgegennahm, das mit Konfekt gefüllt war, und küßte ihn dreimal.

Darauf wandte sich Bogdan zu Natalia, die in ihrem weißseidenen Kleid wie ein kleiner, verwirrter Engel mit goldenen Locken und bleicher, durchsichtiger Haut aussah. Sie senkte die Augen zu den schmalen Füßchen nieder, als er ihr einen mattroten Stein mit weißen Adern reichte, der in Form eines Eies geschliffen war und mit schwerem, innerlichem Glanz in seiner behaarten Hand leuchtete.

„Christ ist erstanden," sagte er, als sie mit ihrer zarten, zitternden Hand den Stein ergriff, und auch sein Antlitz leuchtete mit schwerem, innerlichen Glanz.

Natalia reichte ihm die Hand.

„Wahrlich, er ist erstanden," sagte sie halblaut.

„Was, wollt Ihr mich nicht küssen?" neckte er.

„Ja, was sind das für Kunststückchen," lachte der alte Lukin. „Das fehlte gerade noch am lichten Auferstehungstag!"

„Sie ist noch ein dummes, kleines Mädel," fügte Frau Lukin ärgerlich hinzu.

Natalia blieb stehen. Sie zitterte am ganzen Körper und ließ sich widerstandslos von Bogdan küssen; ihre Augen, die wie die eines verwundeten Tieres baten, lockten zwei große, rote Flecke auf seinen Wangen hervor.

Natalia sagte, sie könnte nichts essen. Sie wäre nicht wohl. Und einen Augenblick später lief sie fort, hinauf auf ihr Zimmer.

Das paßte übrigens gut, so störte sie nicht.

Man schenkte die Becher und die alten Silberhumpen voll.

„Nun wollen wir das Fasten brechen," sagte Lukin laut und rieb sich die Hände.

„Vergnügtes Fest! . . . Und Dank, daß du kamst, Bogdan Ippolitowitsch!"

Sie setzten sich zu Tisch, der mit großen Braten, Schinken, Eiern und Kuchen besetzt war, und nachdem sie gut getrunken und gegessen hatten, schritt Bogdan zu seiner Werbung.

Es war ja die natürlichste Sache von der Welt. Kein Mensch fand, daß es anders sein könnte. Sie küßten einander, zu Tränen gerührt, und niemand dachte daran, Natalia zu fragen. Es war nicht Sitte und Brauch unter patriarchalischen Verhältnissen, an die Ansicht eines solchen Kindes zu denken.

Man bestimmte, daß Verwandte und Bekannte zum Schluß der Woche geladen werden sollten, um die Verlobung bekanntzumachen und den feierlichen Ringwechsel mit Gebet und Messe vorzunehmen.

„Wann wollen wir also Hochzeit halten, Bogdan?" sagte Lukin, indem er den Schwiegersohn auf die Schulter schlug und die Augen zukniff.

„Meinetwegen lieber heut als morgen. Ich wüßte nichts, worauf ich warten sollte!"

„Recht so, mein Freund," lachte Lukin. „Mit solchen Dingen soll man nicht warten. ‚Während das Gras wächst, stirbt die Kuh.' He, he, was? Ach es ist entsetzlich, alt zu werden. Man muß die Zeit nützen, solange sie da ist."

„Sieh, sieh, nein, so geht das nun nicht!" schmunzelte Frau Lukin. „Wir müssen doch etwas Zeit haben, die Aussteuer ganz fertigzumachen. Wir geben unsere Tochter nicht halbnackt von uns."

Es wurde bestimmt, daß die Hochzeit im Juni stattfinden sollte. Es sollte eine Hochzeit mit Blumen und Heuduft werden, mit Sommer im Blut.

Darauf zog sich jeder zurück, um auszuschlafen, ehe die Nachbarn am Tage auf Visite kamen, um „fröhliche Ostern" zu wünschen.

Am Vormittag noch fuhr Bogdan heim. Er hatte ja bei anderen Nachbarn Visite zu machen.

Er saß im Wagen und biß sich in die Lippe, während er an Natalias kleine, zarte Erscheinung und ihren flehenden Ausdruck dachte. Er räusperte sich heiser,

stemmte die Füße fest gegen den Boden des Wagens und starrte abwesend über die kahlen Äcker, wo der Schnee noch in nassen, grauen Streifen an den Lattenzäunen und Waldkanten lag.

Als das Frühjahr kam, ließ Bogdan eine große Glasveranda auf der Südseite des Hauses bauen, und aus Petersburg kamen alle möglichen seltenen Pflanzen, Kakteen und Palmen, bis ein ganzer Tropenwald darin entstand. Mitten in die Veranda stellte er ein großes Glasbassin mit fließendem Wasser auf, das er mit Hechten, Aalmuttern und anderem giftigen Getier bevölkerte, und es amüsierte ihn köstlich, wie sie die kleinen Fischchen jagten und fraßen, die er für sie fangen ließ.

Vor dem Hause wurde ein englischer Garten angelegt. Außerhalb liefen lange Birkenalleen hinunter durch grüne Wiesen mit dunkeln Tannengruppen. In den Wald wurden Lichtungen geschlagen, so daß man von der Veranda weit hinausschauen konnte.

Somit war Bogdan zur Heirat bereit. Er war nachgerade auch satt geworden, zu warten und sich nutzlos zu plagen.

Er war schlechter Laune und schlief nicht gut. Man konnte ihn ab und zu in seinem Zimmer auf und nieder gehen hören, oder draußen in der Veranda, wo er gerne weilte, wenn er nicht schlafen konnte. Bis zum Gürtel entkleidet, konnte er in schlaflosen Nächten da draußen stehen und mit den nackten, behaarten Armen in das Bassin langen, um das glatte, kalte Getier dort unten anzufühlen.

Eines Tages, Ende Juni, brachte man eine ganze Fuhre Möbel und Kisten von Lukins herüber. Natalias Amme war mit, um alle Sachen auszupacken und Ordnung zu bringen in diese Menge Leinen und Kleider und allerhand Weiberputz, der in den Kisten verpackt war. Auch eine Kiste Silberzeug war dabei und eine mit chinesischem Porzellan. Alles, was zu einem reichen Heim gehört, wurde von den Schwiegereltern gesandt, obwohl es eigentlich bei Bogdan an nichts fehlte. Aber sie wollten es doch nicht haben, daß er sie für kleinlich hielte. Er bekam ja doch einmal von ihnen alles.

Es war auch die Verabredung getroffen, daß er 25 000 Rubel Mitgift und zwei Dörfer, die oberhalb Besowo lagen, erhalten sollte. Das rundete das Areal gut ab, und 200 Seelen waren nicht zu verachten.

Natalia sah er ab und zu drüben bei Lukins, aber sonst kannten sie sich so gut wie gar nicht, und er hatte in dieser Angelegenheit nichts mit ihr zu besprechen.

Sie war ja ein reines Kind, ein liebes, kleines Kind, mit dem man ja nicht ernst reden konnte. Aber das hatte ja auch gar keinen Zweck, mit ihr oder mit einer Frau überhaupt zu reden.

Der Hochzeitstag kam heran, und Bogdan stand zeitig auf und ließ sich

baden und waschen. Die ganze Dienerschaft lief verwirrt hin und her. Sie konnten ihm nichts recht machen. Er war ganz außer sich und konnte ohne Grund so fuchswild auf die Dienerschaft werden, daß er fluchend in der großen Badewanne herumsprang und nach ihnen schlug, daß das Wasser spritzte.

Aber als sie ihn angekleidet hatten und er in die Morgensonne hinaustrat, wurde es gleich besser mit ihm. Er blickte auf die kurzgeschorenen, lichtgrünen Grasflächen, die noch feucht vom Tau waren, und es durchrieselte ihn ein kühler und lebensdurstiger Schauer, wie wenn klare Tautropfen von seinem Rücken herunterliefen. Und als er sich zu der rotgefleckten Marmorvase wandte, mitten auf der Wiese, und auf die grüne Metallschlange sah, die um den Marmor kroch, hinauf zu dem großen Kaktus, dessen rote Blüten blutigen Schnittwunden glichen, da fühlte er, wie etwas rot und scharf ihn durchzuckte.

Er atmete tief und etwas wie ein Schatten, wie der Schatten eines Lächelns, glitt über sein Angesicht.

Früh am Tage kamen die Hochzeitsmarschälle angefahren. Sie waren etwas ärgerlich, daß er sie nicht am Abend vorher eingeladen hatte, um nach Sitte und Brauch bei einem anständigen Essen Abschied vom Junggesellenleben zu nehmen, aber da er nun einmal ein Sonderling war, so mußten sie sich dareinfinden.

In langem Zuge fuhren sie zu Lukins hinüber, wo das ganze Haus voll von Gästen war. Aber sie fuhren gleich vorüber zur Kirche, und Bogdan ging allein mit seinem Trauzeugen hinein.

Kurz nach ihm kamen all die anderen, die verheirateten Damen, die Herren, und zuletzt Natalia mit allen ihren Brautjungfern. Sie war bleich wie der weißeste Blütenkelch, der sich im Sonnenschein entfaltet und sich zur Nacht schließt. Sie hatte geweint, geweint wie eine Jungfrau, die rein und ohne Fehl kaltblütig von ihrem Volk des Lebens Minotaurus geopfert wird.

Am Abend hatten sie und ihre Freundinnen sich für den Opfertag in der großen Badestube bereitet, und am Morgen hatte man sie mit Kranz und Schleier geschmückt, während bittere Tränen von ihren Augen fielen wie teure Perlen, die blinde Füße zertreten. Und niemand verstand sie, als sie alle zum Abschied um den großen Tisch in ihrem Kinderheim im Kreise saßen. Ihre Freundinnen hatten sie geküßt und die Eltern sie gesegnet, als sei sie eine zum Tode Verurteilte, die, von allen verlassen, des letzten, schweren Ganges entsetzlicher Einsamkeit überantwortet wird.

Bogdan reckte sich, daß er merkte, wie alle Muskeln stramm wurden, als er diese Jungfrau mit dem verschleierten, gebeugten Haupt an seiner Seite erblickte, ihr Herz klopfen und sich angstvoll zusammenziehen fühlte, wie bei einem wehrlosen Opfer, das man vor ein gefräßiges Ungeheuer geworfen hat.

Er hörte nichts anderes, als ihres Herzens Klopfen, fühlte nur das Bewußt-

sein eines ungeheuern, unmenschlichen Rechtes auf Gewalt, das ausgesprochen und bestätigt wird von den Gesandten des Volkes. Er merkte nicht, daß all die jungen Mädchen die Kirche verließen, ehe das Gebet für Mann und Frau gesprochen wurde, das etwas enthält, was die Mädchen nicht hören und wissen dürfen.

Und als Bogdan und Natalia von der Kirche fortfuhren mit den brennenden Wachslichtern in den Händen, war ihm, als leuchteten sie in dunkeln Gewölben, wo er umhertappend ihren Schleier suchte, um ihn zu packen und zu zerreißen.

Bei dem großen Gastmahl, das nun folgte, war Bogdan gänzlich Herr seiner selbst. Er scherzte und lachte nach allen Seiten und spielte mit Natalia wie die Katze mit einer halbtoten Maus.

Nach jedem Gang riefen die Gäste: „Gorko! Gorko! Das ist bitter!" bis das Brautpaar sich erhob und küßte. Auch die alten Lukins mußten aufstehen und sich küssen, und manch grober Witz fiel unter diesen essenden und trinkenden Leuten, die mit breiten Füßen vorwärts durchs Leben stampften, durch seine rauhen Stoppelfelder, gedüngte Brachen und weinende Blumenbeete ohne Unterschied.

Bogdan hatte dem alten Lukin auf eine feine Art zu verstehen gegeben, daß er keinen Wert darauf lege, daß die übernachtenden Gäste am nächsten Vormittag zu ihm hinüberkämen, um „das junge Paar zu wecken".

Er fand das überflüssig.

Natalia umarmte ihre Eltern, und ohne daß es jemand bemerkte, führte Bogdan sie hinaus und fort, wie man eine Mondsüchtige bei der willenlosen Hand nimmt.

Er sprach den ganzen Weg mit ihr, sprach mild und beruhigend, wie man mit einem verschämten Kinde spricht, aber sie hörte nur den Flügelschlag des Habichts in seinen Worten, wie ihn die Taube hört, wenn der Habicht die Schwingen zusammenklappt, um sich auf sie niederzustürzen mit vorgestrecktem Schnabel und Klauen.

Und was dachte sie ... Ja, frage den Wind, wenn er wispernd durch das Gras streicht und mit den blauen Glockenblumen läutet, wenn er wirbelnd mit weißen Blütenblättern spielt, die sich sterbend in der hellen Sommernacht krümmen ...

... Bogdan fühlte sich den ganzen Sommer hindurch recht wohl. Es konnte zuzeiten geradezu ein Ausdruck unbändiger Freude über sein Gesicht kommen, obwohl es Sünde gewesen wäre, zu sagen, daß Natalia fröhlich aussah. Sie hatte ihm gegenüber dasselbe Gefühl wie damals, als er sie zum ersten Male in der Osternacht in der Kirche küßte, aber jetzt war etwas Hilfloses und rettungslos Gebrochenes in ihrem Wesen, als verblutete sie langsam unter einem unbarmherzigen und durstigen Messer.

Gegen den Herbst konnte man sehen, daß das Geschlecht Tschernjaew nicht aussterben sollte, und das bereitete den alten Lukins große Freude und gab Anlaß zu vielen Sorgen.

Aber gleichzeitig begann die schlechte Laune Bogdan wieder zu plagen, und namentlich seine Umgebung. Selbst gegen Natalia konnte er mit groben und heftigen Worten auffahren, obwohl sie nie etwas gegen ihn sagte oder gar Anlaß zur Unzufriedenheit gab. Auch die Leute bekamen es zu fühlen. Es setzte wieder Prügel, fast jeden Tag. Es amüsierte ihn eigentlich nicht mehr wie früher, aber er sah immer mit zusammengekniffenen Lippen und scharfen Runzeln in den Augenwinkeln zu.

Ab und zu ging er zur Jagd und blieb die Nacht über in den Dörfern, wo er in den besten Häusern Jagdpavillons einrichten ließ.

Die Pferde vom Don und die Windspiele kamen auch auf die Beine, und er ritt unbarmherzig, als ob er mit Absicht das Leben ihnen ausreiten wollte, obwohl sie so gut liefen, wie Pferde nur laufen konnten. Aber trotz alledem konnte er sie nicht zum niederbrechen bringen. Sie hielten jeden Lauf aus, ohne in den Beinen zu zittern, und es ging augenscheinlich Bogdan eher an die Nerven als ihnen. Der alte Lukin hatte recht, daß auf dieser Seite des Don sie nicht ihresgleichen hatten.

Namentlich das eine war ein harter Hund, und von der rücksichtslosen Behandlung war es in seinem Tempo so ungestüm geworden, daß Bogdan seine Not hatte, im Sattel zu bleiben, wenn es auf ein Hindernis losstürmte und es nahm, daß die Funken von den Hufen flogen. Es war geradezu ein Kampf zwischen Roß und Reiter, wer der Stärkere sein sollte.

Wenn Bogdan auf es zuging, um in den Sattel zu steigen, konnte er ganz rasend werden, wenn er sah, wie es mit gespannten Nerven und Muskeln dastand.

Die langen, edeln Ohren ragten gerade und spitz in die Luft. Die Augen leuchteten und das rotgoldene Fell funkelte. Es zitterte leicht, wenn er sich in den Sattel schwang. Es war als sagte es: Sitz fest, Bogdan Ippolitowitsch! Sitz fest, und laß nicht die Knie zittern!

Eines Tages hatten sie einen Wolf gehoben, einen zähen, alten Kerl, der nicht die Absicht hatte, sich leichten Kaufes zu geben. Bogdan war außer sich. Er wollte ihn haben und sollte er den Hals brechen, und sein Pferd gab auch nicht nach. Es war ein wilder und halsbrechender Ritt, sinnlos und unbändig, wie Bogdan selbst.

Als der Wolf sah, daß er auf dieser Seite des Moores nicht entwischen konnte, ging er, so ungern er auch wollte, hinüber, mit den Hunden hinterdrein. Weder Bogdan noch das Pferd zauderten. Der Fuchs vom Don schien den weichen Grund gar nicht zu berühren, doch plötzlich stürzte er nach einem ge-

waltigen Sprung über ein großes Loch und landete mit gebrochenem Vorderfuß an einem alten Tannenstumpf.

Bogdan kam gut davon. Er sah aus, als hätte er den Sturz nicht gemerkt und machte sich daran, selbst den Hunden wie rasend nachzulaufen.

Doch plötzlich blieb er stehen und fletschte die Zähne, und indem er mit geballten Fäusten hinter dem fliehenden Wolf her drohte, wandte er sich zum Pferde zurück, das stöhnend sich erheben wollte, trotz seinem gebrochenen Bein. Da legte sich ein tierischer Zug um Bogdans Mundwinkel, als er sein Messer zog und sich unter entsetzlichen Flüchen anschickte, auf das gefallene Tier loszuschlachten. Er bedeckte es mit Messerstichen, bis es wie eine blutige Masse aussah, und er selbst mit roten Blutspritzern besudelt war.

Man konnte schon auf große Entfernung Bogdan fluchen und rufen hören, als er hinauf nach Besowo kam, und er wurde erst ruhiger, als der Stallknecht 50 Schläge erhalten hatte, daß sein Rücken eine blutende Wunde war. Und doch war es ihm schwer, sich zu beherrschen und nicht Unheil anzurichten, und als Natalia zum Abendessen hereintrat, stierte er sie so wild und drohend an, daß sie das vergrämte Gesicht mit den Händen bedeckte und wieder hinauslief.

Er sprang auf mit geballten Fäusten, als wollte er ihr nachstürzen; aber statt dessen riß er plötzlich der alten, runzligen Fliegenfängerin Matrona, die Fliegenklappe aus der Hand und klatschte ihr ein paarmal damit oben auf ihren weißhaarigen Kopf. Sie stieß einen langgezogenen Schrei aus, guckte sich mit den matten, eingefallenen Augen verdutzt um und lief zur Stube hinaus.

Bogdan lachte rauh und unnatürlich laut, als er sie laufen sah, die mit Krampfadern bedeckten Füße über den Boden schleppend und mit den gichtbrüchigen, unförmigen Hüften wackelnd, und er warf ihr die Fliegenklappe nach, daß der Stiel sie in den Rücken traf — abwehrend schlug sie mit den welken Händen in die Luft.

Als alles am Abend im Hause still geworden war, schlich die alte Matrona sich ins Zimmer, mit einem Talglicht in der einen Hand und der Fliegenklappe in der anderen. Sanft und vorsichtig schlug sie eine Fliege nach der anderen an der Wand tot. Das war das einzige auf der Welt, das für sie Bedeutung hatte, und all ihr Denken, der Rest von ihrem bißchen Dasein, hatte sich um diesen einen Punkt gesammelt. Gott sei Dank, daß sie Kost und Kleidung dafür bekam, daß sie dem Herrn die schlimmen Fliegen vom Leibe hielt. Hatte er sie am Tage hinausgejagt, war es natürlich seine Absicht, daß sie die Fliegen nachts klatschen sollte. Das war nicht umsonst, daß sie nur „Fliegenklatscherin" gerufen wurde, denn sie hatte keinen anderen Zweck noch Berechtigung auf dieser Welt.

Als sie da in der dunkeln Stube mit dem blakenden Licht in der Hand herumschlich, sah sie aus wie der Schatten einer alten Hexe, die ewig verdammt war, ohne Rast und Ruh in langen Nächten Getier und Ungeziefer zu jagen; sie war

wie ein Besessener, dessen Seele und Auge nur ein einziges Bild abspiegelt, entsetzlich in seiner Unveränderlichkeit und trotz seiner Kleinheit ungeheuer in seiner Beständigkeit.

Und wie sie nun in dem finsteren, leeren Zimmer leise herumging, wo sonderbare Schatten sich um des Talglichts gelbbleiche Flamme krümmten und streckten, wo das Leben ein brummender Fliegenflügel war und der Tod ein Klatschen mit einem Lederlappen an einem Stock, blieb sie plötzlich stehen und sperrte den zahnlosen Mund und die halberloschenen Augen idiotisch weit und angstvoll auf. Es war ihr, als sähe sie die tausend erschlagenen Fliegenseelen sich auf sie werfen wie eine tiefschwarze, krabbelnde Decke, als hörte sie sie summen und surren, während sie ihr in Ohren, Augen und Nase krochen.

„Du willst nicht . . . was!"

„Du willst nicht . . . was!" tönte es hinaus in die Nacht, und jedesmal, wenn eine rauhe, brutale Stimme „was" rief, fiel ein Peitschenschlag, erscholl ein Schrei aus einer zusammengeschnürten, wie zum Tode verurteilten Weibeskehle. Plötzlich war es, als würde ein Fenster zerschmettert, ein Schrei folgte . . . ein rasender Fluch . . . und alles versank in drückende Stille.

Die alte Matrona stieß einen gurgelnden Laut aus und lief vornübergebeugt, das qualmende Licht in dem krampfartig ausgestreckten Arm, mit steifen, lahmen Bewegungen, als ob ihre angeschwollenen Füße bei jedem Schritt an den Fußboden festwüchsen, während sie mit dem Kopfe wackelte und mit der Fliegenklappe um sich schlug.

„Ei . . . ei . . . ei . . . !" rief sie.

„Ei . . . ei . . . ei . . . ! Der Herr schlägt die Frau. Ei . . . ei . . . ei . . . ! Die Frau ist aus dem Fenster gesprungen! Ei . . . ei . . . ei . . . !"

Die Leute kamen auf die Beine, liefen herbei und sahen um die Ecke.

Im Halbdunkel der Herbstnacht lief Natalia durch eine der Birkenalleen. Sie lief mit ihren kleinen, bloßen Füßen über die verwelkten, raschelnden Blätter hin, und ihr weißes Nachthemd wogte wie ein Nebelschleier, wie ein Leichentuch um eine lebendig Begrabene, die ihren Sarg aufgebrochen hat und von der Toten zu der Lebenden Totenacker flüchtet.

Hinter ihr lief Bogdan Tschernjaew, halb bekleidet, in weiten Sprüngen, wie ein entsetzlicher Totengräber, der seine Beute sich nicht entgehen lassen will, die ihm tot oder lebendig einmal überantwortet worden ist.

Er holte sie ein und schlug sie mit einem Schlag zu Boden, daß sie mit ihrem verwundeten, blutenden Gesicht in dem nassen Laub liegen blieb, und als er sie emporriß, durchdrang ein schwerer und bebender Seufzer die Nacht und das Dunkel. Er klang wie eine Klage über ungeborene Töne einer reißenden Saite, wie eine Klage über ungeborenes Leben eines brechenden Herzens . . . Natalia schwieg für immer. Nicht ein Wort kam mehr über ihre Lippen und drei Tage

später hauchte sie ihre kleine, zerquälte Kinderseele aus, trotz der Kunst des Arztes und den Bitten und Tränen der alten Lukins.

Da fielen harte Worte unter vier Augen zwischen Bogdan Tschernjaew und dem alten Lukin. Die beiden Dörfer wollte Bogdan behalten, aber die 25 000 Rubel warf er dem Alten ins Gesicht, stieß eine fürchterliche Drohung aus und wies ihm die Tür.

Damit war die Geschichte aus der Welt, und Lukin durfte später nie mehr davon sprechen, ja kaum daran denken, so teuflisch hatte Bogdan Tschernjaew das letztemal ausgesehen, als sie miteinander sprachen.

Doch im Volksmunde verbreitete sich Gerücht über Gerücht von jener Nacht auf Besowo.

Die alte Matrona erzählte seltsame Dinge. Sie war ganz verwirrt im Kopf geworden vor Schreck und konnte aufkreischen und durch die Zähne summen und surren und mit den Armen um sich schlagen, als ob sie sich gegen etwas in der Luft wehrte. Aber die Leute hatten ja mit eigenen Augen gesehen, daß der Herr dem Teufel selber glich, als er den Birkenweg hinablief.

. . . Bogdan Tschernjaew wurde noch finsterer und verschlossener und kam fast gar nicht mehr über Besowos Grenzen hinaus.

Die Nachbarn brachen den Verkehr mit ihm ab, oder es war mehr eine gegenseitige stillschweigende Übereinkunft zwischen ihnen und Tschernjaew, einander nicht mehr zu sehen.

Zwei verwegene Burschen blieben aber doch dabei, zu Besowo zu halten. Es war der kleine, dicke Krjakow und der schwarzhaarige, gelbbleiche Woronin, dessen Güter drüben auf der anderen Seite des Moores lagen.

Die kümmerten sich den Teufel darum, was die Leute sagten, und verkehrten in dem Hause, wo sie Lust hatten. Das Leben war nicht dazu da, sich zu Tode zu langweilen, und auf Besowo ging es wild her. Da war Küche und Weinkeller vorhanden, und die schönsten Mädchen aus Bogdans Dörfern sangen und tanzten zu Speise und Trank.

Bogdan hatte sich in einem der Häuser des Hofes einen Harem eingerichtet, wo die schönsten Mädchen unter seinen Leibeigenen Erlaubnis zu wohnen erhielten. Außerdem gab es kein Mädchen in seinen Dörfern, die sich hätte verheiraten dürfen, bevor sie nicht ein oder zwei Tage in Bogdans Spinnhaus gewohnt hatte, für den Fall, daß er Lust auf sie bekäme. Es war sein Recht, in diesen Angelegenheiten zu tun, was er für gut hielt, und das nutzte er aus. Da war im allgemeinen keiner, der murrte, weder von den Mädchen noch den Knechten, denn ihm konnte ja sonst einfallen, sie zu verkaufen, und das wäre doch noch schlimmer gewesen.

Aber im Spinnhause behielt er sie nur, wenn es ihm aus einem oder anderem Grunde gut erschien, und wenn er ihrer nach und nach überdrüssig wurde, oder

ihre Anwesenheit drohte, den Hausstand im Spinnhause zu vermehren, verheiratete er sie.

Er hielt ihnen schöne Kleider, und sie bekamen gut zu essen, aber sie mußten sich auch zum Entgelt aufzuführen verstehen, wenn Bogdan Tschernjaew zufrieden mit ihnen sein sollte. Sie mußten spinnen und Kleider und Leinwand weben, aufzuräumen und ins Haus zum Herrn zu gehen verstehen.

Wenn Krjakow und Woronin zu Besuch kamen, wurden sie heraufgerufen, um zu tanzen und zu singen, und dann scholl das Sprechen, Schreien und Lachen der trunkenen Männer durcheinander in den großen Räumen.

Ab und zu, wenn die Raserei über Tschernjaew kam, konnte er zum Messer oder zur Peitsche greifen, und dann flüchteten sie alle, daß die schweren Stühle umstürzten und die Tische hin und her geschoben wurden.

Wenn er aber laut und unbändig über die Verwirrung und Furcht vor ihm lachte und die Waffe wegwarf, begannen sie von neuem.

Keinen gab's, der sich in Bogdans Gesellschaft so recht sicher fühlte.

Eines Tages kehrte er von der Gouvernementsstadt mit einer großen Schlange heim, die er von einem wandernden Menageriebesitzer gekauft hatte.

Er war froh, wie er lange nicht gewesen war, als er sie in das trockene Glasbassin draußen auf der Veranda gebracht hatte.

Es wurden ein paar Mäuse- und Rattenjäger ernannt, um für sie Nahrung zu schaffen, und er fütterte sie selbst und konnte stundenlang stehen und zusehen, wie das glatte und geschmeidige Biest die Ratten und Mäuse jagte.

Er schloß sich auch mit ihr ein und gewöhnte sie daran, in das große Speisezimmer zu kommen und wieder zurück zum Bassin zu kriechen; aber das durfte nie jemand sehen oder auch nur davon wissen. Man merkte nur, daß es nachher so eigenartig und unangenehm im Speisezimmer roch.

Bogdan war so froh über dieses Ungeheuer, daß er plötzlich in ein unzurechnungsfähiges Gelächter ausbrechen konnte, wenn er an es dachte. Ja, er sollte noch genug Vergnügen an ihm haben.

Da war ein neuer Mann in die Gegend gekommen, ein verabschiedeter Hauptmann mit Namen Dulow. Er war ein langer, knochiger Bursch mit einem tiefen Bierbaß und ein gewaltiger Rauf- und Saufbruder. Er konnte sich im Regiment nicht mehr halten, zog sich auf seine Güter zurück und schloß sich sogleich der Gesellschaft auf Besowo an.

Eines Herbsttages waren alle zu einem Schmaus bei Bogdan versammelt. Sie hatten sich zu Mittag satt getrunken und gegessen und saßen, aus ihren Pfeifen paffend, um einen der großen Tische.

Krjakow hatte eine große Meerschaumpfeife, in die ein Neger und eine weibliche Figur geschnitzt waren, wollüstig sich umschlungen haltend. Das war so kunstfertig gemacht, daß das Weib stets kreideweiß blieb, während der Neger angeraucht

wurde, und er war schon ganz dunkel. Bogdan hatte schon lange ein unbezähmbares Verlangen nach der Pfeife. Das war etwas ganz nach seinem Geschmack, das Weiße und das Schwarze zusammen, aber Krjakow wollte sich natürlich nicht davon trennen, weder für Geld noch gute Worte. Solche Seltenheiten machten ja gerade ihren Mann berühmt. Das war etwas neues und etwas anderes als ein Dreigespann oder eine Koppel Hunde.

Jedesmal, wenn Krjakow den Rauch von sich blies, hob er den Pfeifenkopf in die Höhe und sah ihn sich an, indem er seinen fetten Körper schüttelte und in stiller Verzückung über das herrliche Bild verschmitzt grinste.

„He . . . hi! . . . Das ist 'ne Pfeife, was!" grinste er über das ganze Gesicht und nickte den Kameraden mit seinem Kopfe und dem der Pfeife zu.

So etwas gibt's nicht noch 'mal in dem ganzen heiligen Rußland."

„Beim Teufel und seiner Großmutter, das war keine leichte Sache für dich, es zu etwas in der Welt zu bringen, oller dicker Kloß," brüllte Dulow ihn an.

„Blödsinniges Geschwätz! Wenn sie wenigstens noch lebendig wären," murmelte Woronin und strich sich den schwarzen Bart.

„Lebendig! . . . Er! . . . Lebendig, sagst du," schnarrte Bogdan. „Was zum Teufel glaubst du, würde er mit ihnen aufstellen!"

Krjakow lachte halb verlegen und entschuldigend.

„Was willst du dafür haben," fügte Bogdan einschmeichelnd hinzu.

„Ich gebe dir mein Orenburger Scheckengespann und den Kutscher dazu."

Krjakow hielt die Pfeife mit beiden Händen dicht an sich gedrückt und schüttelte erschreckt und abwehrend den Kopf.

„Tauschen? Er ist doch nicht blödsinnig! Willst du deine Krone vertauschen, alter Negerfürst?"

„Dich geht das gar nichts an," wandte sich Bogdan gereizt an Dulow. „Er hat ja nicht die Spur von Verständnis für so was."

„Nein, da kennst du dich besser aus," antwortete Dulow ärgerlich mit vielsagendem Blick.

Bogdan bohrte bei diesen Worten seine mattglänzenden Augen in die Dulows mit so desperatem Ausdruck, daß Woronin seinen Stuhl ein wenig zurückstieß, und Krjakow sich ängstlich umsah. Aber Dulow lachte höhnisch und trank ein großes Glas in einem Zuge aus.

„Mich machst du nicht bange mit deinen Hundekünsten. Das kannst du dir sparen. Willst du sehen, wie ich Pistole schieße?" sagte er spottend.

Und da er auf andere Weise Bogdans unheimlichen Blick nicht loswerden konnte, zog er eine zweiläufige Pistole aus der Tasche.

„Nun werde ich der Biersuppenmamsell da oben 'ne Brille aufsetzen," fluchte er, indem er auf eines der alten Bilder zielte. Er schoß beide Läufe ab und setzte eine Kugel in jedes Auge von Bogdans Großmutter.

Bogdan hatte schon nach einer Flasche gegriffen, um sie auf Dulows Kopf zu zerschmettern, aber im selben Augenblick bekam er eine Idee und langte ruhig eine ähnliche Pistole wie die Dulows von der Wand.

„Du schießt ganz gut, Dulow," sagte er, indem er auf die Diele hinausging, „aber rühr dich jetzt nicht, sonst kriegst du den Schuß in den Schädel, statt des trockenen Knochenhaufens da über dir."

Er drückte zweimal ab, und die Kugeln gingen gerade über Dulows Kopf hinweg und schlugen der herausgeputzten Dame an der Wand zwei Löcher in den Bauch.

„Übrigens war sie auch eine Dulow," warf Bogdan leicht hin.

„Aber nun wollen wir lustig sein, und das Schießen kannst du andermal lieber lassen, Dulow, damit ich nicht mal fehlschieße . . ."

Dulow murmelte einen Fluch und schlug laut vor, daß die Mädchen hereinkommen und ihnen etwas vorsingen möchten.

Sie tranken und amüsierten sich mit den Mädchen, so lange es ihnen gefiel, als aber der Abendtisch gedeckt wurde, jagte Bogdan die ganze Bescherung hinaus. Nun wäre es aber genug, und sie wollten ihre Mahlzeit in Ruhe und Frieden ohne all die Possen einnehmen.

Die Kameraden saßen schon bei Tische, als Bogdan eintrat.

Er war draußen gewesen, um ein wenig frische Luft zu schöpfen, sagte er.

Rot und wild vom Trunk und wüstem Geschrei saßen sie nach beendeter Mahlzeit am Tische.

Sie rauchten Pfeife, daß schwere, blaugraue Rauchwolken strichweis in der Luft lagen, und Dulow erzählte eine mächtige Lügengeschichte aus dem Soldatenleben.

Sie wanden sich und brüllten vor Lachen, und große Tränen rannen über Krjakows fette, glänzende Wangen.

„Höre, Dulow," sagte Bogdan, indem er sich erhob und die Verandatür öffnete, „du mußt doch einräumen, daß du ein wenig aufschneidest . . . Puh! Was ist hier für eine Luft. Das stinkt ja wie nach Schwefel, so lügst du."

„Lügen, sagst du!" donnerte Dulow und schlug mit der Faust auf den Tisch, daß Gläser und Teller durcheinandersprangen. „Lügen, sagst du! Ich werde wohl wissen, bei des Teufels Großmutter, was ich tue!" und er vertiefte sich in die schlüpfrigen Einzelheiten der Geschichte, daß die Kameraden daran waren, vor Lachen umzukommen.

Bogdan lachte heiser und stoßweis und zischte ab und zu zwischen den Zähnen, wie in bester Sorglosigkeit.

„Aber so solltet ihr mich gesehen haben!" Dulow fuchtelte mit der Hand in der Luft herum; „beim Teufel noch mal . . ."

Er brach plötzlich kurz ab, wie er Bogdan sah, als ob ihm die Zunge mit

einem Schnitt aus dem Munde geschnitten worden wäre. Auch die Kameraden stierten auf Bogdan, und es entstand plötzlich eine drückende Stille im Zimmer. Bogdan hatte sich im Sitzen ganz steif aufgerichtet und starrte unbeweglich mit weit aufgerissenen Augen und verzerrten Mienen auf die Verandatür. Er sprach nicht ein Wort und bewegte nicht eine einzige Fiber seines Körpers, sondern starrte nur unentwegt dorthin.

So wandte zuerst Dulow und darauf die beiden anderen die Köpfe langsam zur Tür, und im selben Augenblick sanken sie schlaff zusammen, grau im Gesicht, mit herausgequollenen Augäpfeln. Einer von ihnen wollte schreien, doch nur ein gebrochener Laut entwich der Kehle.

In der Verandatür stand die Schlange, mit dem Bauch auf der Schwelle, den Kopf in die Luft erhoben, indem sie hin und her sich wiegte und mit der gespaltenen Zunge dem Lichte in der Stube entgegenspielte.

Dulow machte den Versuch sich zu erheben, aber er schurrte nur hilflos mit den Füßen unter dem Tisch.

„Der erste, der eine Bewegung macht, ist des Todes," sagte Bogdan langsam durch die Zähne, ohne sich zu rühren oder die Augen von der Schlange zu wenden.

Dulow war grün im Gesicht geworden und zitterte, als lösten sich alle Knochen in ihm.

Plötzlich fing es an, in ihm aufzustoßen, und er erbrach sich über den Tisch und an sich selbst hinunter, indem er Anstrengungen machte, nicht ein Glied zu rühren.

„Dulow, hast du keine Lust zu schießen?" sagte Bogdan mit beißendem Spott ... „Dulow, schieß nur, wenn es dir Vergnügen macht! Du sollst dir nichts versagen! Du bist bange, Dulow! Vergiß nicht, wenn du davon erzählst, daß du dich selbst bespieen, langes Schlottervieh! ... Krjakow! du willst mir ja deine Pfeife geben für das Orenburger Scheckengespann? Nicht wahr? alter Freund? Das soll uns nicht trennen, eine solche Bagatelle! Ich habe es schon für dich anspannen lassen, und den Kutscher kriegst du mit ..."

Krjakow rührte sich nicht vom Fleck. Nicht ein Blutstropfen war in seinem Gesicht, und große, kalte Schweißtropfen rollten darüber!

Die Schlange war fast ganz in die Stube gekrochen, indem sie lautlos mit dem Bauche über die Türschwelle geglitten war.

Bogdan langte nach Krjakows Pfeife, die dieser widerstandslos hergab, und steckte sie in die Tasche. Dann riß er von der Wand eine große Bärengabel und einen Armleuchter vom Tische und stürzte mit durchdringendem Geheul auf die Schlange los, die schon ganz nahe am Tischende war.

Sie erhob den Kopf noch höher, dem Licht in Bogdans Arm entgegen, und gleichzeitig packte er sie mit den beiden Zinken der Gabel am Halse und warf sie vorwärtslaufend kopfüber in die Veranda hinaus.

Als er die Türe ins Schloß warf, hörte er, wie die Kameraden Hals über Kopf schreiend und lärmend aus dem Zimmer liefen, und während er sich weinend in Lachkrämpfen auf einem breiten Sofa wand, drang der Lärm der rollenden Wagen und der galoppierenden Pferde hinein zu ihm, daß er die Fäuste in den Bauch bohren mußte, um nicht vor Lachen zu sterben.

Es waren die Genossen, die fortrasten, daß die Funken von den Rädern stoben.

Sie waren gleich in ihre Troikas gesprungen, die Bogdan hatte für sie anspannen und vorfahren lassen.

Krjakow lag auf dem Boden seines Wagens, gezogen von Bogdans Orenburger Gespann, und schluchzte laut.

Als Bogdan nach dem Gelache wieder zu sich gekommen war, ließ er Krjakows Kutscher mit den Pferden heimreiten und sandte einen Gruß mit.

Das war ein wohlgelungener Tag, dachte Bogdan, als er die Schlange wieder ins Glasbassin bekommen hatte und sich in seinem Bett streckte ...

Bei Tagesgrauen wurde Bogdan von seinem Kammerdiener geweckt. Es war ein Unglück geschehen.

Der Kutscher, den man am Abend fortgeschickt hatte, war triefend von Wasser und Moder wiedergekommen.

Als Krjakow sich in der Nacht seinem Heim näherte, hatte ihn eine tiefe, bittere Sorge über den Verlust der Pfeife gepackt. Schließlich konnte er es nicht mehr aushalten. Lieber sterben, als die Pfeife missen: Bogdan gab sie ihm ja wohl wieder.

So fuhren sie, was die Pferde laufen konnten, nach Besowo zurück; als sie aber über das Moor kamen, waren sie in der Finsternis vom Pfahlweg abgeraten. Das eine Pferd zog das andere mit in den Schlamm. Krjakow und der Kutscher sprangen vom Wagen, und der Kutscher zog und zerrte an den Pferden, um sie wieder herauszubekommen; aber sie arbeiteten sich nur tiefer und tiefer in den grundlosen Sumpf. Als es der Kutscher aufgab und sich nach seinem neuen Herrn umsah, lag der mit dem Gesicht nach unten im Schlamm und war darin ertrunken. Er war nach der verkehrten Seite abgesprungen und, betrunken wie er war, konnte er sich mit seinem dicken Wanst nicht wieder erheben.

Bogdan zuckte mit den Achseln, und als er und seine Leute hinaus aufs Moor kamen, waren nur noch die Köpfe der Pferde zu sehen, und Krjakow lag auf dem Bauche im Schmutz und war mausetot.

Sie hoben ihn auf und schnitten Stränge und Deichsel ab, um den Wagen zu retten, damit er nicht mit den Pferden versinken sollte.

Seit diesem Tage blieb Bogdan ganz allein. Weder Dulow noch Woronin kamen zu ihm herüber. Er war ja der Helfershelfer des leibhaftigen Satan ...

Unter den Mädchen in Bogdans Spinnhaus war eine, die Dunka hieß.

Sie war die Schönste von allen. Es war ein schwarzes, hochbusiges Mädchen mit reiner, weißer Haut und dreistem Wesen. Jedesmal, wenn Bogdan nach ihr sandte, daß sie zu ihm ins Haus kommen sollte, stellte sie sich krank oder fand andere Ausflüchte. Es half nichts, daß er ihr mit Prügel drohte. Sie bestand auf ihrem Willen.

Einmal hatte er sie mit Gewalt zu sich heraufbringen lassen, aber sobald er allein mit ihr war, hatte sie ihm eine große, blutende Wunde in den Arm gebissen und war wieder hinausgelaufen.

Hätte er sie gleich gefunden, wäre sie zu Tode gepeitscht worden, aber sie hatte sich versteckt, und als sie wieder zum Vorschein kam, schämte er sich, auf diese Weise eine Wunde erhalten zu haben, und tat, als sei nichts geschehen.

Er besaß einen Viehknecht, ein kleines, häßliches Mannsbild ohne Nase, mit dem sich keine verheiraten wollte.

Mit ihm verheiratete Bogdan Dunka. Es passe gut, daß die Kranken einander kriegten, meinte er. Und Dunka fügte sich ruhig darein.

Sie bekam auch eine Tochter von ihrem Mann, und sie blieben auf dem Hofe wohnen.

Bogdan wollte doch sein Vergnügen haben, das Glück des jungen Paares zu sehen. Kam ihm aber das kleine Kind draußen im Hofe vor die Augen, konnte er die entsetzlichsten Schimpfworte und Flüche ausstoßen, daß es schreiend seiner Wege lief . . .

Jahre gingen dahin, und Bogdan fing an, alt zu werden. Er bekam tiefe Furchen im Gesicht, und die Lippen hingen schwer herab. Er hatte eine merkwürdige Krankheit bekommen, eine Art Läuse- oder Juckkrankheit, und die Mädchen mußten ihm stundenlang den bloßen Körper kratzen, sonst konnte er es nicht ertragen.

Allmählich gab er auch die große Jagd auf. Er ritt weder den Wölfen nach, noch suchte er die Bären auf. Zuzeiten ließ er nur seine Hunde einen Hasen jagen, weniger um des Hasen willen, als um das Hundegebell im Walde zu hören und sich an des gejagten Tieres Todesangst zu weiden.

Es waren bissige Tiere, seine Hunde, die kaum je einen anderen Menschen zu sehen bekamen als den Hundewärter, der sie mit rohem Pferdefleisch fütterte und mit der Peitsche schlug, wenn sie sich bissen.

Eines Tages hatten die Hunde einen Hasen gejagt, ohne daß Bogdan ihn zum Schuß bekommen hatte. Er hatte auch keine großen Anstrengungen weiter dazu gemacht, sondern war hinaus aufs Moor gegangen, wo er in Gedanken verfallen war und sich auf einen Hügel gesetzt hatte.

Hunde und Hase konnten sich zu Tode jagen, soviel sie wollten. Dazu hatten sie ja das Leben.

Ja, das Leben, dachte Bogdan, als er da draußen im Moor saß, mit der

Faust unter dem Kinn, das Leben ist nicht viel besser für den, der jagt, als für den, der gejagt wird. Sie streben beide einem unabwendbaren Ende zu, gegenseitig miteinander verbunden. Nur ein kleiner, bedeutungsloser Unterschied in der Zeit ist vorhanden, klein und bedeutungslos, wenn der, der jagte, selbst gejagt wird und die kurzen Augenblicke zählt, die ihn vom Verfolger trennen . . . Aber er war doch nicht so alt, wenn er auch zugeben mußte, daß sein Lebenshunger bei weitem nicht mehr der alte war. Selbst Gewalttaten und Grausamkeiten bekommt man auf die Dauer über. Aber er hatte ja schlimmstenfalls sich selbst noch unberührt als Gegenstand für Selbstpeinigungen gelassen, wenn es ihn danach verlangte. Er konnte ja sein eigenes Fleisch peitschen und brennen und zerfetzen, soviel er wollte, und das hatte noch den Vorzug der Neuheit. Anders konnte er wohl sich selbst nicht peinigen. Die Schatten seiner Opfer nahmen sich ja in acht, in seinem Gewissen zu hausen . . . Gewissen.

Er lachte verächtlich durch die Nase. Gewissen! Das ist des großen Haufens Feuer-Rostprobe, die die schlaffen, blutlosen Seelen nicht ertragen können, ohne Brandblasen zu kriegen und branstig zu riechen.

Feuerfest war er aus der Esse der Instinkte gesprungen und hatte sich für zu gut gehalten, eine Hexenprobe abzulegen. Ja, er hatte sich nichts versagt im Leben. Er war zum Raubtier geboren und hatte dessen Triebe nicht im Namen eines mißverstandenen, höheren Daseins erstickt. Genuß und Entzücken tief in den höllischen Mysterien schwarzer Künste hatten wie ein Flammenstrom all die Wurzeln seiner Nerven umflossen . . . Er hatte etwas vom Leben gehabt, hatte den Stein der Weisen gefunden, den tiefen, geheimnisvollen Grund aufgesucht, wo das Wahre im Menschenherzen sich niedergeschlagen hat wie schweres, blutrotes Gold. Dort unten leben unter ungeheuerm Druck bleiche Tiefseefische. Dort unten grinst die Meduse versteint und verzerrt von der Oberfläche dünnschaliger Schlottrigkeit . . . Was zum Teufel konnte er dafür, daß er unter einem so gewaltigen Druck geboren war, mit einem so unbändigen Temperament, daß er nur in der finsteren Tiefe dort unten leben konnte . . .

Ja, er hatte etwas vom Leben gehabt. Alles was er sich gewünscht, hatte er erhalten, und seine Wünsche waren über alle Grenzen hinausgegangen, er hatte sie rücksichtslos überschritten wie ein unschuldig Kind, das lächelnd mit einer Giftflasche spielt . . ., allen einschenkt . . ., sie sterben sieht . . . und unschuldig lächelt . . . Ein gefährliches, innerliches Lächeln legte sich auf seine Mienen, und er sank zusammen, gepackt von Erinnerungen an Taten, die ihm Glück und Genuß gewesen waren, aber für andere Erniedrigung, namenloses Elend, Gift und Tod . . .

Er erwachte, als die Hunde mit heraushängender Zunge zurückkamen und sich um ihn herum zur Erde warfen . . .

Alles hatte er bekommen, war sein letzter Gedanke, als er sich erhob. Alles . . . Alles, was er wollte. Nichts war ihm entgangen, das er begehrt hatte . . .

Er reckte die Arme aufwärts in schmerzlichem Wohlbefinden, ließ sie aber plötzlich fallen, als wäre er von einem dunkeln, flammenzüngelnden Messerstich getroffen worden. Sein Gesicht verzog sich zu einer desperaten und verzerrten Grimasse.

Draußen auf dem Moor ging ein kleines Mädchen in rotem Kleid und pflückte Beeren in seinen Korb.

Es war Dunkas Tochter.

Dunkas Tochter! Ha — ha! Dunka! Nein — sie hatte er nicht gehabt! Sie war ihm entgangen! Sie wollte nicht! Sie hatte getrotzt! Das hatte er ganz vergessen, als es ihn mit süßem und sattem Tone „Alles — Alles" durchklang.

„Satan! Hölle!" stieß er durch die zusammengebissenen Zähne hervor, so daß die Hunde aufsprangen und ihn ansahen, und das kleine Mädchen den Kopf hob.

„Hallo! hallo! hallo!" rief er, indem er vorwärts lief und auf das Kind zeigte, das mit dem Korb in der Hand schreiend auf seinen kleinen Beinen zwischen den Hügeln hindurchfloh. „Hallo! hallo! Faßt sie!" brüllte Bogdan, daß die bissigen Hunde heulend und bellend auf die Fährte des neuen Wildes gingen.

Im Augenblick hatten sie das Kind eingeholt. Es fiel mit scharfem, durchdringendem Schrei auf einen Hügel, und die Hunde zerfleischten es, durch ihres Herrn „Hallo! Hallo!" erhitzt, in einem Nu.

Es fiel ein Stein von Bogdans Herz, als er die bluttriefenden Hunde von der kleinen, zerfleischten Leiche weggetrieben hatte und ruhig auf einem Umweg durch den Wald heimwärts wanderte: Die Wölfe hausten ja schlimm heuer, und schließlich konnte er ja für seine Hunde keine Verantwortung übernehmen. Die Kleine hätte sich abseits vom Moore halten können und ihm namentlich nicht in einem Augenblick vor Augen kommen müssen, wo er ganz den Umfang seines Lebensglückes gefühlt hatte . . .

Als man nach einigen Tagen die Leiche fand, gab es niemand, außer Dunka, der etwas Besonderes dabei dachte, aber sie schwieg; keine Menschenseele hatte ja etwas gesehen.

Aber die Hunde waren nach dieser Zeit noch bissiger auf die Leute, und der Hundewärter beklagte sich, daß sie ihn auffressen wollten. Als das Bogdan hörte, lachte er, als wollte er sagen:

Was bildet der sich ein! Glaubt er, sie werden sich nach dem kleinen, leckeren Kinde jetzt um so ein altes Schweineleder rühren . . .

. . . Das war das letzte Jahr vor Aufhebung der Sklaverei.

Bogdan Tschernjaew war im Ernst alt geworden.

Es sah aus, als schrumpfte er zusammen, je stärker das Gerücht von der Befreiung des Volkes aus der historischen Morgendämmerung der Zeit emporwuchs.

Dieser Gedanke peinigte und plagte ihn tagelang. Die mußten ja verrückt und wahnsinnig in Petersburg sein, wenn sie auf solche Dinge verfallen konnten.

Auf einmal ein halbes Hundert Millionen Sklaven loszulassen in Rußland, war doch ein Verbrechen, für das man kein Wort finden konnte, das stark genug gewesen wäre.

Er hätte gerne alle seine Leute gerädert und zuschanden geschlagen, damit sie sich nichts einbildeten. Das war ja Aufruhr! Das war ja offener Raub, einem Menschen sein gesetzliches Eigentum zu nehmen! Was scherten ihn die paar Heller, die die Regierung zum Ersatz versprach!

Er konnte seine Leute nicht ansehen, ohne die Zähne zu zeigen, aber sie quälen, wie er Lust hatte, das durfte er nicht.

Sie fingen an zu murren und die Trotzigen zu spielen.

Er litt fürchterlich darunter. Das Herz in der Brust tat ihm weh, und es konnte ihn eine solche Schmerzraserei befallen, daß er sich in die Finger biß und heulend in den Stuben umherlief. Das hatte er nie geglaubt, daß er eine solche selbstverzehrende Machtlosigkeit je zu fühlen bekäme.

Die Selbstpeinigung kam über ihn eher, als er sich reif dafür fühlte, und in ganz anderer Form, als er erwartet hatte.

Aber das konnte ja nie Gesetz werden! Der Adel würde Widerstand leisten. Er würde nicht Stein auf Stein lassen da, wo so unerhörte Dinge ausgeheckt wurden! Das war ja Gewalt! Willkür!

Er kaute mit den großen, gelben Vorderzähnen, daß ihm der Speichel in den grauen Kinnbart lief, und die eingefallenen Backen sanken noch mehr zusammen.

Entsetzlich sah er aus, entsetzlich wie die verbissene Bosheit, wie ein blutdürstiger Greis, dessen Finger sich in machtloser Raserei krümmen. Seine Augen hatten den hellen Stahlglanz verloren. Matt und rotumrändert lagen sie tief in den Höhlen wie angelaufene Messerklingen.

Das grauwelke Haar hing in dünnen, zottigen Strähnen über die vorspringenden Nackenwirbel herab, als flüchtete es sich vor der runzligen Stirne, und schlängelte sich um die zusammengesunkenen Schläfe.

Die Mädchen, die zu früheren Zeiten Jahr für Jahr im Spinnhause gewechselt hatten, waren alt auf dem Hofe geworden. Er behielt die, an welche er sich in besseren Tagen gewöhnt hatte und welche die größte Fertigkeit im Kratzen hatten. Seine Hautkrankheit hatte sich mit den Jahren verschlimmert, so daß die Mädchen ihn fast den ganzen Tag jucken und kratzen mußten. Sie mußten sich lange und scharfe Fingernägel halten, damit es ihm ordentlich weh tat, und er fand erst Ruhe, wenn sie ein richtiges Blutbad auf seinem Rücken angerichtet hatten.

Er saß im Bett mit dem mageren, krummgebeugten Rücken und ließ sich kratzen:

„Kratz doch, zum . . . Da ist es ja gar nicht, alte Kuh!"

Er streckte das eine fleischlose Schulterblatt in die Luft.

„Da, da! Ahhh ... Arh! Kratz doch durch! ... Au, über die fressende Seuche!"

Das Mädchen kratzte ein ganzes Stück Haut herunter, daß das Blut in kleinen Punkten hervorquoll.

So ließ er sich schinden, Stück für Stück, Tag für Tag. Wenn neue, lose Haut die Wunden wieder bedeckte, fingen sie wieder von vorn an. Er saß da, drehte den Kopf schief zur Seite und pustete durch die Mundwinkel, ächzte und stöhnte mit verzerrten, weit geöffneten Lippen und klappernden Zähnen.

Er sah aus wie ein entlassener Handlanger aus des Teufels Küche, der aus Langeweile sich mit seinen eigenen Zangen brennen läßt und sich dabei recht wohl fühlt.

Bogdan Tschernjaew lag im Bett, als er im Januar die Nachricht von dem bevorstehenden Erlaß des so verhaßten Freiheitsbriefes bekam. Seine Beine eiterten, so daß er sich auf sie nicht stützen konnte, und der Arzt kam ab und zu und steckte ihm eine Röhre in den Leib. Er freute sich jedesmal darüber. Es täte so gut, sagte er. Als er aber vom Freiheitsbrief des Kaisers hörte, stieß er eine Fülle von Flüchen, Verwünschungen und Gotteslästerungen aus. Er fauchte und spuckte:

„Pfui, über den krummschwänzigen Satan! ... Pfui! über den gemeinen Hund! Zum Teufel mit dem Kaiser! ... So ein Bastard von 'nem Hund und 'ner Laus! ... Ich gebe sie nie frei! ... Ich ... ich Bogdan Tschernjaew ... niemals! Das schwöre ich!"

Das schwärende Fleisch an seinen Beinen begann aufzuplatzen, und es floß Wasser aus den Wunden wie von warmem, gekochtem Speck, ihm aber war es einerlei, und er schwärmte vom Leben wie nur jemals, und versprach jeden Abend, den nächsten Tag aufzustehen, um allen zu zeigen, was eine Harke sei. Er würde ihnen das Faseln von Freiheit bald austreiben.

Eines Abends ließ er sogar alle seine alten Mädchen tanzen und singen, und das amüsierte ihn köstlich.

Aber an den folgenden Tagen wurde es schlimmer und schlimmer. Er schwoll ganz auf und stöhnte und fluchte ununterbrochen.

Der Arzt kam täglich, und wenn er hinausging, schüttelte er mit dem Kopfe und sagte, daß Bogdan Ippolitowitsch nicht mehr lange mache.

Eines Tages wurde Bogdan auf einmal ganz still und sah aus, als käme ihm ein neuer und ganz unerwarteter Gedanke:

Wenn das nun der Tod wäre, mit dem er kämpfte?

Er bewegte die Zunge langsam im Munde, als ob sie klebrig und dick geworden wäre.

Wozu sollte er sterben, er war ja noch ein junger Mann, nicht mehr als siebzig. Es gab ja welche, die wurden über hundert.

Doch der Tod schlug ihn kräftig auf die Schultern, schlug kräftiger von Tag zu Tag, und schließlich konnte Bogdan nicht mehr. Er brach zusammen und wünschte nur, daß es ein Ende nähme, wenn es doch schließlich sein müßte.

Aber es wollte kein Ende nehmen, und er fluchte und schalt über den Tod, der ihn liegen und warten ließe ohne Zweck.

Es sah aus, als wollte er ihn nicht holen:

„Höre," sagte Bogdan eines Tages, „geh und sende einen Boten zu Pater Alexei!"

Es durchzuckte ihn elende Angst.

„Ich habe etwas mit Pater Alexei zu reden."

Als der Pope aus Bogdans Zimmer trat, hielt er die Hände vor sich gefaltet und schüttelte mit dem Kopfe, als hätte er etwas so Unwahrscheinliches und Entsetzliches gehört, daß sein Verstand stillestand.

Er hatte sich gerade in seinen Wagen gesetzt, als Bogdan ihn wieder zu sich rufen ließ:

Der Tod will mich nicht haben, wenn ich nicht die Geschichte von dem Kinde erzähle, das für mich die Satanshunde zerrissen, dachte Bogdan. Und er sah einen Augenblick, wie Dunkas kleines Mädchen in seinem roten Kleid über die Hügel im Moor lief.

Schließlich ist es ja eine Bagatelle, die nicht der Mühe wert ist, davon zu reden ... Aber der Sicherheit wegen ... und er kann mich wohl noch mal bereiten, der alte Eitersauger!

Gegen Morgen fiel er in Schlaf; und als er wieder erwachte, fühlte er ein ruhiges und glückliches Lächeln auf seinem angeschwollenen Gesicht, das dadurch einen fremden und rätselhaften Ausdruck bekam.

„Tatjanna!" sagte er wie im Schlaf zu seinem alten Mädchen. „Was war das für ein blutrotes Band, das ich drin bei Mutter fand?"

„Was? ... und warum schlug sie mich dafür? Was Tatjanna?"

Er redete augenscheinlich irre.

„Tatjanna! Nun habe ich den ganzen Tag nachgedacht ... Was war es damit, wofür ich die Rute bekommen sollte? ..."

Er fiel zurück, und nur die Lippen bewegten sich, als murmelte er.

Ein paar Stunden später streckte er sich nur ein wenig im Bett und war tot.

Aber so wunderbar sind die Menschenherzen, daß es noch Leute gab, die aufrichtig weinten, als dieser verhärtete Mensch als Leiche in der großen Stube lag. Und wie verhärtet der letzte Tschernjaew auch war, es fanden sich doch Menschen, die nicht nur seiner Bahre folgten, sondern auch seine Schuldlosigkeit und Abhängigkeit von der Zeit und ihren Vorurteilen ahnten, wovon er nun durch den großen Freiheitsbrief erlöst war.

(Aus dem Dänischen von Curt Bading)

Griechischer Frühling/ von Harry Graf Keßler

Wenn ich an dieses Buch zurückdenke, so schwebt mir nicht der Begriff „Griechenland" vor, sondern Blumen, Tiere, Hirten und in dieser einfachsten Natur irgendwo eine wunderschöne Säule oder eine kleine Kirche, in der Bienen unter einer Mosaikkuppel summen. So ist Griechenland; oder fast so: denn es fehlt noch das Meer, und Hauptmann hat auch das Meer im Hintergrunde angedeutet, das zarte, blaue Stückchen Meer, das fast überall in Griechenland eine ferne Bucht, einen Bogen am Horizonte füllt. Aber im Mittelpunkt stehen in diesem Buch die Hirten und die Tiere und die Blumen, „diese kleinen göttlichen Wesen", wie sie Hauptmann ehrfurchtsvoll nennt, die in ihrer griechischen Feinheit und Anmut ihm wie Visionen aus dem Paradies erschienen sind. Hauptmanns Buch ist, ich möchte sagen, ein Hirtenbuch. Andere Reisende, die berühmtesten und größten, diejenigen, welche für uns Griechenland neu entdeckten, Byron, Chateaubriand, waren Kinder des Meeres und haben Griechenland vom Meer aus gesehen und verstanden; Hauptmann scheint aus seinen schlesischen Bergen überland herabgestiegen, um ebenso wie jene in Griechenland mit Erstaunen seine Heimat, aber nicht das Meer, sondern Gebirgsmatten und Herdenglocken wiederzufinden. Sein Buch verhält sich zu den Büchern seiner Vorgänger wie Hesiod zu Homer, oder wie das dorische Weltbild zum jonischen. Es ist das erste Buch eines Deutschen, eines ganz zwischen Acker und Bergen Aufgewachsenen, über Griechenland. Und so ergänzt es seine Vorgänger, wie nur ein Instinkt einen anderen ergänzen kann.

Hauptmann gibt die griechische Erde, jene Erdscholle, die nicht wie die anderer Länder feucht und schwer ist, sondern trocken und ihrer Schwere wie beraubt durch das Licht, aber nahrhaft für Wesen, die wie sie mehr Feuer als Substanz haben — Gräser, leichte, feine Blumen, Ölbäume, Ziegen — und so würzig, daß der Geruch ihrer Erde ganz Griechenland, wie Blumenduft einen Garten, füllt. Diesen Erdgeruch Griechenlands, seiner Landschaft, seiner Götter, haben die romantischen Reisenden nicht gespürt; sie sahen Griechenland wie selige Inseln im Meere sozusagen immer aus der Ferne, Augen und Herz nur voll von dem Glanz und Purpur seiner Küsten, von der Majestät seiner Massen, von dem ewigen Dunkelblau seiner See. Und weil sie auf das subtile Leben und Feuer seiner Erde nicht achteten, aus denen hier alles wächst und gewachsen ist, fanden sie Griechenland tot, leer, melancholisch. Griechenland, das Land der silbernen Morgenhelle, wurde der düsterste Hintergrund für den romantischen Weltschmerz. Childe Harold empfindet es immer so, wie an jenem ersten Abend:

When he saw the evening star above
Leucadia's far projecting rock of woe, . . .
And as the stately vessel glided slow
Beneath the shadow of that ancient mount
He watched the billows' melancholy flow.

Chateaubriand in der sternenhellen Nacht auf Kap Sunion sein Schiff erwartend ist eine Figur, die niemand, der seine Reisebeschreibung gelesen hat, je vergessen wird: die Stelle ist so voll von Melodie und Erhabenheit wie nur wenige in der Weltliteratur:

„Je découvrois au loin la mer de l'Archipel avec toutes ses îles: le soleil couchant rougissoit les côtes de Zéa et les quatorze belles colonnes de marbre blanc au pied desquelles je m'étois assis. Les sauges et les genévriers répandoient autour des ruines une odeur aromatique, et le bruit des vagues montoit à peine jusqu'à moi. — Comme le vent étoit tombé, il nous falloit attendre pour partir une nouvelle brise. Nos matelots se jetèrent au fond de leur barque, et s'endormirent. Joseph et le jeune Grec demeurèrent avec moi. Après avoir mangé et parlé pendant quelque temps, ils s'étendirent à terre et s'endormirent à leur tour. Je m'enveloppai la tête dans mon manteau pour me garantir de la rosée, et, le dos appuyé contre une colonne, je restai seul éveillé à contempler le ciel et la mer. Au plus beau coucher de soleil avoit succédé la plus belle nuit. Le firmament répété dans les vagues avoit l'air de reposer au fond de la mer. L'étoile du soir, ma compagne assidue pendant mon voyage, étoit prête à disparoitre sous l'horizon; on ne l'apercevoit plus que par de longs rayons qu'elle laissoit de temps en temps descendre sur les flots, comme une lumière qui s'éteint. Par intervalles, des brises passagères troubloient dans la mer l'image du ciel, agitoient les constellations, et venoient expirer parmi les colonnes du temple avec un foible murmure. — Toutefois ce spectacle étoit triste lorsque je venois à songer que je le contemplois du milieu des ruines. Autour de moi étoient des tombeaux, le silence, la destruction, la mort, ou quelques matelots grecs qui dormoient sans soucis et sans songes sur les débris de la Grèce."

Man glaubt das Seufzen des Meeres in den Rhythmen dieser Prosa zu hören. Aber wie viele andere Seufzer klingen noch durch diese Nacht! Ossian ist hier näher als Homer. Und zwischen Byron, zwischen Chateaubriand und dieser Erde, auf die sie hinausblicken, welche ungeheure Distanz! Wie anders, wie nah, wie voll Sonne und tiefen Glücks sind die Eindrücke von Hauptmann: „Ich liege auf olympischer Erde ausgestreckt. Ich bin, wie ich fühle, zum Ursprung meines Kindertraums zurückgekehrt . . . . Mit reifem Geist und bewußt viel erfassenden Sinnen ward ich auf dieses feste Erdreich so vieler ahnungsvoll grundloser Träume gestellt in eine Erfüllung ohnegleichen hinein. — Und

ich strecke die Arme weit von mir aus und drücke mein Gesicht antäos-zärtlich zwischen die Blumen in diese geliebte Erde hinein. Um mich leben die zarten Grashalme. Über mir atmen die niedrigen Wipfeln der Kiefern weich und geheimnisvoll. Ich habe in mancher Wiese bei Sonnenschein auf dem Gesicht oder Rücken gelegen; aber niemals ging von der Erde eine ähnliche Kraft, ein ähnlicher Zauber aus, noch drang aus hartem Geröll, das meine Glieder kantig zu spüren hatten, wie hier ein so heißes Glück in mich auf".

Diese Intimität gibt Hauptmann ein Verständnis für die griechische Natur, wie es vor ihm seit dem Altertum, seit dem Phädrus und dem Chor der Greise auf Kolonos, niemand, wie mir scheint, gehabt hat. — Die griechischen Bienen, die Bienen Platos und Theokrits, feiern bei ihm ihre Auferstehung; nicht die großen, derben Bienen unserer Gärten, sondern „die kleinen heidnischen Priesterinnen der Demeter", die von Thymian und wilden Blumen leben und kaum größer sind als große Fliegen. In Eleusis, im Schatzhaus des Atreus, in der Kirche von Mistra hören wir ihre „weiche sausende Chormusik"; und wir fühlen durch den glücklichen Schmelz von Hauptmanns Prosa hindurch ihre goldene Leichtigkeit. — Ebenso instinktiv trifft Hauptmann auch den Charakter der griechischen Blumenwelt. Die Rosen Spartas und Athens sind in Griechenland noch immer Fremde: ihr Schatten und ihr Duft lasten in diesem Lande leichter Schatten, leichter Düfte. Hauptmann geht an ihnen schweigend vorüber. Die Blumen, die er nennt, sind wie die der griechischen Dichter immer oder fast immer Feldblumen: Gänseblümchen, Anemonen, „zarte Teppiche weißer Maßliebchen", oder an den Berghängen die blumenhaft hübschen und feinen griechischen Gräser. Aus solchen Gräsern und Blümchen, wie sie Hauptmann schildert, dachte sich gewiß der Hymnendichter die „weiche Wiese", auf der Leto ihren starken Sohn Phoibos Apollon geboren hat; „und das Erdreich lachte unter ihr", sagt der heilige alte Sänger. — Noch bezeichnender für Hauptmanns Eindringen in die griechische Natur ist die Rolle, die er das Getreide spielen läßt. „Man muß die Alten und das Getreide zusammen denken", sagt er einmal. Ganz richtig; aber welcher Reisende hat je gewagt, in Griechenland Getreide zu sehen? Oder wenn einer es erwähnen muß, dann spricht er von Gerste, Hafer, Weizen wie von etwas hier fast Unpassendem. Denn Getreide widerspricht der romantischen Konvention, die Griechenland nackt und dürr sehen will. Und doch steht kaum igrendwo die Feldfrucht grüner und schöner als im Mai in Boeotien oder Phokis. Hauptmann schließt das Getreide in sein Herz wie Homer. In Olympia, am Parnaß, am Fuße der Akropolis, überall freut er sich der grünen wehenden Gerstenfelder. Griechenland ist für ihn noch heute das Land der Demeter.

Am tiefsten hat aber Hauptmann gewiß das Leben der griechischen Berge, alles, was sich im Gebirge dort regt und bewegt, nachempfunden. Er

nennt einmal die alten Griechen „ein Bergvolk"; und ich sagte schon, daß sein Buch mir vorkomme wie ein Hirtenbuch. In der Tat, was ich in diesem Buch am meisten bewundere, ist, wie es uns den Hirten nahebringt, die so merkwürdige und anziehende und wichtige uralte Gestalt des Hirten.

Zunächst die Haltung des Hirten: den inmitten seiner Herde „herrenhaftheiter wandelnden Mann", oder den „unter einer Kiefer in statuarischer Ruhe aufgerichteten, dessen langohrige Schafe im Schatten des Baumes zusammengedrängt um ihn her lagern und wie ein einziges Vlies den Boden bedecken". Der Hirt hat seinen Besitz immer vor Augen. Stolz kommt ihm natürlich an. Und Stolz bleibt die Grundlinie seiner Haltung. „Denn wo wäre", wie Hauptmann sagt, „die Freiheit der Haltung, die stolze Gewohnheit des Selbstgenügens, die Würde des Menschen vor dem Tier, weniger gestört als im Hirtenberuf?"

Zum Stolz kommen seine Sinne. Hauptmann vergleicht den Besitz der Seele mit einem Baum, der in den Sinnen seine Wurzeln hat, und meint dann mit Recht, „daß die Sinne des Jägers die Sinne des Hirten, die Sinne des Jägerhirten sagen wir, die feinsten und edelsten Wurzeln sind". Niemand hat in der Tat feinere Augen und Ohren nötig als der Hirt im Gebirge, der sein Vieh in Schluchten und Gestrüpp zusammenhalten muß. Und es kann wohl sein, daß eine uralte Übung im Hirtenberuf in der klaren griechischen Gebirgsluft viel beigetragen hat zur Qualität der griechischen Sinnlichkeit.

Aber die Haupteigenschaft des Hirten, diejenige, welche ihn am meisten von den anderen Urtypen der Gesittung unterscheidet, vom Krieger, vom Jäger, vom Ackerbauer, ist seine Phantasie, die Kraft und Art seiner Phantasie. Alle jene anderen ältesten Berufe der Menschheit bringen dem, der sie ausübt, abwechselnd eine Tätigkeit, die ihn ganz in Anspruch nimmt, und einen Feierabend, der ihn ganz müßig läßt, — meistens übermüdet und träge müßig läßt. Der Hirt ist weder je so ganz angespannt, noch je so ganz ausgespannt wie der Jäger, der Krieger, der Landmann. Er hat immerfort aufzupassen und nie, oder fast nie zu arbeiten. Sein Beruf schließt ebenso die Stumpfheit wie das Fieber aus. Sein Zustand ist Beschaulichkeit, eine auf die Außenwelt gerichtete Beschaulichkeit, die fortwährend kleine Gesichts- und Gehöreindrücke aufnimmt und auslegt: eine dauernde, gleichmäßige, leise Anspannung des Auges, des Gehörs und des Urteils. Man begreift daher, warum der Hirt, und gerade er Phantasie hat. Man begreift es namentlich, wenn man hinzunimmt, daß der Hirt seinen Beruf nicht in Gesellschaft, unter anderen Menschen, ausübt, sondern in der Einsamkeit, der Natur gegenüber; und daß diejenige Natur, welche ihm die beste Weide für sein Vieh bietet, die große, wilde, unberührte ist.

Allein in einer schweigenden Natur, ohne fesselnde Tätigkeit, aber doch genötigt, wach zu bleiben, verfällt der Hirt auf die Ausdeutung seiner Eindrücke;

und die leise innere Spannung, die sein Beruf mit sich bringt, begünstigt diese, wie jede andere Tätigkeit der Seele. Karl von den Steinen fand die Jägerstämme in Brasilien gleichgültig gegen die Natur, nur auf das Praktische gerichtet, heiter und stumpf: er verspottet die, die sich den Urmenschen voll phantastischer Ahnungen, erschüttert von dem Gefühl seiner Ohnmacht, auf den Knieen vor der Natur vorstellen. Etwas Zauberei und ein schwacher Geisterglaube waren der ganze Phantasiebesitz jener Jägervölker. Und Spencer und Gillen geben von den Jägerstämmen in Australien ganz dasselbe Bild. Man darf daraus schließen, daß der Mensch, solange er Jäger und nichts als Jäger bleibt, nur rudimentäre Phantasiegebilde hervorbringt, kaum weiter fortgeschrittene als der Hund, der ängstlich und wütend zum Monde bellt. Aber Hirten haben Tausendundeine Nacht geschaffen; und überall, wo man Hirten beobachtet hat, in allen Urkunden ihres Seelenlebens ist Phantasie das Hervorstechende, eine ausgreifende, reiche, schöpferische Phantasie, die oft, wie bei den mit dem doppelten Gesicht begabten schottischen Hochlandshirten oder bei der kleinen Hirtin, die Frankreich von den Engländern befreite, eine wahrhaft dämonische Kraft erreicht. Deshalb ist der Übergang vom Jägerleben zum Hirtenleben, wie mir scheint, das wichtigste Ereignis der menschlichen Geschichte; denn es schenkte dem Menschen den vollen Gebrauch seiner Phantasie; und von der Entfesselung der Phantasie ist alle spätere Geschichte, ja, daß der Mensch im Gegensatz zum Tier überhaupt Geschichte hat, abhängig: der erste Hirt war zugleich der erste Mensch, im humanen Sinne.

Die Richtung aber und die Schöpfungen der Hirtenphantasie sind natürlich bestimmt durch die Eindrücke, die dem Auge und dem Ohr des Hirten von der Natur, in der er lebt, geboten werden. So entwickelt sich die Phantasie verschieden, je nachdem der Hirt in der Ebene oder im Gebirge seine Weideplätze hat. Hier teilen sich die Quellwasser der Kultur; und als Typen dieses Gegensatzes erscheinen der Beduine und der Grieche.

Die Eindrücke, die die griechische Hirtenphantasie geformt haben, finde ich bei Hauptmann greifbar in unsere Nähe gerückt; nicht nur weil er das griechische Gebirge und seine tierischen und menschlichen Bewohner anschaulich schildert, nicht nur weil er sich in sie mit nahverwandten Grundinstinkten einfühlt; sondern weil ihm die Wirklichkeit in gewissen Augenblicken visionär wird, und dann seine Eindrücke in ihrer Mischung aus einfachen, oft direkt trivialen Dingen und geheimnisvoller Stimmung denen der Hirten, die die panischen und apollinischen Erscheinungen geschaffen haben, ganz analog sind. Denn das Visionärwerden der Wirklichkeit, ihre Entwirklichung durch die Stimmung, ist was die Hirtenphantasie auszeichnet. Sie schafft nicht eine Traumwelt außerhalb der wirklichen, sondern ein Gefühl, das die Wirklichkeit zum Spuk macht. Sie ist Stimmungsphantasie, nicht Bildphantasie; die Pansflöte war ihr Instrument, die Musik ihr natürliches Ausdrucksmittel. Wenn man mit Nietzsche das Diony-

sische und Apollinische: das Erfinden neuer Gefühle und das Erfinden neuer Bilder, als die beiden Urquellen der Kultur ansieht, so ist die Hirtenphantasie dionysisch; sie ist schöpferisch im Verwandeln der Welt durch die Stimmung.

Deshalb braucht sie auch nicht nach Bildern in die Ferne zu schweifen; im Gegenteil: je altvertrauter ein Ding ist, um so öfter hat es für das Gefühl sein Gesicht gewechselt, um so mehr wächst es dem, der seine Stimmungen verfolgt, ins Geheimnisvolle. Die nächsten Dinge sind dem Hirten die phantastischesten. So wird dem griechischen Hirten der Urzeit sein Bock, das was er am besten kennt, zu einer Art von Dämon, dem Satyr; in seiner Hürde, die er nachts um die Ziegen schließt, fühlt er gespensterhaft einen Hürdengeist, einen Gestaltlosen, Namenlosen: „den von den Hürden", „Apollon" (ἀπέλλα, die Hürde), und der Steinhaufen (ἕρμα), der ihm täglich an einer schwierigen Stelle im Gebirge seinen Weg zeigt, birgt für ihn einen ebenso geheimnisvollen, formlosen Geist des Steinhaufens und des schnellsten Weges, „Hermes". (E. Robert nach einer Mitteilung E. Meyers in seiner Geschichte des Altertums II, S. 49.) Die Perspektive der Hirtenphantasie ist das Gegenteil der romantischen; sie vergrößert nicht das Ungewöhnliche, sie leiht Bedeutung dem Gewöhnlichen.

Nur Kinder haben heute allgemein noch diese Naivität der Phantasie. Aber Hauptmann ist darin wie ein Kind, oder wie ein Hirt. Die Kraft seiner Phantasie nimmt ab mit der Entfernung ihres Stoffes vom Alltäglichen; sie wächst mit seiner Vertrautheit. Daher Hauptmanns sogenannter Naturalismus. Er gibt so gern gemeine Wirklichkeit, weil gerade sie seine Phantasie am reichsten befruchtet; denn seine Phantasie sucht Stimmungen, und diese findet sie am mannigfaltigsten in Dem, was sein Herz am häufigsten bewegt hat, in den Vorgängen des gewöhnlichen Lebens. „Die Kinder pflücken roten Klee, rupfen die Blütenkrönchen behutsam aus und saugen an den blassen feinen Schäften. Eine schwache Süßigkeit kommt auf ihre Zungen," sagt Hauptmann in der Widmung von „Hannele". So wie die Kinder in „Hannele" saugt Hauptmann selbst aus dem Leben feine seltene Gefühlsnüancen. Indem er diese dann aneinanderreiht und auf sie, wie der Musiker auf aufeinanderfolgende Klangfarben, sein Kunstwerk aufbaut, entrücken sich ihm die Vorgänge, einerlei ob sie gewöhnlich sind, ins Geheimnisvolle, Visionäre, und schweben über den kunstvoll verwobenen Stimmungen etwa so, wie sich Nietzsche in der griechischen Tragödie den blutigen und rohen Mythus verklärt als Vision auf dem dionysischen Untergrund der Musik dachte. Es wäre irreführend, ohne weiteres zu sagen, daß Hauptmanns Poesie der Musik nahesteht; denn die Gattungen mischen sich bei ihm nicht. Aber richtig ist, daß seine Kunst, — und dadurch ist sie verwandt mit der von Kleist, — aus demselben Born fließt wie die Musik, nämlich aus dem Urquell der Gefühlsphantasie, den Nietzsche den dionysischen genannt hat: Hauptmanns

Kunst ist, wenn man sie schon Naturalismus nennen will, ein dionysischer Naturalismus. Beispiele aus seinen Werken anzuführen, ist fast überflüssig, so allgemein ist der Stimmungsuntergrund in seinen Dramen; ich nenne nur „Hannele", bei dem das Verzaubern der Wirklichkeit durch eine wunderbar verschlungene Instrumentation der Stimmungen bis zur Virtuosität gesteigert ist: darin ist diese Dichtung wohl einzig in der Weltliteratur und in der Tat eher mit einer Symphonie als mit irgendwelcher anderen Poesie zu vergleichen.

Wie die Symphonie zur Pansflöte verhält sich denn auch die Polyphonie der Stimmungen, mit denen Hauptmann die Natur betrachtet, zu den Gefühlen — einfachen Naturlauten —, die den griechischen Hirten überkamen, wenn ein Wolkenschatten sein Tal aufsuchte, oder seine Ziegen plötzlich wild vor Schreck den Berg hinabstürmten. Aber doch sind die Eindrücke, die beide haben, ihrem Wesen nach gleich; denn beide bieten der Natur in ihrer Seele denselben reinen Spiegel, der die Dinge und Gefühle in sich aufnimmt, ohne irgendeins zu verachten oder verzerren, und beide geraten vor der Natur in denselben visionären Rausch, der, wie Hauptmann einmal sagt, „Natur und Mythus in eins verbindet, ja, ihn (den Mythus) zum phantasiemäßigen (und daher für ihn natürlichen und notwendigen) Ausdruck von jener macht." So sind Hauptmanns Eindrücke zugleich Abbilder jener primitiven Hirtenseele, die zuerst diese ewig unveränderliche, ewig karge, helle, würzige Gebirgswelt schöpferisch gespiegelt und vergöttlicht hat. Ich stelle Einiges zusammen, wo sich jene Hirtenseele, gewiß in neuen und der Urzeit unbekannten Nüancen, aber doch in ihren Grundlinien unverändert in Hauptmanns Worten abmalt:

„Diese steinigten Hochtäler zwischen Parnaß und Helikon erklingen, — nicht von Kirchengeläut, — aber sie sind beständig und überall durchzittert vom Klange der Herdenglocken. Sie sind von einer Musik erfüllt, die das überall glucksende, rinnende, plätschernde Element einer echten parnassischen Quelle ist . . . Im Klangelement dieser parnassischen Quelle, dieses Jungbrunnens, bade ich. Es beschleicht mich eine Bezauberung. Ich fühle Apollon unter den Hirten und zwar in schlichter Menschengestalt, als Schäferknecht, wie er die Herden des Laomedon und Admetos hütete . . . Wir biegen nach einem längeren Ritt in ein abwärts führendes enges Tal . . . Wir müssen zunächst durch eine Herde schwarzer Ziegen förmlich hindurchschwimmen, unter denen sich prächtige Böcke auszeichnen. Und wie ich die Blicke über die steinigten Talwände forschend ausschicke, sehe ich sie mit schwarzen Ziegen, wie mit überall hängenden, kletternden, kleinen schwarzen Dämonen bedeckt. Der Eingang des schwärzlich wimmelnden Tales wird von dem vollen Glanz des Parnasses beherrscht, der aber endlich dem Auge entschwindet, je weiter wir in das Tal hinabdringen, das immer mehr und mehr von gleichmäßig schwarzen Ziegen wimmelt . . . Ich habe, auf meinem

Maultier hängend, Augenblicke, wo mir dies Alles nicht mehr wirklich ist. — Ein weites Quertal nimmt uns auf, und wie ein Spuk liegt nun die Vision der schwarzglänzenden Ziegen hinter mir. Wir überholen einen reisenden Kaufmann, dessen Maultier von einem kleinen Jungen getrieben wird. So schön und vollständig, wie nie zuvor, steht der Parnaß vor uns aufgerichtet: ein breiter silberner Wall mit weißen Gipfeln. Ich gewinne den Eindruck, der apollinisch strahlende Glanz strömt in das Tal, das der Berg beherrscht . . . Ich empfinde nicht anders, als stammte der trillernde Rausch des Lerchengeschmetters, das leuchtende Grün der Saaten, der zitternde Glanz der Luft von diesem geheiligten Berge ab und nähre sich nur von seinem Glanze."

Ein jeder fühlt, wie dieses mehr ist, als die gewöhnliche Reisebeschreibung, mehr auch als die rhetorischen oder poetischen Landschaftsbilder, die die großen Individualisten, Rousseau oder Chateaubriand, geschaffen haben; ja in einem gewissen Sinne mehr sogar als die wunderbar exakten und fast unpersönlichen Landschaftsschilderungen Goethes. Denn hier steht nicht nur das Milieu vor uns, sondern das Milieu gesehen durch die Augen dessen, um dessen Willen es als Milieu wertvoll war; mit dem Objekt ist zugleich auch das Subjekt da: der Hirt, in dem diese Gebirgswelt für alle Zukunft Frucht getragen hat.

Denn mit dem Hirten ist Hauptmann bis an die Wurzel des eigentlich Griechischen gelangt, so daß sich in seinem Buche das Griechentum vor uns aus seinem Fundamente aufbaut.

Dieses Fundament ist die Vergöttlichung der Wirklichkeit, wie sie in ihrer Urform die Hirtenvisionen im Gebirge darstellen. Wundt hat in seiner Völkerpsychologie ausgeführt, daß die mythologische, das Leblose belebende, das Tier vermenschlichende, die Welt letzten Endes vergöttlichende Auffassung die ursprüngliche und jedem Menschen eigentlich natürliche sei, wenn nicht Hemmungen der Bildung und Erfahrung sie unterdrückten. Das Kind, der primitive Mensch können garnicht anders, als ihr Gefühl, ihre Seele in die Dinge projizieren und dadurch die Gegenstände in belebte und wunderbare, dem Menschen gleichwertige oder überlegene Wesen umwandeln. Dieses mythische Sehen, nicht unser nüchternes, ist dem Menschen natürlich. Alle Völker haben es besessen; alle aber bis auf eins haben es schon früh verloren: das Göttliche schwand ihnen wie dem Kinde aus der Welt, entweder ganz, oder in ein weltfernes, wenn nicht weltfeindliches Jenseits; so erging es den Indern, den Juden, den Völkern der modernen Welt. Nur die Griechen haben sich anders entwickelt. Das griechische Wunder, „le miracle grec", wie es Renan genannt hat, besteht darin, daß die Griechen es vermochten, das Göttliche in der Welt festzuhalten bis in die Zeit ihrer höchsten Kultur, bis über Homer und Pindar und die Tragiker hinaus, ja bis über Sokrates hinaus bei Plato, dessen Ideenlehre nichts ist als ein letzter Versuch, die Kraft, die Welt zu heiligen, mit den Forderungen eines

hochentwickelten Rationalismus zu versöhnen; womit auch gesagt ist, was gerade Schleiermacher zu Plato hinzog.

Indem Hauptmann von dieser den Griechen eigenen Kraft zu heiligen ausgeht, ordnet sich ihm alles Griechische wie von selbst in die richtigen Proportionen und Zusammenhänge. Die griechische Schönheit ist nichts als eine besondere Form und Anwendung dieser Fähigkeit, die Wirklichkeit als ein Dämonisches aufzufassen. Auch hier berühren sich in bemerkenswerter Weise Hauptmanns Intuitionen mit den Einsichten der neueren Psychologie. Lipps hat gezeigt, daß der ästhetische Genuß in der Übertragung der eigenen Persönlichkeit, ihrer Gefühle und Affekte, in das Wahrgenommene besteht: er nennt dieses „Einfühlung"; und Wundt erklärt diese ästhetische Einfühlung als nur eine ermäßigte Form der mythologischen Auffassung, die die eigene Seele so vollständig in einen Gegenstand überträgt, daß er ihr als gleichwertige oder überlegene Persönlichkeit, als etwas Wunderbares und Göttliches, gegenübertritt. Genau so sagt Hauptmann: „aller Schönheit geht Heiligung voraus . . . die Vergötterung der Natur (bei den Griechen) ging hervor aus der Kraft zu heiligen, die zugleich auch Mutter der Schönheit ist."

Dieser Gesichtspunkt enthüllt auch überraschend den Untergrund der eigenartigen Stellung der Griechen zum Nackten, die sie einzig unter allen Kulturvölkern einnehmen. Nicht bloß seine Schönheit rechtfertigt das Nackte vor dem Urteil des Griechen, sondern viel früher schon und tiefer seine Heiligkeit, die Heiligkeit des menschlichen Körpers und aller seiner Teile, und noch seiner Lüste und Begierden. Ja, es kann sogar fraglich scheinen, ob überhaupt vor den Griechen je ein Volk den ungeschmückten nackten Körper als schön empfunden hat, oder ob nicht sie zuerst die Schönheit dem Körper als einen Abglanz seiner Heiligkeit geschenkt haben. Wenn der Jüngling sich in Thera nackt dem Apollon weihte, wenn der Sieger nackt sich bekränzte und nackt sein Standbild in den heiligen Bezirk stellte, wenn Sophokles als Knabe nackt bei der Siegesfeier für Salamis getanzt hat, so sah der Grieche in der Enthüllung des vollkräftigen oder jugendlichen Leibes in erster Linie die Enthüllung eines Göttlichen. Die Heiligkeit des Körpers war am Anfang; erst später kam, als Erfüllung, seine Schönheit. Während vieler langer religiöser Jahrhunderte baute jede Griechenstadt immer gleichzeitig neben ihren marmornen an diesen lebendigen Tempeln für die Gottheit. Ehrfurcht ist die Grundstimmung des Künstlers, die man durchfühlt, bei allen Darstellungen des Nackten aus den großen Jahrhunderten: eine Ehrfurcht, wie man sie erst wieder bei christlichen Madonnen spürt. So begreift man, wie bei den Doriern die Knabenliebe aus dem Gottesdienst hervorgehen konnte, und warum in Olympia die Frauen, seit die Athleten nackt kämpften, bei Todesstrafe die Wettkämpfe nicht schauen durften: nicht aus Schamhaftigkeit, deren Verletzung die Griechrn nicht mit dem Tod bestraft hätten, sondern weil bei den

Griechen wie bei andern primitiven Völkern Frauen Offenbarungen des Dämonischen fernbleiben mußten. Als Phryne vor den nach Eleusis ziehenden Pilgern dem nahen Meer entstieg, rief das Volk, das Volk des praxitelischen Athens, huldigend: „Aphrodite, Aphrodite!" Das war keine Verwechselung: in jenem Augenblick war Phryne Aphrodite. Noch einmal, vielleicht zum letztenmal, flammte im Anblick eines unverhüllten Frauenkörpers am Meer in der griechischen Seele der Mythus auf, um dann von der Übermacht des Wissens überwältigt auf immer zu verlöschen.

Das Fortbestehen dieser Gabe, die Kräfte und Gestalten der Wirklichkeit dämonisch aufzufassen, bestimmte vor allem natürlich die griechische Religion. Während sich einerseits die lichten Götter des Olymps entwickelten, und andrerseits geheimnisvolle Kulte das Gefühl von der Heiligkeit der Welt vertieften, blieb jene Pandämonie der Natur der breite Untergrund aller dieser einzelnen Bildungen. Alle Vorgänge, sowohl in seinem Innern wie in seiner Umwelt, empfand der Grieche als Handlungen von Göttern, von guten oder bösen. Wenn er liebte, wenn er jagte, wenn er tapfer war, war es Aphrodite, Artemis, Athena, die in ihm liebte, jagte, tapfer war; wenn er blind ins Verderben stürzte, walteten in ihm die bösen Mächte, die namenlosen. Der Dämon, der in Sokrates wohnte, entsprach einer uralten griechischen Vorstellung, die ebenso bei der Pythia herrschte; und Hofmannsthal hat echt griechisch gedacht, wenn er im grandiosen ersten Akt seines Ödipus das Walten von fremden Mächten im Blut zum Grundthema seiner Handlung gemacht hat.

So sah denn der Grieche auch außer sich in allem Geschehen nichts als die Tätigkeit von Göttern und Dämonen. Wenn etwas wuchs oder floß, wenn es regnete, wenn es wetterte, dann wetterte, regnete, floß oder wuchs ein Gott. Odysseus ist auf seinen Irrfahrten in fremden Ländern nie zweifelhaft, ob ein junger Baum, ein frischer Quell ein Gott ist; er weiß, daß in diesen grünen Zweigen, in diesem lebendigen Wasser ein Göttliches walten muß, und wie von Ödipus bei Hofmannsthal könnte es auch von ihm überall, wo er hinkommt, heißen: „aus den Flüssen heben die Götter, deine Verwandten, Haupt und Hände". In Achills Kampf mit dem Fluß Skamander im einundzwanzigsten Buche der Ilias hat dieser Glaube der Griechen an furchtbare Naturdämonen den großartigsten poetischen Ausdruck gefunden.

Die Fülle der Naturgötter, die Dichtigkeit dieser Dämonenbevölkerung, ist, was Einem auffällt, wenn man mit Pausanias, der sie herzählt, durch irgendeinen Teil von Griechenland reitet. Wirklich haben sich, wie Hauptmann sagt, „hier Götter und Halbgötter mit jedem weißen Berggipfel, jedem Tal und Tälchen, jedem Baum und Bäumchen, jedem Fluß und Quell vermählt; . . . so daß der Mensch gleichwie zwischen Bergen und Bäumen, zwischen Abgründen und Felswänden, zwischen Schafen und Ziegen seiner Herden, oder im Kampf

zwischen Raubtieren, auch allüberall unter Göttern, über Göttern, und zwischen göttlichen Mächten stand."

Das Wunder ist, daß dieser Glaube nicht ausschließlich finster war; daß die Vorstellung dieser geheimnisvollen Kräfte, deren Walten der Grieche überall in sich und um sich fühlte, ihn nicht vollkommen niederschmetterte. Ein primitives Volk erträgt diese Vorstellung mit stumpfer Gemächlichkeit; für die Griechen aber, die sie mit in eine Zeit raffinierter Kultur hinübernahmen, wurde sie in der Tat zu einem Stachel, der sie ruhelos vorwärtstrieb. Im Mittelpunkt ihrer ganzen Kultur steht daher ihr religiöses Problem: wie sich mit dem übermächtigen Wirken der dämonischen Kräfte abfinden? Hierauf beziehen sich die beiden erwähnten Wege ihres religiösen Denkens, die einerseits zum Olymp und andrerseits in die Tiefe der Mysterienkulte führten. Der Grieche sucht, die Furchtbarkeit des Dämonischen zu mildern, indem er es äußerlich vermenschlicht und innerlich heiligt. D. h. er wehrt sich dagegen, indem er ihm einerseits menschliche, familiäre Gestalt gibt, und andererseits die Schreckgefühle, die es einflößt, in andere Stimmungen, wie orgiastische Sexualerregung, Begeisterung, Hingebung, Ehrfurcht umwandelt. So bilden sich in seiner Religion allmählich zwei Elemente, die seine Phantasie wie Schleier, um ihn zu schützen, vor die dämonischen Mächte vorzieht, ein Gewebe von göttlichen Gestalten, und ein Gewebe von heiligen Gefühlen, jenes identisch mit dem, was Nietzsche das apollinische Element in der Tragödie genannt hat, dieses mit dem dionysischen; jenes ein Werk des Epos und der Kunst, „Apollos und der Musen", dieses der ewig lebendige Zweck der Mysterien, beide zuletzt vereinigt in der Tragödie, die somit der Schlußstein und der Gipfelpunkt der griechischen Religion und Kultur ist.

Aber hinter diesen Schleiern bleiben doch die älteren dämonischen Naturmächte der Phantasie des Griechen immer gegenwärtig. Ich sagte schon, wie der Blick für ein Dämonisches in den Dingen die griechische Schönheit und die griechische Nacktheit bestimmt hat. Gegen die Gewalt dieses „doppelten Gesichts", dieser hirtenmäßigen Vision der Dinge, die den Griechen im Blute lag, vermochten alle Schleier nichts; ja, diese Schöpfungen selbst, die lichten Götter- und Heroengestalten, die tiefen, heiligen Gefühle, waren, wie Nietzsche schön gesagt hat, nichts als umgekehrte Gegenbilder, wie sie das von der Sonne geblendete Auge sieht, „gleichsam leuchtende Flecken zur Heilung des von grausiger Nacht versehrten Blickes", und daher selber abhängig in ihrer Existenz vom Fortbestehen jener primitiven Halluzination, die zu ihrer Heilung immer wieder diese mildernden Gefühle und Gesichte rufen mußte. Deshalb erscheint alle Kultur in Griechenland, alle Schönheit, alle Poesie, immer nur wie eine durchsichtige Lasur auf einem Bild, hinter der wie ein dunkler, unermeßlich tiefer Grund das Schicksal, der Inbegriff jener namenlosen Mächte, drohend und geheimnisvoll sich auftut. Der zauberhafte Glanz des Griechischen entsteht durch

diesen stets in allen Schöpfungen der griechischen Phantasie mit einbegriffenen Kontrast, wie die Lichtwirkung von Rembrandt ganz bedingt ist von der tiefen Nacht, die überall das kostbare Gold seines Lichtes einfaßt.

Doch die Naturmächte wurden durch die Olympier und Mysterien nicht alle zurückgedrängt in die Fernen des Schicksals; viele wurden auch umgewandelt in Wesen, die an der neuen Ordnung der Vermenschlichung und Heiligung, wenn auch unvollkommen, teilhatten. Das waren hauptsächlich die Dämonen der Landschaft, Quellgeister und Waldgeister, Geister der Höhlen und Erdtiefen, der Triften, Felder, Feldfrucht. So entstand eine Welt von Halbgöttern, von halb geformten, halb noch nebelhaften Wesen, deren Gestalten unbestimmt waren, während die Stimmungen, die sie verkörperten, feststanden. Dieses Vorwalten ihrer Stimmung gegenüber ihrer Form unterscheidet die Naturgötter von den Olympiern. Sie sind auf halbem Wege stehen geblieben. Sie sind noch wie Hirtenvisionen hauptsächlich Ausstrahlungen des Gefühls in gewisse Gegenstände oder Vorgänge: der Todesangst eines Aufgeschreckten, der Lust eines Freudigen oder Dankbaren in irgendein Geschehen oder Landschaftsbild, Doppelgänger eines Ichs angeschaut fast so, wie das Ich sich selbst sieht, ohne festen Umriß und Gestalt; das ist ihre Substanz, diese Stimmung, diese Gefühlsmasse, die irgendetwas in der Landschaft, ein alter Baum, oder junges üppiges Sprießen im Frühjahr, ein stetig rieselndes Wasser, oder ein Schrei in der Mittagsstille, aus dem Herzen hervorlockt und sozusagen in sich aufnimmt: aus solchem Material ballen sie sich zusammen. Durch Assimilation mit den Olympiern kommen sie dann allmählich auch zu einer Art von menschlicher oder halbmenschlicher Gestalt. Aber ihre Umrisse werden nie scharf: sie grenzen sich nie klar ab gegen die Landschaft, gegen den Baum oder Quell, in dem sie leben, gegen das Wachsen und Gedeihen, das sie wirken. Und auch von der Seele, die sie hervorstieß, deren Stimmungen sie geschaffen hat, ja, jedesmal sie neu schafft, lösen sich die griechischen Naturgötter nie ganz los; es ist wie ein Hin- und Herwogen zwischen ihnen und dem, der sie wahrnimmt: sie gleichen Halluzinationen, deren halluzinatorischer Charakter dem Seher bekannt ist.

Aber deshalb herrscht auch zwischen ihnen und dem Menschen eine Intimität, die der Grieche den Olympiern gegenüber nicht fühlte. Ein geheimnisvolles Band verbindet den Naturgott mit seinem Adepten, das Band einer gemeinsamen Substanz, eben jener Stimmung, die den Gott gezeugt hat, und die gleichzeitig Teil seiner selbst und Teil der Seele seines Mysten ist. So wird bei dem Naturgott Dionysos die vollkommenste Form der Gemeinsamkeit, das Einssein mit dem Gott, zum Zweck und Inhalt seines Dienstes. Hier läuft der Prozeß, aus dem der Gott hervorgegangen ist, wieder zurück in die Seele seines Schöpfers, der Seher saugt sein Gesicht ein, um in ihm, in dieser von ihm selbst geschaffenen Person, nicht mehr in seiner eigenen, zu handeln und zu

fühlen. Hier ist, wie bekannt, der Ursprung des Dramas, des dramatischen Mitgefühls: anfänglich bakchisches Einssein mit einer einzigen Figur, der des leidenden und siegenden Dionysos, wird es durch Äschylus zum Einssein mit zwei oder mehr Figuren, die in einer einzigen Seele miteinander ringen. Dieses dionysische Einssein mit einer fremden, handelnden, leidenden oder siegenden Figur ist bis heute noch der eigentliche Kern des Dramatischen: der dramatische Genuß ist eine Form der dämonischen „Besessenheit".

Das Einssein des Bakchen mit Dionysos ist aber nur die extreme Form des Verhältnisses des Griechen zu seinen Naturgöttern überhaupt. In einem höheren oder niedrigeren Maße erlebt er alle Naturerscheinungen durch sie dramatisch; oder richtiger umgekehrt: das dramatische Mitgefühl ist nur die höchste und verdichtetste Form des griechischen Naturgefühls. Dieses ist kein Paradox, sondern die Feststellung einer Tatsache. Der Grieche verkörperte die Naturerscheinungen in Gestalten, deren Hauptsubstanz Stimmungen waren, die er in sie hineinwarf und doch gleichzeitig in sich als Teil seiner selbst weiterfühlte. So lebte er in einer Fülle von mehr oder minder deutlichen, menschlichen oder halbmenschlichen Gestalten mit der ganzen Natur mit. In einem Sonderfall steigerte sich dieses Mitleben bis zum vollkommenen Einssein, bis zum Schwinden jeder Scheidewand zwischen ihm und dem Gott: dieser Sonderfall ist das Drama. Von der Hirtenvision unterscheidet sich dieses spätere Naturgefühl durch die Fixierung der Stimmung in einer oder mehreren bei aller Undeutlichkeit doch greifbaren Gestalten, die dadurch auch die Fähigkeit der Stimmungsänderung, der inneren seelischen Wandelung bei bleibender Einheit bekommen; so daß die Halluzination nicht mehr bloß einen Augenblick, sondern einen Abschnitt des inneren und äußeren Erlebens füllt. Aber seinem Wesen nach ist es nichts als eine Frucht, eine reife Form des visionären Verhältnisses zur Natur, das den Hirten im Widerhall seines Rufes an der Bergwand plötzlich mit panischem Schrecken die Stimme eines Gottes erkennen ließ. Von solchen Visionen führt ohne Sprung eine gerade Linie der Entwickelung zu jenem reifen griechischen Naturgefühl, dessen äußerster und konzentriertester Ausdruck das Drama ist.

Ich sagte schon, daß Hauptmanns Eindrücke oft Hirteneindrücken analog seien, indem auch ihm die Landschaft durch eine Stimmung oft plötzlich visionär würde. Auch ihn drängt es dann, wie die Griechen, diese Stimmung, die er aus sich hinauswirft, in einer Figur, einer ihm gegenübertretenden, mehr oder minder festen Gestalt zu verkörpern. Darin unterscheidet sich sein Naturgefühl von dem modern europäischen, das auf Rousseau zurückgeht. Rousseau hat die Landschaft reingefegt von der früheren Staffage, wie sie aus Gemälden in die Zeitphantasie übergegangen war: er ersetzte die Nymphen, Schäfer, Patriarchen, durch eine einzige Figur: sich selbst. Er, Rousseau, war allein zugegen in der paradiesischen Natur, die er in der „Heloïse", im „Emil", in den „Confessions" dem

europäischen Publikum mit glühender Beredtsamkeit predigte. Leer standen ihm die Berge, die Täler mit ihren fließenden Gewässern, die Ufer seiner geliebten Seen gegenüber: wie für Chateaubriand, Byron, Werther, seine Jünger, war für ihn die Welt nur der Hintergrund seines Herzens, eine Wildnis als Bühne für einen Einsamen. Sie alle, er sowohl wie seine geistigen Nachkommen, sind beherrscht von dem, wodurch Amiel Chateaubriand erklärt hat: „le besoin d'être seul". Hier ist der Ursprung des modernen Naturgefühls, dessen malerischer Ausdruck die menschenleere Landschaft von Michel, Constable, Theodor Rousseau wurde.

Zu diesem Naturgefühl steht Hauptmann in Gegensatz. Ihm belebt sich die Landschaft wie von selbst mit Figuren. Er unterscheidet sich von Rousseau wie ein leidenschaftlich Musikalischer von einem mit halbem Ohr Hinhörenden. Diesen isoliert Musik bloß; und läßt ihn dann in dieser künstlichen Einsamkeit mit sich allein: sie facht bloß seine eigenen Gedanken an. Jenen benimmt sie ganz: er vergißt sich selber, er verwandelt sich durch sie aus sich heraus in neue Formen, er wird ein anderer, er lebt Leben, die er ohne sie nicht geahnt hätte. So verschieden wie diese zwei Wirkungen der Musik sind die Wirkungen der Natur auf Hauptmann und auf Rousseau. Rousseau und seine Jünger, die Romantiker, liebten die Natur, aber nicht tief, nicht von ganzem Herzen; sie ließen sich von ihr isolieren, aber nicht ausfüllen: die Schönheit der Welt rief bei ihnen wie Musik bei einem lauen Hörer eine Hypertrophie ihres Ichs hervor. Hauptmann im Gegenteil erlebt durch die Natur, was ein vollkommen Musikalischer durch Musik erlebt: Verzauberung, innere Verwandlung aus sich heraus in andere Gestalten; und diese stellt er dann aus sich heraus in die Landschaft wie Visionen. Hauptmanns höchste Augenblicke vor der Natur sind nicht die, wo er sich in ihr allein fühlt: wo sie wie ein Tempel für sein Ich leersteht; sondern die, wo seine Seele in jenem „luziden Zustand", den er häufiger in diesem Buche schildert, mit ihr Gestalten zeugt, die zugleich er selbst, und doch wieder Fremde sind: er, Hauptmann, durch ihren Inhalt, ihre Stimmung, Fremde durch ihre Form, die ihnen eine scheinbar eigene, selbständige Beziehung zu Zeit und Welt gibt.

Diese Gestalten, in denen das Fieber des Naturgenusses bei Hauptmann gipfelt, sind also gleichzeitig scheinhaft und real: scheinhaft durch ihre scheinhaften Beziehungen zur Umwelt, real aber durch ihre Substanz, die Gefühle, die aus Hauptmann in sie hinüberfließen. Hauptmann sieht sie nicht bloß von außen wie Gesichte, sondern steckt zugleich in ihnen drinnen wie ihre Seele; er erlebt sie von dieser inneren Seite aus genau so, wie er sich selbst erlebt: „und dieses Erleben wird so durchaus eine Realität", sagt er selber, „daß irgend etwas so Genanntes für mich mehr Realität nicht sein könnte". Diese Wirklichkeit unterscheidet Hauptmanns Gestalten von Erfindungen wie die Heines in den „Nordseebildern", die ganz und gar bloß Schein, bloß Kulisse für die einzige Heinesche

Realität, sein Ich sind. Sie verbindet sie dagegen mit ähnlichen Visionen bei Hofmannsthal, wo ebenfalls das Naturgefühl Gestalten hervortreibt, die äußerlich wie Erscheinungen traumhaft und fremd wirken, innerlich aber „mit einer sanft und jäh steigenden Flut göttlichen Gefühls bis an den Rand gefüllt" Teile des Sehenden selbst, und als solche real sind; ich verweise auf den „Brief des Philip Chandos" oder auf die Rede des „Fremden" im „Kleinen Welttheater". Dieses Hinüberfließen der eigenen Persönlichkeit in die Gestalten verbindet aber Hauptmanns Naturvisionen auch vor allem mit den griechischen Naturgöttern, den Baum- und Fluß- und Quellgöttern, den Heroen bestimmter Bezirke, mit Demeter, mit Dionysos. Von einer visionären Phantasie ausgehend kommt Hauptmann, wie die Griechen, zu einem mythischen Naturgefühl, das in äußerlich scheinhaften, innerlich mit dem Fühlenden identischen und insofern realen Gestalten sich verkörpert.

Dieser Weg führt Hauptmann dann ebenso wie die Griechen weiter zum Drama. Denn das Wesen des Dramatischen ist das Miterleben, das Drinnenstecken in Visionen, sofern diese nur bewegt sind. Und von der ruhenden zur bewegten, handelnden Vision führt Hauptmann, allerdings nicht der Mythus wie die Griechen, aber mit innerer Notwendigkeit seine Phantasie, jene besondere Art von Phantasie, wie sie Goethe in den „Wahlverwandtschaften" bei Ottilie schildert: „Wenn sie sich abends zur Ruhe gelegt, und im süßen Gefühl noch zwischen Schlaf und Wachen schwebte . . . sah sie Eduarden ganz deutlich . . . stehend, gehend, liegend, ruhend. Die Gestalt bis aufs kleinste ausgemalt bewegte sich willig vor ihr, ohne daß sie das Mindeste dazu tat, ohne daß sie wollte oder die Einbildungskraft anstrengte". Diese Bewegung leiht eine so geartete Phantasie natürlich nicht bloß dem Äußeren sondern auch dem Innern der Seele der Erscheinung. Und wenn diese Seele, wie bei Hauptmanns Visionen, das eigene Gefühl des Visionärs, ein Teil seiner selbst, sein eigenes Ich ist, so wird die Beweglichkeit der Gestalt für ihn zu einem Mitleben, Mitfühlen, zu jenem Einssein mit einer fremden lebenden und handelnden Figur, das, wie gesagt die eigentliche Wurzel des Dramas ist. Wenn Hauptmanns Naturgefühl visionär ist, so ist mit andern Worten Hauptmanns Drama, wie das griechische, nichts als eine Verdichtung seines Naturgefühls, ein intensiveres Erleben und Inbewegungsetzen der Gestalten, die sein Naturgefühl, ähnlich den griechischen Naturgöttern, aus ihm hervorlockt.

Allerdings muß man den Begriff Natur hier über seinen gewöhnlichen Inhalt hinaus erweitern. Wie die Griechen zur Landschaft, als sie ihre Naturgötter schufen, verhält sich Hauptmann zur Gesamtheit aller Erscheinungen und Kräfte, die die Welt ausmachen, einerlei ob sie draußen in der Landschaft, oder drinnen in den Seelen hausen: alle vermögen ihn in jenen „luziden Zustand" zu versetzen, in dem seine Seele wie von einer geheimnisvollen Musik verwandelt Gestalten

annimmt, die äußerlich fremd, innerlich er selbst, sein eigenes fieberhaftes Fühlen sind. Bald ist es wie bei den griechischen Naturgöttern wirklich die Landschaft, die diese Gestalten mit seiner Phantasie zeugt: so die schwere, langsam reifende goldene deutsche Feldfrucht, die Griselda, die in der Tat eine echte bäuerische schlesische Demeter ist. Bald schafft den Spuk etwas ganz anderes, wie in den „Webern" der Eindruck des modernen Großbetriebs die dämonische Gestalt der „Menge", in die Hauptmann, wie in irgendein vielarmiges, vieläugiges, vielmäuliges vorzeitliches Ungeheuer, einem Bakchen gleich hineinschlüpft, um aus ihr zu sich zu reden, sich anzuklagen, sich zu ängstigen, und mit ihr zu leiden, zu hungern, zu rasen, zu verzweifeln. — Am häufigsten jedoch steigern Hauptmanns Fieber bis zur Vision die unfaßbaren, problematischen Dinge und Kräfte, auf die wir Worte wie Milieu oder Vererbung anwenden. Auch diese gehören zur Natur im vorher bezeichneten, tieferen Sinne; und Hauptmanns Verhältnis zu ihnen ist nicht anders als zur deutschen Ackerkrume, wenn sie ihm die Vision der Griselda gab, oder zum griechischen Gebirge, wenn es im Seitental am Parnaß den Hirtengott wie eine leibliche Erscheinung vor ihm heraufbeschwor. Auch jene dunklen Kräfte und Dinge wirken auf ihn wie eine ungeheure, dumpfe, verwandelnde Musik, die seine Seele magisch in Gestalten wie die der Familie Krause in seinem Erstlingsdrama „Vor Sonnenaufgang", oder die der Familie Scholz im „Friedensfest" hineintreibt.

Inwiefern diese Gestalten dramatisch sind, habe ich gesagt: nämlich weil sie sich von innen zeigen, weil Hauptmann in sie hineinschlüpft, weil er in ihnen, als seien sie er und er sie, mithandelt, mitlebt, mitfühlt. Aber gegenüber anderen dramatischen Konzeptionen haben sie allerdings eine sehr besondere Eigenart. Den Punkt, wo sie von denen der griechischen Tragödie abweichen, habe ich angedeutet. Der Mythus bot dem griechischen Tragiker den Heros oder Gott gleich im Rahmen einer Fabel dar. Die Schicksale des Gottes oder Helden gehörten wesentlich mit zur dramatischen Konzeption: sie waren das, was in erster Linie Mitgefühl mit ihm weckte. Dieses Mitgefühl war allerdings schon an sich, ohne die Fabel vorhanden; ja, in Wirklichkeit war der Gott nur ein Ausfluß des Gefühls, der Stimmung, die später in der Liturgie und Tragödie als Mitgefühl mit ihm gedeutet wurde. Aber der Mythus steigerte diese primitive Stimmung so, daß sie jetzt erst den Gläubigen mit dem Gott ganz vereinigte, den Gott zur dramatischen Gestalt, seine Liturgie zum Drama machte. — Noch bedeutender ist die Rolle der Fabel natürlich im modernen Drama, etwa bei Shakespeare. Shakespeares Konzeption ist im Anfang nichts als eine Fabel, ein Dramenstoff, den er sich zurechtlegt, und in den er dann Figuren hineinbildet. Sein Interesse, sein Mitgefühl mit seinen Gestalten entsteht aus ihren Schicksalen; ihre Schicksale sind es, die ihm ihr Inneres aufschließen, die ihn in sie hineintreiben, die seine Seele mit der ihren einsmachen: die Wurzel der drama-

tischen Konzeption im Drama seit der Renaissance ist die Fabel. Bei Hauptmann ist es dagegen die Stimmung, eine Gemütsbewegung, die sich in einer Gestalt verkörpert; und als Untergrund dieser Stimmung das Stück Natur oder Welt, das sie erzeugt hat, und ohne das sie ebensowenig denkbar ist wie die Gestalt eines Lear oder Hamlet ohne die Fabel, aus der sie hervorwächst. Deshalb ist bei Hauptmann diese Stimmung von derselben Wichtigkeit wie die Fabel bei Shakespeare, und die Klarheit des Zusammenhanges zwischen Gestalt und Stimmung von derselben Wichtigkeit wie die Klarheit des Zusammenhanges zwischen Figur und Fabel bei Shakespeare. Die Fabel aber rückt bei Hauptmann in die zweite Linie; die dramatische Verwicklung ist Nebensache. Nicht die Figuren sind der Fabel dienstbar, sondern den Figuren dient die Fabel.

Insofern nähert sich Hauptmann dem Charakterstück, dem Stück, in dem die Fabel der Darstellung eines menschlichen Charakters oder Typus dient, dem Tartüffe oder Borkmann. Er hat ja auch verschiedentlich, im „Crampton", im „Fuhrmann Henschel", in der „Rose Bernd", Stücke geschrieben, die aussehen wie Charakterstücke. Nur merkt man, wenn man näher hinblickt, daß es nicht wirklich der Charakter ist, der ihn fesselt, sondern auch hier jedesmal ein Gefühlsverhältnis zwischen sich und der Welt, das in der Figur verkörpert ist. Die Figur interessiert und erregt ihn nicht direkt, nicht um ihrer selbst willen, wie Tartüffe Molière oder Borkmann Ibsen, sondern nur indirekt, um der Stimmung willen, die in ihr ein Gesicht bekommt. Der Charakter ist für Hauptmann ebensowenig Hauptsache wie die Fabel. Auch hierfür bietet die „Griechische Reise" genug Beispiele; ich verweise nur auf die Art, wie das Interesse an der Gestalt des Eumäus eingeleitet und begründet wird, oder wie Hauptmann seinen Telemach in Korfu beginnt: „weniger um etwas zu schaffen als vielmehr um mich ganz einzuschließen in die Homerische Welt", d. h. in die Stimmung dieser Welt, in die Gefühle, die sie hier in Verbindung mit der griechischen Natur in ihm auslöst.

Dieser Ursprung des dramatischen Interesses bei Hauptmann macht die Form, in der aus seinen Konzeptionen bühnenwirksame Kunstwerke werden können zum Problem; denn keine der überlieferten Formen des Dramas ist für Konzeptionen geschaffen, in denen weder Handlung noch Charakter die dramatische Anteilnahme in erster Linie wachrufen, sondern eine Stimmung, die die Figuren verkörpern. Am nächsten kommt von älteren Kunstformen dem Erfordernis, das dramatische Interesse auf Stimmungen zu begründen, natürlich die griechische Tragödie, und vor allem das frühe Äschyleische Drama in Stücken wie den „Sieben gegen Theben" oder den „Schutzflehenden", wo ebenfalls weder Handlung noch Charakter eigentlich im Mittelpunkt stehen, sondern gewisse liturgische Gefühle gegen einen Gott oder Helden, die von Chören erweckt werden. In der Tat greift Hauptmann, um die Stimmungen, die er nötig hat, zu verwirk-

lichen, zu Szenen, die mit den Chorteilen in der griechischen Tragödie eine große Ähnlichkeit haben, zu Auftritten, in welchen die Handlung vollkommen ruht, die Worte und Vorgänge auf der Bühne ausschließlich dazu da sind, um den Zuschauer in eine bestimmte Gefühlslage zu versetzen. Ich will nur zwei der allerschönsten anführen: die Szene zwischen Florian Geyer und Marei in der Herberge zu Rothenburg, und die Schlußszene von „Michael Kramer": namentlich diese hat ganz den Inhalt eines antiken Chorgesanges, in den man sie ohne große Änderungen, fast bloß durch Übersetzen ihres Textes in griechische Verse, verwandeln könnte.

Wie etwa Äschylus bei den „Persern" muß daher Hauptmann beim Aufbau seiner Stücke die Absicht leiten, die Grundstimmung immer wieder neu zu beleuchten und allmählich von Stufe zu Stufe zu steigern. Denn von dieser Grundstimmung aus kommt Hauptmann in die Gestalten hinein, von ihr aus muß er ebenso das Mitgefühl des Zuschauers anfeuern. Je deutlicher und stärker dieser Unterton wird, um so dramatischer wirken deshalb die Figuren, um so heller leuchtet ihr Inneres, um so unwiderstehlicher reißen sie den Zuschauer in sich hinein. In der Tat sind Hauptmanns packendste Stücke die, wo alles rücksichtslos der Stimmung geopfert ist, wie „Hannele", „die Weber", „Elga". Folgerichtig tritt bei Hauptmann an die Stelle der Katastrophe als dramatischer Höhepunkt immer der, wo die Stimmung sich am mächtigsten mitteilt. Man sieht das deutlich, wenn einmal die Katastrophe und der stärkste Stimmungsaugenblick auseinanderfallen; wie im „Florian Geyer", in dem unbedingt der dramatische Höhepunkt nicht der Tod von Geyer sondern der der Nebenfigur Tellermann ist, weil hier der Unterton des Stückes am ergreifendsten hervorklingt.

Daraus ergibt sich ein neues Prinzip der Einheit: statt der Einheit der Handlung oder des Charakters die Einheit der Stimmung. Denn Hauptmanns Konzeption verwirklicht sich, indem die Stimmung, der die Konzeption selbst entsprungen ist, weiter fruchtbar bleibt und Bewegung und Details eines Stückes hervorbringt. In „Hannele" und „Elga" hat Hauptmann selbst gezeigt, wie sich dieser Vorgang abspielt: wie aus einer einzigen Gefühlserschütterung eine Reihe von Visionen hervorgeht. Die Einheit, die dadurch entsteht, daß diese Erscheinungen alle in einer und derselben Stimmung wurzeln, ist stark genug, ein in Handlung und Charakteren so lose gebautes Stück wie die „Weber" machtvoll dramatisch zusammenzuschweißen. In einem solchen Stück, — und in Wirklichkeit stehen alle Hauptmanns Stücke in diesem Verhältnis zu einer Grundstimmung, — schafft dieselbe visionäre Gefühlsfarbe, die die Grundkonzeption geboren hat, alle Einzelszenen und Personen: alle sind nur sozusagen verschiedene Gesichter, verschiedene Facetten, des einen Gefühlserlebnisses, das Hauptmann mit irgendeinem Stück Natur oder Welt begegnet ist. Das Drama

ist, mit anderen Worten, eine Einheit, weil es nur das in vielen Spiegeln gesehene eine erste Gefühlserlebnis ist.

Die Gemeinsamkeit der Substanz mehrerer Figuren wird so zu Hauptmanns wichtigstem dramatischen Kunstmittel, das Verschwimmen ihrer Umrisse ineinander zu einer dramatischen Notwendigkeit. Scharfumrissene Figuren, die keinen Anteil an der Stimmungsatmosphäre hätten, wären bei ihm undramatisch, weil die Einheit, und deshalb die dramatische Wirkung, auf dem Anteil der Figuren an der Stimmung begründet ist. Wir haben ja überhaupt unseren Begriff der Seele geändert; sie erscheint uns nicht mehr wie eine fest abgeschlossene Entität, sondern eher wie ein durchlässiges Gefäß, durch dessen Wandungen, jenachdem sie mehr oder weniger dicht sind, allerlei Substanzen und Tendenzen hin und her wechseln. Was heute in dieser Seele ist, ist morgen in jener. Der Massenseele sind wir oft sicherer als der Einzelseele. Diese Anschauung kommt Hauptmann entgegen: sie erleichtert ihm seine Technik; und umgekehrt ist es seine Kunst, die uns das bisher beste Bild von Massenseelen gegeben hat, nicht bloß in den „Webern" und im „Florian Geyer", sondern überhaupt in fast allen seinen Stücken. Hauptmanns eigentliches psychologisches Problem ist die Grenze zwischen Massenseele und Charakter; es mußte sich ihm aus der Art seiner Phantasie, aus der Form seiner Konzeptionen aufdrängen, selbst wenn es ihn nicht sonst beschäftigt hätte. Hofmannsthal hat er einmal in ein Buch geschrieben: „Individuum est ineffabile"; wobei ihm, wie man vermuten darf, gerade dieses Problem vorschwebte.

Die äußere Grenze zwischen Mensch und Menge, zwischen Mensch und Mensch zieht Hauptmann durch die Sprache. Sie ist die Haut, die für seine Phantasie den Menschen abschließt: das, für Hauptmann wenigstens, zunächst faßbare Eigene und Einzige an jedermann, wie es für einen Maler oder Bildhauer die Gesichtszüge, die äußeren Formen sind. Diese Funktion des Abgrenzens ist, was der Sprache bei Hauptmann ihre besondere dramatische Bedeutung gibt. In der Griechischen Reise bemerkt er einmal, daß „im Drama eine Gestalt nur durch das, was sie von den übrigen unterscheidend absetzt, bestehen kann"; und der Steckbrief, den er seinen Figuren mitgibt, ist ihre Sprache. Seine Menschen unterscheiden sich von einander wie ein Russe und ein Spanier. Jede Figur spricht anders, nicht nur inhaltlich, sondern was den Wortschatz, den Rhythmus, den Stimmklang, den Tonfall anbelangt; der Dialekt ist nur das eine, das gröbste Mittel seiner Kunst, das er aber leicht entbehren kann, wie einige seiner geschlossensten Gestalten, Wilhelm Scholz im „Friedensfest", Johannes Vockerat, der alte Kramer beweisen. Ich zweifle, ob überhaupt jemand seit Schiller mit solcher Meisterschaft alle Register der deutschen Prosa beherrscht hat wie Hauptmann. Sie ist in seinen Händen wie Wachs; sie fügt sich den zartesten Schwebungen des Gefühls, sie modelliert eine Gestalt mit derselben Feinheit und Sicherheit wie

die Plastik von Rodin. Durch ihre Sprache unterscheiden sich die Figuren von Hauptmann von denen Hebbels wie die Figuren von Rodin etwa von denen von Rude. Und auch noch in einer anderen Hinsicht erinnert Hauptmanns Sprachmodelé an das plastische von Rodin: nämlich darin, daß es gerade durch seine Feinheit und Präzision den Umriß wieder aufhebt, die Gestalt mit der Atmosphäre verschwistert; nicht indem es sie auflöst, sondern im Gegenteil, indem es sie gerade Dank der Exaktheit und Mannigfaltigkeit der Umrisse wie etwas Natürliches in die Atmosphäre hineinstellt, ihr die Wärme und Beweglichkeit des Lebens gibt. In dieser fast ungreifbaren aber festen Umrissenheit trotz enger Gemeinsamkeit mit einander sind Gestalten wie die um Florian Geyer und der Geyer selbst in der Tat am nächsten verwandt mit Rodins Gruppe der „Bürger von Calais".

Diese Ähnlichkeit der Kunstmittel Rodins und Hauptmanns ist kein Zufall. Rodin sucht die Präzision des Umrisses aus denselben Motiven wie Hauptmann. Auch Rodin schöpft aus visionären Gemütsbewegungen. Sein „Balzac" ist eine Vision, eine der gewaltigsten, die die Kunst je gestaltet hat. Sein „Johannes der Täufer", seine „Eva", seine „Vieille Heaulmière", die Gruppen seines Höllentores sind Visionen; wie die von Hauptmann, wie die griechischen, aus einem mächtigen Mitgefühl mit der Natur geboren. Das Dämonische der Rodinschen Kunst und ihr Dramatisches kommen von diesem Unterton. Wie Hauptmann bedarf Rodin daher, je größer der Anteil des Gefühls an seiner Wirkung ist, um so mehr der Präzision der Form; einmal als Gegengewicht gegen die dionysische, auflösende Macht des Gemüts, und zum anderen weil die größte Präzision des Umrisses auch seine größte Feinheit ist, die Gestalt am wenigsten beengt, ihr am vollkommensten ihre visionäre Qualität erhält. Denn dieses schließlich ist der letzte Punkt, wo Hauptmann und Rodin zusammentreffen: daß beide durch die Exaktheit des Modelles das Visionäre ihrer Konzeptionen wahren. Ein jeder von ihnen behandelt sein Material, Rodin den Ton, Hauptmann die Sprache so, daß die Gestalt, die er darin hinstellt, die fast übernatürliche Deutlichkeit einer Traumvision bekommt, jene Luzidität, in der jedes Detail absolut genau, doch ohne jede Schwere, wie aufgelöst in die Angst, oder die Schwermut, oder die Seligkeit des Traumes vor der Seele schwebt. Während die sogenannten Idealgestalten in ihrem toten Material die Erdenschwere nie abschütteln, heben sich Rodins „Age d' Airain", Hauptmanns „Jau" gerade durch ihren, wie man sagte, krassen Naturalismus über die Wirklichkeit hinaus in jene Sphäre des Traumes, die jenseits aller Zeit und Kümmernis die Heimat der Kunst ist.

Wenn die Sprache die Haut dramatischer Figuren ist, so sind ihre Handlungen und Antriebe ihre Knochen, ihre Muskeln. Aber nur soweit sie das Gepräge des Charakters tragen. Es gibt so viele Handlungen, die eigentlich

niemandes Handlungen sind; die Massenseele dringt so tief in die Einzelseele ein. Auch hier, im Innern der Seele, gilt es daher Grenzen ziehen, das Eigene vom Allgemeinen sondern, die Figur mit innerem Kontur durchleuchten. Dabei muß aber Hauptmann, der Entstehung seiner Figuren gemäß, sozusagen umgekehrt vorgehen wie Dramatiker, deren Grundkonzeption eine Handlung oder ein Charakter ist. Denn diese verfolgen das Eigene, den Charakter, bis an die Grenze, wo das Allgemeine oder Fremde anfängt; Hauptmann dagegen, dessen Phantasie vom Gemeinsamen, von der Stimmung geleitet wird, kommt zu den inneren Umrissen einer Figur, indem er vom Allgemeinen aus bis dahin vordringt, wo es auf den Widerstand des Charakters stößt. Seine Darstellung verhält sich zu der anderer Dramatiker also wie ein photographisches Negativ zu einem Positiv. Er zeichnet einen Charakter durch das, was er ablehnt, mehr als durch das, was er tut. Was wir in Hauptmanns Figuren miterleben ist der Kampf des Allgemeinen mit dem Eigenen vom Standpunkt des Allgemeinen aus. Diese merkwürdige Perspektive unterscheidet Figuren wie Johannes Vockerat oder Rose Bernd von Hebbels Klara oder Ibsens Pastor Rosmer. Allerdings ist hier aber auch der Punkt, wo für Hauptmann die Gefahr des Undramatischen eintritt: nämlich wenn das, was Mitgefühl mit einer Figur erregen soll, Etwas ganz und gar Individuelles ist. Denn in das innerste Heiligtum der Seele führt dieser Weg nicht, sondern nur in ihren Vorhof; und die Momente, wo ein Geniebliß doch durch die Mauer durchschlägt und eine Seele bis in ihre hintersten Winkel erleuchtet, — wie Oginskis: „Ich habe gelebt!" in „Elga" — sind naturgemäß selten. Aber wo das Tragische in dem liegt, was in eine Seele eindringt, ist andererseits zweifellos diese neue, bis auf Hauptmann unerhörte Perspektive wirkungsvoller als die andere. Deshalb ist Hauptmanns Rose Bernd lebensvoller, wärmer, menschlicher, sogar dramatischer als Hebbels Klara: eben aus dem angegebenen Grunde, weil das, was uns bei Klara und Rose Bernd erschüttert, nicht die Individualität der Mädchen sondern die furchtbare Gewalt der in sie eindringenden, in ihrer Seele rasenden, sie niederstreckenden sozialen Mächte ist.

So kleidet sich in diese fremden Mächte, die die Seele füllen, bei Hauptmann zugleich das Schicksal. Was sein visionäres schöpferisches Gefühlsverhältnis zur Welt hervorruft, ist die Sicherheit, daß jedes Stück Natur oder Welt ein Schicksal ist; daß seine Kräfte wie Arme sich polypenartig nach dem Menschen ausstrecken, ihn ergreifen, in ihn eindringen, ihn vernichten können, daß aber gleichzeitig diese selben Kräfte fruchtbar in anderen Menschen emporsprießen, sie mit Glanz und Freude füllen, sie erheben, in ihnen zum Reichtum und Segen der Erde werden. Diese Vorstellung vom Schicksal ist natürlich sehr verschieden von der, die sonst das Drama seit der Renaissance leitet: die Individualität ist da ihr eigenes Schicksal, die fremden Mächte, wie die Hexen in

„Macbeth", der Geist in „Hamlet" lösen dieses Schicksal, das im Charakter liegt, bloß aus. Aber dasselbe Bild wie Hauptmann vom Schicksal zeigt die antike Tragödie. Der Grieche sah, wie ich sagte, im Handeln des Menschen eigentlich ein Handeln von Dämonen durch den Menschen. Das Schicksal war der Inbegriff dieser durch die lichten Götter des Olymps zurückgedrängten, von ihnen in Zaum gehaltenen, aber immer noch in der Seele übermächtigen Dämonen. Es war der Rest, der ungestaltete, formlose Rest der alten Nacht, ohne andere Attribute als Dunkelheit und Gewalt, ein einziges, ungeteiltes, ungeformtes Mächtechaos. Deshalb kennt die antike Tragödie bloß ein Schicksal: das Schicksal; während das moderne Drama, in dem jede Figur ihr eigenes Schicksal in der Brust trägt, aus vielen, verschlungenen, einander stützenden, einander befehdenden Einzelschicksalen aufgebaut ist. Man kann in dieser Hinsicht die antike Tragödie mit dem antiken Tempel vergleichen, wo Alles nur in einer Richtung drückt und lastet, während im modernen Drama wie im gotischen Dom zahllose Kräfte in allen Richtungen durcheinanderstreben. Die Schwierigkeit, die dem Drama die antike Schicksalsanschauung bietet, daß die Figuren nicht eigentlich miteinander sondern alle mit einer einzigen übermächtigen Kraft ringen, hat bekanntlich zu allerlei gewaltsamen Lösungen geführt, um den Knoten zu schürzen oder wieder zu entwirren: Orakelsprüchen, Prophezeiungen, Göttern ex machina. Aber ganz haben die Griechen diese Schwierigkeit nie überwunden; ihrem Drama hat bis zuletzt die dem Schicksal gleichwertige, gleich starke Kontrastkraft zur Erzeugung eines sich selber genügenden Kräftespiels gefehlt. Hauptmann dagegen hat nach meiner Ansicht den Weg zur Lösung dieser Schwierigkeit frei, einen Weg, der in seinem wunderbaren Helios-Fragment angedeutet ist. Dort verschlingen sich zwei Welten, zwei Schicksalsströmungen aus verschiedenen Weltenecken, zwei Visionen, beide von derselben Kraft des Gefühls getragen, beide mit derselben Deutlichkeit geschaut. Hier würde, wenn er dieses Fragment oder etwas Ähnliches zu Ende führte, das entstehen, was die neuen, von ihm ausgebildeten Kunstmittel als Vollendung erwarten lassen: ein Schauspiel, das die visionäre Kraft des antiken Dramas mit dem kunstvollen, in sich selber ruhenden Kräftespiel des modernen vereinigte.

Daß die Mächte, die die Seele brechen, gleichzeitig die sind, die sie aufrichten, und umgekehrt, daß die Gewalten, die sie emportragen, dieselben sind wie die, welche sie in die Tiefe stürzen, ist eine Weltanschauung, die bald ihre helle, bald ihre düstere Seite hervorkehrt: an sich ist sie weder weltbejahend noch weltverneinend; nur gibt der Kontrast, der in ihr enthalten ist, sowohl der Weltverneinung, wo sie vorherrscht, wie der Weltbejahung, wenn sie siegt, das größtmögliche Pathos, die leidenschaftlichste Energie. Deshalb war das griechische Altertum zugleich das heiterste und das tragischeste aller Zeitalter. — Hauptmann hat den Wert des Lebens, soweit sich etwas aus den Farben, in denen er

es schildert, schließen läßt, in seinen frühen Dramen eher verneint als bejaht. Kaum ein Schimmer von Lebensfreude fällt in Werke wie „Vor Sonnenaufgang", das „Friedensfest", „Einsame Menschen". Jetzt dagegen, in diesem Griechenbuch, tritt er mit der leidenschaftlichsten Begeisterung für das Leben ein. Was zwischen jenen ersten und diesem letzten oder vorletzten Werk liegt, ist die allmähliche Entdeckung der Heiterkeit, deren Sinn und Wert sich Hauptmann erschlossen haben; nicht des Komischen, sondern der Heiterkeit, des Glücksgefühls, das den Menschen überkommt, wenn sein Organismus, sein geistiger und physischer, mit einem Übermaß von Kraft arbeitet, und Leben dadurch für ihn zu einer Art von Spiel oder Tanz wird. Da es nur auf das Übermaß von Kraft nicht auf den Inhalt des Erlebten ankommt, so kann der an den Marterpfahl gebundene Indianer heiter sein; der sterbende, blinde, geächtete Ödipus ist heiter: in diesem und in keinem anderen Sinne waren überhaupt die Griechen heiter. Was das Leben rechtfertigt, sind für Hauptmann die Momente überschwenglicher geistiger und physischer Kraft, die als Heiterkeit empfunden werden. „Als höchste menschliche Lebensform erscheint mir die Heiterkeit," sagt er selbst in diesem Buch.

Dieses Glücksgefühl der sieghaften Kraft erlebt der Mensch nicht nur an sich, er denkt es auch aus sich heraus, hinein in die Natur; auch die Naturmächte scheinen ihm, wo er Blühen und Gedeihen, Wachstum und Fruchtbarkeit, oder auch nur, wie im Wellengetümmel, irgendeinen Überschwang der Kraft sieht, heiter; und diese Augenblicke des Naturglücks erlebt er dann dramatisch mit, als wäre es seine eigene Kraft, die er spürte. Nirgendwo ist das schöner ausgedrückt als in diesem Buch: „Von gestern zu heut sind die Baumwipfel grün geworden im lauen Regen. Die Luft ist feucht. Der Garten, in den ich eintrete, braust laut. Der Garten der Kirke, wie ich den Garten des Königs jetzt lieber nenne, braust laut und melodisch und voll. Düfte von zahllosen Blüten dringen durch dunkle, rauschende Laubgänge und strömen um mich mit der bewegten Luft . . . Der Webstuhl der Kirke braust wie Orgeln: Choräle, endlos und feierlich. Und während die Göttin webt, die Zauberin, bedeckt sich die Erde mit bunten Teppichen. Aus grünen Wipfeln brechen die Blüten; gelb, weiß und rot, wie Blut. Das zarteste der Schönheit entsteht ringsum. Millionen kleiner Blumen trinken den Klang und wachsen in ihm. Himmelhohe Zypressen wiegen die schwarzen Wedel ehrwürdig. Der gewaltige Eukalyptus, an dem ich stehe, scheint zu schaudern vor Wonne im Ansturm des vollen, erneuten Lebenshauchs". So wird durch ihren Kraftüberschwang die Welt im ganzen zu etwas Beglückendem. Das Schauspiel der siegenden Naturmächte gibt uns durch eine Art von Widerhall die Heiterkeit, die wir in sie hineinfühlen, zu unserem Gebrauch zurück. Wir genießen die Welt als etwas im ganzen Wünschenswertes, weil sie durch die Schauspiele, die sie uns erleben läßt, unser Machtgefühl, unsere Heiterkeit steigert.

So wird durch das Einfühlen von Heiterkeit in das Kräftespiel jene vorhin skizzierte Weltanschauung, die überall ein Spiel gleichzeitig grausamer und gütiger Naturmächte sieht, weltbejahend: denn überall gibt es Sieg; und Untergang und Tod sind immer nur die Vorbedingungen irgendeines neuen Lebens. Der Mord (in der Tragödie), sagt Hauptmann in diesem Buch ist „jene Schuld des Lebens, ohne die sich das Leben nicht fortsetzt"; „Tragödie heißt: Feindschaft, Verfolgung, Haß und Liebe als Lebenswut". Das Tragische wird durch die Heiterkeit umgewertet: Tragödie und Komödie haben, wie Hauptmann sagt, das gleiche Stoffgebiet. Man denkt an die Umwertungen tragischer Stoffe durch Wedekind und Shaw.

Doch die Vorbedingung dieser Bejahung der Welt und ihrer Tragik ist die Kraft: die Kraft, aus der die Heiterkeit hervorgeht. Und die enge Verkettung von Tod und Leben, Sieg und Untergang zwingt den Menschen, dieses Mittel, durch das er das Grauen vor dem Furchtbaren der Natur überwindet, mit Leidenschaft zu verfolgen. Kraft, physische, geistige, moralische, wird so, als Quelle der Heiterkeit, zum eigentlichen Zweck des Lebens. Das Leben hat wieder einen Zweck; es hat für jeden Einzelnen den Zweck, daß er physisch und seelisch kräftig werde, damit er zur Welt mit Heiterkeit Ja sage.

Das Bedeutsamste an dieser Wendung, die natürlich Nietzsche nahe steht, scheint mir, daß mit einem festen Lebenszweck auch sofort das Fundament für eine Kultur da ist; denn Kultur ist nur die Summe aller Mittel, die einen angenommenen Zweck des Lebens möglichst vollkommen erfüllen. Die Barbarei, oder das Kulturchaos, seit drei Jahrhunderten kommt vom Fehlen eines Lebenszwecks, nachdem die Kraft des Christentums gebrochen ist. Wir kennen seitdem nur noch lauter Mittel, um zu leben, aber nicht mehr irgendeinen wirklichen Zweck des Lebens. Das Geld, das mächtigste Hilfsmittel, der elendeste Zweck, den das Leben haben kann, ja, als Zweck des Lebens nur denkbar in einer tragischen Groteske wie Molières „Geizigem", ist das beredteste Symbol dieses Zeitalters. Wenn unsere Zeit vielleicht Aussicht hat, eine neue Epoche der Kultur einzuleiten, so beruht diese Hoffnung ausschließlich darauf, daß wir wieder anfangen, einen wirklichen Zweck des Lebens zu erkennen; nämlich Heiterkeit, und als Vorbedingung dieser Heiterkeit die höchstmögliche physische und seelische Kraft.

So kommt auch Hauptmann denn von diesem Standpunkt aus zu einem festen Begriff von Kultur: als „einer fleischlichen Bildung zu kraftvoll gefestigter, heiterer, heldenhaft freier Menschlichkeit". Sein Vorbild dabei sind natürlich die Griechen; und man versteht daher, was er meint, wenn er sagt, daß das Griechentum „zwar begraben doch nicht gestorben sei", und daß, wenn man erst alle die Schmutzschichten, unter denen es begraben liegt, erkennen würde, „dann auch vielleicht für das lebendige Griechenerbe die große Stunde der Ausgrabung kommen würde". — Zunächst ist ihm Kultur, da ihr Ziel Heiterkeit und Kraft

ist, daher eine „fleischliche Bildung"; denn körperliche Kraft ist die Unterlage jeder anderen. Am überraschendsten dabei ist gewiß für unsere gemeinen Vorurteile, daß er in diesem Zusammenhange auch den spartanischen Züchtungsgedanken wieder aufnimmt, die Hirtenweisheit, die sich bei der Paarung von einer sorgfältigen und bewußten Schätzung des zu erwartenden Produkts leiten läßt. Doch wenn man die Prämisse zugibt, daß zur Erreichung des höchsten Lebenszweckes auch körperliche Kraft nötig ist, so wird man diese Folgerung, oder mindestens den Wunsch nach einem starken Einfluß des Züchterstandpunktes bei der Gattenwahl kaum ablehnen können; auch ist nicht einzusehen, inwiefern dieser Züchterstandpunkt „unmoralischer" oder drolliger sein soll als der sentimentale oder gar der Geldbeutelstandpunkt, die jetzt bei uns die Wahl bestimmen. Bemerkenswert ist jedenfalls, daß Hauptmanns Antipode, der Ultrareaktionär und Nationalist Barrès in seinem Buch über Griechenland gerade nur in diesem einen Punkt mit Hauptmann zusammentrifft, daß er dem lykurgischen Züchtungsgedanken auch für unsere Zeit wieder Wert zuspricht. Und ich für meinen Teil stehe nicht an zu erklären, daß mir Staatspreise für gutgezogene menschliche Produkte mindestens ebenso rationell erscheinen wie für gutgezogene Hammel oder Hühner. — Die andere Seite der „fleischlichen Bildung", in der die Kultur, insofern sie Kraft und Heiterkeit bezweckt, wurzeln muß, ist dann die Erziehung des gutgezogenen Körpers zur Verwirklichung seiner Möglichkeiten, und zwar durch Spiel und Wettstreit. Hier hat unsere Zeit schon viel getan, und Hauptmann kommt einem ihrer tiefsten Instinkte entgegen, wenn er im Stadion „den herrlichsten Teil der griechischen Phantasmagorie" sieht. Von hier aus führt auch die Brücke zur geistigen Kultur. „Aus dem Grunde der Stadien sproßten, nackt, die athletischen Stämme einer göttlichen Saat des Geistes hervor", sagt Hauptmann mit Recht von Griechenland. Geistige Kultur ist nichts als verfeinerte körperliche Kultur: Kraft und Heiterkeit der Sinne und des Willens aufgebaut auf dieselben Eigenschaften der Muskeln und des Fleisches, Vergöttlichung der Welt durch Vergöttlichung des Leibes. Das wird auch unsere Zeit lernen müssen, — und sie scheint dazu bereit zu sein, — wenn sie für eine vielleicht nahe, vielleicht auch noch ferne Zukunft die einzig heute denkbare Kultur, eine resolut diesseitige mit Kraft und Heiterkeit als Daseinszwecken vorbereiten will.

Gedichte/ von Friedrich Huch

I.

Wenn meine Worte auf lichtlosen Wegen
Sich wirrten, stumm das letzte mit sich rang,
Ohnmächtig, unfruchtbar und ohne Segen,
Und wenn das letzte Wort leblos verklang,
Wenn stets dein Bild in abendlicher Kälte
Zwielichtgetrübt aus dunklem Wimpertor
Fremd auf mich sah, dem kaum Erinnern hellte
Was in der Dämmerung sich selbst verlor —
Dann trat ich still zu dir, das trübe Dunkel
Die Nebel sucht ich schweigend zu durchspähn,
Ob nicht von eines Kleinods Lichtgefunkel
Ein letztes Schimmern meine Augen sähn:
Und leise kam in deinen Blick ein Scheinen,
Der Nebel rann zu Perlen, lautern, reinen.

II.

Ich pflanzte Blumen, wahrte vor dem Sturm
An starkem Schaft ihr Reis, schon zart gerötet.
In mancher Knospe nistete der Wurm,
Und alle hat ein jäher Frost getötet.
Ich säte Korn; es wuchs, schon sah ich's blinken,
Ich prüfte seiner Frucht milchreine Kost,
Den Erntekranz sah ich schon bräutlich winken,
Blitzstrahl verwandelte das Korn in Rost.
Nun ist mein Land verstummt; Eiswinde wehn,
Und Schnee deckt seine schmerzenreiche Erde;
Sie, der kein Segen, der kein Heil geschehn,
Denkt nur vergangenen Wehs, sinnt nicht, was werde.
O du, die jetzt in Schmerz und Kälte zittert:
Von naher Frühlingsluft bist du umwittert!

Beamtenstreiks/ von Eduard Bernstein

Der Streik der französischen Postbeamten hat in Deutschland allerhand Betrachtungen über das Recht oder Unrecht des Beamtenstreiks hervorgerufen. Dem bureaukratisch und polizistisch wohlerzogenen Deutschen erscheint der Gedanke eines Beamtenstreiks als eine Ungeheuerlichkeit, als ein Stück Revolution, wenn nicht gar als die leibhaftige Anarchie. Selbst dem radikalsten Deutschen steckt in diesen Dingen noch etwas von jenem guten vormärzlichen Musterbürger im Blut, von dem die Anekdote erzählt, daß er auf die Mitteilung, in Madrid habe das Volk Barrikaden gebaut, entsetzt die Frage ausgestoßen habe: dürfen die denn das?

Dürfen — es geschieht vieles in der Welt, was gegen das Dürfen verstößt. Der wie flacher Zynismus klingende Satz: Gesetze sind dazu da, um übertreten zu werden, spricht nicht nur eine psychologische, sondern auch eine soziologische Wahrheit aus. Die Menschen geben sich geschriebene und ungeschriebene Gesetze, weil sie Normen für ihr gegenseitiges Verhalten haben wollen, aber das Leben läßt sich nicht restlos in feste Regeln einspannen, gute und schlechte Leidenschaften treiben zum Verstoß gegen das jeweilige Gesetz. Ein ewiger, still oder laut geführter Kampf zwischen sozialem und persönlichem Recht bildet das Ferment für die Entwicklung des ersteren, und annehmen, daß dieses Ringen je einen endgültigen Abschluß finden werde, heißt Stillstand, den geistigen Tod des Menschengeschlechts voraussetzen. Die Menschen werden es noch lange so machen wie jene bayrische Holzdiebin, die, als der Amtsrichter ihr erklärte, er wolle ihr für diesmal die auf ihr Vergehen stehende Geldstrafe erlassen, werde sie aber, falls sie wieder abgefaßt werde, ins Gefängnis schicken, patzig erwiderte: „Nix da, i stiehl mei Holz und zahl mei Straf."

Es gab eine Zeit, wo der Streik der Arbeiter der Privatunternehmer nicht anders betrachtet wurde, wie heute vom großen bürgerlichen Publikum der Beamtenstreik: als eine unerhörte Auflehnung gegen die gesellschaftliche Rechtsordnung, als die verbrecherische Verletzung einer naturrechtlichen Subordination. Dieselbe französische Revolution, die den Bastillesturm verherrlicht hatte, bestimmte in der vielzitierten Loi Chapelier vom 14. Juni 1791, daß Arbeiter, die als Berufsgenossen zusammenkämen, sich weder Präsidenten, Schriftführer noch Kassierer wählen, keine Beschlüsse fassen oder Anträge beraten durften, und stellte den Streik unter strenge Strafe. Kein einziger Demokrat in der konstituierenden Nationalversammlung erhob seine Stimme gegen dies Gesetz, und der Konvent, der in der Erklärung der Menschenrechte von 1793 das Recht

auf politische Insurrektion proklamierte, ließ das Verbot der gewerblichen Auflehnung uneingeschränkt bestehen. Mit Verschärfungen ward es unter dem Kaiserreich als §§ 414, 415 und 416 dem Code penal einverleibt, 1849 nur wenig gemildert, 1864 teilweise und erst 1884 endgültig aufgehoben. Dem Wesen nach gleich, nur der Form nach etwas anders war das Schicksal des Koalitionsrechts in England und Deutschland.

Was veranlaßte die liberalen und demokratischen Gesetzgeber von 1791, die Arbeiterkoalitionen so streng zu verbieten? Hauptsächlich, aber nicht ausschließlich war es die Furcht, die Koalitionen möchten zur Wiederherstellung der Zünfte führen. Die Vertreter des „dritten Standes" gaben sich zugleich der Illusion hin, daß die Aufhebung der Zünfte und der fiskalischen Monopole zur Blüte des handwerksmäßigen Kleinbetriebs zurückführen werde. Der Kleinbetrieb war ihnen die normale Form der Unternehmung, und das halb patriachalische Verhältnis des Handwerksmeisters zum Gesellen das normale Verhältnis von Unternehmer und Arbeiter. Der Geselle aber, der im Laufe der Zeit selbst Meister wurde, hatte kein Klasseninteresse gegen seinen zeitweiligen Meister wahrzunehmen, sondern nur gelegentliche Streitigkeiten mit ihm zu ordnen, für deren Schlichtung das Streikrecht keine unentbehrliche Waffe ist. Den bürgerlichen Vertretern in der Konstituante mußte dies Recht um so weniger geboten erscheinen, als sie, gleich den englischen Gesetzgebern im 17. Jahrhundert, noch sehr geneigt waren, Beschwerden der Arbeiter auf dem Wege der Verordnung abzustellen. Selbst die speziellen Vertreter der Arbeiter dachten so. Ihr Augenmerk war ausschließlich auf die Verbesserung der Lage der Arbeiter durch staatliche oder munizipale Einrichtungen und Reglements gerichtet.

Der Streik von Arbeitern gegen ihre Meister erscheint bei einer Wirtschaftsverfassung, wie sie damals vorausgesetzt wurde, als ebenso ungehörig wie unnötig: nicht viel anders, als eine Verschwörung von Söhnen gegen ihre Väter oder von Schülern gegen ihre Lehrer. Man gibt allenfalls zu, daß dergleichen unter Umständen moralisch entschuldbar sein kann, aber man legalisiert die entschuldbare Ausnahme nicht.

Indes der idyllischen Vorstellung entsprach die Wirklichkeit schon damals nur bedingt und von Jahrzehnt zu Jahrzehnt immer weniger. Der Kapitalismus entwickelte sich vielmehr durch die Revolution erst recht und mit ihm die Klasse von Arbeitern, für die es hieß: einmal ein Lohnarbeiter, dein ganzes Leben ein Lohnarbeiter. Für sie ward das Streikrecht soziales Bedürfnis, und so nahmen sie es sich im Bedarfsfall gegen den Buchstaben des Gesetzes. Immer häufiger werden, je mehr das Jahrhundert vorschreitet, die Verurteilungen wegen Vergehen gegen das Koalitionsverbot. Von 1825 bis 1848 sind es 4460, von da bis 1860, d. h. in der Hälfte der Zeit 4860. Ein Gesetz aber, das beharrlich verletzt wird, erweist sich dadurch als hinfällig: das absolute Verbot der

Arbeiterkoalition ist nicht aufrecht zu erhalten, es wird 1864 beseitigt. Der Gesetzgeber sieht den Arbeiter und den Arbeitsvertrag nun mit andern Augen an. Er begreift, daß der Arbeiter am Eingangstor der Fabrik ein andrer ist, wie der Arbeiter am Eintritt zur Werkstatt des Kleinmeisters. Je größer die soziale Distanz zwischen Kapitalisten und Arbeiter, um so weniger naturwidrig erscheint die Koalition von Arbeitern gegen Kapitalisten.

Leuchtet es nach dieser Betrachtung nicht schon von selbst ein, daß auch die Wandlungen, die sich im Laufe der Jahre in bezug auf Charakter, Zahl und ökonomisch-soziale Stellung des Beamtentums vollzogen haben, dessen öffentlich-rechtliche Stellung nicht unberührt lassen konnten? Daß sich eine völlige Umwälzung in den Begriffen vom Beamtentum und seinem Recht vollziehen mußte?

Der moderne Staat ist in seinem Werdegang überall — in England schneller, auf dem Festland langsamer — durch den Beamtenstaat hindurch gegangen. Das heißt: durch einen Staat, den absolute Fürsten oder eine dünne Oberschicht von Besitzenden durch das Mittel von Beamten regierte, die völlig von jenen als ihren Brotherren abhingen und sich den Regierten gegenüber als Stück der Regierung fühlten. Schon dieser letztere Umstand ließ bei den Beamten den Gedanken an einen organisierten Widerstand gegen ihre Oberen nicht aufkommen. Aber sie waren auch zu dünn gesät und viel zu hierarchisch eingeteilt, als daß sich unter ihnen das dazu erforderte Solidaritätsempfinden hätte ausbilden können. Kriecherei, Vetternwirtschaft und Durchstecherei sind die landläufigen Mittel, durch welche auf dieser Stufe der Entwicklung der Beamte je nachdem sein Schicksal zu verbessern sucht. Wobei besondere historische Umstände hier das eine und dort das andre Mittel mehr zur Entwicklung bringen und eine andre Tradition im Beamtentum schaffen. Nicht ausschließlich, aber zum guten Teil wird man es z. B. der durch die verwüstenden Kriege des 16. und 17. Jahrhunderts bewirkten und mehr als zwei Jahrhunderte währenden größeren Armut Deutschlands und der damit verbundenen größeren Einfachheit der Lebensverhältnisse auf Rechnung zu stellen haben, wenn bei uns das Beamtentum ein größeres Rechtsbewußtsein und einen geringeren Geldbedarf entwickelte, als z. B. im reicheren Frankreich. Die zugleich längere Lebenszeit des fürstlichen Absolutismus züchtete hier im Beamtentum eine Unterwürfigkeit nach oben, offiziell Subordinationsgeist genannt, die heute unter dem Begriff Disziplin auch die Gemüter derer noch beherrscht, die sich in der Theorie längst vom Glauben an die Unfehlbarkeit der Obersten im Staat abgewandt haben.

Der absolutistische Staat ist dem Verfassungsstaat gewichen, und der Verfassungsstaat ist auf dem Wege zum demokratischen Staat. Die Anschauung aber, daß diese Entwicklung zur Verminderung des Beamtentums führen werde, ist längst als illusorisch erkannt. Wie im allgemeinen Wirtschaftsleben die Schicht der Beamten unausgesetzt wächst und die Lücken ausfüllt, die das Verschwinden

von kleinen und mittleren Unternehmern in der sozialen Stufenleiter reißt, so wächst auch mit der Ausdehnung der öffentlichen Dienste zusehends die Zahl der öffentlichen Angestellten. Allmählich ist ihre Zahl so groß geworden, befinden sich so große Massen von ihnen in gleicher oder gleichgearteter Lebenslage und Beschäftigungsart, und finden sich so große Körper von Angestellten in den Zentren der Verwaltung und des Verkehrs vereint, daß die Ausbildung einer Berufs- und Klassensolidarität unvermeidlich eintreten mußte. Ein erstes Produkt waren die Beamtenvereine, die sich nach und nach so stark entwickelt haben, daß ihre Mitgliederzahl in Deutschland sich auf zusammen mehrere hunderttausend beläuft. Auch in Frankreich zählen die Beamtenvereine heute ihre Mitglieder zusammen nach Hunderttausenden.

Nun sind freilich diese Beamten in ihrer übergroßen Mehrheit nicht mehr Handlanger der Regierung sondern Organe der Öffentlichkeit und fühlen sich selbst bei uns, wo sie den Beinamen königlich führen, immer mehr als solche. Die Öffentlichkeit bestimmt und kontrolliert durch das Mittel der Volksvertretungskörper ihre Anstellungs- und Arbeitsbedingungen: sie bietet ihnen eine größere Sicherheit der Existenz, als sie den Angestellten der Industrie und des Handels zuteil wird. So scheint das Verlangen denn nur natürlich, daß die Beamten als Gegenleistung dafür das Interesse der Öffentlichkeit über alles stellen sollen. Wenn statt dessen gerade in Ländern, wo von Absolutismus weniger als anderswo die Rede ist, Beamte von Dienstzweigen, unter deren Stockung das große Publikum zuerst und am stärksten zu leiden hat, Streiks führen, so liegt der pessimistische Schluß nahe genug, daß zunehmende Demokratisierung zunehmende Lockerung des sozialen Pflichtgefühls, Anarchie im schlechtesten Sinne des Wortes bringen werde. Abgesehen von Rußland, sind es nur relativ liberale und demokratische Länder, die uns bisher das Beispiel von Beamtenstreiks im großen Stil geliefert haben: die Schweiz, Holland, Italien, Österreich und jetzt Frankreich. Und in Rußland erfolgten die großen Beamtenstreiks im Revolutionsjahr 1905, als der zarische Absolutismus für eine Weile ohnmächtig am Boden lag. Ist es also nicht wirklich die größere Freiheit, die zur Ertötung des Pflichtbewußtseins und der Dienstdisziplin führt?

Eine nähere Prüfung der Ursachen und Zwecke der berührten Streiks zeigt, daß dieser Schluß aus ihnen nicht zu ziehen ist. Sie führt uns auf die bemerkenswerte Tatsache vor, daß es sich bei keinem von ihnen um grobe materielle Interessen der Streikenden gehandelt hat, sondern daß fast immer ein ethisches Empfinden, eine Rechtsidee oder eine starke sittliche Gefühlswallung für sie den Entscheid gaben. So folgten im Januar 1903 in Holland die Eisenbahner, als sie den Dienst verweigerten, einem an sie ergangenen dringenden Appell streikender Hafenarbeiter, keine Güter zu befördern, welche von Streikbrechern gelöscht würden, die man importiert hatte. Der Obstruktionsstreik der italienischen Eisen-

bahner von 1905 richtete sich gegen Gesetzentwürfe und Verordnungen, die ihre rechtliche Lage bedrohten. Beim russischen Eisenbahnerstreik desselben Jahres gaben politische Motive den Entscheid und politisch vor allem war sein Resultat: das die Einberufung einer Duma zusichernde Oktobermanifest des Zaren. Und so ist auch der Streik der französischen Post- und Telegraphenbeamten unmittelbar durch sittliche Entrüstung über Maßregelung von Kollegen, mittelbar durch Entrüstung über ein Reglement betreffend die Beförderungen verursacht worden, das die Fortdauer von Günstlingswirtschaft und von geheimen Führungslisten zu bedeuten schien. Ebenso waren es Rechtsfragen, welche 1904 die Beteiligung von Seeoffizieren am großen Generalstreik der Matrosen und Heizer im Hafen von Marseille bestimmten.

Wenn es voreilig wäre, aus diesen Beispielen zu folgern, daß Beamte überhaupt nicht um Gehaltserhöhungen und ähnlicher materiellen Zwecke willen streiken werden, so sprechen doch starke innere Gründe gegen irgendwelches häufige Vorkommen von Lohnstreiks der Beamten. Ein Streik von Beamten eines bestimmten Dienstes hat nur Aussicht auf Erfolg, wenn er den Dienst soweit lahm legt, daß sein Stocken eine Kalamität bedeutet. Dazu braucht es aber in der Regel der Kooperation von Beamten sehr verschiedener Dienststufen, und da deren Gehaltsbedingungen ungleiche sind, lassen sie es zu einer starken Solidarität der ökonomischen Interessen nur ausnahmsweise kommen.

Im allgemeinen wird daher der Beamtenstreik immer ein Rechtsstreik sein. Seine relative Häufigkeit in liberalen und demokratischen Ländern zeigt zunächst nur an, daß die zopfmäßig-hierarchische Beamtenordnung des absolutistischen Staates und des bourgeois-aristokratischen Verfassungsstaates sich nicht unverändert in modern demokratische Staatswesen eingliedern läßt, sondern ebenso wie alle übrigen Organe dieses Staates einer seinen wirtschaftlichen und geistigen Grundlagen entsprechenden Umwandlung zustrebt.

Die Scheidewand, die die Beamten von der Masse der anderen Erwerbstätigen trennt, wird für die große Mehrheit der ersteren in der modernen Gesellschaft immer dünner, die sozialen Auffassungen, die in den anderen Klassen leben, bemächtigen sich daher in steigendem Maße ihrer Gemüter, und so ist es unmöglich, daß sie nicht auch für ihre Rechtstellung die Konsequenzen aus ihnen zu ziehen suchen. Daß sie dabei gelegentlich fehlgreifen, ist die unvermeidliche Folge des Übergangszustandes, in dem wir leben. Prinzipiell haben sie nirgends bestritten, daß die Vorteile, die ihnen die Gesellschaft einräumt, ihnen auch besondere Pflichten auferlegen. Sie wollen nur nicht als Beamte aufhören, freie und in jeder Hinsicht gleichberechtigte Bürger des Gemeinwesens zu sein, in dessen Dienst sie stehen. Es mag manchem schwer fallen, diesen Gedanken konsequent auszudenken und nicht am Ende wilde, regellose Anarchie zu erschauen. Aber die soziale Entwicklung hat uns neben den Staatsbeamten, den Gemeinde-

beamten und den Beamten von Industrie und Handel ein freies Beamtentum erstehen lassen, das in den Körperschaften, denen es dient, gleiche Rechte genießt, ohne daß darum in seinen Ämtern weniger gearbeitet würde und weniger Ordnung herrschte als anderswo.

Es gibt Rechte, die sich nicht kodifizieren lassen, die sich auf dem Papier widersinnig ausnehmen oder in kasuistischen Spitzfindigkeiten Ausdruck finden müßten, und die doch bestehen werden, solange die Menschen Warmblüter sind. Ob im bestimmten Fall genügender Anlaß vorlag, sie anzurufen, braucht kein paragraphiertes Gesetz auszusagen, das allgemeine Urteil findet es ohne dergleichen schnell heraus. Das große demokratische Publikum weiß bald, ob es mit einem Tumult aus bloßer Laune oder einem Sturm auf eine Bastille zu tun hat, und wird danach den Beamtenstreik beurteilen.

Alfred Messel/ von Oskar Bie

An den Baumeister Alfred Messel traten folgende Aufträge heran: einen Thron zu bauen für die deutsche Botschaft in Rom, Warenhäuser für Wertheim, das Lettehaus, Bauten für die A. E. G., die Landesversicherungsanstalt Berlin, die Nationalbank, das Rathaus in Ballenstedt, Volksspeisehaus, Arbeiterwohnhäuser, das Museum in Darmstadt, die Villen für Eduard Simon und andere, den Stall dazu. Er wurde berufen, die neuen Berliner Museen zu entwerfen. Also eine Tätigkeit, die über das ganze weite soziale Feld der heutigen Baumöglichkeiten reicht. Aber nichts hat ihn berühmter gemacht als die Wertheimfassade. Diese konsequent aufragenden Granitpfeiler, die das System eines Eisenbaues tragen und seine Funktion nach außen ohne jede Beschönigung verkünden, sind historisch geworden, haben gewirkt, haben das Auge erfreut wie die Erfüllung eines schlummernden Gedankens. Sie gehen durch die Fassadenverwirrung der Leipzigerstraße wie starke Akzente herunter, einer neben dem andern, immer herunter und herunter, haushoch, unerbittlich, eine Predigt der vertikalen Linie. Sie sagen, was alle die anderen Häuser schon wußten, aber nicht zu sagen wagten. Sie sagen: ihr setzt Stockwerke aufeinander, aber ihr geniert euch, dies Aufeinander zu bekennen, ihr baut Warenhäuser und teilt sie nach oben in allen möglichen Versmaßen ab, aber ihr schämt euch es prinzipiell ins Große zu entwickeln. Beim Ravenéhaus in der Wallstraße ist es ein Durchschnitt wie durch das Innere einer gotischen Kirche mit Arkaden und Emporen. Wir sagen die Wahrheit: wir kleben keine Innendurchschnitte auf, wir schieben auch kein Riesenschaufenster a la Tietz vor, sondern wir gestehen die neue Gotik ein. Wir sind Kinder der großen Pfeiler in den gotischen Domen. In allem Wust der Bildung besinnen wir uns auf das Organische. Eisen-

schichten, die getragen werden, sagen nach außen, daß sie von Riesenkräften gehalten sind, Kolossalarmen, die in den Himmel zeigen, Steinbäumen, die sich in ein Etagenwerk schwebender Märkte verästeln. Was dem Organisator des modernen Warenhauses als sozialer Endzweck seines Unternehmens vorschwebt, verkünden sie in der Sprache einer monumentalen Architektur. Sie offenbarten die vertikale Funktion unserer Baunotwendigkeit. Darum trafen sie das Volk.

Messel war ein bleicher feiner Künstler, der mit einem milden, fast schüchternen Blick die Dinge berührte und eine Art eleganter Treue besaß gegenüber den Problemen unserer Ästhetik. Wenn man ihn nach den Wertheimpfeilern fragte, sagte er: ich dachte immer, man müßte das einmal durchführen. Er ballte keine Faust und schlug kein Auge gen Himmel, sondern er bekannte das mit einem gebildeten Lächeln. An irgend einer Stelle seiner maßvollen historischen Bildung traf sich die Überlieferung der Gotik mit den Bedürfnissen des Eisenzeitalters. Er kitschte nicht und klatschte nicht ab, sondern er nahm den reinen gotischen Gedanken in eine neugotische Zeit hinüber, weil er innerhalb der Gotik eine wunderbare Proportion darstellt und jenes Maß von Raumempfindung, das seinem Renaissanceherzen schmeichelte. Er schuf mit diesem gotischen Gedanken in unserer verkrümelten Welt Abschnitte, Verhältnisse, Raumakzente und so liebte er sie, zumal sie heut ehrlich wurden. Es war ein Glück, daß diesem komplizierten Empfinden der klare Erfolg entsprach. Es war Funktionalismus und Akzentgefühl in einer Epoche, die von beidem zehrt; scharf herausgebracht in einer Epoche, die zwischen diesen beiden Anschauungen sich aufreiben will. Es war der geniale Instinkt eines Künstlers.

Wenn man die Wertheimpfeiler Jemandem als Indizium zeigte und ihn fragte, wie er sich den übrigen Bau durchgeführt denke, so würde er zweifellos sagen: in einer monumentalen Nüchternheit, schönräumig ohne Überfluß, ehrliches Eisen und ehrliches Glas, sachlich und dem Zweck entsprechend, etwa wie ein guter Bahnhof auf den Markt angewendet. Ja, aber so einfach liegen die Temperamente nicht, wie beim Eispalast, der der einzige Bau in Berlin ist, der diese Forderungen erfüllt, obwohl er eine festliche Umrahmung für die reizvollste aller rhythmischen Bewegungen des geselligen Menschen sein soll. In Messel bäumt sich etwas gegen die Sachlichkeit, Bildung oder Reichtum oder Problemliebe oder falschgestellte Fürstlichkeit, etwas Aristokratisches bäumt sich. Er straft alle Schlüsse aus den Pfeilern Lügen. Die ganze Chronologie des Wertheimbaus nach der Voßstraße geht gegen diese Pfeiler. Die Pfeiler selbst können sich schon mit dem Dach nicht vertragen, das wie eine trübe Haube über ihnen sitzt. Der erste Lichthof wird mit Reliefs und Malereien und Putzflächen verzweifelter Kindlichkeit angefüllt. Der zweite Lichthof schlägt ihn mit Onyxbekleidungen und der Grazie unrhythmisch eingesetzter Bronzeplaketten. Der dritte entfaltet

einen fast sanmarcoglänzenden Prunk in Gold und Marmor. Mosaiken und Reliefs und Figürchen, viel gute und viel schlechte, beleben überall die Fläche. Einige Arbeiten, wie die Taschnerschen, sind altmeisterlich fein; andere, wie die handgeschlungenen Geländer oder handrauhe Meißeleien, sind Bekenntnisse modernsten Impressionismus. Die Unsicherheit ist nicht zu leugnen. Der innere Kampf mit dem Thema Warenhaus ist Ornament geworden: selbst ein Warenhaus der Schätze aller künstlerischen Stile und Einseitigkeiten. Prachtvolle, großgedachte Räume, in denen Fürsten Feste geben könnten, aber ein gemischtes Volk gemischte Waren kauft. Und als die Ecke am Leipziger Platz dazukam, war die Katastrophe da. Messel baut Arkaden, entzückende, poetische, monumentale Arkaden, die zu den gelungensten Bauwerken Berlins gehören. Er baut darüber steinerne Kirchenfenster von mystischer Herrlichkeit, die, weil sie sich nicht fortsetzen, mit ihrem Dach böse zu sein scheinen. Er zaubert alte große Architektur an diese Stelle, mit Recht wohl, weil der Platz es verlangt, mit Recht wohl, weil der Bauherr diese Raumverschwendung als edelste Reklame gestattet, mit Recht wohl, weil es für den Verkehr gut ist, aber vor allem, weil er es liebt, so etwas hinzustellen, weil es schön ist, fast zwecklos schön, berauschend bis auf die kleinsten unnötig reizvollen Details der Balkons und Statuen. Wie er nach der Straße zu das Warenhaus genial bekannte, so hat er es nach dem Platz zu resolut verneint. Hinter diesem wunderbaren, überflüssigen Durchbruch seiner vornehmen Unmodernität werden wenigstens Teppiche verkauft; es ist der Konzertsaal im Fürstenhaus. Belebt diese freien Treppen und lauschigen Wintergärten, die Onyxhallen und Messingvestibüle, die Kirchen und Musiksäle mit dem wogenden Glanz eines Millionenfestes, und ihr habt sie der Bestimmung zurückgegeben, die sie im Innersten des Künstlers erträumen mußten. Der Wertheimbau ist der Kampf eines Aristokraten mit der Wahrheit unserer Tage: Siege des Charakters, Schönheiten der Niederlagen und alle Unsicherheit des politischen Kompromisses.

Die Nationalbank, das Ballenstedter Rathaus, das Darmstädter Museum, die Simonsche Villa — in keinem Bau traf sich eine ähnliche Gelegenheit zu Konflikten. Messel konnte sich ausleben. Der Reichtum ererbter Kulturen, das Organisationsgefühl für Einheit bis ins praktische Detail, das besondere Organ für edle Raumwirkungen, vor allem Treppenwirkungen, alles ging gut zusammen. Nichts ist in diesen Bauten neu oder revolutionär, sie sind nur sehr historisch gebildet. Es ist charakteristisch, daß Messels Liebe besonders in jener Zwischenepoche der Stile verweilt, wo sie aufhören, ein Privileg der Fürsten zu sein und sich doch nicht ganz zur Bürgerlichkeit bekennen: der sogenannte Zopfstil, ein wenig ins Französische gewendet. Dieser Stil sieht vornehm und doch behaglich auf die Straße. Er hat schmale lange Fenster, gern von Sprossenwerk belebt, und legt ihnen oft einen scheinbaren Balkon vor, der das Motiv des Heraus-

tretens andeutet, ohne ihm in Wirklichkeit nachzugeben. Er betont die vertikalen Akzente, um nicht in die romanische Horizontale zu verfallen, die bei uns im Norden stets abgelehnt worden ist, da wir im Grunde alle Gotiker bleiben. Bei aller Raumdisposition liebt er die Tür in einer barocken Weitschweifigkeit hervorzuheben — seht die kraftstrotzenden Voluten über Simons Stalltür! — und durch Ein- und Ausbiegungen der Fassadenflucht ein gewisses Kräftespiel mit dem Draußenstehenden zu veranlassen. Er setzt dem Bürger den Zylinder auf. Er gibt auf das Kostüm. Er hat Haltung und Form, ohne seine Menschlichkeit zu verleugnen.

Dieser Messelsche Privatstil ist nicht aus dem alten Berlin herausgebildet, das entweder schlüterisch oder nüchtern war, aber er ist eine gute moderne Variation davon geworden: das europäisierte Berlinertum. Die Fassade von Schulte, diejenige mancher seiner Villen, in ihren Einflüssen schon durch eine Schülergeneration weiter, sind Ballenstedter Rathausmotive ins Mondäne übersetzt. In Ballenstedt steht über den langen Fenstern des Saales ein Giebel und darüber ein barockes Türmchen, in Darmstadt ist das Museum ein eingeschössiger Lustbau, der wie hinter einen stilisierten Garten des 18. Jahrhunderts gedacht scheint, in der Nationalbank schweben Eisenbogen auf dorischen Säulen — kein Konstrukteur schafft aus der Tiefe der bildenden Phantasie einen neuen und eigenen Organismus, sondern ein schmiegsames Talent, das sich in der Mitte der Stile und Aufgaben am sichersten fühlt, erprobt an jedem neuen Thema seine historische Disziplin.

Die Disziplin hebt ihn über verwandte Naturen. Ihne scheidet ganz aus mit seiner flachen historischen Pracht. Seidl erscheint ein wenig theatralisch gegen ihn, Ludwig Hoffmann etwas zu sehr Liebhaber vergangener Schönheiten. Messels Fehler sind eklatanter als die Hoffmanns, und seine Vorzüge schärfer als die Seidls. Verhaut er sich, so verhaut er sich vollkommen, so sind es Unlösbarkeiten von Stücken seines Wesens, wie in gewissen Wertheimpartien. Hat er aber die Breite historischer Möglichkeiten vor sich, so diszipliniert er Form und Raum auf eine von aller Theaterei und Stilmeierei gereinigte Wesentlichkeit. Er besitzt die Reinheit, den Takt, das Unterscheidungsvermögen, das innere Gefühl für die Stilbedingungen. Wir spazieren mit ihm durch Eduard Simons Haus, in dem alte Grisaillen von Tiepolo, alte Seidenstoffe und Boiserien, alte Türen und Kamine eingebaut sind, eine Ensemblewirkung, die fast an die Aufgaben des Darmstädter Museums erinnert, Stil um Stil zu fügen. Die Rokokowände des Musiksaals, die Renaissance des Herrenzimmers mit seinem Globuslüster, das Louis seize des Salons, die weiße Sachlichkeit des Schlafzimmers sind Sätze einer Symphonie, deren Themen von altflorentiner Truhen bis zur elektrischen Beleuchtung reichen, mehr gegeben, als erfunden, mehr geworden, als gedacht. Der Regisseur bindet dieses bunte

Ensemble in einem festen Rahmen, der nach der Straße in spätem aristokratischen Stil, vertikal und oval, sich vorstellt, nach dem regelmäßigen Garten in einer freieren Terrassenführung sich öffnet.

Was im Wertheimbau ein Kampf war mit der sozialen Gegenwart, vor der die Granitpfeiler die Wache halten, hier war es ein freundlicher Ausgleich starker ererbter Kulturen — es war etwas wie die innere Wohnung des Künstlers selbst.

Urlaub/ von Alfred Kerr

„Wie finden Sie das, Gotthold Ephraim?" sprach ich, als wir das letzte Werk im Ibsenzyklus gesehn hatten. Es war sein erster Urlaub seit Siebzehnhunderteinundachtzig. Einer von den vielen Assistenten, Müller fünf, welcher das, was wir Welt nennen, experimentell unter sich hat, hielt sein Seelenteil im Laboratorium, schien jedoch infolge von Indigestionen (die ja auch den Untergang Siziliens erzeugt) lässig, und so war das Präparandum vorübergehend entwichen. „Das Seelenteil von uns Hirnmenschen wird zu besonderen Zwecken verarbeitet, wir spielen eine Staunlichkeitsrolle in der höheren Umgebung, wie wunderkluge Tiere bei Euch, Goethe ist der Pudel Emir, Kant ist der Affe Konsul, ich bin die ballspielende Dogge — immer nur seelisch betrachtet. Und alles geschieht in einem Halbschlaf, scheint mir." Er schwebte die Treppen des Lessingtheaters mit mir hinab, längst über den Umstand beruhigt, daß in dem Haus Werke von ganz Anderen gespielt wurden.

„Wie finden Sie das?" — Er sprach: „Es kömmt mir allmählich ein, daß ich (Sie sagen, vor anderthalb Jahrhunderten) dramaturgischen Dingen oblag. Ich schrieb damals den Satz: ‚Wir haben Schauspieler, aber keine Schauspielkunst' mit dem Beifügen: ‚Sie muß ganz von neuem wieder erfunden werden'. Mir scheint, sie ist erfunden" — (sprach er). Ich bestätigte das.

„Sie verfechten die Meinung", fügt' er zu, „es gebe Besseres als Bücher lesen und im Theater sitzen. Aber war ich in einem Theater? Der Aristoteles läßt sich schwerlich anrufen, um das zu widerlegen, was man hier sah, — oder um es zu stützen. Mich dünkt, es waren Menschen." Er fuhr fort: „Sie wissen, daß mir der Verfasser, Herr Ibsen, im Beginne fremd erschien. Aber Sie mögen glauben, daß er es heute nicht mehr ist. Alles liegt hinter mir. Denken Sie nicht, daß Kämpfe, wie der mit Herrn Goeze, noch den Urheber angehn in einem Zeitpunkt, wo sie nicht dringend notwendig sind. Ich verströmte mit solchen Dingen mein Dasein, sie haben heute nicht den Wert eines Inhalts, nur einen Prägungswert; und der Hundertste lernt ihn kennen. Ich will sagen: Diese Menschen, die ich in Herrn Brahms Hause traf, scheinen

(bei geringerer Angst vor Behörden) sowohl ihre Freiheit ins Auge zu fassen als auch ihre schließliche Gefangenschaft zu erkennen. Diese Stimmung verleiht ihnen, dünkt mich, einen Wert. Oder wie drücken Sie dergleichen aus?"

„Ibsen", sang ich, „macht zweierlei. Er sieht (mit kalten Schmerzen, aber mit Schmerzen) die Schwierigkeit einer sittlichen Welt. Dies ist Nummer Eins. Dann: er sieht (und gestaltet) unser Preisgegebensein an dunkle, peinlich dunkle Mächte — außerhalb der Erde; deren Spiel wir bleiben. Gewalten, die wir nicht verstehn, aber in deren Hand wir gegeben sind. Er stellt fest, was ist. Wie alle Dichter von neueren Religionsdramen . . . (Nicht wie Goethe, der zum Schluß den katholischen Himmel wieder aufmacht) . . . Er stellt fest: dort ist der Feind. Und er erleichtert uns, indem er unsre Lage vergegenwärtigt; er bringt einen Trost, indem er den Tatbestand klarlegt. Nichts vertuschen. Hiermit predigt er, implicite, Freudigkeit. Gewappneter ziehn wir dem Dunklen entgegen. Er ‚verstimmt' nicht, wie die Bürger sagen. Sondern er wird ein Sporn: angstfreier und tapferer und inniger zu genießen. Und sogar die Pflicht zu tun. Nämlich: nicht nur die große Stille zu erwarten, sondern (wie wenig man auch den Zweck erkennen mag, — wie wenig man auch den Zweck erkennen mag) zu harren als Streiter . . . Hier stehn wir im Kampf alle. Menschen, ungerecht untereinander; samt und sonders am Schluß dahingeliefert; da wollen wir Täuschungen verachten; da wollen wir den Dingen ins Gesicht sehn, — nicht die Augen schließen; da wollen wir mutig sein, mutig wandeln und unterliegen; ecco . . . (So ungefähr drücken wir es aus.)"

Er gab das Zeichen einer Zustimmung. Jedesmal, wenn ein Automobil über den Weg fuhr, verstummte das Präparandum für merkwürdig lange Zeit; als ob es die Fassung wiederzubekommen suchte. Wir waren an der Gedächtniskirche vorüber. Er hatte sich dort eines zwischen Pfeifen, Lachen und Verdauen schwebenden Tons nicht enthalten. Der Kurfürstendamm lag dunkelgrell in Aprilweichheit. In Aprilweichheit. Die Menschen saßen spät in den Wohnungen. Ich fühlte meine Schnürstiefel, meine Krawatte, mein Etui für Zigaretten; sogar den Verschluß, kindischerweise, einen großen Saphir. Und die Luft . . . Kleine Mädchen auf dem Reitweg lachten. Dunkelgrell in Aprilweichheit lag der Kurfürstendamm . . .

„Diese Menschen, die ich in Herrn Brahm seinem Hause traf," äußerte das Präparandum, „stellen für mich keine Schauspielergruppe vor, sondern eine Schar von Betroffenen. Sie sind ein Schwarm Leute, denen es passiert ist. Wirkungen von so einer Gewalt hat nur die Wirklichkeit zu geben. Wie nennen Sie diesen Aufführungskranz? Ballungen des Bedeutenden sagten Sie? Ich will Ihnen beistimmen. Es scheint etwas ganz Großes zu sein. Ich bin ein alter Kunstbetrachter, meine Kunstbetrachtung liegt heute so hinter mir wie meine Streitigkeiten, und wenn man sich gleich auf das Gefühl nicht verlassen soll: so kömmt mir doch ein sicheres Bewußtsein, daß ein Höhepunkt der darstellenden

Kunst hier auf zuvor niemals dagewesene Art erreicht ist. Die Gerüstlinien der Werke treten heraus; doch erstaunlicher, daß trotzdem, in tiefen Auftritten, mit Leben und Sterben, alles dem Wuchern und Blühen wirklichen, nicht kunstvollen Vorsichgehens gleichkömmt. Auch wird, nach meiner Beobachtung, nichts abgerundet, nichts verkleinert. Der Prinzipal bringt die Gerüstlinien: doch er geht nicht allein auf das Handliche, das Epigramm. Er will nicht zuspitzen, sondern behält das Unbequeme des Formates der großen wirklichen Dinge. Es ist mir, glauben Sie, wohl aufgefallen, wie stark die Forderungen sind, welche die Besucher nicht allein an den Direktor: sondern welche vielmehr dieser an die Besucherschaft richtet. Seine Forderungen müssen einen Schwarm von Menschen emporgewertet haben, gesteigert haben, Sie sehn, ich bediene mich gern schon Ihrer Ausdrücke. Und zwar fordert Herr Brahm, dünkt mich, alles zu dem einen Zweck, daß die Entwicklung der Charaktere (oder wie Sie wohl sagen, der inneren Menschen) in Lebensgröße könne vor sich gehen. In dieser Sicherheit allein mögen die Schauspieler (von einem Kopfe gelenkt, der bei beherrschendem, kämpfendem, weisendem Verstande der ernstesten Affekte muß fähig sein können) ... mögen die Schauspieler den Mut finden, wie das Körperliche auf den Bildern der holländischen Maler, so ihre Seelen holländisch unbekümmert, ohne Nachsicht zu entfalten" ... Als er, nach einer Kraftdroschke, die Fassung wiederbekommen, lud er mich ein ihn zu widerlegen oder zu bekräftigen.

„Ja, seine Leute bringen", bemerkt' ich, „nicht Ausschnitte mit Dramenfront, sondern zum erstenmal in der Geschichte des Theaters ganze Menschen. Die Aufführung dieses Gesamtwerks, mit der ein ungeheures, gegliedertes Symbol, ein furchtbares und wundersames Weltbild mit schweren entschwebenden Schicksalen unserer Genossen, unserer Mitlächelnden, unserer Mitverurteilten stabiliert wird: die Größe dieses Unternehmens hat ihresgleichen im gesprochenen Drama nicht gehabt. Es ist ein Abschnitt; den zu erblicken Ihr Urlaub Ihnen möglich macht. Nicht der Eingang zu einer neuen Kunst des Theaters. Sondern ihre Blüte..." (sagt' ich) „Und während die Luft mich dieses dunkelwarmen Abends umfängt, während ich fühle, daß mein Herz noch seinen Schlag tut: währenddessen weiß ich von diesen Menschendarstellungen (in einem Ichbezirk, wo Nachdenklichkeit der Kunst und Nachdenklichkeit des Atmens zusammenfließen) — daß eine große Epoche hier gekrönt wird. Wissen Sie, was Hebbel ..." —

„Wer ist das? ich habe noch nicht alles eingeholt ..." —

„Ein schaffender Zerleger, ein Reifiger, ein Verfrühter, er hat sogar in der Jambik Etliches von Ihnen, ... was Hebbel, verlangend und fluchend, geäußert hat? ‚Das Publikum, man sage, was man wolle, läßt sich ebensogern beim Schopf nehmen und über alle Erbsenfelder und Düngerhaufen weg durch die Lüfte führen ... aber es muß der Engel des Herrn sein, kein eitler Narr, der die Hand ausstreckt.' So Hebbel(=Wesselburen). Recht hat er."

Wir standen vor meiner Wohnung im Grunewald. Das Haus, verlassen zwischen gewaltigen Kiefern, die es überragten, schlief.

Das Präparandum verabschiedete sich, wie an jedem dieser Abende, „bis" es „würde eingeheimst werden". . .

Ich öffnete dann die Balkontür und sah noch mit geschlossenen Augen den Kurfürstendamm (den ich nicht sehn konnte) jenseits der Wipfel . . . Er lag also dunkelgrell in Aprilweichheit . . . in Aprilweichheit. Die Menschen saßen dort spät in den Wohnungen. Ich fühlte meine Schnürstiefel, meine Krawatte, mein Etui . . . Kleine Mädchen auf dem Reitweg lachten . . . Dunkelgrell in Aprilweichheit lag der Kurfürstendamm . . .

Und ich freute mich, daß die große Stille noch so fern schien. Hier im Dunkel begann ein wachgescheuchtes Vöglein zu mauscheln . . .

Der hamburgische Dramaturg hatte mich nie begleitet . . . Er war ohne Rückkehr den Stümpereien Müller Fünfs ausgesetzt . . . Ein Zyklus von Menschen war um mich. Als Abbilder unsres Looses: vorübergehende Tröstungen . . .

Ich zündete mit etwas Holzkohle den Tabak auf meinem Nargileh an, das unter den arabischen, aus dem Morgenland geholten Baldachin gestellt war. Ich sog diesen edelsten, edelsten, edelsten durch das Wasser gegangenen Rauch.

Und ich fand, daß es auf alle Fälle die schönste Zeit ist, wo man das Fleisch noch auf den Knochen hat.

Berlinerinnen/ von Paul Barchan

Man komme früh und flegle sich irgendwo am Eingang herum, allen Ehrgeiz hinter das Frackhemd zurückdrängend: nachher, wenn wir erst mitten drin sind, wird sich schon alles finden. Freilich wer Figur und ein interessantes Gesicht macht, und etwa die nötige Brünettheit oder, für Prätentiösere, die englischen Linien herausbekommen hat, der lehnt sich an eine Wand und, die eine Hand in die Hosentasche, die zweite rückwärts gegen die Wand gedrückt, gegen die er auch den Rücken und den einen Fuß stemmt, den Kopf zurückgeworfen, die Augen quasi müde und doch träumerisch etwas gesenkt, nimmt er mit erfahrenen Blicken Vorherbestellungen entgegen. Aber dies ist doch nicht das Richtige. Erstens, weil es dann immer anders kommt, und dann überhaupt. Also man tue recht bescheiden, spare die Pose für später und ergötze sein Herz (falls man diesen köstlichen Apparat mitgenommen hat), und seine Augen, das Zuverlässigste auf Erden, das Kostbarste, das man bis zum Augenblick, da sie einem zugedrückt werden, üben soll, — an dem Einzug der Damen.

Zusammen mit dem Ballmantel läßt sie in der Garderobe all die Sorgen, die Aufregung und das Fieber der Vorbereitung, all die kleinen Kniffe, Tüfte-

leien, Raffiniertheit, worin ihr kleines, tückisches, eigensinniges Weiberhirnchen sich vielleicht schon seit zwei Wochen hineingebissen hat, — und sie tritt in den Saal, stolz, sicher: Sie Selbst, die Einzige! Und solcher Einziger wird es immer mehr und mehr. Ein leiser, zitternder Duft von eingehüllter, zurückgedrängter Wärme, von kühler Frische und von Nimbus zeugendem Puder dringt durch Mund und Nase, kitzelt etwas unterhalb der Stirnhöhle und lagert sich als wohltuend betäubender Nebel auf das wohlgesinnte Gehirn. Die wird es sein, die so unnahbar scheint, und doch so Weib! und man holt hinter dem Frackhemd sein Herz hervor und wirft es ihr zu Füßen. Aber nein, die da ist es ja, die da im lachsfarbenen Crepe-de-Chine-Kleid kommt, das von der schöngeschwungenen Hüfte so lockend leuchtet; man sucht sein fortgeworfenes Herz aufzuheben, aber sieh da! es ist längst zertreten: es war aus Pappe; und man wirft ihr ein andres nach, das man schnell hinter dem Frackhemd hervorholt. Ach nein, diese da soll es sein, mit dem so perfid nackend neckenden Busen. Man holt ein Herz hervor und wirft es ihr über ihre Schulter weg, direkt nach der „unsäglich entzückenden Cäsur". Und immer mehr und immer mehr Herzen wirft man über Bord, man holt sie hervor wie der Zauberkünstler die Schachteln aus dem Zylinderhut. Man drängt sich unter die Ankommenden und streift, solange sie unnahbar scheinen, gleichsam zerstreut, unachtsam, vorwärts drängend, eine Hüfte, eine gepanzerte Taille, die unter der kühlen Hülle eine gütige, nachgiebige Wärme ausströmen.

Später, da ist es nichts mehr, später, da sie, angeknüllt, angedrückt, mit zerfetztem Nimbus, und sonstwie, nach einem Tanz, mit dem Rücken nach dem Stuhl suchend, sich niedersetzt, pustend, zerfahren, zersät; da ist es nichts mehr. Nun genießen sie Alle. Am Anfang aber genoß sie nur Ich.

Das also ist die deutsche Frau. Wo ist ihr Bild, das wir von unsern Vätern ererbt haben. Was hilfts, wir Ausländer müssen umlernen. Die Deutsche galt uns als die Unanziehendste. Hager, eckig, knochig; fade-strohhaarig, busenlos; hausbacken, geizig; schrippenzählend, den Stammtischmann erwartend; prüde, sentimental; und überhaupt „deutsch". Deutsch ist für uns Ausländer ein Begriff, der im Deutschen nicht wiederzugeben geht. Wenn man sie so in den Saal treten sieht, wohlgenährt, gutgepflegt, mit sorgfältig behandeltem Haar, in gutsitzenden Kleidern (schöne, teure Stoffe, erträgliche Korsetts, hie und da sogar schon anspruchsvolles Schuhzeug) könnte man sie für eine begehrenswerte Nichtdeutsche halten (wie all die Orte heißen mögen, woher die Raritäten bezogen werden), aber da sieht man sie sich bewegen, hört ihre Sprache, verfolgt sie ein bißchen mit den Augen und mit dem Sinn, und man merkt: es ist nicht die animalische Warschauerin, die mit dem äußerlichen Luxus und der äußerlichen Lebensfreude seit Geschlechtern eins geworden, es ist nicht die schmiegsame Wienerin mit der wohltuenden Milde und der gütigen Leichtigkeit, es ist nicht die einzige

Pariserin, die kleine, verteufelt konstruierte, komplizierte Maschine mit feinen Federn, kapriziösen Spiralen und wenig Pferdekraft, nicht die wunderbar disziplinierte Engländerin mit der äußern und innern Ökonomie und Ausgeglichenheit, es ist nicht die stolze Skandinavierin und auch nicht die unberechenbare und doch so unverkennlich echte Slavin mit der reichen Skala; — es ist die Berlinerin, oder die berlinisierte Reichsdeutsche, die noch nicht weiß, wo sie hinaus will, und noch nicht ist, wer sie werden kann. Es ist noch keine Tradition da, keine Rasse, aber es will etwas werden. Sie ist mitten drin. Welche Frau war es gleich, die zum erstenmal ihr Spiegelbild im Wasser erblickte und erfuhr, daß sie schön war (ja, und was war eigentlich die Folge?) — jedenfalls erging es wohl ähnlich der Berlinerin, die all die müßigen Fremden erblickt hat; sie scheint sie ganz plötzlich entdeckt zu haben, und gleichzeitig hat sie auch entdeckt, daß sie selber reich ist, und Möglichkeiten, die berauschenden Möglichkeiten eröffneten sich ihr. Sie hat an dem Luxus gerochen, und das hat sie trunken gemacht, ähnlich wie die Katze, die an einem zufällig vergossenem Tropfen Baldrian sich berauscht hat und nun wie behext ihr Schnäuzchen daran reibt. Mögen sich, die dazu eingesetzt sind, darüber den Kopf zerbrechen, zu Gerichte sitzen, ob man das Geld, das ein paar Generationen durch Fleiß, Ausdauer und Sparsamkeit erworben, so süß jubilierend verjuxen darf, ob eine so gesunde Nation, wie die deutsche, die sich langsam entwickelt und emporschwingt, sich solche Sprünge erlauben darf, wohin es führe, ob es ein Zurück gebe. Wir auf dem Balle sind vielleicht nur berufen zu beurteilen, ob der Berechtigungsnachweis geführt ist, ob sich ein Stil kristallisiert hat, ob die Eleganz mit Selbstverständlichkeit geübt wird, mit jener Selbstverständlichkeit, die die Merkmale des Emporgekommenseins verwischt, und was des Methodisierens mehr ist. Und da die Resultate einer solchen Untersuchung nicht alle erfreulich ausfallen würden, lassen wir auch davon die Finger und freuen uns an dem, was da ist. Und dann merken wir vielleicht bald, was sich kristallisiert, und verstehn, daß Sie, wie so manche Künstler, durch fremde Einflüsse zu einem eignen Stil gelangen will.

Der berliner gesellschaftliche junge Mann (oder muß man sagen: Kavalier?) versteht es nicht (schon nicht und noch nicht), mit den Augen und dem Herzen zu genießen; wenn er nicht mit den Händen genießen kann, ist er auf dem Ball nicht auf seine Kosten gekommen. Die Dame „weiß natürlich nichts davon", aber es zieht sie mächtig dahin, wo ihr Kavalier auf seine Kosten kommt. Ihre wirkliche Natur gibt den Ton an, aber wie sie diese ihre Natur verarbeitet, neuen Formen entgegentreibt, geschieht mit der allergrößten Kühnheit und mit einer gesunden Portion Rücksichtslosigkeit, mit derselben Sachlichkeit, mit der in Deutschland eine Großstadt, eine Industrie emporgeschraubt wird. Die Grundelemente ihres Wesens sind dieselben geblieben, doch anders verarbeitet, bekommen sie einen besonderen Reiz. Es ist die Sinnlichkeit, die gesunde,

spröde, grobkörnige Sinnlichkeit, die in haltloser Sentimentalität und einer Art verhaltener Dringlichkeit (bei Männern nennt man dasselbe: Brutalität) sich kundgibt, und jene ehrliche, tiefwurzelnde, gründliche staaterhaltene Spießbürgerlichkeit, die im Bunde mit der Sentimentalität beim Mangel an läuternder Leidenschaftlichkeit und ausgleichender, stürzender und erhebender Expansivität die besten Garantien bietet. Gleich einem festen Panzerkleide, einer schützenden Wallmauer umgab sie diese urdeutsche Loyalität; ein neckendes Gitter ist daraus geworden, ein kokettes Mäntelchen; aber wegzubringen ist es nicht; und das erhöht den Zauber. Der nach der Melodie „die Wacht am Rhein" trutziglich behütete kostbare Schatz alldurchdringender, allnährender Sinnlichkeit wird nun verausgabt, kühn und sachlich; nur ist das Tempo vielleicht nicht das richtige.

Und so wird die berliner Dame auf dem weltstützenden und weltstürzenden Konzert der europäischen Frauenmächte bald verführerische Töne anschlagen, die sie ebenso begehrenswert machen, wie irgendeine von den Zentren Europas, wo die gefährlichen Liebes- und Lebenskünstlerinnen gezüchtet werden. Sie sieht sich um bei ihren, an Tradition und Vergangenheit reichen Rivalinnen in Europa, auch Amerika wird herangezogen, und nimmt sich von den Erfahrenen, was sie für sich gebrauchen kann; was sie aber von ihren Großmüttern ererbt hat, behält, sofern es ihr dienen kann . . . Im Handumdrehen hat sie sich von der Frauenemanzipation, von der Reformkleidung und allem andern losgesagt, was verholzte Weiber ausgeheckt haben, um auch in Betracht zu kommen, und hat sich offen und kühn zur selbstherrlichen Eleganz und zur juponlosen Moral bekannt.

Von den Bodenkammern holt sie die alten unbeholfenen, lächerlichen Konfirmandenkleidchen, darin man so eckig-dumm, so winkend-frisch dreingeschaut, um sie für die „bösen Buben" und die Alpenbälle umzusetzen; und der darin zurückgebliebene Lavendelgeruch erhöht die Köstlichkeit der Wandlung. Sie tanzt auf dem Gesellschaftball mit dem ernst-ergebenen, pflichttreuen Gesicht, demselben, das auch die Großmütter bei ihren züchtig-empfindsamen Tänzen zur Schau getragen haben sollen, den Werbe-Two-steps, als ahne sie nichts davon, wohin die bemessene Linienführung deutet. Sie schürzt die willenlos-bittende, schmiegsam saugende Crepe-de-chine, die sich von der Vormundschaft der Unterröcke befreit hat, hoch über Menschenwitz und Menschenwunsch. Und das scheinbare Gar-nicht-eingehen-wollen auf diesen Ton, die steife Haltung, das abwehrende, gleichsam abwesende Gesicht, die unterstrichene Ahnungslosigkeit des Gewährten vermehren die Köstlichkeit des Schauspiels; machen uns zu verstohlenen Lauschern, zu einzigen Spähern, was den Zauber des Genießens erhöht.

Eine alte Kette, eine alte Brosche aus großmütterlichen Zeiten, ruhige, bedächtige Schmuckstücke, auf denen biedere Liebe, treue Gesammeltheit aus den lieben stillen Stuben der Vergangenheit lagern, abgegriffen von ruhigen Fingern

in der Gewohnheit Einerlei, und also erhalten, liegen jetzo auf dem Tische eines neuen Freundes, dessen Namen, dessen Herkunft sie kaum kennt, und schauen in Geduld und Ergebenheit zu, was sie bei ihrer seligen Herrin nie geschaut . . .

Wo soll das hin? Tja, angeblich in das irdische Reich. Ma foi . . . „Liebe, törichtige Großmütter, die Ihr in Zucht und Ehren Euch bis an des himmlischen Reiches Pforte geschleppt, wendet Euch nicht ab und unterdrückt Euren göttlichen Neid; und seid gütige Fürsprecher für uns, so wir fehlgehen . . .“

Der Duft jener nicht verausgabten Wärme, des betäubenden Puders und der überzeugenden Frische ist längst verflüchtet, der ganze Nimbus ist dahin; eines unnennbaren Geheimnisses beraubt, zerknüllt, enthüllt, erkannt, gleitet sie, wankt sie, fällt sie aus Armen in Arme. Ihr geschmeidig, nachgiebig gewordener Rücken, ihr ganzer Körper scheint nur die eine Bestimmung, die Hingebung an den Tanz zu kennen, scheint seit Äonen in der Umarmung des Tanzes sich gebildet zu haben.

Dann sieht man sich von der Seite den Stab der Mitbewerber an, und ein heimliches Grauen erhebt sich aus dem Herzen. „Weib, in welche Gesellschaft führst du mich! Was sind das da für Existenzen! . . .“ Ach ja, das sind ja die „guten Tänzer“; nur; aber ihr scheint einander so gut zu verstehn. Diese „guten Tänzer“ scheinen wissentlich ein heimliches Glück mit sich herumzutragen.

Und nun tanzt sie ihren letzten Tanz. Diesmal wirklich den letzten; etwas wie eine Maske ist von ihrem Gesicht gefallen, ihrer Augen scheint sie nicht mehr mächtig, etwas Gieriges, Raubtierartiges lauert darin, und der Mund ist etwas verzerrt. Und doch, seht, wie gebieterisch fordernd sie den Rock schürzt, und wieviel Stolz in diesen geraden schlanken Beinen liegt, die all die kichernde Tändelei der Spitzen, Seide, Battiste abgestreift haben, mit wieviel Selbstbewußtsein, mit wieviel Unerbittlichkeit sie emporzuwachsen scheinen.

Dann ist auch dieses Schauspiel aus; sie steht in der Garderobe, mit gewohnt resigniertem Lächeln steht ein Ehemann abseits und hält Ballmäntel oder Schals. Man leistet einen letzten Dienst, Überschuhe und sonstiges. Sie legt als Stütze eine warm und gütig tastende Hand einem auf den Unterarm, eine wohltuende Güte fließt von ihr aus, etwas Mütterliches und zugleich Mädchenhaftes, ein letzter Abglanz von all dem Bessern, was die kleinen und die großen, die süßen und die bittern Eitelkeiten an ihr zerfetzen. Vielleicht liegt auch darin ein Abbittetun und zugleich ein Gewähren, eine Bitte um Vergessen und Eingedenksein; zurückgenommene Worte und gegebene Versprechen — Und sie ist fort.

Dann kehrt man mit einer neuen, frischen Woge im Herzen zurück in den Tanzsaal, wo die Überbleibsel, die letzten Paare taumeln, und sucht noch zu einem verstohlenen Dessert zu gelangen an dem Schmause der weltbewegenden Eitelkeit.

Anlage und Spekulation/ von Daniel Ricardo

Unter Kapital versteht man, im weitesten Sinne, alles Vermögen. Mag es in Grundbesitz oder Wertpapieren stecken, produktiv oder steril sein. Geld ist nur eine Unterart des Kapitals, wenn auch der gemeine Sprachgebrauch beide Begriffe oft identifiziert. Man kann sagen, daß das Kapital ein „Geschenk" der Zivilisation ist. Nicht der Kultur. Sonst wären Ägypter, Phönizier, Karthager, Hellenen keine Kulturvölker gewesen, weil sie nur über die ersten Rudimente der kapitalistischen Wirtschaft verfügten. Deren Fortschreiten kennzeichnet sich im Wachsen der Erkenntnis, daß der archaische Grundsatz „nummus non nummum parit" — Geld kann kein Geld erzeugen — nicht das Ende aller Weisheit sei. Geld an sich ist unproduktiv; aber es trägt Früchte, wenn man es in Kapital verwandelt, modern ausgedrückt: „anlegt". Für die Psychologie der menschlichen Anschauungen ist es überaus interessant, die Wandlungen in der Kritik des Zinsennehmens zu erfassen. Ursprünglich galten Zinsen als etwas Unmoralisches. Im alten Rom verbot die lex Genucia, daß die Bürger sich gegenseitig Zinsen zahlten. Die Darlehen sollten zinsfrei gegeben werden. Die Fruktifizierung des Geldes war Wucher. Justinian, der weitblickende und von modernen Ideen erfüllte Legislator, stellte subtile Zinstabellen auf. Er war der erste, der die ökonomische Bedeutung der verachteten usurae erkannte. Er hat, wenn man so will, das Geld zum Leben erweckt und die Grundlage der Geldwirtschaft geschaffen. Bis die graue Scholastik, die kanonischen Gesetze und die Reichspolizeiordnungen, den Zinsfuß wieder zum Teufel jagten. Das „verbrecherische Instrument einer ausschweifenden Phantasie" hatte sich aber mit der Zähigkeit eines Mikroben im Volkskörper eingenistet und war nicht mehr zu beseitigen. Wer heute noch glaubt, sein Geld am sichersten und besten im Strumpf aufzubewahren, gilt für ein minderwertiges Individuum. Die Aufklärung und der gesteigerte Aufwand für das, was man Lebenshaltung nennt, haben dafür gesorgt, daß der unproduktive Nummus im Strohsack der weltverlorenen Häuslerin kümmerlich die letzten Reste seines Daseins fristet. Außerhalb dieses Exils erkennt man dem Geld nur dann eine Existenzberechtigung zu, wenn es, als werbendes Kapital, dem Wirtschaftskörper die notwendigen Säfte zum Leben zuführt. Das Geld darf nicht ruhen; es muß ständig im Fluß sein. Das in bestimmten Anlagen, Grundstücken, Wertpapieren, industriellen Unternehmungen investierte Geld ist nicht zur Untätigkeit verdammt. Es hat, im Gegenteil, die Aufgabe, ein bis zur Berührung mit dem Geld unrentables Objekt zum wirtschaftlichen Leben zu erwecken. Der Begriff „totes Kapital" zeigt, im Kontrast, die volkswirtschaftliche Bedeutung des Geldes. Eine Gemäldegalerie ist totes Kapital. Sie bringt der Wirtschaft keinen Nutzen, sondern schädigt sie insofern, als sie ihr Betriebskapital entzieht,

das in den Bildern eine unproduktive Existenz führt. Erst wenn das Kunstwerk Handelsobjekt wird, erfüllt es eine wirtschaftliche Aufgabe. In Frankreich sprach man vom Vermögen der „toten Hand" und meinte damit das Kirchengut. Bis es Combes, der Antichrist, pro patria konfiszierte. Man schätzte den Wert des aus der geistlichen Beschaulichkeit aufgestörten Besitztums auf eine Milliarde. Aber der Begriff „tote Hand" traf doch nur in bedingtem Maße die Eigenschaften des von den Orden und Kongregationen angesammelten Kapitals. Das Kirchengut hat nicht allein dem geistlichen Aufwand gedient. Die Schnapsbrennereien der Karthäuser, zum Beispiel, lieferten ihr Erzeugnis weltlichen Zwecken. Sie waren wirtschaftliche Unternehmungen, die werbendes Kapital schufen. Im übrigen aber ist das, was man in der katholischen Hierarchie unter Kirchenfabrik versteht, die verkörperte Unproduktivität. Hauptsächlich sind's die prunkvollen Tempel selbst, in denen ungeheuere Schätze aufgestapelt sind, die ein parasitäres Dasein führen. Sie begnügen sich nicht mit ihrer in Marmor, Gold und Edelsteinen festgebannten Existenz, sondern entziehen, mit Hilfe der suggestiven Kraft des Weihrauchs, dem schaffenden Volkskörper erkleckliche Summen durch den Klingelbeutel. Dann tritt einmal ein Ereignis ein, das wie die Rache des beleidigten Prinzips der lebenspendenden Kraft des Kapitals an den mumifizierenden Grundsätzen der Kirche anmutet. Der Vatikan hat Millionen durch unglückliche Spekulationen eingebüßt. Die Kardinäle Oreglia und Mocenni, unter Leo XIII., hatten keine gute Hand, als sie den Peterspfennig in römischen Terrains anlegten; und Bontoux, mit seiner berüchtigten Union Générale in Paris, sorgte dafür, daß katholisches Geld aus dem Bann der Kirche erlöst wurde. Die Millionen, die der Bontoux-Krach verschlang, sind nicht nutzlos geopfert worden. Denn eine Finanzkatastrophe ist, au fond, nichts anderes wie ein Besitzwechsel.

Der Einzelne sucht natürlich das Risiko solcher Transplantation zu meiden. Vor dem Bewußtsein des eigenen Verlustes schwindet die Erkenntnis der Bedeutungslosigkeit des Vorganges für die Gesamtwirtschaft. Weil es so ist, entsteht der Wunsch nach sicheren Asylen für das erworbene Gut. Mit der steigenden Produktivität des Kapitals wuchs die Zahl der Möglichkeiten rentabler Kapitalsanlagen. Diese Entwicklung beruht auf der Wechselwirkung zwischen dem Wachstum der Kapitalsumme an sich und den kapitalerzeugenden Anlagen. Was vor zweitausend Jahren ein Verbrechen war, die Erzeugung von Zinsen, das ist heute zur Pflicht gegen den „heiligen Geist der Volkswirtschaft" geworden. Die sittlichen Begriffe haben sich gewandelt. Wirtschaft macht frei. Der Geschäftssinn hat alle moralischen und kulturellen Hemmungen bis an die Grenzscheide, die durch das Gesetz gezogen ist, ausgeschaltet. Der Unternehmer darf keine Sentiments kennen. Er sucht, sich das Kapital zu unterjochen. Hier aber sind seinem Wollen Schranken gezogen. Der Kapitalist, der ruhigen

Schlaf liebt, weicht instinktiv vor den Lockungen des Gründers zurück. Er will etwas Sicheres haben. Ihm genügt's, wenn ihm sein Geld vier Prozent Zinsen trägt. Nun taucht die schwerwiegende Frage auf: Gibt es absolut sichere Unterstandplätze für das Geld? Man sagt, am sichersten sei die Hypothek. Die ruht auf dem Grund und Boden; und der ist etwas Unbewegliches. Er kann nicht gestohlen werden. Und sein Wert ist durch Faktoren bedingt, die feste Wurzeln haben. Die Naturgeschichte der Großstadt ist identisch mit der Entwicklung des Bodenpreises. Ein Grundstück, das als Teil eines bestimmten Terrainkomplexes, durch die innerhalb dieses Rahmens eingetretenen Veränderungen, wertvoll geworden ist, könnte sich nur dann wieder entwerten, wenn sozusagen die „ganze Gegend" aus dem Rahmen fällt. Es ist möglich, daß ein Stadtteil einen anderen überholt. In den neuen Bezirken werden die Wohnungen mit mehr Komfort eingerichtet, als die Logements in den vorher bebauten Blocks aufweisen. Dann tritt in den stiefmütterlich behandelten Wohnungsrevieren ein gewisser Mangel an Mietern ein. Trotzdem werden die Mieten nicht billiger. Man kann sich des sonst üblichen Mittels der Preisermäßigung zum Zweck der „Steigerung des Konsums" nicht bedienen, weil der Bodenwert den Mietpreis bindet. Eine Entwertung des innerhalb der Stadtgrenzen liegenden Bodens tritt nur in seltenen Fällen ein. Das verhindert schon die hohe Verschuldung der bebauten Erdkruste. Die Hypothek könnte also für absolut sicher gelten, wenn sie nicht auch vom Erträgnis des Grundstücks abhinge. Diese Einnahmen sind Schwankungen unterworfen. Deshalb muß der persönliche Kredit des Hypothekenschuldners einen Ausgleich schaffen. Und das ist eben der „bewegliche" Faktor, dessen Vorhandensein es nicht zuläßt, der Hypothek die Eigenschaft der absoluten Sicherheit zuzusprechen. Es kommt hinzu, daß das Geld auf Jahre hinaus festliegt. Die Dauer eines Hypothekenabschlusses beträgt gewöhnlich zehn Jahre. Der Gläubiger kann während dieser Zeit nur über die Zinsen verfügen. Das sieht so aus, als habe man es hier auch mit einer Art „toten Hand" zu tun. Aber in Wirklichkeit übt das im Immobiliarbesitz festgelegte Kapital eine fruchtbringende Tätigkeit aus: es bringt die im Boden steckenden Werte zur Realisierung.

Man schätzt die Gesamtsumme des in deutschen Hypotheken investierten Kapitals auf 45 Milliarden. Davon stammt die Hälfte aus den Kassen der „Sparer". Wer einen Pfandbrief im Nominalwert von 1000 Mark erwirbt, ist mit der Summe, die er für dieses Papier bezahlt, an der Finanzierung des deutschen Immobilarbesitzes beteiligt. Der Bauer in der Oberpfalz, der Berlin kaum dem Namen nach kennt, tritt als Pfandbriefbesitzer in Beziehungen zur Reichshauptstadt. Der Hypothekenpfandbrief ist der Vermittler zwischen der rückständigen Wirtschaftspolitik des Bauernhauses und der intellektuell hochgeschraubten Ökonomik der Geschäftsmetropole. In die Reservoirs der Hypo-

thekenbanken strömt das Geld aus allen Teilen des Landes. Die hypothekarische Schuldverschreibung hat keinen, an territoritale Grenzen gebundenen Markt. Muß ihn wenigstens nicht haben. Und da die Pfandbriefbank ihre Hypothekengeschäfte abschließt, wo ihr die besten Chancen geboten werden, so ist für eine Dezentralisierung des zur Ausbeutung des Bodenwertes dienenden Kapitals gesorgt. Diese Tendenz findet sich auch bei den aus den Kassen der Versicherungsanstalten fließenden Leihgeldern. So ist das Darlehen, die ursprünglichste Form der Zinsen tragenden Anlagen, die wichtigste Art der Kapitalisierung des Geldes geblieben. Die öffentlichen Anleihen gehören zur Kategorie des Darlehens, wenn auch der Schuldner repräsentativer wirkt als im Einzelfall. Englische Konsols, deutsche Reichsanleihe, französische Rente — „wer darf sich solcher Mamelucken rühmen". Und doch ist viel Geld an diesen Papieren verloren worden. Die Sicherheit der Schuldner beruht auf einem Begriff. Auf der suggestiven Kraft des Staatsbegriffes. Der Engländer ist noch heute überzeugt, daß es auf der ganzen Welt kein feineres Wertpapier gibt als die Schuldverschreibungen Großbritanniens. Was kümmert's ihn, daß die Konsols im Laufe der Jahre zwanzig Prozent am Kurswert verloren haben. Daß sie in Zeiten niedrigen Kursstandes eine Rente von knapp drei Prozent abwerfen. Der Nationalstolz des Engländers kommt nirgends deutlicher zum Ausdruck als in der unerschütterlichen Treue, mit der John Bull an der Begeisterung für seine Konsols festhält. Für Papiere, die, in der Kaufmannssprache, keinen Gegenwert besitzen. Es tritt hier ein markanter Unterschied zwischen dem Briten und dem Deutschen zutage. Die deutsche Reichsanleihe erweckt keine nationalen Gedanken. Sie löst Gefühle der Unlust und nörgelnde Kritik aus. Woran liegt das? Ist der Deutsche weniger „patriotisch" veranlagt als der Engländer, oder ist sein Auge schärfer als das des Vetters unterm Union Jack? Ich glaube eher, daß es ein Mangel an nationalem Gefühl ist, der den Deutschen zum Verächter seines „feinsten" Anlagepapieres macht. Er hört, daß die Finanzen des Reichs einer Auffrischung bedürfen; beteiligt sich am Schimpfkonzert über die Unfähigkeit der Finanzverwalter; hält aber krampfhaft die Taschen zu. So sieht der Komplex von Gefühlen aus, dem die Würdigung der Reichsanleihen im eigenen Lande entspringt. Im übrigen entwickelt der deutsche Kapitalist eine staunenswerte Naivität in Fragen der Vermögensverwaltung. Soweit die Anlage in Wertpapieren in Frage kommt. John Bull preist seine Konsols und schickt die Schwindelpapiere über den Kanal; Michel pfeift auf die Reichsanleihe und kauft, was an zweifelhaften Shares von drüben kommt. Der deutsche Sparer ist der beste Kunde der sogenannten bucket-shops in London, Paris, Brüssel, Wien und Budapest. Im deutschen Volksvermögen muß eine ganz phänomenale Lebenskraft stecken, daß es, ohne sichtbaren Schaden zu nehmen, die Kosten der gewagtesten Schwindelexperimente und ausgiebigster Kurskatastrophen tragen

konnte. Nach neuesten Schätzungen beträgt das deutsche Nationalvermögen 350 Milliarden Mark. Es ist um 100 Milliarden größer als das französische und geht um 50 Milliarden über das britische Vermögen hinaus. Die Behauptung, daß Frankreich der reichste europäische Staat sei, läßt sich nur dann aufrechterhalten, wenn man vom bloßen Besitz an barem Geld und Wertpapieren spricht. Frankreich ist das Rentnerland. Hier wird das Geld in Rente umgesetzt; die Rente produziert Zinsen; und die Zinsen werden wieder in Rente verwandelt. Ein circulus vitiosus; denn die Gewöhnung an das Kapital mit fester Verzinsung hemmt den Fortschritt. Man bewegt sich in Frankreich an den zwei Polen einer normalen Finanzwirtschaft: Hier das Dorado der dreiprozentigen Rente; dort die tollste Spekulation. Je gewagter die Objekte und Projekte sind, je leichter ist ihre Finanzierung. Paris bietet dem geschickten „Unternehmer" jede Chance. Wer's nicht glaubt, lese Zolas „l'Argent". Und an Beispielen der Wirklichkeit fehlt's auch nicht: Bontoux, Panama, Jaluzot, Therese Humbert, Henry Rochette.

In Deutschland dominiert die Aktie. Sie hat das Einzelvermögen der Gesamtwirtschaft dienstbar gemacht. Auf ihr ruhen alle „Errungenschaften" der letzten fünfzig Jahre. Die Eisenbahnen; die Großbanken; die Hochöfen, Bergwerke und Elektrizitätsgesellschaften; die Syndikate und Trusts. Neben der eigentlichen Rente, der Verzinsung des Darlehens, entstand die Aktienrente. Die brachte einen stark spekulativen Einschlag mit sich. Denn die Ausnutzung der wirtschaftlichen Chancen ist ohne Spekulation nicht denkbar. Sie ist vielmehr der Inbegriff dieser. Die Aktie ist dem Rentenpapier auf den Leib gerückt. Der Geldmann sah, daß ihm der Aktienbesitz höhere Zinsen brachte als die Staatsanleihen. Er setzte also seine Ruhe ein, um besser essen zu können. Es gibt zwei Kategorien von Aktienkäufern: die eine hält an dem Prinzip der Kapitalsanlage fest; die andere huldigt spekulativen Grundsätzen. Ihr liegt nichts an der Rente; sie interessiert sich nur für den Kurs. Die Ausbeutung der Kursdifferenz ist die stärkste Triebfeder des Aktienumsatzes. Das ist eine Bewegung, die sich außerhalb der allgemeinen Kapitalsentwicklung vollzieht. Sie arbeitet mit Augenblickswirkungen, mit Stimmungen und fingierten Werten. Es ist ein einfaches Hazardspiel. Gewinn und Verlust in Summa gleichen sich aus. Bleibt ein Saldo, so schlägt er sich im Bereich der Anlagepapiere nieder. Eine gewisse produktive Wirkung läßt also auch das reine Börsenspiel zurück. Der Wert einer Aktie hängt so sehr von Zufälligkeiten ab, daß er sich mit absoluter Genauigkeit überhaupt nicht bestimmen läßt. Ein in Aktien angelegtes Vermögen von 100000 Mark kann im Laufe einer Woche auf die Hälfte seines Wertes reduziert sein. Auch Staatspapiere sind Kursverlusten unterworfen; aber der „innere Wert" bleibt von der Veränderung des Kurses unberührt. Und die Möglichkeiten der Erholung sind weniger von Spezialeinflüssen abhängig als

bei der Aktie. Die ist jedoch kein bloßes Spekulationspapier. Man muß da Unterschiede machen. Südafrikanische Goldshares sind etwas anderes wie deutsche Elektrizitätsaktien. Und dann gibt's Papiere, die gleichsam in der europäischen Politik eine Rolle spielen. Deren Kurs das Wetter anzeigt. Die österreichische Kreditaktie gehört zu den Effekten mit barometrischen Eigenschaften. In früheren Jahren war sie die Achse, um die sich das gesamte Spekulationsgeschäft drehte. Als die Wiener Börse zum k. k. österreichischen Spezialmarkt einschrumpfte, büßte auch die Kreditaktie von ihrem Glanze ein. Aber noch immer gibt sie zu Zeiten den Ton an, dank der unverwüstlichen Vitalität der politischen Ereignisse im Südosten Europas. Im Wesen dieses Papieres gehen die Begriffe Anlage und Spekulation ineinander über. Und auch sonst ist eine restlose Trennung beider nicht möglich. Der Hypothekenpfandbrief, die konservativste Kapitalsanlage, die wir haben, ruht auf Werten, die zum großen Teil durch die Spekulation geschaffen wurden. Gründungen von Kolonialgesellschaften wuchern empor wie Pilze im feuchten Waldboden. Das Publikum wird aufgefordert, seine nationale Gesinnung durch den Erwerb von Kolonialwerten zu bekunden. Man preist sie ihm als vorteilhafte Anlagen. In Wirklichkeit handelt es sich um glatte Spekulationsgeschäfte. Niemand kann sagen, ob das hingegebene Geld je Zinsen bringt, ob es jemals die Stätte seiner Herkunft wiedersieht. Der Patriotismus allein kann aus zweifelhaften Papieren keine Konsols machen. Und der Weisheit letzter Schluß lautet: wie die Persönlichkeit sich zur Erhaltung und Mehrung des Volksvermögens stellt, das ist stets eine rein individuelle Angelegenheit.

Junius/ Chronik: Symptome des öffentlichen Geistes

Bevor Bülow am 30. März in den Sitzungssaal des Reichstags trat, war's eine verzweifelte Situation; war er ein von der Lage aufgegebener Mann. Sein Gebild, der Block, die Synthese konservativen und liberalen Geistes, die Kristallisation einer großen Partei der Mitte, analog jener mit der einst Bismarck das neue Reichshaus einrichtete, lag scheinbar zerbröckelt am Boden. Stumm und verdrossen saßen die unfrohen Genossen einer unfruchtbaren Arbeit nebeneinander, voll gesteigerten Mißtrauens in den guten Willen zur Gemeinsamkeit, mit den brennendsten Vorwürfen auf den Lippen, einig nur im Gefühl der Neugierde, mit welcher List seines faltenreichen Gemütes ihr weiland Führer oder Verführer versuchen würde, das Unmögliche ein letztes, ein allerletztes Mal möglich zu machen.

Mit dem lauernden Blick der Schadenfreude, als ob die patriotischen Beklemmungen der anderen, das Finanzelend, das Verfassungselend, das Kulturelend sie nichts angingen, saßen die Sozialisten abseits auf ihrem „Berg": neben dem verloschenen Krater Bebel .. dem die Ärzte das Feuerspeien strengstens

untersagt haben . . der noch immer massige Singer, neben dem witzigen und kultivierten David der süddeutsch bewegliche und entwicklungsfähige Franck, neben den Orthodoxen die Ketzer, neben den Alten die Jungen, aber sie allesamt ganz ohne revolutionäre Allüren, in Schach gehalten durch den norddeutschen Ernst und Sachwillen, der in dieser von einem Cagliostro der Politik beherrschten Versammlung noch immer nicht erloschen ist . .

Die Katholiken sind unverkennbar am sicher bevorstehenden Wendepunkt am beteiligsten. Weit mehr als die Sozialisten durch eine homogene Idee geeint, durch eine Vorstellung von Kultur und Staat zu gleichem Handeln getrieben, warten sie auf das Ende der Komödie, die ihren Einfluß lähmt. Bismarck hat (sagen sie heimlich) vor uns kapituliert und den juristischen (!) Irrtum des Kulturkampfs einem subalternen Gehilfen zur Last gelegt. Wenn er trotzdem überzeugt war, daß wir eine evangelische Dynastie und Kirche als eine Unregelmäßigkeit und Krankheit betrachten, deren Heilung die Aufgabe der Kirche sei, so mag er die grundsätzliche Richtung unseres Weges zum Heil richtig angegeben haben; aber er hat, Antiideologe der er war, letzte Ziele nicht gefürchtet und mit uns, gegen die Fortschrittsdemokraten, seine Agrar-, Mittelstands-, Sozial- und Wehrpolitik gemacht. Was will dieser schönrednerische Zwerg hier, dieser Rattenfänger politisch unbefleckter Seelen? Die Kulturrichtung der deutschen Politik ändern? Bismarck hat die protestantische Orthodoxie, die Hengstenbergerei und Stöckerei, nicht geliebt, sondern als politische Helfershelferin gelitten. Er hat die Verweltlichung der Volksschule, die (leider) folgenreiche Episode Falk veranlaßt, hat die nur von den liberalen Protestanten, also Nichtchristen, gutgeheißene Zivilehe einführen helfen und die katholische Abteilung im Kultusministerio, angeblich weil sie den Polonismus in Posen und Schlesien begünstigte, auch nach dem sogenannten Gang nach Kanossa nicht wieder eingesetzt. Von diesem hier aber behaupten nicht einmal die eingeschworensten liberalen Blockfreunde, daß er die Luftklappen seines preußischen Kultusministerii auch nur momentweise geöffnet habe, um den Odem der modernen Kultur durchstreichen zu lassen . . Staatserhaltend sind und bleiben wir, wenn auch unser christkatholisches Gewissen uns verwehrt hat, zu dulden, daß die Kolonialassessoren und Kolonialheroen vom Stamme der Leist und Peters sich unter Schwarzen ausleben. Wir beweisen uns durch Taten; standen treu zum König, als Cagliostro-Bülow, während der Konventssitzung des Reichstages, für geraten hielt, Volksgunst gegen Königsgunst auszuspielen . .

Beklommen und reuevoll sitzt die Partei des schlechten Gewissens, sitzen die Freisinnigen da. Allen ist klar, daß der Block die Belastungsprobe nicht bestanden habe. Bülow macht keinen Schritt vorwärts in der Richtung einer Parlamentarisierung der Regierungsmethode. Er zögert, mit der versprochenen Reform des preußischen Wahlrechts den Anfang zu machen. Er versucht kaum, agrarische Interessensucht einzudämmen, die aus Anlaß der neuaufzulegenden vierhundert Millionen

indirekter Steuern in die private Tasche wirtschaften möchte. Er duldet nicht, daß der Liberalismus, verstanden als der Ausdruck einer weitverbreiteten und der modernen Kulturentwickelung parallel laufenden politischen Anschauung, vertreten von dem produktivsten und intellektuellsten Teile der deutschen Bevölkerung, an die Bereitwilligkeit zu ungeheuren Geldbewilligungen auch nur die geringste Bedingung knüpft. Dieses Verfahren, die Erweiterung vorenthaltener politischer Rechte zu erlangen, um eine oktroyierte Regierung zu kontrollieren, können nur Unreife oder Unbelehrbare als Erpressung denunzieren. Einer unter ihnen, ein kluger Skeptiker der zu Indiskretionen neigt, raunte mir zu: „Wir vertreten das großstädtische Hausagrariertum, das reine Händlerinteresse und den auf der Basis des mobilen Kapitals erwachsenden Dualismus von Besitz und Bildung. Dazu gehören auch der ökonomisch unbestimmte Mischmasch der Stadtbevölkerung, der Liberalismus mit Ideologie gleichsetzt, die Fabrikbeamten, die sozial und intellektuell ehrgeizigen Volksschullehrer et hoc genus omne. In den großstädtischen Ratshäusern, wo wir annoch die Herrschaft üben, erwehren wir uns nur mit Mühe des sozialistischen Terrors. Wenn wir erklären, daß wir das Volk schlechthin, kein diesen Allgemeinbegriff irgend einschränkendes Gruppeninteresse vertreten, so nimmt der Vernünftige attisches Salz auf die Zunge. Schon daß wir bereit sind, die Bedürfnisse des Staatshaushaltes in der Hauptsache durch indirekte Steuern, durch Belastung des Massenkonsums zu bestreiten, weist deutlich die Schranke, die uns von den Arbeitervertretern trennt. Wir leugnen, daß die Arbeiteridee vom Staate mit der Menschheitidee zusammenfällt, wie die Epigonen von Lasalle glauben machen wollen. Daß wir die Sozialisten als Bundesgenossen betrachten bei dem Versuch, das nationalistische Fieber einzudämmen, das die Finanzen zerrüttet und den ruhigen Kulturgang in unerträglicher Weise stört; daß wir ihnen klarzumachen suchen, wir hätten das gleiche Interesse an der Erweiterung der Parlamentsrechte, wir seien ungefähr einig in der Bejahung der technischen Seite des modernen Wirtschaftsbetriebes, der unbedingten Gewissensfreiheit, der Bildungspolitik, in der Abneigung gegen Feudalismus und Bureaukratismus: das genügt nicht, um die unzweifelhaft vorhandene innere Gegensatzspannung aufzuheben. Sind wir ja doch „Bourgeois" und werden es, wollen es ewig bleiben. Wir haben zwei Seelen in unserer Brust: eine liberale Bourgeoisseele voll sozialer Distanzgefühle und eine demokratische, mit sozialem Öle gesalbte, eine Großbürger- und eine Kleinbürgerseele; wir verspüren zugleich den Zug nach rechts und nach links: wir sind die Esel Buridans. In einer hundertfältig eingeklemmten Lage, helfen die großen Worte, hilft die ohnmächtig bellende Phraseologie der Zeitungspolitiker keinen Schritt vorwärts. Wer das dezimierte Heer unserer Wähler, das Kaliber unserer Abgeordneten — Bankdirektoren, Kommerzienräte, eindeutig aufzufassende Stadträte, Kommunaltyrannen, funkenlose Elementarschulrektoren, wurzellose Ideologen, überehrliche

Leute, bei denen das Sollen das Wollen ersetzt —, die Leser unserer Presse, die Macher unserer Wahlen kennt, wird.. Naumann in hohen Ehren!.. den Block: Bassermann-Bebel ins Traumland verweisen. Wer sich die Sozialistenführer, die mandatklebrigen Philister und die von Ranküne zerfressenen Demagogen unter ihnen sich vergegenwärtigt und zu begreifen vermag, warum sie sich offiziell als reine Arbeitervertreter fühlen, wird auch verstehen, warum wir nach rechts getrieben und zur Betonung unserer bürgerlichen Solidaritätsgefühle förmlich gezwungen sind. Bülow kennt diesen unsern Zwang zum Jasagen, weiß so gut wie unser Herr von Payer, daß eine bürgerliche Oppositionspartei ohne die Masse hinter sich auf die Dauer zur verächtlichen Rolle der quantité négligeable verdammt ist; aber positiv tut er nichts, nichts, nichts, um diesen so zeitgemäßen Block der Mitte ins Leben und in den Steigbügel der parlamentarischen Macht zu helfen. Die Tage der Königskrise sind vergessen. Er spricht als Royalist sans phrase, als ob nie ein Zwang zur Kritik königlicher Handlungen bestanden hätte. Die Steuern heischt er von seiner Mehrheit, als ob sie, wie etwa eine englische Regierungs- und regierungbildende Mehrheit, ein organisches, einigermaßen gleichartiges Gebilde, als ob seine Forderung nur der juristische Ausdruck einer „Platform" wäre, die sich im Wahlkampf als mehrheitbildend bewährt hatte. Nicht einmal die Erbanfallsteuer hat er mit gepanzerter Faust der konservativen Fronde abzuringen versucht, er läßt die von Professoren geschürte öffentliche Meinung machen, was diplomatische Erwägungen ihm zu tun verbieten. Diesem Mann sitzt das Mark schöpferischer Politik nicht in den Knochen.."

Vor so verstimmte, so gegeneinander gestimmte Richter tritt Bülow. Die ohne große Kapitalauslage im Auswärtigen eben erworbenen Lorbeern — die ersten seit zwanzig Jahren durch eine Art Passivität erworbenen — machen die schwere Aufgabe leichter: den Bruch der inneren Lage zu heilen. Und unter den geschickten Fingern des Prestidigitateurs werden die Rollen vertauscht, die Aufmerksamkeit wird auf allerhand kurzweilige Nebendinge abgeleitet (das Legitimitätsprinzip, die Kamarilla, die etwaige Ausnahmebehandlung des roten Terrors), der Angeklagte wird zum Kläger, die eigenen Fehler und Versäumnisse werden den anderen aufs Konto geschrieben und die völlig desorientierte Mehrheit wider Wissen und Willen vor aller Welt der Untüchtigkeit, der Unfähigkeit zum Tatwillen geziehen. Vor allen Dingen wird zum Throne hinaufgesprochen, unter dreister Geschichtsklitterung, bis alle bisherigen Mißgeschicke der kaiserlichen Aktivität, die er noch im November durch Stillschweigen als solche preisgab, in nationale Aktiva umgefälscht sind. Er mag dabei an das lombardische Sprüchwort gedacht haben, das Rabelais im Gargantua anführt: passato el periculo, gabato il santo. Ist einmal die Gefahr vorüber, wird des Heiligen gespottet, — des deutschen Genius Heiligkeit.

Wird er sich behaupten? Wenn er siegt, wenn er die Finanzvorlagen mit

seinem Block — nicht mit wechselnden Mehrheiten — durchbringt, so wissen wir ein für allemal, daß „Reformen" von solcher Hand Seifenblasen sind, die unser politisches Leben auf seiner Bahn zur Desorganisation nicht aufhalten.

Die Anomalien unsrer inneren Lage sind zum Teil durch die Verwickelungen der äußeren zu erklären. Sie machen mehr diplomatisches Geschick und diplomatische Routine nötig als im Nachwuchs sichtbar wird. Hier wird Bülow als schwer entbehrlich empfunden, zumal da das Mißtrauen gegen den Segen der monarchischen Initiative auf dem Glatteis der Diplomatik unter allen Patrioten fortwuchert.

Zur endlich sanktionierten Annexion Bosniens ist eine Anmerkung zu machen, die in die geheime Werkstatt des kapitalistischen Imperialismus den Blick öffnet. Wem kommt die Annexion zugute? Dreißig Jahre lang wurde das Land von Österreich-Ungarn behandelt wie etwa Indien oder Ägypten von England: als eine Ausbeutungs-, Militär- und Beamtenkolonie. Das direkte Ziel war, unter dem Schutz des Doppeladlers, Industrialisierung des Landes zu eigenem Profit. Das ausbeutungssüchtige Kapital des überlegenen Kulturlandes floß gierig und eigensüchtig in diese neue Provinz und zog den technischen Riesenapparat unsrer Kultur nach sich. Die Amtssprache war deutsch, die Verwaltung nach westeuropäischem Muster organisiert. Indirekt wird Handel und Wandel und Gesittung allgemein belebt und die serbische Bevölkerung hat den Vorteil: den größten, den dauernden. Zudem ist das vom Nationalitätenhader unterwühlte Österreich-Ungarn kein Einheitsstaat, die Entwicklung drängt von dem auf die Dauer ganz unhaltbaren Dualismus zu einem Groß-Österreich hin, in dem sämtliche Nationen Autonomie erhalten. Darum ist es unmöglich, Bosnien einer der beiden gegenwärtigen Reichshälften einzuverleiben: es erhält eine sehr weitgehende Selbstverwaltung, einen eigenen Landtag, das Serbische wird Amtssprache, Bosniaken übernehmen die Verwaltung ihres Heimatlandes; nur das Zoll- und Bahnwesen verbleibt vorerst der Zentralverwaltung. Ja, die vorauseilende Phantasie bosnischer Patrioten sieht in diesem Vorgang den ersten Schritt zu der Vereinigung mit allen von Serben bewohnten Landstrichen der habsburgischen Monarchie, mit Dalmatien, Slavonien, Kroatien. Ein südslawisches Reich an der Adria! Zuvor freilich muß in Ungarn selbst die Vorherrschaft der magyarischen Herrenrasse gebrochen werden .. Summa: Unter der Hand kehren sich die Zwecke um und Gewaltmittel werden Kulturzwecken dienstbar. Ein symbolischer Vorgang von ungeheuerer Tragweite.. Man hat ausgerechnet, die sogenannte Gewaltpolitik Ährenthals habe die habsburgischen Monarchie eine Milliarde Kronen gekostet. Wer wird heute noch diesen beschämenden Unsinn nachlallen wollen, angesichts des neu eingebrochenen Balkanchaos, angesichts der großgriechischen, der großbulgarischen, der großserbischen Frage, im Hörbereich des Tumultes, mit dem die türkische Selbstzerfleischung Europa erfüllt? Hier werden

nur Kuren von Blut und Eisen helfen. Und die großen Kulturstaaten Europas, deren im Milliardenkapital kristallisierte Arbeit dort unten kulturschöpferisch wirkt, werden sich wie es scheint bereit halten müssen, die Gewaltkur selber vorzunehmen.

Zu Betrachtungen ähnlicher Art geben unsere Beziehungen zu England erst recht Anlaß. Wohlwollende Publizisten glauben, es liege in der Hand der Diplomaten und der Presse, die elementaren Ursachen, die die Beziehungen zwischen zunächst „friedlich" rivalisierenden Großstaaten täglich in den Abgrund der Konflikte stoßen, endgültig aus der Welt zu schaffen. Auf die Dauer nährt solche Rede die Gefahr, wie jede, die mit der Logik der Tatsachen im Widerspruch steht. An dem besten Willen zur Verständigung fehlt es nicht; der angesehenste Teil der Publizistik, Männer der Wirtschaft, der Wissenschaft, des öffentlichen Lebens, alle sichtbaren Kulturspitzen arbeiten daran; Besuche, Festessen, Journalistenverbrüderungen, Liebeswerbungen jeder Art (und Unart) füllen die Annalen des letzten Jahrfünfts. Es hilft nichts, das Mißtrauen will nicht weichen; es schleicht sich . . . in die Pazifistenpresse; ihren hohen Priestern sogar (z. B. Stead, dem Herausgeber der Review of Reviews, oder dem Franzosenfreund Sir Charles Dilke) entschlüpfen Äußerungen, die nur auf dem Mistbeet des Mißtrauens wachsen können. Die naheliegende Erklärung dafür, das ungeheure industrielle und kommerzielle Wachstum Deutschlands seit 1870, sein Eintritt in die Weltpolitik, der Neid erweckende Triumph seiner technischen Methode und Großbetriebsorganisation, sein Interesse als Exportstaat an der Offenhaltung der Türen, wo sie noch offen sind, wird als zu billig abgewiesen; den auf ein überwältigendes Tatsachenmaterial sich stützenden Beweis, daß parallel mit dem Wachstum Deutschlands und der Vereinigten Staaten von Nordamerika ganz sichtbar die ökonomische und politische Struktur Englands und seines Weltimperiums sich geändert habe, läßt man nicht gelten. Ja, dann ist die Geschichte der deutsch-englischen Beziehungen die Geschichte eines pathologischen Vorgangs, eines Wahnsinns. Seit dem Januar 1906 regiert in England ein liberal-radikales Kabinett. Seine Mehrheit betrug ursprünglich 354 Stimmen, ganz offenbar war also die gewaltige Masse des britischen Volkes der zehnjährigen imperialistischen Gewaltpolitik der Chamberlain und Balfour satt. Man verabscheute, zum Teil auch aus Gründen der Rassenantipathie, den Einfluß der Spekulantenklique in Throgmortonstreet, die man verdächtigte, den Burenkrieg auf dem Gewissen zu haben. Man verlangte eine demokratische Friedens- und Kulturpolitik. Das Kabinett enthielt einen auffallenden Prozentsatz Schöngeister, Literaten, Advokaten. Auch der Mann aus dem Volke, John Burns, fehlte nicht. Heute thront er, der seine öffentliche Laufbahn als Führer von sozialistisch-anarchistischen Monstermeetings auf dem Trafalgarsquare angefangen, der seine schwieligen Bergarbeiterfäuste drohend gegen die „reaktionäre Masse der Besitzenden" erhoben hatte, auf dem kuruli schen Sessel und hilft — nicht aus einem Klassen-

vorurteil — sondern aus seinem von den Tiefen des Volksempfindens her genährten Urteil Englands Geschicke entscheiden. Zum erstenmal in der englischen Geschichte kreist im Regierungsausschuß so viel echtes demokratisches Blut. Versprochen wurde die unkirchliche, die konfessionslose Laienschule. Versprochen die Trennung von Kirche und Staat, oder was dem sehr nahekommt. Die Selbstverwaltung für Irland und Südafrika. Eine radikale Agrargesetzgebung, mit dem bedingungsweisen Recht zur Enteignung des feudalen Großgrundbesitzes. Eine radikale Finanzreform, auf der Grundlage der prinzipiellen Trennung von erarbeitetem und arbeitslosem Einkommen und einer starken Belastung von Kapitalzins und Pachtzins, ausgehend von dem Satz, daß in jedem großen Einkommen ein Element arbeitslosen Einkommens vermutet werden dürfe. Versprochen endlich und durchgeführt wurde neben Dingen minderer Bedeutung die staatliche Arbeiterversicherung, ohne Beitragspflicht der Versicherten . . . Und dieses radikale Kabinett wird durch die erregte öffentliche Meinung gezwungen, nicht nur sein Landheer für die Möglichkeit offensiver Verwendung zu reorganisieren und dadurch die Propaganda zur Einführung der allgemeinen Wehrpflicht höchst eindrucksvoll zu unterstützen, sondern: in den Flottenwettkampf mit Deutschland einzutreten. Es verkündet als Grundaxiom des nationalen Lebens: England müsse die Seeherrschaft behalten; müsse. Es sieht in der bloßen Existenz einer starken deutschen Flotte eine Bedrohung dieser Seeherrschaft. Es verlangt, daß Deutschland dieses Axiom anerkenne, und ist bereit, auf Grund dieser Anerkennung eine Kontingentierung der beiderseitigen Seewehren durchzuführen. Dadurch werden die gegenseitigen Freundschaftsbeteuerungen wertlos, wird das Mißtrauen zum Prinzip erhoben. Von den grotesken Übertreibungen der konservativ-unionistischen Opposition — die unserem offiziellen Flottenbauprogramm ein geheimes, mit beschleunigtem Tempo ausgeführtes unterschiebt — spreche ich nicht; sie sind Parteimanöver. Aber auch in den Kundgebungen Sir Edward Greys, des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten, ist das Mißtrauen gegen Deutschlands Imperialismus das Leitmotiv, das in dem Depeschenwechsel Bismarcks mit Granville vorspukt, zur Zeit, als unsere ersten Kolonien erworben wurden.

Vielleicht treiben wir mit unseren riesigen Flottenbauten einen finanziell und kulturell überflüssigen, ja verhängnisvollen Luxus; wir persönlich halten den Weg zu ihrer Kontingentierung für durchaus wünschbar, für durchaus gangbar. Aber schließlich geht dieser Brauch oder Mißbrauch unsrer Kräfte, so lange aggressive Tendenzen nicht nachweisbar sind, uns zunächst allein an. Gelehrt wurde er uns durch das englische Prinzip: trade follows the flag. Dieses Prinzip erweist sich, auch in der Deutung durch ehrliche englische Liberale, als imperialistisch. Das ist die Lehre der letzten Jahre und Tage.

Adlige Fahnenjunker

Ein Menschenschlag sind sie, unsere preußischen Junker. Vielleicht kommt nichts auf der Welt dem Idealbilde der „blonden Bestie", von der Nietzsche in entzückten Visionen schwärmt, so nahe wie sie. „Unbekümmert, spöttisch, gewalttätig — so will uns die Weisheit: sie ist ein Weib, sie liebt immer nur einen Kriegsmann." Mit gelassenem Gleichmut, mit der Gebärde der Selbstverständlichkeit streichen sie Vorrechte, Liebesgaben, Auszeichnungen ein; verwundert ziehen sie die Augenbrauen hoch, wenn die Lämmer da unten sie böse Raubtiere schelten. „Wir sind ihnen gar nicht gram, diesen guten Lämmern, wir lieben sie sogar: nichts ist schmackhafter als ein zartes Lamm."

Gesetz und Verfassung? Sie lachen darüber. Gleichheit der Rechte und Pflichten? Sklavenmoral! Was sie haben, halten sie fest; und was sie nicht besitzen, begehren sie. Der Staat ist ihr Jagdgebiet, das Heer ihre Domäne.

Aus dem „Pathos der Distanz" heraus halten sie die Niederen fern; sie wollen unter sich bleiben, die „Schlechten" — das sind Bürger und Bauern — nicht als gleichberechtigt anerkennen.

So wählen sie ihre eigenen Regimenter, in die ihre Söhne eintreten; halten aus ihnen das Bürgertum fern. In der Garde herrschen sie; ihre Oberen sind aus ihren Reihen hervorgegangen: außer Dienst nur primi inter pares! Glücklich der Junker, der in das erste Garderegiment zu Fuß eintreten kann, in das Regiment des Waffenadels, wo er die Prinzen des königlichen Hauses trifft, als Kamerad mit den Kameraden lebt. Blaues Blut bei blauem Blute! Der Hochadel sucht das Regiment der Gardekorps auf, das alte Regiment Gensd'armes. Glänzende Erinnerung! „Die bataille ist nicht verloren, solange das Regiment Gensd'armes nicht attackiert hat." Augenscheinlich unterließen sie darum bei einigen Gelegenheiten die Attacke überhaupt.

Die Übrigen richten sich so gut ein wie sie können, oft nach der Überlieferung der Familie: im Kasino des Regimentes finden sie die Bilder ihrer Vorfahren. Die Reichsten nimmt das Regiment der Gardekürassiere auf, auch das der Gardehusaren, wo der Kaiser gedient hat. Die Artillerie-Montmorenzys drängen sich in das erste Garde-Feldartillerie-Regiment, dessen Uniform der Herrscher gelegentlich trägt, dessen „Chef" er ist. Auch die stolzen „Alexandriner", die „Maikäfer", selbst die „Halbaffen" (die bei der Reorganisation neugebildeten Regimenter) suchen den Rahmen einer geschlossenen Standesgenossenschaft festzuhalten. Der kleine Provinzadel hat seine eigenen Regimenter. Die Grenadierregimenter 7 und 11 werden von dem schlesischen, die Wrangelkürassiere von dem ostpreußischen angefüllt. Wie ein Garderegiment fühlen sich die Leibkürassiere in Breslau, ein paar mecklenburgische Regimenter und andere!

Er kommt in eine gute Gesellschaft, der adlige Fahnenjunker: gestehen wir es ruhig ein. Dort lernt er beizeiten vorsichtiges, bescheidenes Auftreten — unter seinesgleichen! Er wird rasch zum Diplomaten und weiß, daß er nicht Anlaß zum Gerede oder gar zu einem öffentlichen Skandal geben darf. Die Gefahr, in ein „Grenzregiment" verbannt zu werden, ist immer groß: sie bedeutet nicht nur den Verlust zahlloser Annehmlichkeiten, sondern auch aller großen Vorteile, der Aussichten für die Zukunft, die mit dem Dienst in bevorzugten Regimentern verbunden sind.

Rasch lernt der Junker, daß Liebens-

würdigkeit, gewandtes Auftreten, gesellschaftliche Vorzüge, gute Beziehungen, für die militärische Laufbahn ebenso wichtig — und gelegentlich wichtiger — sind, als dienstliche Tüchtigkeit. Seine Vorgesetzten sind hochmögende Leute, sind ausgesuchte Persönlichkeiten; sie haben fast ohne Ausnahme noch eine glänzende Zukunft vor sich. Ihr Wort ist im guten wie im schlimmen von gewichtigem Einfluß. Wen sie loben, wen sie empfehlen, wen sie zu besonderen Stellungen geeignet erklären: der darf hoffen, daß das mehr als beschriebenes Papier ist. Sie erinnern, wenn die Erfüllung warten läßt; sie drängen, wenn die entscheidenden Instanzen vergessen sollten. Sie scheuen keine Reise, keine Unbequemlichkeit, wenn sie sich einmal für jemand einsetzen, — sind nicht auf den banalen Dienstweg angewiesen, sondern haben persönlichen Zutritt, verkehren in der Gesellschaft und oft in der Familie der maßgebenden Männer. Man gibt etwas auf ihr Wort. „Graf . . . ist ein schrecklicher Mensch", sagte Albedyll, der Chef des Militärkabinets unter Wilhelm I., von einem später sehr hochgestiegenen Regimentskommandeur der Garde, „wenn man vier seiner Rittmeister befördert hat, kommt er klagen, es sei doch eine Ungerechtigkeit, daß nun der fünfte leer ausgehen solle".

So kann es nicht fehlen, daß der adlige Fahnenjunker mit besseren Aussichten in das Heer tritt als sein bürgerlicher Genosse. Der Oberst Müller an der französischen Grenze, der General Schuster an der ostpreußischen: sie können untüchtige Untergebene rasch beseitigen; tüchtige auf den schmalen Weg zu bringen, der zu den Gipfeln der Laufbahn führt, dazu reicht ihr Einfluß nur selten. Denn der Andrang ist groß . .

Es sind also drei Ursachen, die die bessere Aussicht des adligen Nachwuchses begründen: er drängt sich in bestimmte Regimenter zusammen, aus denen er das bürgerliche Element fernhält; diese bevorzugten Regimenter werden von bevorzugten Persönlichkeiten, sagen wir von bekannten Männern, geführt, deren Urteil größeres Gewicht besitzt als das ihrer unbekannten bürgerlichen Kollegen; und drittens endlich, um eine große Karriere zu machen, muß man aus dem Frontdienst herauskommen. Der reine Frontdienst führt in der Regel nicht über den Major hinaus — und das bedeutet ein frühes Ende der Laufbahn. Die Männer, die im Truppendienst dauernd blieben, scheiden rein automatisch aus dem Wettbewerbe um die höheren Stellen aus (ich wiederhole: der Regel nach) — ohne daß man darum im einzelnen von grober Ungerechtigkeit und Parteilichkeit sprechen könnte.

Der adlige Fahnenjunker aber hat bei weitem größere Aussicht, zum Prinzenadjutanten berufen zu werden, in die höhere Adjutantur zu gelangen, die Kriegsakademie zu besuchen, den Eintritt in den Generalstab zu erlangen als der arme homo novus, der aus bürgerlichen Familien die Waffenlaufbahn wählt.

Der preußische Junker weiß schon, warum er sich bestimmte Regimenter reserviert. Man glaube nicht, daß er es aus sentimentalen Erwägungen heraus tut; er ist nicht von des Gedankens Bläße angekränkelt.

Auch hier gilt es ihm den Kampf um Vorrechte, um seine bevorzugte Stellung in Staat und Gesellschaft.

Er handelt aus dem „Pathos der Distanz!"

Oudeis

Matkowsky

Es genügt nicht zu sagen, daß wir in Adalbert Matkowsky einen großen Schauspieler verloren haben; auch wer das bedenkliche Mittel des Superlativs anwenden und ihn den „größten" Schauspieler in Deutschland hätte nennen wollen — auch der sagte das Rechte nicht. Aber es ist wohl recht zu sagen, daß wir einen Einzigen,

vielleicht auf lange Zeit hinaus einen Letzten verloren haben. Dies Andersſein, dies Abſeitsſtehen des Phänomens Matkowsky auch von unſerm wertvollſten ſonſtigen Beſitz an Menſchendarſtellungskunſt haben faſt alle empfunden und die Meiſten wußten das nicht anders auszudrücken, als daß ſie ihn den Epigonen der klaſſiziſtiſchen Kunſtart nannten — — Der Wahrheit näher käme es zu ſagen, daß wir die Epigonen eines Geſchlechtes ſind, deſſen letzter Lebendiger er war, und daß in ſeiner Natur noch einmal all jene Kräfte eigenſte Form gewannen, deren frühere Frei-Geburten heute in den blaſſen Nachahmungen der „klaſſiſchen" Schule hinſchwinden.

Er war ein Schöpfer, kein Schüler; er nutzte die Mittel ſeines Körpers nicht, um die Schönheitsforderungen irgendeiner äſthetiſchen Tradition zu erfüllen — als ein originaler Körperkünſtler, ein genialer Menſchendarſteller empfing er die eigne Form, die neue Schönheit aus ſeiner Körperlichkeit, aus dem geſtaltenden Zwang ſeiner ſinnlich-ſeeliſchen Natur. Sein rieſiger Körper freilich war ſo löwenhaft wuchtend in jeder Bewegung, ſo getragen dröhnend in Stimmklang, daß Formen von feſtlicher Schönheit, königlicher Pathetik ihm natürlich waren, und ſeine Natur wuchs in ſo ungebrochener urmenſchlicher Fülle in alle Höhen und Höllen elementarer Affekte hinein, daß noch die ſeltenſten, wildeſten und feinſten Erlebniſſe in ihm körperlich zu werden vermochten. Aber er war kein exzentriſcher Erleber von „Höhepunkten", er trug die ganze Skala der Natur in ſich, und die derbe Alltagsluſt einer guten Laune, die einfache Herzlichkeit eines beſorgten Vaters, eines liebevollen Sohnes entquollen ſeinen Geſten und Lauten nicht weniger „urſprünglich" als des Candaules hinſchmelzender Königsſtolz und des Räubers Moor ſteinrüttelnder Entſetzensſchrei.

So ſchuf er in ſeinem Material wie die Ganz-Großen in allen Künſten ſchaffen: kein Klaſſiziſt — ein Klaſſiker! Einer, der in gleichbetonter Harmonie die ganze Natur beſitzt und darſtellt; die Problematik „moderner" Menſchen, die erbittert und ſchwelgeriſch einſeitigen Lebensbetonungen der Romantiker und Realiſten kennt dieſer klaſſiſche Naturalismus nicht. Was von Hamlets und Taſſos Geſchlecht war, verſchloß ſich ſeiner volltönig gleichgewichtigen Kunſt; aus allen anderen Gebilden neuerer Dramatik aber riß er den Lebenskern heraus und trieb allen einſchränkenden Stilabſichten der Dichter zum Trotz die volle Blüte ſeines Lebens aus ihnen. Aus Schillers ſchmetternden und verzwickten Rhetoren wurden fühlend getriebene, ſchwer ringende Naturgeſchöpfe, die ſcharfen Umrißzeichnungen Hebbelſcher Geiſtigkeit füllten ſich mit brennend vollen Farben, ihrer eiſigen zielwilden Männlichkeit gab er einen weiblich warmen, ſinnlich verweilenden Zuſatz, und in das reiche, aber zuweilen ruhende, leicht überglättete Kräfteſpiel eines Egmont und Götz und Oreſt gab er die letzte dramatiſche Unraſt, ſchämigrauhe, rüttelnd befreite Mannheit hinein. So ſtrebte ſeine Menſchengeſtaltung über alle ſtilfremden Poeten hinaus zur ganz realen Lebendigkeit des Einen, der ihr kongenial war, dem ſie ohne Widerſtreit gedient, den ſie erfüllt und erſchöpft hat: Shakeſpeare war er, Shakeſpeare ſchuf er, auch als Tell, als Candaules, als Fauſt. Aber das Höchſte dramatiſcher Kunſt, die freie Verbundenheit von Dichter und Darſteller, die konnte man an dieſem Matkowsky nur erleben, wenn ihm die Worte des Percy oder Faulconbridge, Othello oder Coriolan, Macbeth oder Marc Anton zu Gebote ſtanden. Dann fielen ſeine Worte breit gemächlich im Schlendergang gefunden Alltags, warfen ſich taumlig in Sonnenſtürmen des Lachens und Entzückens, taſteten weich und zärtlich, ſpien Ekel und Spott; überſchlugen ſich in ſinngelöſten Lauten zu tieriſchen Qualſchreien und ſchlugen dumpfhintropfend auf wie Totenglocken. Nicht Rede, Mitteilung, Lehre war mehr das Wort bei Matkowskys Shakeſpeare-Menſchen

— wahrhaft Körperfunktion, Naturlaut war es geworden, ganz eins mit dem rundenden Tasten der Hände, dem arbeitenden Zucken der mächtigen Schultern, dem lustflutenden, leidenden Licht der Augen. Dieser Schauspieler schien den „erstarrten Gestus: Wort" zurückzulösen ins Gebärdenspiel. So wenig „Sprecher", so ganz Darsteller, Verkörperlicher des inneren Lebens war dieser Schauspieler. Und immer reinerer, reiferer Kunst ging er entgegen. Schwelgte seine Jugend noch zuweilen im willkürlichen Gebrauch seiner mächtigen Mittel zu äußerlicher Monumentalität und Wildheit, so wurde er immer leiser, weiser und einfacher in der Entfaltung seiner Kräfte, mit immer keuscherer Notwendigkeit entwuchsen Gebärde und Ton dem inneren Anlaß. Dieser „Heldenspieler" konnte so schlicht und unauffällig lebendig sein wie irgendein Mensch, wie irgendein — Held in alltäglichen Stunden; aber weil er auch den Löwengriff und den Donnerton des Helden in großen Schicksalsstunden besaß, deshalb blieb er den Zweiflern und Nervenschwachen, den Allzumodernen ein befremdliches Greuel — ein Poseur und ein Brüller, ein klassizistischer Epigone.

Julius Bab

Sonnenthal

Mit ihm erlischt der letzte Schimmer aus der letzten glänzenden Epoche von Wien. Sie stand im Zeichen der Geldjagd, des Eklektizismus und der falschen Ideale. Das Leben war damals von einer wilden Uppigkeit, die Politik voll von gleißnerischer Schwärmerei und in den Künsten, denen durch soviel Taumel und Lüge kein gerader Weg zur lebendigen Gegenwart frei blieb, galten fast einzig die berühmten Marken alter und ältester Kulturen, — je prächtiger um so beliebter. Nur die Schauspielerei, die ja gewissermaßen Kern und Urgrund alles öffentlichen Lebens war, — die Kunst an sich für jene Gaukler-Epoche! — blühte so zu ihrer höchsten Entfaltung auf, zum reinsten und edelsten Stil, der jemals naturechte Menschlichkeit zur Harmonie gepflegtester Formen läutern konnte. Das Wiener Burgtheater aber stand da als der verspätete Schlußstein einer glänzenden, üppigen, von der Börse aus reich gewordenen, an Farben und Festen berauschten Zeit; einer Zeit, deren innerstes Wesen und höchster Ausdruck eigentlich immer nur Theater war. Und ihr bester Schauspieler war auch ihr glänzendster Mann.

Darum stand Sonnenthal nicht nur als der große Repräsentant, sondern auch als ein Führer und Vollender in jener jäh aufblitzenden gesellschaftlichen Entwicklung von Wien. Natur und Geblüt hatten ihm verliehen, den idealen Menschen von damals zu verkünden und sichtbar zu machen. Seine Gestalt, mannhaft ragend und dennoch ganz leicht im Schwung, gab ihm Ansehen und Haltung von unvergleichlicher Vornehmheit. Und sein Organ war so warm und flüssig, aber auch von so starkem und tiefem Gehalt, daß alle Töne des Herzens, die bezaubernden und die zerreißenden, mühelos und in Schönheit aus seiner Brust heraufklangen. Gefühl war ihm alles: eine unendliche Güte, die das Lebendige im weiten Umkreis einschloß und innigst hegte, war die bebende, schwingende, tief aufwallende Seele seiner Kunst. Wie mit aller Kreatur vermählt, ging diese Seele einher: bräutlich, zärtlich liebend. So war er für eine Zeit, deren Geistiges in undeutlichen, uneigenen Idealen zerfloß, der rechte anbetenswerte Schwärmer und Held. Er zeugte für die unveräußerliche Wahrheit der Gefühle, die sie sich in ihren besten Augenblicken nur vortäuschen konnten. Hier hat sich einmal das Seltsame ereignet, daß die schauspielerische Spiegelung einer Kultur echter und dauernder war, als diese Kultur selbst.

Zum wahrhaft Tragischen fehlte ihm der Trotz; ihm wie jener falschen Glanzzeit überhaupt, die nicht besiegt, sondern weggewischt, nicht überwunden, sondern vergessen worden

ist. Er aber, der Echte, blieb in Herrlichkeit; kein heldischer Tragöde, doch ein schöner und großer Mensch. Seine Größe war mild und gütig, seine Erhabenheit voll von Duldung. Die starke allumgreifende Liebe, die — ob sie es sollte oder nicht — sein ganzes Schaffen überfloß, wirkte als höchster unentrinnbarster Zauber aus ihm. Mächtig rührend und herzzerpressend, wenn sie enttäuscht, erniedrigt, beschimpft, verwundet aufschrie; und hinreißend in ihrem warmfunkelnden Glanz, wenn sie, zur feinsten Liebenswürdigkeit geschmeidigt, bewußt und in lächelndem Übermut auf Umstrickung der Seelen ausging. Seine Heroen und seine Viveure waren von ein und derselben Natur, bloß in verschieden gefärbter Grundstimmung. Trat dieser Faust, dieser Hamlet, dieser Uriel nur für eine Weile aus der leidvollen Umdüsterung hervor, so zeigte er sich gleich als ein Bruder jener entzückenden Herren des Salons, in denen der Ruhm Sonnenthals, der Ruhm des Burgtheaters, der Ruhm des Zeitalters zuhöchst glänzte. Und wie er einzig nur in seinem Geblüt und in seinem Gefühl die Echtheit der Schwärmereien fand, mit denen seine ganze Epoche sich belog, so war auch seine lebemännische Eleganz von einer rein persönlichen, ausschließlich aus seinen eigenen Kräften aufgebauten Wahrhaftigkeit. Sonst hatte sie, so herrlich und überzeugend sie erschien, keine Tradition und keine soziale Geltung. Ein trügerisches Übereinkommen will glauben machen, die Aristokraten von anno Siebzig und Achtzig hätten sich bemüht, Haltung und Gebärde von ihm abzulernen. Ich möchte das endlich einmal von einem wirklichen Adeligen bestätigt haben; bis dahin halte ich es für eine gutgläubige Fälschung der Kulturgeschichte, für eine Phantasie der emporgekommenen Bürger, die freilich zu so ausgeprägt edler Bühnen-Noblesse träumerisch aufblickten und bei den Grafen und Baronen von altem Geblüt diese Deutlichkeit und Vernehmbarkeit der Eleganz allerdings vermißten. Denn die adelige Leichtigkeit und Lässigkeit war bei den Darstellern des alten Salonstücks künstlerisch gearbeitet und voll Absicht; rein perspektivisch, ein Wunderwerk für die Bühne und in der Luft des Alltags nicht zu brauchen (außer etwa vom Schauspieler selbst, der sich über die Rampe hinaus noch weiterstilisieren durfte). Königlich reich und berückend schön waren alle diese Künste; nur eben außerhalb der Person des Künstlers nicht mehr menschlich wahr. Sie hatten keine soziale Wurzel, keine soziale Entwicklung und darum auch keinerlei eigentlichen sozialen Charakter. Sie entsprachen, wie das Salonstück selbst, dem Kulturbedürfnis jenes Bürgertums, das seiner neu gewonnenen Herrlichkeit nicht traute und sich die innere und äußere Schönheit, die es im wirklichen Dasein nicht erschaffen konnte, von den Schauspielern übersichtlich aufbauen ließ.

Die Lüge dieser gefirnißten Kultur ist lange zerborsten: Neue Mächte, neue Rufe, neue Freuden kamen; es kam das neue Drama und verlangte seinen neuen Stil. Und die Form, die Sonnenthal für die Repräsentation des Gegenwart-Menschen gefunden hatte, war mit einemmal historisch geworden, — unzeitgemäß. Da zeigte sich denn um so heller, wie unzerstörbar und unverwelklich die lebendige Seele seiner Kunst geblieben war: das große, allumfassende Gefühl, die uralt ererbten Instinkte der Duldung und Hingabe, die jede menschliche Form mit Ausdruck erfüllen und jedem Wechsel psychologischer Erkenntnisse Trotz bieten konnten, weil sie von tiefer her, aus den gesunden Quellen des Geblüts heraufdrangen. Seine geschmeidige und gewaltige Natur wuchs über jenes Ideal der Gründerperiode hoch empor. Er konnte die liebenswürdige Manier, die er sich und seiner Zeit zu Gefallen erschaffen hatte, wie ein abbröckelndes Gehäuse verlassen und frei daraus hervortreten, in der losgebundenen Herrlichkeit seines Wesens. Sein „Nathan" war das Ziel und der Höhepunkt dieser Befreiung; eine von den endgültigen, un-

vergleichlichen und nie wiederholten Schönheiten der Schauspielerei; ein Natur-Phänomen, nur durch den Zufall der menschlichen Bindung in die Künste eingerückt.

So sei ihm unsere Verehrung bewahrt: als einem Bildner, der die Echtheit seiner reichen und warmen Natur auf sein allzuflaches Zeitalter schöpferisch hinüberspiegeln konnte; als einem Menschen, dessen künstlerische Seele von einer Größe und Güte war, die es heute kaum mehr gibt.

Willi Handl

Künstlertragödien

Ich habe ein Büchlein bekommen, das mich bewegt, eine Tragödie nachzuzeichnen, die sich vor einigen Jahren drunten im Süden in der Stille vollzogen hat und die vom Weitergehen der Ereignisse bei den Meisten schon verwischt worden sein mag.

Diesen Sommer, an einem Sonntage, ging ich mit einem Freund durch die Bildersäle des Schlosses Schleißheim. Wir traten dann auf die Galerie hinaus, über deren Dach ein Holzsteg gelegt ist. Hinter dem Schloß breiteten sich die Blumenbeete aus. Sie waren in großen Vierecken dick mit gelben und braunen Cinnias gefüllt und ließen die Sonne prall in ihren Farben wühlen. Es war wie nieder-, hinundher springende Brunnen von Gold in hartem Wogen, und die bläßern Borten des violetten Agratum vermochten kaum die Blumenflut gefaßt zu halten. Eine brutale Macht der Farbe bohrte sich in tausend überstarken Strahlen aus dem weitgestreckten Plane in unsere Augen herauf. Und so die Augen vergewaltigt von Sommergewalt, gingen wir am Ende des Stegs durch die Türe in den Pavillon und waren in Einsamkeit bei Hans von Marées, dessen Reste in dunkelglühender Inbrunst an den Wänden hingen. Aber im letzten der Räume waren dann die Bilder von Pidoll, und das Herz blieb eine Weile still: ein erschrecktes Gefühl von Trauer fiel von den Wänden hinein.

Hinter uns stand der Meister und vor uns mit einer traurigen Gebärde der Resignation der Schüler und war wie ein Seitenbach des Stromes des Meisters, dessen Wasser klagten, sich nicht in den Strom stürzen zu können.

Auch Pidoll war ein großer Maler. Auch in diesem letzten Zimmer sprach das Werk eines tiefernsten, schweigsamen Ringers, und es war nicht Nachahmung, nicht äußere Abhängigkeit, was aus diesen im Ton etwas mildern, in der Struktur etwas herbern Landschaften und Menschen in die Bilder der vorhergegangenen Säle hineinklang. Nur eine dunkele Verwandtschaft lag zwischen dem hier und dem dort, so ungewöhnlich und umfaßbar wie uns scheinen wollte, daß sie wie eine Fatalität das Werk des Letztgeborenen an das des Ältern verknüpfte. Es war, als gäbe es kein Entrinnen für den Jüngern, der mit keuchendem Atem den Ausweg suchte.

Und an dem Wert des Malers Pidoll steigerte sich das Tragische des Schicksals, das sich nun bei diesem Zusammensein von Meister und Schüler mit schauerndem Erkennen wieder vor uns aufrichtete. Es war in Rom, der alten Büchse der deutschen Sehnsucht, da entwand er sich gewaltsam dem Leben, weil sein Können und seine Kunst ihn getäuscht hatten. Gleich bereit stellt man das dunkele Unheil des Geschickes Marées des Meisters neben das seines Schülers Pidoll. Aus dem Schmerzensschoß des Daseins schlangen sich die dornigen Ranken der fatalistischen Zusammenhänge herauf und umspannten die ganze Gruppe von Tragödien, in denen diese beiden Vortrefflichen das Dasein beendet hatten.

Die Macht des goldengrellen Schleißheimer Sommers schmerzte, als wir wieder aus dem Pavillon traten, und die Traurigkeit zweier Dasein, die sich nicht im Strome des naiven Werdens und Vergehens auflösen gekonnt haben, hing um uns wie blasser, wehmütiger Nebel, der die Räume abschließt.

Jetzt, ein halbes Jahr nach dem trüben Erlebnis in Schleißheim, habe ich das Büchlein gelesen, das Pidoll seinem Meister Marées geschrieben hat — es sind nun 18 Jahre her. Wohl in irgendeinem Zufall trat es erst heute aus Luxemburg (wohin Pidoll durch Heirat gekommen war) in die Öffentlichkeit heraus.*

Es ist ein Büchlein, das eigentlich nur für Maler geschrieben ist, und enthält im großen Ganzen nichts anderes, als die eingehende Schilderung der Arbeitsweise Marées, freilich mit manchem klugen und tiefen Seitenblick und mit einem Ausdehnen der reellen Erscheinung Marées in die Weite des Zieles, das er sich gesteckt hatte, ohne es zu erreichen. Aber es ist, fern von jedem Überschwang, mit einem solchen Durchdringen, mit einer solch vernunftsmäßigen Liebe, einer klarkühlen, aufs Praktische zielenden Begeisterung und zugleich mit einer solch zärtlichen Beobachtungssorgfalt verfaßt als hätte ein stark selbstkritischer Kopf in ihm tief-eigen erlebte Prozesse seines Innern wiedergeben wollen.

So geht auch von diesem Buch derselbe traurige Schreck aus, der uns vor den Bildern in Schleißheim überkam. Hier hat einer die Geschichte eines andern wie mit seinem eigenem Blute geschrieben. Man könnte die Niederzeichnungen — wenn man sie zugleich mit den Bildern des letzten Pavillonsaales in Schleißheim dem Werke Marées entgegenhält — eine Übersetzung Pidolls in die Sprache nennen, und sie bilden wieder einen Ring in diesen ergreifenden, seltsam fatalistischen Künstlertragödien, die an die Auffassung der Schicksalsvollziehung im griechischen Altertum erinnern, dessen hoher Erscheinung sich die Herzen der beiden Maler sehnsüchtig zugewandt hatten.

Norbert Jacques

* Aus der Werkstatt eines Künstlers. Erinnerungen an den Maler Hans von Marées, niedergezeichnet von Karl von Pidoll. Luxemburg, Verlag V. Bück.

Der Meister des Lebens

Seit langer Zeit hat mich nichts in solchem Maß entzückt und erschüttert zugleich wie dieses Buch, das ich soeben aus der Hand lege. Die Erinnerungen von Giacomo Casanova.* Letzter Band.

In diesem Band altert Casanova. Ganz plötzlich kommt das und wirkt erschütternd. Er hat schon in den zwei Bänden vorher manchmal davon gesprochen, hat kleine Anspielungen gemacht, daß nicht alles so mühelos und so rosig sei wie einst. Aber noch rauscht der Strom des Daseins um ihn her, noch braust er selbst wie ein Sturmwind durch die Welt, noch erzittern die Frauen unter der Glut seiner Augen, noch beben sie unter dem Feuer seiner Worte, vergehen in den Flammen seiner Küsse. Noch treten die kleinen, stümperhaften, verzagten Genießer respektvoll zur Seite, wenn Casanova auftritt. Jetzt aber altert er.

Es ist der Band, in welchem dieser siegreiche Mensch seine ersten Niederlagen erlebt. Keine unglücklichen Zufälle, kein leichtfertig heraufbeschworenes Mißgeschick, sondern ein gesetzmäßiges langsames Unterliegen. Die Frauen, die er begehrt, die er sonst so spielend und mit solcher Sicherheit erobern konnte, weigern sich ihm. Zum erstenmal. Der Rausch, der von seinem Wesen ausging, beginnt zu verflüchtigen. Er hört — zum erstenmal — die Worte: „Ich liebe Sie nicht". Und er hört sie wie ein Verdammungsurteil. Sie fahren ihm wie ein Degenstoß ins Herz; und dieses stolze, tapfere, zärtliche und großmütige Herz blutet, erschauert unter der Wunde, die es empfangen, wird schüchtern, demütig, mutlos. Er umgibt die kleine Armellina mit der ganzen Bravour seiner Zärtlichkeit; alle virtuosen Künste der Liebe, die er in dreißigjähriger Übung erworben, wendet er auf. Aber ein hübscher junger Florentiner

* Übersetzt von Heinrich Conrad. Zwölf Bände. Bei Georg Müller, München.

erscheint, spricht zwei artige Worte und Armellina ist gewonnen, Casanova ist geschlagen. Er fühlt die Ohnmacht des alternden Mannes. Er fühlt, daß es jetzt heißt, den Platz räumen, beiseite treten, zurückstehen. Eine wütende Eifersucht tobt in ihm, aber er weiß auch sofort, daß die Schmerzen, die sein Inneres zerreißen, ihn vor der Welt nur lächerlich machen würden. Bezaubernd ist es, wie er diese Niederlage erzählt, wie aufrichtig, wie naiv, und wie natürlich; und es ist bezaubernd zu denken, daß er als dreiundsiebzigjähriger Greis diese Begebenheit niedergeschrieben hat, daß sie ihm weder eine Dummheit ist, über die er hinwegzugehen vermag, noch eine Schande, die er verschweigen möchte, sondern daß ihm jetzt, am Rande des Grabes, all dies noch immer wichtig und tragisch und bedeutungsvoll geblieben ist: wie Armellina damals in der Loge saß, wie ihr der junge Florentiner eine Düte Zuckerplätzchen gab, wie sie dann auf dem Ball mit ihm tanzte, während Casanova zuschauen mußte . . . all dies ist ihm wichtig geblieben und bedeutungsvoll, denn er hat Armellina geliebt, und überhaupt: es ist ja das Leben gewesen.

In diesem Band erntet er nur manchmal, was er in seiner Jugend gesäet hat. Er schreitet gleichsam zufällig über Felder, die sein Großmut einst befruchtete. Und er pflückt nur manchmal, ganz zufällig, was mittlerweile reif geworden. Frauen, die er beschenkt hat, sind zu Wohlstand gelangt und freuen sich, ihm ihre Dankbarkeit zu bezeigen. Töchter, die ihm geboren wurden, ohne daß er darum wußte, sind herangewachsen und nehmen ihn liebreich auf. Bernis, mit dem ihn eine teuere Erinnerung verbindet, ist mittlerweile Kardinal geworden und hat ihm Freundschaft bewahrt. Jetzt ist Casanova der Empfangende. Die Zeiten, da er Gaben austeilte, ein Spender war, der fürstlichen Reichtum hinstreute, der das Leben anderer in ein Fest verwandelte, diese Zeiten sind vorbei. Man gibt ihm da und dort zurück, was er einst geschenkt hat, und er nimmt es an, denn er ist jetzt arm. Aber es zeichnet sein Wesen, daß er den Einfluß des Kardinals Bernis nicht benützt, um eine Versorgung für sich zu erlangen, an die er jetzt wohl denken könnte; sondern daß er die Gefälligkeit dieses großen Herrn, der ihm geneigt ist, vollständig aufbraucht, um kleine Mädchen aus Klöstern zu befreien, um Liebespaare zu verheiraten, um päpstliche Dispensen zu erwirken, und Menschen, die er gestern noch nicht gekannt hat, zu beglücken.

Es ist reizend, wie er dann mit dem Vorsatz, endlich ernsthaft zu arbeiten, nach Florenz geht. Aber hier beginnen allerlei kleine Schäbigkeiten. Wie er vom jungen Morosini freigehalten wird, wie er anfängt, ein Schmarotzer zu werden, und wie er dann eingeschüchtert, kleinlaut, aber noch immer mit einer stolzen Gebärde, seine Ausweisung hinnimmt und Florenz verläßt. Noch einmal, in Ancona, besiegt er das Leben, ist bei der schönen Tochter des Juden Mardochai Sieger im Liebeskampf. Dann kommt Triest und Görz. Der Abstieg. In Ancona fühlt er den ersten Frost des Alters. „Ich mußte mir gegen meinen eigenen Willen eingestehen," sagt er, „daß ich meine Zeit verloren und mein Leben vergeudet hatte." Und er sagt: „Alles brachte mir zum Bewußtsein, daß es sich für mich nur noch darum handelte, einen unvermeidlichen Abstieg, dessen unverrückbares Ziel der Tod ist, so wenig unangenehm wie möglich zu machen." Dann aber unterbricht er seine Erzählung, und fügt hinzu: „Solche Betrachtungen stellte ich vor sechsundzwanzig Jahren an; und nun, mein lieber Leser, male Dir die Gedanken aus, die mich heute quälen, wo ich einsam, verachtet, impotent und arm bin." Er fügt hinzu, daß sein Geist und sein Herz noch jung sind, und meint: „ich weiß nicht, ob ich sagen soll, daß sie glücklicherweise oder unglücklicherweise jung sind, denn sie stehen nicht mehr im Einklang mit meinen körper-

lichen Kräften. Was nützen Wünsche, wenn man nicht mehr die Mittel hat, sie zu befriedigen?"

In diesem Band altert Casanova. Es ist erschütternd, wie die Jahre ihn entwaffnen, ihn, der einst dem Dasein so gewaffnet gegenübertrat, wie wenige. Es ist ergreifend, wie die Zeit ihn entkräftet, wie sein Glück lahm wird, wie sein Mut versiegt. Weil es ja immer so war, diese ganzen zwölf Bände hindurch, als ob seine Kraft so unbeugsam wäre wie sein Mut, und sein Mut so unversieglich wie sein Glück. Es ist bezaubernd, wie die Zeit nur seinen Körper überwältigen konnte, nur seinen Körper zu entwaffnen vermochte und wie er frisch blieb im Herzen, frisch blieb im Geiste, dürstend nach dem Leben, verliebt in das Leben, berauscht vom Leben, das er auf allen Kampfplätzen gemeistert und bezwungen hat.

Nur wenige von all den Büchern, die ich in den letzten Jahren gelesen, nur wenige von all den vielen Dramen, die ich in der letzten Zeit auf dem Theater gesehen, haben die Fülle des Daseins so farbig vor mir ausgebreitet, haben das menschliche Herz so vollkommen vor meinen Blicken entschleiert; und nur wenige haben mich so tief die Dämonie des Schicksals fühlen lassen, wie die Erinnerungen von Giacomo Casanova, letzter Band.

Karl Albrecht

Nachbarn

So hat Hermann Hesse ein neues Buch genannt und ihm wie auch „Diesseits" den Untertitel „Erzählungen" gegeben. Unterdessen hat er (im „Schwabenspiegel") über seine Art einige Sätze geschrieben, an die hier mit Nutzen erinnert werden kann. „Die meisten sind Erzählungen, doch ist das eine notgedrungene Bezeichnung, und ich weiß besser als mancher zu wohlwollende Kritiker, daß ich eigentlich kein Erzähler bin. Auch neun Zehntel und mehr von allen heutigen Romanen sind keine Erzählungen. Wir „Erzähler" von heute treiben alle eine Kunst von übermorgen, deren Formgesetze noch nicht da sind. Was man eigentlich Erzählung nennt, ist die Darstellung vom Geschehen zwischen handelnden Menschen, während wir jetzt ein Bedürfnis fühlen, den einsamen Einzelnen darzustellen. Vielleicht wird aus diesen Versuchen eine neue Kunst werden. Das wird etwas Anderes, Neues sein, aber auch hier wird das A und das O sehr nahe beieinander liegen. Und wenn auch diese neue Art einmal ihren Homer bekennt, so wird er trotz allem Neuen dem alten Homer wie ein Bruder gleichen."

Feiner hat selten einer über die Grenzen seiner Kunst gesprochen, aber daß auch darin noch eine Spur Selbsttäuschung liegt, vermag der Schlußsatz auf Gottfried Keller z. B. angewandt schon zu beweisen. Dessen kleinbürgerliche Schweizerwelt ist gewiß kleiner und drolliger als dem Homer seine Halbgötter sind: aber ein Bruder von jenem ist er wahrhaftig doch nur darin, daß er das „Geschehen zwischen handelnden Menschen" darstellt, also erzählt statt nur zu schildern. Darin ist eben Hesse ein so lieber und trotz dem Meister bestehender Jünger Gottfried Kellers, daß er einiges von ihm, seine Gabe, einen Menschen oder eine Landschaft, eine Seele und eine Stimmung zu schildern nicht nur vollkommen geerbt zu haben scheint, sondern daß er in dem, wie eine Menschenseele sich in der Natur verirrt und wiederfindet, die Farben des Meisters schön und wunderklar vertieft hat. Weil seine Begabung nicht auf den homerischen Erzähler ging, sondern weil er von Hause aus mehr als jener lyrisch und versonnen war, kein fröhlicher Betrachter und Mitgenießer des bürgerlichen Lebens sondern einer, der von einsamen Erlebnissen in der Natur widerwillig (zwar wohl mit Sehnsucht) in die behaglichen Gassen kommt: darum ist er, trotzdem seine be-

hagliche Gabe darzustellen garnicht so fern von Keller ist, dennoch ein so Eigener geworden; einer, den wir kaum noch als Jünger des Meisters von Seldwyla, sondern längst schon als eigenen Meister empfinden.

Umso auffälliger berührt es, ihn nun in diesem Buch um das bemüht zu sehen, was er nach seinem eigenen Geständnis nicht als sein Teil empfindet. Die erste Geschichte des Buches: „Die Verlobung" ist tatsächlich eine Erzählung, aber sie ist auch schon kein Hermann Hesse mehr, und sie ist als Erzählung nicht gut. Sicher und fein und farbig wie immer ist die Schilderung des „Helden", des kleinen Kaufmanns Ohngelt, aber alle anderen Personen, alle eigentliche Handlung sinkt ins Schattenhafte zurück; und dies so sehr, und die Persönlichkeit des kuriosen Ohngelt selber mit, das man sich mit einer leisen Verstimmung nach dem Dichter umsieht: wie wenn man fragen wollte, was machst du hier? Was gehen dich diese Nachbarn an, die doch nicht deine Nachbarn sind? Denn du bist einer von den Wanderern auf Erden; du hast dir zwar dein Haus zwischen sie gebaut, aber du magst sie weder rechtschaffen hassen noch belächeln. Du siehst in jedem Menschen wie in jedem Halm und in jeder Wolke das Abbild deines eigenen Lebens; du vermagst alles wunderbar zu dichten, wenn du dich selber darin dichtest, aber wenn du mehr von ihnen willst, als am Abend mit ihnen zu trinken und auch einmal zu singen, dann verläßt du alles, was du soviel inniger liebst und um deswillen wir dich lieben.

Gewiß wird der neue Homer dem alten wie ein Bruder gleichen, aber es ist nicht nötig ein Homer zu sein, wie es Goethe nicht war und Kleist und Möricke nicht. Oder solltest du fühlen, daß nur in dem unvergänglichen Rahmen einer Handlung die Gedanken und Gefühle ihr Leben zu behalten vermögen, das sie für sich selber im Wechsel der Zeiten verlieren. Es wird wohl auch dir der Kreuzweg gestellt sein: entweder hinzugehen und mit einem Geigenton die Herzen der Menschen bis ins Innerste zu rühren, sie aus dem bürgerlichen Dasein zu locken mit Rattenfängermusik bis in die tiefen Höhlen der Welt hinein. Oder die Zaubergeige beiseite zu legen und einen Chor mit ihnen mühsam einzuüben, einen vier- oder vielstimmigen, den sie auch dann noch singen können, wenn du mit deinem Taktstock nicht mehr da bist.

Ich glaube Hermann Hesse, dein Los auf Erden ist wie selten eins durch die Begabung entschieden. Bleibe bei deiner Geige, laß dich nicht locken, den Menschen nachzugehen, spiele sie mit in deinen Wald hinein. Bei deinen „Sonnenbrüdern", beim „Garibaldi" ist es viel behaglicher als im Kirchengesangverein des kleinen Ohngelt. Und laß dir sagen, dein Buch ist wunderschön und dein Ton wird immer voller und lockender, obwohl oder weil du kein Erzähler bist.

W. Schäfer

Eine Frühlingsimpression

Sie ist über mich gekommen mitten im Winter. Schneeiges Wolkenlicht dämmerte in den kleinen Durchgangsraum. Winterblumen blühten da und dort an den Fenstern, blühten in ein schemenhaft flüssiges Licht, als schaffe ihr ornamentaler Geist wie ohne Organe die Materialisationen ihrer toten Juniträume. Mein Seelisches vibrierte noch in der köstlichen Dissonanz: Berlin im Schnee. Ich stand vor einem kleinen Bild. Im Kaiser-Friedrich-Museum. Ein Vorläufer hat es gedichtet: das Bild des Vorläufers. Einer, der gefühlt hat, daß wir Schöpferischen alle Vorläufer sind eines, der nie kommt. Die tiefste Offenbarung aus dem Menschlichen des Johannes, die ich kenne. Kein Wildescher Johannes, wie ihn ein Meister aus der Schule Giovanni Pisanos in Stein geschlagen: der Fanatiker der Seele, der Unabwendbare, Unabweisbare, der seine

Höhlenstimme, überwuchert von Finsternissen und leer wie eine Wüste, gegen uns alle erhebt: Ihr Otterngezüchte!; dem wir nachfolgen müssen in die Einsamkeit, in Dürre und Brand, da aller Glanz und Traum des Lebens schwindet wie ein Rauch, und die Seele auch in Kameelshaaren geschmückt sein soll, — nicht diesen Johannes hat Geertgen (tot Sint Jans) gemalt. Er schuf einen, dem man noch heute da und dort auf der Straße begegnet; dem man in der Sezession den Sarg vor einigen Monaten aufgebahrt hat; einen, dem niemand auf den Armenkirchhof folgt, obwohl er an Liebe nicht geringer, nur weil er zu schamhaft war, die Stimme zu erheben.

Da sitzt der Gottsucher, der schattenumdunkelte Lichtsucher, der lebenabgewandte Sehnsüchtigste des Lebens, auf jungbemoosten Steinen. Ein Ernster. Ein Kranker Leibes und der Seele. Der Einsamste. Unter seinem mönchigen Gewand kanten sich seine hageren Beine hervor; wie schwerflüssige Trauer umfließt ihn ein dunkelblau-grüner Mantel. Er hat die lange Nacht, in sich eingesunken, hier gesessen. Es geht gegen Morgen: die graue Helle hebt sich, die weiße Helle steht auf, die blaue Lasurhelle eines köstlichen Junihimmels will flammen. Seine nackten Wanderfüße rühren das junge, taujunge Gras: da schauert eine Wollust irdischer Süße, ein Rausch weltlicher Heiligkeit, eine nacktblühende Erdenwonne durch seinen kranken, asketischen Leib. Und hinter seinen inneren, weltabgewandten Augen steigt wie ein großer Glanz aus Innen der Traum vom Leben, die Seligkeit von dieser Welt, die er hinweggegeben für eine Träumerseligkeit, nun wie ein Dunstvorhang, ein Nachtgesicht langsam vor der unberührten Morgenjugend der Erde verschwebend. Nichts sieht er als junge Ahornstämme, die sich ins Lichte strecken; nichts hört er als eine Pastoralmusik aus wolkig-belaubtem Rüsternrauschen, aus Vogelliebeslärm, aus dem Gurgeln und Flittern des Baches, aus dem Gedüfte des Lenzes, aus dem warmen Blumenatem der Erde. Eine heilige Stillung will über ihn kommen, doch in krampfigem Kampfe um seine Illusionen, die ihn blind gemacht und bitter, biegen sich seine Füße übereinander, preßt sich sein dunkel umschattetes Haupt in seine Hand, heben sich seine Brauen, und mit den schmerzhaft erlöschenden Visionen redet eine andere Johannisstimme hinter seinen zusammengebissenen Lippen hervor: Armer Narr! — Ein Lämmlein kauert ihm zur Seite, das alte Lieblingslämmlein, das mit seinem Narrengeläut uns allen an der Seite klingelt.

Ein Kranker hat dies Bild gemalt. Man weiß nur von ihm die bitterste aller Menschentragödien: Er starb mit 28 Jahren. Vor seinem Tode wird er dies Bild gemalt haben, wie einer sein Testament macht. Wie Einer „Wenn wir Toten erwachen" schreibt. Er war einer von den Unsrigen. Sonst sind über seine Werke die Bilderstürme hinweggefegt.

Leistikow singt mit sterbendem Leibe von der Sonne am Herthasee, Geertgen aus sterbender Johannisseele von der Köstlichkeit jedes Grashalmes und Blättchens am Baume; Bilderstürme und Erdbeben werden auch diese Werke noch wegfegen, — was ist doch die Kunst?

Eine gute Trösterin; eine arge Fälscherin; der Angstschrei sterbender Menschen, todgeweihter Kulturen.

Hans Kyser

Verantwortlich für die Redaktion: Prof. Dr. Oskar Bie, Berlin.
Verlag von S. Fischer, Berlin. Druck von W. Drugulin in Leipzig.

Der Amerikaner/ von Kuno Francke

Die folgenden Bemerkungen machen in keiner Weise Anspruch auf prinzipielle oder allgemeingültige Bedeutung. Sie sind nichts weiter als die persönlichen Beobachtungen eines Mannes, der seit 25 Jahren an der Harvard-Universität zu Cambridge als Lehrer gewirkt und somit immerhin Gelegenheit gehabt hat, die Lebensgewohnheiten und Lebensziele wenigstens der akademischen Jugend und der gebildeten Kreise Neuenglands aus eigener Anschauung kennen zu lernen.

Wie schwierig, ja wie gefährlich es ist, Urteile allgemeiner Art über amerikanische Verhältnisse zu fällen, dafür hatte ich vor mehreren Jahren, kurz nach dem Erscheinen des geistvollen Amerikabuches meines Kollegen Münsterberg, einen schlagenden Beleg. Unter den vielen faszinierenden Gedanken dieses Buches übte ein Satz einen ganz besonderen Zauber auf mich aus: der Satz, daß der amerikanische Patriotismus nichts mit dem Boden zu tun habe, da der amerikanische Boden noch keinen nationalen Gefühlswert besitze, nichts mit der Volksart, da eine eigentümliche amerikanische Volksart noch nicht bestehe, nichts mit der Vergangenheit, da die amerikanische Vergangenheit noch zu wenig Geschichte habe, daß vielmehr die patriotischen Gefühle des Amerikaners sich durchaus und ausschließlich auf die Zukunft richteten, auf die gemeinsame Arbeit an der Ausgestaltung der kommenden Geschicke der Nation. Dieser Gedanke stimmte so vollkommen mit meinen eigenen Gefühlen für mein Adoptivvaterland überein, daß ich nicht umhin konnte, bei Gelegenheit einer Universitätsfeier, welche hervorragende Vertreter des ganzen Landes zusammenführte, eine größere Anzahl von Gelehrten aus den verschiedensten Teilen der Union auf ihre Stellungnahme gegenüber der Münsterbergschen Auffassung zu interpellieren. Wie groß war mein Erstaunen, als ich bei fast all diesen Männern auf den entschiedensten Widerspruch stieß. Die Einen erklärten, ihre amerikanischen Gefühle deckten sich im wesentlichen mit ihren Empfindungen für den heimischen Boden, sei es der von Massachusetts oder Ohio oder Pennsylvanien. Andere nahmen einen bestimmten provinziellen Typus, wie den des Neuengländers oder des Virginiers, als den für sie feststehenden Idealtypus des Amerikaners in Anspruch, an den sich ihre Vaterlandsgefühle vor allem hefteten. Es ist interessant, daß einer der schärfsten und feinsinnigsten Denker Amerikas, Josiah Royce, dieser Auffassung insofern beipflichtet, als er, in seiner jüngst erschienenen Philosophy of Loyalty, die Neu-

belebung der provinziellen Eigenart als dringende nationale Notwendigkeit hinstellt. Noch andere behaupteten, für sie läge die Triebkraft ihres Patriotismus durchaus in der Vergangenheit, vor allem anderen in den Erinnerungen des großen Bürgerkrieges. Die beiden einzigen, welche gleich mir die Berechtigung der Münsterbergschen These anerkannten, waren ein Pennsylvanier deutscher Abkunft und ein in Dakota angesiedelter Engländer. Kurzum, ich wurde zu der Annahme gezwungen, daß die Münsterbergsche Formulierung des amerikanischen Patriotismus in vollem Maße nur für bestimmte Kategorien der Bevölkerung zutrifft: für die erst seit ein oder zwei Generationen auf neuer Scholle Heimischen oder für diejenigen Teile des Landes, in welchen die Einwanderung der letzten Menschenalter die eingesessene Bevölkerung überwiegt.

Das Bedenkliche allgemeiner Sätze über amerikanische Ideale wird nun noch erhöht durch die Abneigung des Amerikaners gegen die öffentliche Geltendmachung von abstrakten Prinzipien, die in keiner unmittelbaren Beziehung zu seinem persönlichen Leben stehen. Man kann sich kaum eine Rektoratsrede an einer deutschen Universität denken, welche nicht von den Idealen des akademischen Lebens handelte, welche nicht im letzten Ende auf eine Verherrlichung der Forschung als solcher hinausliefe, welche nicht die Wissenschaft als Selbstzweck statuierte und unbedingte Voraussetzungslosigkeit und unbedingte Freiheit der Wissenschaft forderte. Amerikanische Studenten werden ähnliche Grundsätze nur selten in gleicher Schärfe ausgesprochen hören. Ich selber habe zahlreiche Studentenansprachen eines der bedeutendsten Vertreter amerikanischen Universitätswesens, des kürzlich zurückgetretenen Präsidenten Eliot von der Harvard-Universität, mit angehört; und immer und immer wieder war ich halb betroffen und halb von Bewunderung erfüllt über den durchaus persönlichen Grundton der Ermahnungen und Lehren, welche dieser vielfach als „der erste Bürger der Vereinigten Staaten" gefeierte Mann an seine jugendliche Hörerschaft richtete. Häufig machte es den Eindruck, als ob der Redner das Wort „Ideale" absichtlich vermiede; nie zeigte sich auch nur das leiseste Bestreben, seine Zuhörer durch allgemeine Schlagworte hinzureißen; immer und immer wieder richteten sich seine Worte an das natürliche Bedürfnis des Einzelnen, seine Eigenart zu behaupten, seine Kräfte zu steigern, sein Leben glücklich und nutzbringend zu gestalten. Und man brauchte nur einen Blick auf die jugendlich elastische Greisengestalt mit den aristokratischen Zügen und dem leuchtenden Auge zu werfen, um zu empfinden: hier steht eine Verkörperung praktischer Lebensweisheit vor uns, wie sie vollkommener kaum gedacht werden kann. Aber auch das machten mir diese Eliotschen Ansprachen immer wieder klar, daß, wo die ganze Lebensauffassung so beherrscht ist von dem Streben nach dem Glück des Einzelnen wie in Amerika, es ungemein schwierig ist, eine allgemeine Formel zu finden, unter die sich das so vielfach verzweigte und differenzierte Glücksbegehren aller Einzelnen zusammenfassen und somit als natio-

nales Ideal bezeichnen ließe. Das Einzige, was unter diesen Umständen als möglich erscheint, ist dies: gewisse Modifikationen des allgemeinen Glücksbegehrens, gewisse Motive zur Tätigkeit, gewisse Antriebe sittlicher Haltung hervorzuheben, die in den Vereinigten Staaten besonders häufig verbreitet und von besonders starker Wirkung sind, also vielleicht als spezifisch amerikanisch gelten können. Dies ist es, was ich in aller Kürze zu tun versuchen will.

Als die oberste Forderung, welche der Amerikaner an sein sittliches Verhalten stellt, glaube ich unbedenklich das Gebot der Selbstbeherrschung hinstellen zu dürfen. Ich werde nie eine Unterhaltung vergessen, welche ich kurz nach meiner Berufung nach Cambridge mit einem meiner amerikanischen Kollegen über das deutsche Duellwesen hatte. Natürlich trat ich als noch ziemlich jugendlicher Heißsporn für diese Institution ein, der ich einen im wesentlichen günstigen Einfluß auf den deutschen Ehrbegriff und die Haltung des gebildeten Deutschen gegenüber etwaiger Beleidigung seiner Ehre zuschrieb. „Beleidigung?" unterbrach mich mein Kollege, der übrigens den Bürgerkrieg als Offizier mitgemacht hatte, „Beleidigung? Wer meine Ehre angreift, beleidigt nicht mich, sondern sich selber. Die einzige Antwort also, der ich ihn würdigen kann, ist die, daß ich mich auf dem Absatz umdrehe und ihm den Rücken zukehre." Es wird nicht geleugnet werden können, daß diese gewohnheitsmäßige Herrschaft des Amerikaners über seine Empfindungen dem amerikanischen Leben vielfach etwas Monotones und Interesseloses gibt. Sie vermindert die geistigen Reibungsflächen, sie unterdrückt starkes und rücksichtsloses Hervortreten innerer Eigenart, nicht selten führt sie zur Verkümmerung des Innenlebens selbst. Ich bin sicherlich kein Freund der deutschen Kondolenzbesuche; aber ich habe doch Mühe gehabt, mich an die amerikanische Vorstellung zu gewöhnen, daß es taktlos ist, bei einem Todesfall in der Familie von Bekannten, falls man nicht im Verhältnis wirklicher Intimität zu den Leidtragenden steht, seine Sympathie anders als durch Ignorierung ihres Verlustes auszusprechen. Ich verkenne keineswegs die häßlichen Auswüchse und Ungezogenheiten deutscher Gelehrtenpolemik; aber bei Diskussionen zwischen amerikanischen Gelehrten habe ich häufig den Wunsch nicht unterdrücken können: hätten diese Herren doch ein bißchen mehr Galle, vergäßen sie doch gelegentlich ihre guten Manieren, verlören sie doch gelegentlich ihre Geduld!

Daß dieses oberste Gebot der Selbstbeherrschung dem Amerikaner das tiefere Verständnis des so viel leidenschaftlicheren deutschen Wesens so gut wie unmöglich macht (obgleich es ja sicherlich zahlreiche amerikanische Bewunderer deutscher Eigenart gibt), leuchtet von selbst ein. Es gibt eigentlich nur zwei amerikanische Schriftsteller, deren künstlerische und sittliche Selbstbeherrschung in ernstlichen Konflikt mit einem Übermaß von Phantasie und Leidenschaft geraten ist: Edgar Allan Poe und Walt Whitman; und diese beiden Männer sind aus eben diesem Grunde in ihrem eigenen Vaterland weniger allgemein gewürdigt worden als in der

Fremde, besonders in England und Deutschland. Ein amerikanischer Werther aber oder Heinrich von Kleist würde nur denkbar sein, wenn eine elementare Umwälzung die ganze Struktur des amerikanischen Wesens aus den Fugen gebracht hätte.

Noch in den jüngsten Tagen hat es sich gezeigt, wie fremd der Amerikaner dem deutschen Kunstempfinden gegenübersteht. In Neuyork ist im Januar dieses Jahres eine deutsche Gemälde- und Skulpturausstellung eröffnet worden, welche eine ausgesuchte Anzahl von Meisterwerken unserer zeitgenössischen Kunst in vorzüglicher Gruppierung vorführt. Neben den vier großen Toten der vergangenen Generation: Menzel, Böcklin, Lenbach und Leibl, sind Männer wie Klinger, Liebermann, Leistikow, Gebhard, Hofmann, Thoma, Dill, Trübner, Stuck, Erler, Putz, Uhde, Zügel, Hildebrand, Lederer, Tuaillon, zum Teil mit ihren allerbesten Werken, in dieser Ausstellung vertreten, so daß man mit Recht erwarten durfte, es werde endlich Bresche geschossen werden in den Wall von Gleichgültigkeit und Vorurteil, welcher der deutschen Kunst den Zug nach Westen bis jetzt versperrt hat. Was aber ist das Echo, welches diese Ausstellung in der Neuyorker Presse gefunden hat? „Ihr deutschen Künstler ermangelt der Selbstbeherrschung, und daher beherrscht ihr den Stoff nicht. Ihr lebt vom großen Wollen, von mächtigen Impulsen, von kühnen Launen, aber ihr zügelt dieses Wollen, diese Impulse, diese Launen nicht. Und daher wirkt eure Kunst, mit wenigen Ausnahmen, zu gewaltsam, zu grell, zu kraß, mit einem Wort unkünstlerisch. Eure Kraft ist anzuerkennen, euer aufrichtiges Streben erweckt unsere Sympathie; aber ihr täuscht euch, wenn ihr glaubt, daß ihr uns etwas lehren könnt."

Ich sage nicht, daß ich dieses Urteil für richtig halte. Unzweifelhaft ist es sehr dünkelhaft und parteiisch. Aber auch das ist zweifellos, daß die Stärke amerikanischen Wesens vor allem in der nationalen Eigentümlichkeit der Selbstbeherrschung liegt. Sie schützt den Amerikaner vor dem liebenswürdigsten der deutschen Erbfehler, der Sentimentalität — war es doch einer der Ehrentitel des Begründers der nationalen Selbständigkeit, George Washington, im öffentlichen Bewußtsein, daß er never slopped over, sich nie eine Gefühlsblöße gab. Sie hat der amerikanischen Politik jene nüchterne Stetigkeit und Sicherheit in der rücksichtslosen Geltendmachung nationaler Interessen gegeben, deren Erfolge in der jüngsten Weltumsegelung durch die gewaltige Schlachtflotte einen glänzenden Ausdruck gefunden haben. Sie ist die Wurzel der Größe jener Übermenschen der Industrie, die in ihrer Person viele von den Hoheitsrechten und -pflichten vereinigen, welche in Europa nur dem Staate zustehen. Sie gibt auch dem wissenschaftlichen und künstlerischen Leben Amerikas eine geschlossene Kraft und ein zielbewußtes Streben, wie es heutzutage in gleicher Intensität und Reinheit wenige andere Nationen aufweisen können. Conatus sese conservandi unicum virtutis fundamentum — dies Spinozische Wort ist durchaus amerikanisch gedacht.

Die zweite Stelle im amerikanischen Tugendkatechismus wird wohl das Selbst-

vertrauen einnehmen, jene nationale Eigenschaft, der Emerson seinen köstlichen Aufsatz Self-reliance gewidmet hat. Der Amerikaner glaubt an sich selbst, er ist davon überzeugt, daß er im Grunde alles machen kann. Daher scheut er sich nicht (wie der Deutsche) davor, von einem Beruf zum andern überzugehen. Fehlschlag auf einem Gebiet, selbst geschäftlichen Bankerott, nimmt er nicht so tragisch wie es meistens in Deutschland genommen wird. Findet der Advokat nicht genügende Praxis, nun, die Banktätigkeit ist ja etwas Naheliegendes. Gerät der Prediger in Konflikt mit seiner Gemeinde, nun, als Versicherungsagent kann er ja auch auf die Gemüter wirken. Daß die Vielseitigkeit des Charakters und der Talente durch dieses Vertrauen auf die eigene Kraft und durch den leichten Übergang von einer Tätigkeit in die andere gesteigert wird, läßt sich nicht absprechen. Wo in Europa fände sich wohl eine Analogie zu der Mannigfaltigkeit der Arbeitsleistung, die in der bisherigen Laufbahn des Präsidenten Roosevelt enthalten ist? Advokat und Historiker, Sportsmann und Sportschriftsteller, Polizeipräsident von Neuyork, Marineminister, Anwerber und Führer eines Freiwilligenregiments im spanischen Kriege, Gouverneur von Neuyork, zweimal Präsident der Vereinigten Staaten, das zweitemal im Kampf mit einem beträchtlichen Bruchteil seiner eigenen Partei, und nun voraussichtlich wieder Sportsmann im größten Stil und aktiver Journalist — hier liegt eine derartig massive Verkörperung von Selbstvertrauen vor, daß man sich nicht wundern kann, wenn Roosevelt der großen Mehrheit seiner Volksgenossen als der eigentlich typische Vertreter nationalen Wagemutes vor Augen steht. Nicht zu leugnen ist, daß er in noch weit höherem Maße als Vertreter nationaler Ideale gelten würde, wenn er zu seinem außerordentlichen Selbstvertrauen ein größeres Quantum von Selbstbeherrschung, der Kardinaltugend des Amerikaners, hinzufügen könnte. So viel ist aber gewiß: seine Karriere zeigt nur in vergrößertem Maßstab, was in den verschiedenartigsten Abstufungen alle Amerikaner als wünschenswerte Lebensleistung betrachten; und sie ist daher viel symptomatischer für den amerikanischen Nationalcharakter als die außerordentliche Vielseitigkeit Kaiser Wilhelms II. für den deutschen.

Es ist also ein Irrtum, wenn man, wie das ja häufig geschehen ist, die äußerliche Ähnlichkeit dieser beiden Männer als ein Zeichen der inneren Verwandtschaft des deutschen und des amerikanischen Charakters hingestellt hat. Vielmehr, man kann sagen: auch in dem stark entwickelten Selbstvertrauen des Amerikaners liegt ein Grund für seine Unzugänglichkeit gegen spezifisch deutsche Anschauungen. Denn die negative Ergänzung zu seinem Selbstvertrauen bildet seine instinktive Abneigung gegen jegliche Art von Bevormundung. Er betrachtet mit Gleichgültigkeit oder gar Mißtrauen alles, was von einer Behörde kommt. Er haßt die Uniform als Ausdruck des Dienstes und der Subordination, und schätzt sie nur als eine Art Sonntagsanzug und Ausstaffierung für Volksbelustigungen. In wie inten-

sivem Grade er die Polizeiorgane als Untergebene der Bürgerschaft auffaßt, das zeigen in (für Deutsche) ergötzlicher Weise die nicht seltenen privaten Verbote des Zutritts auf Grundstücke mit dem Zusatz: Police take notice. (In wirklich klassischer Form kommt dies Gefühl bürgerlicher Selbstherrlichkeit zum Ausdruck in einem solchen in der Nähe von Boston befindlichen Verbot, welches nach dem üblichen Hinweis auf die gesetzlichen Bestimmungen und polizeilichen Strafen mit den fettgedruckten Worten schließt: I mean business!) Wie prinzipiell er gegen die Ausbildung bestimmter Klassen und erblicher Privilegien als gemeinschädlich eingenommen ist, das beweist die Tatsache, daß die Errichtung von Familienfideikommissen vom Gesetz nicht erlaubt wird. Kann man sich darüber wundern, daß dem Amerikaner das deutsche Beamten- und Klassenwesen unsympathisch ist? Daß er gar keine Empfindung dafür hat, was für den Deutschen das Wort „Dienst" bedeutet? Daß er garnicht versteht, was Deutschland an seiner unvergleichlichen Hochschule nationaler Zucht, an seinem Heere, besitzt? Hier liegen fundamentale Unterschiede des Volksempfindens vor, die kein Professorenaustausch und kein Handelsvertrag wird verwischen können.

Als dritten und letzten Artikel in dem Kredo des Amerikaners möchte ich seinen Glauben an den gesunden Sinn des Durchschnittsmenschen bezeichnen; und ich kann nicht umhin, auch in diesem Punkt die grundsätzliche Verschiedenheit des amerikanischen und des deutschen Temperamentes scharf zu betonen. Man denke nur an die beiden großen Vertreter des politischen Lebens beider Nationen im 19. Jahrhundert: Lincoln und Bismarck. Lincoln in jeder Faser seines Wesens ein Sohn des Volkes, ein Anwalt des gemeinen Mannes, ein zum Ideal durchgebildeter Typus der Masse, dessen soziales Glaubensbekenntnis sich in die Worte zusammenfaßt: „Ihr könnt einzelne zu allen Zeiten hinters Licht führen und alle zu einzelnen Zeiten; aber alle zu allen Zeiten hinters Licht führen — das könnt ihr nicht." Bismarck mit jedem Pulsschlag seines Herzens der ritterliche Vasall seines Herrn, der unbeugsame Verfechter des monarchischen Prinzips, der sarkastische Verächter der Masse, der an sich selbst mißtrauisch wird, wenn ihm Symptome seiner Popularität entgegentreten, und der die rhetorischen Versuche Gagerns, ihn von der Berechtigung des liberalen Programms zu überzeugen mit den Worten charakterisiert: „Er hielt mich für eine Volksversammlung." Aber auch auf literarischem und künstlerischem Gebiet sind die großen Deutschen der Neuzeit samt und sonders Aristokraten. Goethe, Schiller, die Romantiker, Heine, Kant, Schelling, Hegel, Schopenhauer, Nietzsche, Wagner — ist ein einziger unter diesen Männern, der es sich nicht verbeten haben würde, als Anwalt des gesunden Sinnes des Durchschnittsmenschen zu gelten? Und demgegenüber nun Walt Whitman und Emerson — der eine geradezu pochend auf seine Kameradschaft mit dem Niedrigsten aus dem Volke; der andere ein philosophischer Farmer, ein modernisierter und verfeinerter Minder-

bruder, ein Großer und Herrlicher, der sich ehrfurchtsvoll beugt vor der Größe und Herrlichkeit der Alltagswelt.

Diese grundsätzliche Polarität in dem deutschen und amerikanischen Verhalten gegenüber dem Durchschnittsmenschen führt nun zu einer Reihe von lehrreichen Einzelkontrasten. Im Privatleben fällt der Vergleich meiner Ansicht nach nicht eben günstig für die Deutschen aus. Es scheint im deutschen Charakter zu liegen, die Leistungen Gleichstehender oder Mitstrebender zu verkleinern. Klatschsucht und Neid sind leider noch immer hervorstechende Eigentümlichkeiten des deutschen Privatlebens, obgleich der große Zug, den die öffentlichen Angelegenheiten in den letzten Menschenaltern gewonnen haben, ohne Zweifel auch das Dasein des Einzelnen würdiger und freier gestaltet hat. Von Klatschsucht und Neid ist das amerikanische Leben in hervorragendem Grade frei. Nicht mit Unrecht rühmt sich der Amerikaner der generosity, d. h. der Großzügigkeit, der Weitherzigkeit, als einer nationalen Tugend. Sie entspringt der instinktiven Achtung des Amerikaners vor seinem Mitmenschen, dem Gefühl der Kameraderie zwischen Hoch und Niedrig, zwischen Vater und Sohn, zwischen Mann und Frau, zwischen Lehrer und Schüler, zwischen Herr und Diener. Die Episode, welche Theodore Roosevelt aus seinem Lagerleben mit dem freiwilligen Reiterregiment erzählt: wie er eines Abends mit einigen Offizieren im Zelt sitzt, und nun eine Deputation der Mannschaft erscheint und ihm erklärt, anfangs hätten sie gerechte Zweifel gehabt, ob sie mit ihm, dem feinen und aristokratisch erzogenen Herrn, gut auskommen würden, aber jetzt hätten sie ihn kennen gelernt und müßten ihm doch das Zeugnis erteilen, er sei all right; und wie Roosevelt sich nun selbst herzlich und ehrlich über diese gute, ihm von seiner Mannschaft ausgestellte Zensur freut — das ist in der Tat eine typische Illustration der Art, wie der Durchschnittsmensch mit dem Hochstehenden und der Hochstehende mit dem Durchschnittsmenschen in Amerika verkehrt. Daß die Plutokratie für diese echt menschliche Auffassung des Lebens, wie überhaupt für das Beste im amerikanischen Dasein, die schlimmste Gefahr bedeutet, darf nicht verschwiegen werden.

Im öffentlichen Leben äußert sich der Einfluß dieses amerikanischen Vertrauens auf den gesunden Sinn des Durchschnittsmenschen in einer Reihe von Symptomen, die dem in dieser Hinsicht skeptischer veranlagten Deutschen nicht anders als befremdlich erscheinen können. In erster Linie denke ich an den unverwüstlichen Optimismus des Amerikaners gegenüber zweifellosen nationalen Schäden und Gefahren. Wieviel ist nicht in den Vereinigten Staaten über Verlotterung der Stadtverwaltungen geschrieben und geredet worden, wieviel über die unverantwortliche Ausschlachtung der Wälder, wieviel über die unlauteren Machinationen der großen Syndikate! Und wie wenig ist in all diesen Dingen getan worden, um dem Übel zu steuern! Wie leichtfertig und gewissenlos wird immer wieder, nach kurzen spasmodischen Anläufen zur Reform, weiter drauf

losgewirtschaftet, und wie leichtfertig beruhigt man sich bei dem Gedanken, der gesunde Sinn der Masse werde schließlich doch alles in Ordnung bringen! Dem Deutschen, der an das prompte und systematische Eingreifen der Gesetzgebung und der Behörde in solchen Dingen gewöhnt ist, fehlt das Verständnis für diesen blinden Glauben an die automatische Heilung sozialer Schäden durch die Masse.

Ihm fehlt auch das Verständnis für zwei weitere Erscheinungen, die mit dem ausgesprochenen Massensinn des Amerikaners in enger Verbindung stehen: Die Leichtigkeit, mit der der Einzelne sich durch die Masse hypnotisieren läßt, und die Rapidität, mit der neue Gedanken in der Masse um sich greifen und die Masse in ihren Bann ziehen.

Ich sagte vorhin, den Amerikaner schütze seine gewohnheitsmäßige Selbstbeherrschung vor einer der Hauptschwächen des Deutschen, der Sentimentalität. Dieser Satz muß dahin berichtigt werden, daß der Amerikaner periodischen Unterbrechungen seiner Selbstbeherrschung unterliegt, periodischen Anfällen der Massenhypnose, welche geradezu erstaunliche Äußerungen von extravaganter Sentimentalität und Hysterie zur Folge haben. Glücklicherweise verlieren sich diese Krankheitserscheinungen gewöhnlich ebenso plötzlich wie sie plötzlich auftreten und lassen keine dauernden Schwächezustände des nationalen Körpers zurück. Besonders auf zwei Gebieten treten diese Erscheinungen der Massenhypnose mit konvulsivischer Gewalt auf, auf dem des Sports und des Parteilebens. Zu welch krampfhaften, phantastischen, sinnbetäubenden, allem Geschmack und aller Vernunft hohnsprechenden Massendemonstrationen die Präsidentenwahlen und ähnliche Vorgänge in den Vereinigten Staaten zu führen pflegen, ist ja allgemein bekannt. Weniger bekannt wird die Tatsache sein, daß die Sportbegeisterung gelegentlich zu ähnlichen Verirrungen des gesunden Gefühles Anlaß gibt. Ein besonders eklatanter Fall einer Verdunkelung sogar des moralischen Urteils durch die Sportmanie ereignete sich im vorigen Frühjahr an der Harvard-Universität.

Im Juni findet alljährlich die große Ruderregatta zwischen Harvard und Yale statt, ein Ereignis, zu dem die Angehörigen und Freunde der beiden Universitäten gewöhnlich zu Zehntausenden zusammenströmen, und an dem im vorigen Jahr auch Präsident Roosevelt, als Vertreter von Harvard, und der Kriegsminister und zukünftige Präsident Taft, als Vertreter von Yale, ihre Teilnahme zugesagt hatten. Etwa 14 Tage vor der Regatta passierte eine fatale Geschichte. Zwei Leute der Harvarder Mannschaft wurden dabei ertappt, als sie aus dem akademischen Lesesaal einige für allgemeine Benutzung reservierte Bücher mit nach Hause nehmen wollten. Da sie ihren Mißgriff durch ausweichende Erklärungen noch verschlimmerten, so blieb der Universitätsbehörde nichts übrig, als beide zu suspendieren, wodurch ihre Teilnahme an der Regatta

natürlich unmöglich gemacht und die Aussicht auf einen Sieg Harvards stark vermindert wurde. So unangenehm die Sache war, so konnte, nach deutschen Begriffen von akademischer Sitte wenigstens, gar kein Zweifel bestehen, daß die Universitätsbehörden das einzig Richtige getan hatten, um wenigstens den Verdacht offizieller Laxheit zugunsten sportlicher Betätigung von Harvard fernzuhalten. Nichtsdestoweniger erhob sich in der Studentenschaft und in der Bostoner Presse ein wahrer Sturm der Entrüstung über diesen Eingriff der Behörden in das Rad des Schicksals. Die Ehre der Universität, so hieß es, stünde bei der Regatta auf dem Spiele; seit langem seien die Aussichten für einen Sieg Harvards nicht so gut gewesen wie dieses Jahr; es zeuge von einer Verkennung der wahren Interessen Harvards, wenn der akademische Senat diese Chancen durch die Beseitigung der beiden Ruderer rücksichtslos außer acht setze, usw. Was der Sache schließlich eine nationale Bedeutung gab, war, daß Präsident Roosevelt sich verleiten ließ, als alter Harvard-man eine Depesche an den Präsidenten Eliot zu richten, in der er ihn um Aufhebung des Urteils gegen die beiden Studenten ersuchte, da (dies sind seine eigenen Worte) es „unbillig und unangebracht sei, andere für ihr Vergehen leiden zu lassen", d. h. den Anhängern von Harvard das Vergnügen zu rauben, ihre Partei bei der Regatta siegen zu sehen. Hier also ergab sich die erstaunliche Tatsache, daß der Präsident der Vereinigten Staaten und ein Mann von zweifellos ehrenhafter Gesinnung öffentlich dazu aufforderte, einer Gesetzesübertretung gegenüber ein Auge zuzudrücken, um dadurch gewisse nicht in der Sache selbst begründete Vorteile zu erreichen. Zwar erfuhr er durch Präsident Eliot eine kräftige und würdige Zurückweisung, Harvard siegte ohne die Restituierung der beiden Schuldigen, und die Aufregung legte sich ebensoschnell wie sie entstanden war. Das konnte aber nichts an dem Faktum ändern, daß Hunderte, wenn nicht Tausende von gebildeten Männern, und unter ihnen der höchste Beamte der Nation, wochenlang geradezu unter dem Einfluß einer Massenhypnose gestanden und darüber ihr ruhiges, moralisches Urteil verloren hatten.

Nur noch wenige Worte über die Rapidität, mit der neue Gedanken oder plötzliche Stimmungen in der amerikanischen Masse um sich greifen und die Gemüter bezwingen. Auch diese Erscheinung mutet den Deutschen, der an langsamere Entwicklung volkstümlicher Bewegungen gewöhnt ist, fremdartig und als etwas Abnormes an; sie erscheint ihm leicht zu hastig, oberflächlich und launisch. Alles dies mag richtig sein; und doch ist nicht zu verkennen, daß in diesen schnell aufflackernden und schnell wieder verschwindenden oder sich in neue Formen umsetzenden Volksbewegungen ein gut Teil des besten amerikanischen Wesens und ein gut Stück amerikanischer Idealismus enthalten ist. Als die Woge nationaler Entrüstung über spanische Mißwirtschaft in Kuba durch die Vereinigten Staaten hinbrauste, war man in Deutschland nur allzu geneigt,

dies für Heuchelei zu erklären und den eigentlichen Zweck des Vorstoßes gegen Spanien in der Eroberung der reichen Insel zu suchen. Diese Annahme tat dem Empfinden des amerikanischen Volkes schweres Unrecht. Das Verhalten der Vereinigten Staaten gegen Kuba in den letzten zehn Jahren hat zur Genüge bewiesen, daß es dem Volke mit seinen Sympathiekundgebungen für die unterdrückten Kubaner ernst war, und daß hier in der Tat eine jener elementaren Erschütterungen der Volksseele vorlag, welche die innersten Bestrebungen und besten Kräfte einer Nation in Schwingung versetzen. Mit welchem Spott, mit welchen Schmähungen hat man nicht in Deutschland die Christian-Science- und die Temperenzbewegung überschüttet! Sicherlich ist zuzugeben, daß beide Bewegungen einen starken Zusatz von Unwissenheit und Fanatismus enthalten. Daß sie aber beide ein, vielleicht irrtümlicher und exzessiver, aber durchaus ehrlicher und ernstgemeinter Ausdruck des amerikanischen Strebens nach Verfeinerung und Veredlung der Persönlichkeit sind, daß die Stipulierung der Gesundheit durch geistige Kraft und echter Lebensgenuß ohne künstliche Reizmittel in der Tat erstrebenswerte Ziele sind, sollte doch nicht bestritten werden. —

Zweierlei wird sich vielleicht als die Summe dieser flüchtigen Bemerkungen über amerikanische Ideale bezeichnen lassen.

Erstens. Die amerikanischen Ideale sind im wesentlichen noch die des 18. Jahrhunderts; sie sind durchaus basiert auf die rationalistische und individualistische Weltanschauung; die volle Entfaltung und das Glück der Persönlichkeit ist ihr Ziel. Allerdings unterscheiden sich die Ideale des modernen Amerika von denen des „philosophischen Jahrhunderts" dadurch, daß sie modifiziert sind durch ihre Anwendung auf die praktischen Probleme der Masse. Von der großen Umwälzung aber, welche die Romantik in dem Deutschland des 19. Jahrhunderts hervorgerufen hat, ist Amerika so gut wie unberührt geblieben. Vielleicht liegt hierin zum Teil der Grund für den erfrischenden, klaren Hauch, der vom amerikanischen Leben ausgeht.

Zweitens. Mit der so oft verkündeten und von übereifrigen Völkervermittlern angepriesenen inneren Verwandtschaft zwischen dem amerikanischen und deutschen Temperament ist es nichts. Im Gegenteil, es besteht in vielen und wesentlichen Punkten ein grundsätzlicher Kontrast zwischen der deutschen und der amerikanischen Lebensansicht. Freuen wir uns, daß in dem Zeitalter internationaler Verflachung es noch zwei große Nationen von so stark ausgeprägter Eigenart und Verschiedenheit gibt.

Königliche Hoheit/ Roman von Thomas Mann

(Fortsetzung)

Am nächsten Tage nahm Klaus Heinrich seinen Tee auf Schloß Delphinenort, — am nächstfolgenden, den Tag darauf. Gelegentlich, hatte Imma Spoelmann gesagt, möge er kommen. Aber der nächstfolgende Tag war ihm gelegen, und da ihm die Sache dringlich schien, so fand er es nicht angebracht, sie auf die lange Bank zu schieben.

Gegen fünf Uhr — es war schon dunkel — trug ihn sein Coupé über die aufgeweichten Fahrwege des Stadtgartens, der kahl und menschenleer lag, — schon war es Spoelmannscher Besitz, wo er rollte — Bogenlampen erhellten den Park, das große viereckige Brunnenbassin schimmerte trüb zwischen den Bäumen, dahinter erhob sich das weißliche Schloß mit dem Säulenaufbau seines Portals, seiner geräumigen Doppelrampe, die, zwischen seinen Flügeln eingelagert, in flachem Aufstieg zur Beletage emporführte, seinen hohen, in kleine Scheiben geteilten Fenstern, seinen römischen Büsten in den Nischen, — und als Klaus Heinrich durch die Auffahrtsallee von mächtigen Kastanien fuhr, da sah er zu Füßen der Rampe den bordeauxroten Plüschmohren stehen und mit aufgestütztem Stabe Ausschau halten . . .

Klaus Heinrich beschritt eine steinerne, hell erleuchtete und lind durchwärmte Halle mit goldig schimmerndem Mosaikfußboden und weißen Götterbildern in der Runde, schritt geradeaus, der marmornen, breitgeländrigen und mit rotem Teppich belegten Freitreppe zu, auf welcher, mit zurückgezogenen Schultern und hängenden Armen, bauchig und stolz, im Schmuck seines rasierten Doppelkinns, der Spoelmannsche Haushofmeister herniederstieg, um den Gast zu empfangen. Er geleitete ihn in den oberen, mit Bilderteppichen umkleideten und mit einem Marmorkamin geschmückten Vorsaal, wo ein paar weißgoldene und schwanverbrämte Bediente des Prinzen Mütze und Mantel in Empfang nahmen, während der Haushofmeister in eigener Person seiner Herrschaft Meldung zu machen ging . . . Zwischen dem Dienerpaar hindurch, das einen Teppich beiseite raffte, schritt Klaus Heinrich zwei oder drei Stufen hinab.

Pflanzengeruch umfing ihn, und er hörte das sanfte Plätschern fallenden Wassers; in dem Augenblick aber, da hinter ihm der Teppich sich schloß, brach ein Gebell aus, so jäh und toll, daß Klaus Heinrich, einen Augenblick halb betäubt, zu Füßen der Stufen Halt machte. Perceval, der Collie-Hund, hatte sich ihm entgegengeworfen, und nichts glich seiner maßlosen Raserei. Er geiferte, er litt, er wußte nicht, wie sich gebärden vor wütender Zerrissenheit seines Innern, er wand sich, peitschte mit dem Schweif seine Flanken, stemmte die Vorderfüße

Published, June 1, 1909. Privilege of copyright in the United States reserved under the act approved March 3, 1905, by S. Fischer, Verlag, Berlin.

gegen den Boden und schwang sich in blinder Leidenschaft um sich selber, indem er in Lärm und Tobsucht vergehen zu wollen schien. Eine Stimme — es war nicht Immas Stimme — rief ihn zurück, und Klaus Heinrich sah sich in einem Wintergarten, einem von schlanken marmornen Säulen gestützten gläsernen Gewölbe, dessen Boden mit großen, quadratischen, spiegelnden Marmorfliesen belegt war. Palmen aller Art erfüllten es, deren Schäfte und Fächer sich manchmal bis dicht unter die gläserne Decke erhoben. Ein beetartiges Blumenparterre, bestehend aus zahllosen, gleich den Steinen eines Mosaiks aneinander gesetzten Blumentöpfen, breitete sich im starken Mondlicht der Bogenlampen aus und erfüllte die Luft mit Wohlgeruch. Aus einem schöngemeißelten Brunnen rieselten silberne Quellen in ein marmornes Becken, und Enten von seltsam künstlich gefiederter Art schwammen auf der durchleuchteten Wasserfläche. Ein steinerner Wandelgang mit Pfeilern und Nischen nahm den Hintergrund ein.

Es war die Gräfin Löwenjoul, die dem Eintretenden entgegenkam und sich lächelnd verneigte.

„Königliche Hoheit wollen verzeihen", sagte sie. „Unser Percy ist so heftig. Und dann ist er jetzt so wenig an Besuch gewöhnt. Aber er tut niemandem Böses. Darf ich Königliche Hoheit bitten . . . Fräulein Spoelmann wird sogleich zurückkehren. Sie war eben noch hier. Sie wurde abgerufen. Ihr Vater schickte nach ihr. Mister Spoelmann wird hocherfreut sein . . ."

Damit führte sie Klaus Heinrich zu einer Anordnung von Korbstühlen, die, mit gestickten Leinwandkissen ausgestattet, vor einer Palmengruppe standen. Sie sprach lebhaft und kräftigen Tons, den kleinen Kopf mit dem spärlichen aschblonden Scheitel zur Seite geneigt und lächelnd ihre weißen Zähne zeigend. Ihre Gestalt war entschieden vornehm in dem eng anschließenden braunen Kleid, das sie trug, und wie sie mit munterem Händereiben Klaus Heinrich zu den Stühlen geleitete, hatte sie die frischen und eleganten Bewegungen der Offiziersfrau. Nur in ihren Augen, deren Lider sie blinzelnd zusammenzog, war etwas wie Tücke oder Mißtrauen, etwas Unverständliches. Sie nahmen Platz, einander gegenüber an dem runden Gartentischchen, auf dem ein paar Bücher lagen. Perceval, erschöpft von dem Anfall, den er erlitten, nahm auf dem schmalen, blaßfarbigen und perlmutterartig schimmernden Teppich, darauf die Möbel standen, eine schneckenförmige Ruhestellung ein. Sein schwarzseidiges Fell war weiß an Pfoten, Brust und Schnauze. Er hatte eine weiße Halskrause, goldene Augen und einen Scheitel den ganzen Rücken entlang. Klaus Heinrich begann ein Gespräch um des Gespräches willen, eine förmliche Unterhaltung mit Scheingegenstand, wie er es nicht anders kannte.

„Ich wünschte wohl, Gräfin, daß ich nicht gar zu ungelegen käme. Ich bin glücklich, mich wenigstens nicht als ganz unberechtigter Eindringling zu fühlen. Ich weiß nicht, ob Fräulein Spoelmann Ihnen erzählt hat . . . Sie hatte die

Güte, mich zu einem Besuch zu ermutigen. Es handelte sich um die schönen Gläser, die Herr Spoelmann so freigebig war, für den gestrigen Bazar zu stiften. Fräulein Spoelmann meinte, daß ihr Vater nichts dagegen haben werde, mir seine Sammlung einmal zu zeigen. Da bin ich nun . . ."

Die Gräfin ließ es dahingestellt, ob Imma ihr von der Verabredung erzählt habe. Sie sagte: „Dies ist die Teestunde des Hauses, Königliche Hoheit. Wie könnten Königliche Hoheit ungelegen kommen? Selbst wenn, was ich nicht hoffen will, Mister Spoelmann durch sein Befinden verhindert wäre, zu erscheinen . . ."

„O, er ist leidend?" Eigentlich wünschte Klaus Heinrich ein wenig, daß Herr Spoelmann verhindert sein möge. Er sah der Bekanntschaft mit unbestimmter Besorgnis entgegen.

„Er war heute leidend, Königliche Hoheit. Er hatte leider Fieber, Schüttelfrost und sogar eine kleine Ohnmachtsanwandlung. Vormittags war Doktor Watercloose lange bei ihm. Er hat eine Morphiumeinspritzung vorgenommen. Es handelt sich darum, ob nicht doch einmal eine Operation nötig werden wird."

„Das tut mir leid", sagte Klaus Heinrich aufrichtig. „Eine Operation. Das ist schrecklich." Und hierauf antwortete die Gräfin mit abirrenden Augen: „O ja. Aber es gibt Schrecklicheres im Leben, — viele Dinge, die viel schrecklicher sind, als dies."

„Zweifellos", sagte Klaus Heinrich. „Ich glaube es wohl." Er fühlte seine Einbildungskraft auf allgemeine und ungewisse Art angeregt durch die Andeutung der Gräfin.

Sie sah ihn an, mit seitwärts geneigtem Kopfe, und ein Ausdruck von Geringschätzung war in ihrem Gesicht. Dann entwichen ihre ein wenig verschwollenen grauen Augen zur Seite, man wußte nicht, wohin, mit jenem geheimnisvollen Lächeln, das Klaus Heinrich schon kannte und das etwas seltsam Lockendes hatte.

Er empfand die Notwendigkeit, das Gespräch wieder aufzunehmen.

„Leben Sie schon lange im Hause Spoelmann, Gräfin?" fragte er.

„Ziemlich lange", antwortete sie, und man sah ihr an, daß sie zu rechnen versuchte. „Ziemlich. Ich habe so vieles durchlebt, so viele Erfahrungen gemacht, daß ich es auf den Tag genau natürlich nicht sagen kann. Aber kurz nach der Wohltat war es, — bald nachdem mir die Wohltat zuteil geworden."

„Die Wohltat?" fragte Klaus Heinrich.

„Allerdings", sagte sie mit Bestimmtheit und sogar ein wenig gereizt. „Denn die Wohltat geschah ja an mir, als es der Erfahrungen zu viele geworden waren und der Bogen hätte springen müssen, um mich dieses Vergleiches zu bedienen. Sie sind so jung", fuhr sie fort, indem sie nachlässigerweise vergaß, ihn mit seinem Titel anzureden, „so unwissend in betreff des Elends und

der Verworfenheit der Welt, daß Sie sich keinen Begriff davon machen können, was ich habe erdulden müssen. In Amerika hatte ich einen Prozeß, zu dem viele Generäle erscheinen mußten. Dinge kamen an den Tag, denen mein Humor nicht gewachsen war. Sämtliche Kasernen habe ich putzen müssen, ohne daß es mir gelungen wäre, alle liederlichen Weiber hinauszubefördern. Sie versteckten sich in den Schränken, einige auch unter der Diele, und so kommt es, daß sie fortfahren, mich nachts über Gebühr zu martern. Ich würde mich ungesäumt auf meine Schlösser in Burgund zurückziehen, wenn es nicht von oben hineinregnete. Das wußten Spoelmanns, und darum war es so sehr entgegenkommend von ihnen, mich vorläufig bei sich aufzunehmen, wobei es meine einzige Aufgabe ist, die vollkommen unwissende Imma vor der Welt zu warnen. Nur leidet selbstverständlich meine Gesundheit darunter, daß die Weiber sich nachts auf meine Brust setzen und mich zwingen, ihren unanständigen Fratzen zuzusehen. Und dies ist der Grund, weshalb ich bitte, mich einfach Frau Meier zu nennen", sagte sie flüsternd, indem sie sich vorbeugte und mit ihrer Hand Klaus Heinrichs Arm berührte. „Die Wände haben Ohren, und es ist unbedingt erforderlich, daß ich mein notgedrungen angenommenes Inkognito wahre, um mich vor den Nachstellungen der lasterhaften Geschöpfe zu schützen. Nicht wahr, Sie gehen auf meine Bitte ein. Nehmen Sie es doch als einen Scherz . . . als eine Spielerei, die niemanden weh tut . . . Warum nicht . . ."

Sie verstummte.

Klaus Heinrich saß aufrecht und ohne irgendwelche Lässigkeit auf seinem Korbstuhl ihr gegenüber und sah sie an. Er hatte, bevor er seine geradlinigen Stuben verließ, unter Beihilfe seines Kammerdieners Neumann mit all der Sorgfalt Toilette gemacht, die sein den Blicken ausgesetztes Dasein erheischte. Sein Scheitel lief, über dem linken Auge ansetzend, schräg über den Kopf hin genau durch den Wirbel, sodaß dort oben weder Strähne noch Härchen sich erheben konnte, und rechts war sein Haar in einem festen Hügel aus der Stirn zurückgebürstet. In seinem Interimsuniformrock, dessen hoher Kragen und fester Sitz eine beherrschte Haltung begünstigte, saß er, den silbern geflochtenen Achselschmuck eines Majors auf seinen schmalen Schultern, das zitronenfarbene Bändchen des Grimmburger Hausordens im Knopfloch, leicht angelehnt, doch ohne sich bequeme Abspannung zu erlauben, geordnet, gesammelt, den einen Fuß ein wenig vor dem anderen, und bedeckte seine linke Hand auf dem Säbelgriff mit der rechten. Sein junges Gesicht war ein wenig müde von der Unsachlichkeit, der Einsamkeit, Strenge und Schwierigkeit seines Lebens; allein mit einem freundlichen, klaren und unbedingt gefaßten Ausdruck blickte er in das der Gräfin.

Sie verstummte. Ernüchterung und Gram ergriffen von ihren Zügen Besitz, und während es war, als ob in ihren übernächtigen grauen Augen etwas

wie Haß gegen Klaus Heinrich aufzuckte, verfärbte sie sich auf eine ganz besondere und selten beobachtete Weise, indem nämlich die eine Hälfte ihres Gesichtes rot, die andere blaß wurde. Mit gesenkten Lidern antwortete sie: „Ich bin seit drei Jahren im Hause Spoelmann, Königliche Hoheit."

Perceval schnellte empor. In einem tänzelnden, federnden, wedelnden Trabe begab er sich seiner Herrin entgegen — denn Imma Spoelmann war eingetreten — richtete sich würdevoll auf und setzte ihr grüßend die Vorderpfoten auf die Brust. Sein Rachen war weit geöffnet, und zwischen seinen prachtvollen weißen Zähnen hing blutrot die Zunge hervor. Er glich einem Wappentier, wie er so aufrecht vor ihr stand.

Sie war wunderbar gekleidet: in ein Hausgewand aus ziegelfarbener Rohseide und mit offen herniederhängenden Ärmeln, dessen ganzes Bruststück aus einer schweren Goldstickerei bestand. An einer Perlenkette lag ein großer, eiförmiger Edelstein auf ihrem bloßen Halse, dessen Haut die Farbe angerauchten Meerschaums hatte. Ihr blauschwarzes, seitwärts gescheiteltes und schlicht geknotetes Haar zeigte eine Neigung, ihr in glatten Strähnen in Stirn und Schläfen zu fallen. Während sie Percevals Greifenkopf mit ihren beiden schmucklosen, schmalen und schönen Kinderhänden umfaßt hielt, sagte sie in sein Gesicht hinein: „So . . . so . . . guten Tag, mein Freund. Welch ein Wiedersehen. Wir waren von Sehnsucht erfüllt, wir beiden, wir haben alle Qualen der Trennung ausgekostet. Guten Tag. Du magst nun immerhin dein Lager wieder aufsuchen." Und indem sie seine Füße von der Goldstickerei auf ihrer Brust löste und zur Seite trat, machte sie, daß er sich auf seine vier Beine niederließ.

„O, Prinz", sagte sie. „Willkommen in Delphinenort. Sie verabscheuen den Wortbruch, wie ich sehe. Ich setze mich zu Ihnen. Wir werden benachrichtigt, wenn wir Tee trinken können ... Es ist zweifellos gegen alle Vorschrift, daß ich habe warten lassen. Aber mein Vater schickte nach mir, — und dann hatten Sie ja Unterhaltung solange . . ." Ihre glänzenden Augen gingen ein wenig zweifelnd zwischen Klaus Heinrich und der Gräfin hin und her.

„Doch", sagte er, „die hatte ich." Und dann stellte er eine Frage nach Mister Spoelmanns Befinden, die leidlich zufriedenstellend beantwortet wurde. Herr Spoelmann werde beim Tee das Vergnügen haben, Klaus Heinrichs Bekanntschaft zu machen, er lasse sich entschuldigen bis dahin . . . Was das für ein hübsches Paar Pferde sei, das Klaus Heinrich vor seinem Coupé habe? Und nun sprachen sie von ihren Pferden, von Klaus Heinrichs gutmütigem Braunen Florian, aus dem Hollerbrunner Hofgestüt, von Fräulein Spoelmanns arabischer Milchschimmelstute, namens Fatme, die Herr Spoelmann von einem Fürsten aus dem Morgenlande zum Geschenk erhalten hatte, von ihren geschwinden ungarischen Füchsen, die sie als Four in hand-Gespann benutzte . . .

„Kennen Sie die Umgegend?" fragte Klaus Heinrich. „Waren Sie beim Hofjäger? Im Fasanerie-Garten? Es gibt hübsche Ausflüge." Nein, Fräulein Spoelmann war hervorragend ungeschickt im Auffinden von neuen Wegen, und die Gräfin, — nun sie war ihrer ganzen Natur nach nicht unternehmungslustig. So ritten sie immer dieselben Wege im Stadtgarten. Das sei vielleicht langweilig, aber Fräulein Spoelmann sei im ganzen nicht mit Abwechslung und Abenteuern verwöhnt. Da sagte er denn, daß sie einmal zusammen reiten müßten, bei schönem Wetter, zum Hofjäger oder nach Schloß Fasanerie, worauf sie mit vorgeschobenen Lippen antwortete, daß man dergleichen ja immerhin in vorläufige Aussicht nehmen könne. Dann kam der Haushofmeister und meldete ernst, daß der Teetisch bereit sei.

Sie gingen durch die Teppichhalle mit dem Marmorkamin, geführt von dem pomphaft schreitenden Butler, begleitet von dem tänzelnden Percy, gefolgt von der Gräfin Löwenjoul.

„Hat die Gräfin vorhin ein bißchen geschwatzt?" fragte Imma im Gehen, ohne ihre Stimme sonderlich in acht zu nehmen.

Klaus Heinrich erschrak und blickte zu Boden. „Aber sie kann uns ja hören!" sagte er leise.

„Nein, sie hört uns nicht", antwortete Imma. „Ich verstehe mich auf ihr Gesicht. Wenn sie den Kopf so schräg hält und mit den Augen blinzelt, so ist sie abwesend und tief in ihren Gedanken. Sie hat wohl ein bißchen geschwatzt, vorhin?"

„Vorübergehend", sagte Klaus Heinrich. „Ich hatte den Eindruck, daß die Frau Gräfin sich zeitweise gehen ließ."

„Es ist ihr viel Schlimmes widerfahren." Und Imma sah ihn an, so groß und dunkel forschend, wie sie es im Dorotheenspital auf Schritt und Tritt getan hatte. „Ich erzähle es ein andermal. Es ist eine Geschichte."

„Ja", sagte er. „Ein andermal. Das nächstemal. Vielleicht unterwegs".

„Unterwegs?"

„Ja, unterwegs zum Hofjäger oder zur Fasanerie."

„O, ich vergaß Ihre Gewissenhaftigkeit, Prinz, was Verabredungen betrifft. Gut, also unterwegs. Hier geht es hinunter."

Sie befanden sich an der Rückseite des Schlosses. Von einer mit großen Gemälden behangenen Galerie, die sie durchquerten, leiteten teppichbelegte Stufen in den weißgoldenen Gartensalon hinab, hinter dessen hoher Glastür die Terrasse lag. Alles, der große Kristallüster, der von der Mitte der hohen, weiß verschnörkelten Decke herabhing; die ebenmäßig aufgestellten Armstühle mit goldenen Rahmen und Wirkbildbezügen; die schwer herabfallenden, weißseidenen Vorhänge; die feierliche Stutzuhr und die Vasen und goldenen Leuchter auf der weiß marmornen Kaminplatte vor dem hohen Wandspiegel; die mäch-

tigen, löwenfüßigen, vergoldeten Kandelaber, die zu beiden Seiten der Eingangsstufen emporragten: alles erinnerte Klaus Heinrich an das Alte Schloß, an die Repräsentationsräume, in denen er von Kind auf Dienst zu tun gewohnt war, — nur daß die Kerzen hier Scheinkerzen waren, mit goldig strahlenden Glühlampen anstelle des Dochtes, und daß alles neu war und glänzend instand bei Spoelmanns auf Schloß Delphinenort. Ein schwanverbrämter Bedienter legte in einem Winkel des Zimmers die letzte Hand an den Teetisch; Klaus Heinrich betrachtete den elektrisch geheizten Kessel, von dem er im „Eilboten" gelesen hatte.

„Hat man Herrn Spoelmann benachrichtigt?" fragte die Tochter des Hauses. ... Der Butler verneigte sich. „Dann soll nichts uns hindern", sagte sie in ihrer raschen und spöttisch redegewandten Art, „unsere Plätze einzunehmen und ohne ihn zu beginnen. Kommen Sie, Gräfin! Ich würde Ihnen empfehlen, Prinz, sich ihrer Waffen zu entledigen, falls nicht Gründe, die sich meiner Einsicht entziehen, dagegen sprechen ..."

„Danke", sagte Klaus Heinrich. „Nein, es spricht gar nichts dagegen." Und es schmerzte ihn, daß er zu ungeübten Geistes war, um eine behendere Antwort zu finden.

Der Bediente nahm seinen Säbel in Empfang und trug ihn durch die Galerie davon. Sie saßen am Teetisch nieder, unter Beistand des Butlers, der die Lehnen der Stühle hielt, die Stühle unter sie schob. Dann zog er sich auf die Höhe der Stufen zurück, wo er in schmuckhafter Weise stehen blieb.

„Sie müssen wissen, Prinz", sagte Fräulein Spoelmann, die das Wasser aufgoß, „daß mein Vater keinen Tee trinkt, den ich nicht selbst bereitet habe. Er mißtraut jedem Tee, der fertig in Tassen herumgereicht wird. Das ist bei uns verpönt. Sie müssen sich dem anbequemen."

„O, es ist schöner so", sagte Klaus Heinrich, „viel behaglicher und ungezwungener so am Familientisch ..." Er brach ab und bedachte, warum bei diesen Worten ein gehässiger Seitenblick aus den Augen der Gräfin Löwenjoul ihn getroffen hatte. „Und Ihr Studium", fragte er, „gnädiges Fräulein? Darf ich mich erkundigen? Mathematik, wie ich weiß. Es strengt Sie nicht an? Ist es nicht furchtbar hart für den Kopf?"

„Gar nicht", sagte sie. „Ich weiß nichts Hübscheres. Man spielt in den Lüften, sozusagen, oder schon außerhalb der Luft, in staubfreier Gegend jedenfalls. Man hat es so kühl wie in den Adirondacks ..."

„Wie wo?"

„Den Adirondacks. Das ist Geographie, mein Prinz. Ein Bergwald drüben mit hübschen Seen. Wir haben ein Landhaus dort, für den Mai. Im Sommer waren wir immer am Meer."

„Auf jeden Fall", sagte er, „kann ich für Ihren Eifer in den Studien

Zeugnis ablegen. Sie lassen sich nicht gern hindern, pünktlich in die Vorlesung zu kommen. Ich habe noch nie gefragt, ob Sie eigentlich neulich zur Zeit gekommen sind."

„Neulich?"

„Ja, vor einigen Wochen. Nach dem Hindernis an der Hauptwache."

„Großer Gott, Prinz, nun fangen auch Sie davon an. Diese Geschichte scheint im Palast wie in der Hütte verbreitet zu sein. Hätte ich gewußt, welch Aufhebens man davon machen würde, so wäre ich lieber dreimal um den ganzen Schloßplatz gegangen. Sogar in der Zeitung hat es gestanden, wie man mir sagt. Und nun hält natürlich die ganze Stadt mich für einen Teufel an Wildheit und Jähzorn. Aber ich bin das friedfertigste Geschöpf von der Welt und lasse mich nur nicht gern kommandieren. Bin ich ein Teufel, Gräfin? Ich verlange bündige Antwort."

„Nein, Sie sind gut", sagte die Gräfin Löwenjoul.

„Nun, — gut, das ist wiederum zu viel gesagt, das geht zu weit nach der anderen Seite, Gräfin . . ."

„Nein", sagte Klaus Heinrich, „nein, nicht zu weit. Ich glaube der Gräfin ganz fest . . ."

„Viel Ehre. Wie ist die Kunde von dem Abenteuer denn eigentlich zu Eurer Hoheit gedrungen? Durch die Zeitung?"

„Ich war Augenzeuge", sagte Klaus Heinrich.

„Augenzeuge?"

„Ja, gnädiges Fräulein. Ich stand zufällig am Fenster der Offizierswachtstube und habe alles von Anfang bis zu Ende mit angesehen."

Fräulein Spoelmann errötete. Es war kein Zweifel, daß die perlblasse Haut ihres fremdartigen Gesichtchens sich dunkler färbte.

„Nun, Prinz, ich nehme an", sagte sie, „daß Sie im Augenblick nichts Besseres zu tun hatten."

„Besseres?" rief er. „Aber es war ja so schön zu sehen! Ich gebe Ihnen mein Wort, gnädiges Fräulein, daß ich nie in meinem Leben . . ."

Perceval, der mit anmutig gekreuzten Vorderpfoten neben Fräulein Spoelmann lag, erhob das Haupt mit angespannt gesammelter Miene und schlug mit dem Schweif den Teppich. Im selben Augenblick setzte der Butler sich in Bewegung. Er lief, so schnell die Schwere seines Leibes es gestattete, die Stufen hinab zu der hohen Seitentür, die sich dem Teetisch gegenüber befand, und raffte heftig die weißseidene Portière, indem er sein Doppelkinn mit machtvollem Ausdruck in die Lüfte erhob. Samuel Spoelmann, der Milliardär, trat ein.

Er war zierlich gebaut und von eigenartiger Physiognomie. Aus seinem glatt rasierten Gesicht mit den hitzigen Wangen sprang die Nase ungewöhnlich wagerecht hervor, und darüber lagen nahe bei einander seine kleinen Rundaugen,

die von metallisch unbestimmtem Blauschwarz waren, wie bei kleinen Kindern und Tieren, und zerstreut und ärgerlich blickten. Der obere Teil seines Schädels war kahl, aber am Hinterkopf und an den Schläfen besaß Herr Spoelmann reichliches graues Haar, das auf eine bei uns nicht übliche Art gehalten war. Er trug es weder kurz noch lang, sondern hochaufliegend, voll, nur im Nacken abgeschnitten und um die Ohren rasiert. Sein Mund war klein und fein geschnitten. Gekleidet in einen schwarzen Schoßrock mit sammtener Weste, auf der eine lange, dünne, altmodische Uhrkette lag, und weiche Lederschuhe an seinen kurzen Füßchen, näherte er sich mit mißmutigem und beschäftigtem Gesichtausdruck rasch dem Teetisch; aber seine Miene erhellte sich, sie gewann Weichheit und Freude, sobald er seiner Tochter ansichtig wurde. Imma war ihm entgegengegangen.

„Guten Tag, verehrungswürdiges Väterchen", sagte sie; und ihre bräunlichen Kinderarme, von denen die offenen ziegelfarbenen Ärmel niederhingen, um seinen Nacken schlingend, küßte sie ihn auf die Glatze, die er ihr darbot, indem er den Kopf neigte.

„Dir dürfte nicht unbekannt sein", fuhr sie fort, „daß Prinz Klaus Heinrich heute mit uns den Tee nimmt?"

„Nein, freut mich, freut mich", sagte Herr Spoelmann gleichsam eilig und mit knarrender Stimme. „Bitte, sich nicht stören zu lassen!" sagte er ebenso. Und indem er mit dem Prinzen, der in geschlossener Haltung am Tische stand, einen Händedruck tauschte (Herrn Spoelmanns Hand war mager und von der ungestärkten weißen Manschette halb bedeckt), nickte er mehrmals irgendwohin nach der Seite. Dies war seine Art Klaus Heinrich zu begrüßen. Er war fremd, krank und ein Sonderling an Reichtum. Er war entschuldigt und alles Weiteren entbunden — Klaus Heinrich sah es ein und bemühte sich redlich, seine innere Verstörung zu überwinden. „... Sind ja zu Hause hier, gewissermaßen", sagte Herr Spoelmann noch, indem er die Anrede verschluckte, und vorübergehend erschien ein boshafter Ausdruck um seine rasierten Lippen. Dann veranlaßte er durch sein Beispiel alle, sich wieder zu setzen. Es war der Stuhl zwischen Imma und Klaus Heinrich, der Gräfin und der Verandatür gegenüber, den der Butler unter ihn schob.

Da Herr Spoelmann keine Miene machte, sein Säumen zu entschuldigen, sagte Klaus Heinrich: „Ich höre mit Bedauern, daß Sie heute zu leiden hatten, Herr Spoelmann. Ich hoffe, es geht Ihnen besser?"

„Danke, besser, aber nicht gut", antwortete Herr Spoelmann knarrend. „Wieviel Löffel hast du genommen?" fragte er seine Tochter. Er meinte damit, wieviel Tee sie in die Kanne geschüttet habe.

Sie hatte seine Tasse gefüllt und sie ihm gereicht.

„Vier", sagte sie. „Für jeden einen. Niemand soll sagen, daß ich mein greises Väterchen dem Mangel aussetze."

„Ach was", antwortete Herr Spoelmann. „Ich bin nicht greis. Man sollte dir die Zunge stutzen." Und er nahm aus einer silbernen Büchse eine Art Zwieback, die eigens für ihn da zu sein schien, zerbrach das Gebäck und tauchte es ärgerlich in den goldfarbenen Tee, den er wie seine Tochter ohne Sahne und Zucker trank.

Klaus Heinrich begann von neuem: „Ich sehe mit großer Spannung der Besichtigung Ihrer Sammlung entgegen, Herr Spoelmann."

„Richtig", antwortete Herr Spoelmann. „Wollen meine Gläser ansehen. Sind Liebhaber? Vielleicht auch Sammler?"

„Nein", sagte Klaus Heinrich, „zum Sammeln bin ich bei aller Vorliebe noch nicht gekommen."

„Keine Zeit?" fragte Herr Spoelmann . . . „Ist der Offiziersdienst so zeitraubend?"

Klaus Heinrich antwortete: „Ich tue nicht mehr Dienst, Herr Spoelmann. Ich bin à la suite meines Regiments gestellt. Ich trage die Uniform, das ist alles."

„Ach so, zum Schein", sagte Herr Spoelmann knarrend. „Was tun Sie denn den ganzen Tag?"

Klaus Heinrich hatte aufgehört, Tee zu trinken, hatte alles von sich geschoben bei diesem Gespräch, das seine ganze Aufmerksamkeit erforderte. Aufrecht saß er da und verantwortete sich, während er fühlte, daß Imma Spoelmanns Blick groß, schwarz und forschend auf ihm ruhte.

„Ich habe Pflichten bei Hofe, bei den Festen und den Zeremonien. Ich habe auch auf militärischem Gebiet zu repräsentieren, bei Rekrutenvereidigungen und Fahnenweihen. Dann muß ich Empfänge abhalten, in Vertretung meines Bruders, des Großherzogs. Und dann gibt es kleine dienstliche Reisen, in die Ortschaften des Landes, zu Enthüllungen und Einweihungen und anderen öffentlichen Feierlichkeiten."

„Ach so", sagte Herr Spoelmann. „Zeremonien, Feierlichkeiten. So für die Gaffer. Na, dafür fehlt mir jedes Verständnis. Ich sage Ihnen once for all, daß ich nichts halte von Ihrem Beruf. That's my standpoint, sir."

„Ich verstehe vollkommen", sagte Klaus Heinrich. Er hielt sich aufrecht in seinem Majorsrock und lächelte schmerzlich.

„Nun, es will ja wohl auch das geübt sein", fuhr Spoelmann ein wenig sanfter fort, „geübt und gelernt, wie es scheint. Ich für meine Person werde meiner Lebtage nicht aufhören, mich zu ärgern, wenn ich das Wundertier abgeben muß..."

„Ich will hoffen", sagte Klaus Heinrich, „daß unsere Bevölkerung es nicht an Rücksicht fehlen läßt..."

„Danke, es geht", antwortete Herr Spoelmann. „Die Leute sind wenigstens

gutmütig hier; es steht ihnen nicht gerade die Mordlust in den Augen geschrieben, wenn sie glotzen."

„Überhaupt würde ich mich freuen, zu hören, Herr Spoelmann", — und Klaus Heinrich fühlte sich besser, seit das Gespräch sich gewandt hatte und das Fragen an ihm war — „daß es Ihnen trotz den ungewohnten Verhältnissen dauernd bei uns gefällt."

„Danke", sagte Herr Spoelmann, „ich bin at ease. Und das Wasser ist ja nun mal das einzige, das mir ein bißchen hilft."

„Es ist Ihnen nicht schwer geworden, Amerika zu verlassen?"

Ein Blick streifte Klaus Heinrich, ein rascher und mißtrauischer, ja scheuer Blick von unten, den Klaus Heinrich nicht zu deuten wußte.

„Nein", sagte Herr Spoelmann, scharf und knarrend. Das war alles, was er auf die Frage antwortete, ob ihm der Abschied von Amerika nicht schwer geworden sei.

Eine Pause trat ein. Die Gräfin Löwenjoul hielt ihren kleinen, glatt gescheitelten Kopf zur Seite geneigt und lächelte abwesend und madonnenhaft. Fräulein Spoelmann betrachtete Klaus Heinrich unverwandt aus großen, schwarzglänzenden Augen, als prüfe sie die Wirkung, die ihres Vaters wunderliche Schroffheit auf den Gast hervorbringe, — ja, Klaus Heinrich hatte den Eindruck, daß sie mit Ruhe und Verständnis seines Aufbruchs und Abschiedes auf Nimmerwiederkehren gewärtig sei. Er begegnete ihrem Blick und blieb. Herr Spoelmann seinerseits zog eine goldene Dose hervor und entnahm ihr eine breite Zigarette, die, nachdem er sie angezündet, einen köstlichen Duft verbreitete.

„Mögen rauchen?" fragte er dann. . . Und da Klaus Heinrich fand, daß es nicht mehr darauf ankomme, so bediente auch er sich, nach Herrn Spoelmann, aus der dargebotenen Dose.

Es war dann, bevor man zur Besichtigung der Gläser schritt, noch von verschiedenen Gegenständen die Rede — hauptsächlich zwischen Klaus Heinrich und Fräulein Spoelmann, denn die Gräfin war mit ihren Gedanken nicht gegenwärtig, und Herr Spoelmann warf nur dann und wann ein knarrendes Wort dazwischen —: vom hiesigen Hoftheater, von dem großen Schiff, auf welchem Spoelmanns die Reise nach Europa zurückgelegt. Nein, nicht ihre Yacht hatten sie dazu benutzt. Die hatte hauptsächlich dazu gedient, Herrn Spoelmann bei Sommershitze, wenn Imma und die Gräfin in Newport waren und ihn die Geschäfte an die Stadt fesselten, am Abend aufs Meer hinauszufahren, woselbst er auf Deck die Nächte verbracht hatte. Jetzt lag sie wieder in Venedig. Aber über den Ozean hatte ein Riesendampfer sie gebracht, ein schwimmendes Hotel mit Konzertsälen und Sportplätzen. Fünf Stockwerke, sagte Fräulein Spoelmann, habe er gehabt. „Von unten an gerechnet?" fragte Klaus Heinrich. Und sie antwortete unverzüglich: „Allerdings. Von oben hatte er sechs." Er

ließ sich verwirren, verstand garnichts mehr und merkte lange nicht, daß er verspottet wurde. Dann suchte er, sich zu erklären, seine einfältige Frage zu rechtfertigen, darzutun, daß er gemeint habe, ob sie alles mitrechne, auch die Räume unter Wasser, sozusagen die Kellerräume, — kurz, zu beweisen, daß es ihm keineswegs an Scharfsinn fehle, und stimmte schließlich in die Heiterkeit ein, die das Ergebnis dieses Unternehmens war. Was das Hofschauspiel betraf, so fand Fräulein Spoelmann, indem sie die Lippen rümpfte und ihr Köpfchen hin und her wandte, daß der Vertreterin des naiven Faches eine Kur in Marienbad, verbunden mit einem Kursus im Tanz- und Anstandsunterricht nicht warm genug empfohlen werden könne, während dem Heldendarsteller zu bedeuten sei, daß man sich eines Organs von dem Wohllaut des seinen selbst im Privatleben nur mit äußerster Zurückhaltung bedienen sollte . . . unbeschadet ihrer, des Fräuleins Spoelmann hoher Achtung vor dem in Rede stehenden Kunstinstitut.

Klaus Heinrich lachte und staunte, ein kleines Weh im Herzen über so viel Behendigkeit. Wie gut sie sprach, wie scharf und blinkend sie die Worte fügte! Man plauderte auch von Stücken, von Opern und Schauspielen, die diesen Winter in Szene gegangen, und Imma Spoelmann widersprach dem Urteil Klaus Heinrichs, widersprach ihm auf jeden Fall, gerade als schiene es ihr schimpflich, nicht zu widersprechen, setzte ihn matt im Handumdrehen mit der lustigen Übermacht ihrer Zunge, und ihre großen schwarzen Augen in dem perlblassen Gesichtchen schimmerten vor Freude am guten Wort, während Herr Spoelmann, schräg zurückgelehnt, die breite Zigarette zwischen den rasierten Lippen und blinzelnd vor ihrem Rauch, seine Tochter mit zärtlichem Wohlgefallen betrachtete.

Mehr als einmal empfand Klaus Heinrich in seinem Gesicht die kleine schmerzliche Verzerrung, die er damals in dem der guten Schwester Oberin gesehen, und dennoch glaubte er deutlich zu erkennen, daß es nicht Imma Spoelmanns Meinung war, zu verletzen, daß sie den andern nicht als gedemütigt betrachtete, wenn er ihr nicht Widerpart zu halten vermochte, daß sie vielmehr seine armen Antworten gelten ließ, als sei sie der Ansicht, daß er die Wehr des Witzes nicht nötig habe, — nur sie. Aber wie das und warum? Er mußte an Überbein denken, bei manchen von ihren Scharfzüngigkeiten, an den wortgewandt rodomontierenden Doktor Überbein, der ein Malheur von Geburt war und unter Bedingungen aufgewachsen, die er die guten nannte. Eine elende Jugend, Einsamkeit und Ausgeschlossenheit vom Glücke, von der Bummelei des Glücks, — man setzte kein Fett an dabei, man kannte kein Behagen und sah sich scharf und klar auf seine Fähigkeiten angewiesen, was sicher ein Vorteil vor Denen war, die „es nicht nötig hatten". Aber Imma Spoelmann saß weich in ihrem rotgoldenen Kleide am Tische im Saal, in lässiger Haltung, mit launisch verwöhnten Mienen, saß

in üppiger Sicherheit, während ihre Rede scharf ging wie dort, wo es gilt, wo Helligkeit, Härte und wachsamer Witz zum Leben geboten sind. Warum doch? Klaus Heinrich bemühte sich innig, das zu ergründen, während man über Ozeandampfer und Theaterstücke sprach. Aufrecht, in unbedingt beherrschter Haltung und ohne sich bequeme Abspannung zu erlauben, saß er am Tisch, indem er seine linke Hand verbarg, und manchmal traf ihn ein schief gehässiger Blick aus den Augen der Gräfin Löwenjoul.

Ein Diener erschien und überreichte Herrn Spoelmann auf silberner Platte ein Telegramm. Herr Spoelmann riß es ärgerlich auf, durchlas es blinzelnd, den Rest einer Zigarette im Mundwinkel, und warf es auf die Platte zurück mit der kurzen Anordnung: „Mister Phlebs". Hierauf zündete er sich verdrießlich eine neue Zigarette an. Fräulein Spoelmann sagte: „Das ist, trotz gemessener ärztlicher Vorschrift, die fünfte Zigarette, die du heute Nachmittag rauchst. Ich verhehle dir nicht, daß die zügellose Leidenschaft, mit der du dich dem Laster überläßt, deinen grauen Haaren nicht wohlansteht."

Man sah, daß Herr Spoelmann zu lachen versuchte, und dann sah man, daß es ihm nicht gelang, daß er den starken und scharfen Klang der gehörten Worte nicht ertrug und das Blut ihm zu Kopfe fuhr.

„Schweig!" knarrte er bitterböse. „Du denkst immer, daß im Scherze alles zu sagen erlaubt ist. Aber ich verbitte mir deine Keckheiten, du Schwätzerin!"

Klaus Heinrich blickte erschüttert auf Imma, die groß und erschreckt in ihres Vaters jähzorniges Antlitz sah und dann traurig das dunkle Köpfchen senkte. Gewiß, sie hatte nichts Böses gemeint, hatte sich ergötzt an den düster großen und fremden Worten, die sie spöttisch handhabte, hatte Heiterkeit zu erregen erwartet und war nun zufällig so übel angelaufen. „Väterchen, aber kleines Väterchen!" sagte sie bittend, und ging hin, Herrn Spoelmann die hitzige Wange zu streicheln. „Ach was", murrte er noch, „du bist auch nicht größer." Aber dann ließ er sich schmeicheln, bot ihr die Glatze zum Kusse dar und gab sich zufrieden. Klaus Heinrich erinnerte an die Gläser, als der Friede hergestellt war, und so verließ man den Teetisch und begab sich hinüber in den anstoßenden Sammlungssaal, mit Ausnahme der Gräfin Löwenjoul, die sich mit tiefer Verbeugung zurückzog. Herr Spoelmann selbst ließ nebenan die elektrischen Kerzen der Lüster erglühen.

Schöne Schränke im Geschmacke des ganzen Schlosses, bauchig und mit gewölbten Glastüren, umstanden abwechselnd mit seidenen Prunkstühlen das ganze Gemach, und sie enthielten Herrn Spoelmanns Kunstgläser-Sammlung. Ja, das war offenbar die lückenloseste Sammlung beider Welten, und das Glas, das Klaus Heinrich erworben, war freilich nur ein bescheidenes Beispielchen daraus. Sie begann in einem Winkel des Saales mit den frühesten Luxuserzeugnissen des Gewerbezweiges, mit heidnisch bemalten Funden aus den

Kulturen der Urzeit, setzte sich fort über die Kunstprodukte des Morgen- und Abendlandes und aller Zeitabschnitte, wies umkränzte, verschnörkelte und reichgestaltige Vasen und Kelche aus den Bläsereien Venedigs und kostbare Stücke aus böhmischen Hütten auf, deutsche Humpen, bilderreiche Zunft- und Kurfürstengläser, untermischt mit fratzenhaften Tiergestaltungen und Scherzgebilden, große Kristall-Pokale, die an das Glück von Edenhall im Liede erinnerten und in deren Schliffen das Licht sich prunkend brach, Rubingläser, die glühten gleich dem heiligen Gral, und edelste Beispiele endlich für den neuesten Aufschwung der Kunst, überzarte Glasblüten auf unendlich gebrechlichen Stielen und Ziergläser im modischen Formengeschmack, die mittelst des Dampfes verflüchtigter Edelmetalle mit schillerndem Farbenschmelz überzogen waren. Zu dritt und gefolgt von Perceval, der ebenfalls zuschaute, ging man langsam auf Teppichen um den Saal, und Herr Spoelmann erklärte mit knarrender Stimme die Herkunft einzelner Stücke, indem er sie mit seiner mageren, von der ungestärkten Manschette halbbedeckten Hand behutsam von den Sammetborten nahm und gegen das Glühlicht hielt.

Klaus Heinrich hatte Übung im Besichtigen, in Erkundigungen und höchst anerkennenden Äußerungen, und darum war er imstande, zu gleicher Zeit über Imma Spoelmanns Redeweise nachzudenken, ihre seltsame Redeweise, die ihn schmerzlich beschäftigte. Was sie nicht alles sagte mit ihren vorgeschobenen Lippen! Was für Worte sie leichthin im Munde führte! „Leidenschaft", „Laster", wie kam sie dazu, sie zu beherrschen und sich ihrer so keck zu bedienen? Hatte die Gräfin Löwenjoul, die auf verwirrte Art ebenfalls von solchen Dingen redete und offenbar schreckliche Einblicke getan hatte, sie nicht als vollkommen unwissend bezeichnet? Das war zweifellos zutreffend, denn war sie nicht ein Sonderfall von Geburt, wie er, aufgewachsen in Reinheit und Feinheit, ausgeschlossen von dem Treiben der Leute und unteilhaft der wilden Dinge, die im wirklichen Leben jenen düster großen Wörtern entsprachen? Aber der Wörter hatte sie sich bemächtigt und führte sie in geschliffener Rede daher, indem sie sich darüber lustig machte. Ja, so war es: dies scharfe und süße Geschöpf in seinem rotgoldenen Kleide, es lebte in Redensarten, es kannte vom Leben nicht mehr, als die Worte, es spielte mit den ernstesten und furchtbarsten wie mit bunten Steinen und begriff nicht, wenn es Ärgernis damit erregte! — Klaus Heinrichs Herz war voller Mitgefühl, während er dies bedachte.

Es war fast sieben Uhr, als er bat, nach seinem Wagen zu schicken, — etwas beunruhigt über sein langes Verweilen in Hinsicht auf den Hof und das Publikum. Sein Aufbruch rief einen neuen, furchtbaren Anfall Percevals, des Collie-Hundes, hervor. Jede Veränderung oder Unterbrechung eines Zustandes schien das edle Tier um sein seelisches Gleichgewicht zu bringen. Bebend, mit rasendem Gebell und jeder Beschwichtigung unzugänglich, stürmte er durch die

Gemächer, die Vorhalle und die Treppe auf und nieder, so daß die Abschiedsworte im Lärm erstarben. Der Butler erwies dem Prinzen die Honneurs bis hinunter in den Flur mit den Götterbildern. Herr Spoelmann begleitete ihn keineswegs. Fräulein Spoelmann machte den Satz verständlich: „Ich halte mich versichert, daß der Aufenthalt im Schoße unserer Familie Sie mit Entzücken erfüllt hat, Prinz.“ Und es war ungewiß, ob ihr Spott der Redensart „im Schoße unserer Familie“ oder der Sache selber galt. Jedenfalls wußte Klaus Heinrich ihr fast nichts zu erwidern. In einen Winkel seines Coupés gelehnt, ein wenig wund und zerschlagen, aber auch erfrischt von der ungewohnten Behandlung, die ihm widerfahren, fuhr er heim, durch den dunklen Stadtgarten nach Eremitage, kehrte zurück in seine enthaltsamen Empire-Stuben, woselbst er mit den Herren von Schulenburg-Treffen und Braunbart-Schellendorf zu Abend speiste. Am folgenden Tage las er den Vermerk des „Eilboten“. Er lautete einfach dahin, daß gestern Seine Königliche Hoheit Prinz Klaus Heinrich auf Schloß Delphinenort den Tee genommen und die berühmte Kunstgläser-Sammlung des Herrn Spoelmann in Augenschein genommen habe.

Und Klaus Heinrich fuhr fort, sein unsachliches Leben zu führen und seinen hohen Beruf zu üben. Er sprach seine gnädigen Worte, vollführte seine Handbewegungen, repräsentierte bei Hofe und auf dem Ballfest beim Konseilpräsidenten, erteilte Freiaudienzen, frühstückte in der Offiziersspeiseanstalt der Leibgrenadiere, zeigte sich im Hoftheater und schenkte dieser und jener Ortschaft des Landes seine festliche Anwesenheit. Lächelnd und mit geschlossenen Absätzen waltete er der Form und tat in unbedingt gefaßter Haltung seine schwierige Pflicht, obwohl er zu dieser Zeit über so Manches nachzudenken hatte: über den hitzigen Herrn Spoelmann, die verwirrte Gräfin Löwenjoul, den tollen Percy und namentlich auch über Imma, die Tochter des Hauses. Manche Frage, die sein erster Besuch in „Delphinenort“ ihm aufgegeben, war er jetzt noch nicht zu beantworten in der Lage, sondern erhielt die Lösung erst im weiteren Laufe des Verkehrs mit dem Hause Spoelmann, den er unter angespannter und schließlich fieberhafter Teilnahme der Öffentlichkeit aufrecht erhielt, und der seine nächste Fortsetzung damit fand, daß der Prinz eines Tages in aller Morgenfrühe zum Erstaunen der Herrschaft, der Dienerschaft und seiner selbst, ja, gewissermaßen willenlos und wie vom Schicksal ergriffen, allein und zu Pferd auf „Delphinenort“ erschien, um das Fräulein, das er obendrein in seinen mathematischen Studien störte, zu einem Spazierritt abzuholen.

Die Macht des Winters war früh gebrochen in diesem auf immer denkwürdigen Jahr. Nachdem der Januar mild vergangen, setzte schon Mitte Februar mit Vogelsang, Sonnengold und süßen Lüften ein Vorfrühling ein, und als Klaus Heinrich am Morgen des ersten von diesen hoffnungsvollen

Tagen auf Schloß Eremitage in seinem alten und geräumigen Mahagonibett erwachte, von dessen einem Pfosten die kugelförmige Bekrönung abgebrochen und verloren gegangen war, fühlte er sich wie von starker Hand berührt und unwiderstehlich zu frischen Taten aufgefordert.

Er zog die Klingel nach Neumann (denn es gab nur Klingelzüge auf Eremitage) und erteilte Weisung, daß binnen einer Stunde Florian gesattelt sein möge. Ob auch für den Lakaien ein Pferd bereit gemacht werden solle. Nein, nicht nötig; Klaus Heinrich erklärte, allein reiten zu wollen. Dann gab er sich zur morgendlichen Herstellung in Neumanns gewissenhafte Hände, frühstückte drunten im Gartenzimmer mit Ungeduld und stieg am Fuße der kleinen Terrasse zu Pferde. Die gespornten Reitstiefel in den Steigbügeln, in der braun behandschuhten Rechten die gelbledernen Zügel und die Linke unter dem offenen Mantel in die Hüfte gestemmt, ritt er im Schritt durch den zarten Morgen, indem er über sich im noch nackten Gezweig die Vögel suchte, deren Zwitschern er hörte. Er ritt durch den öffentlichen Teil seines Parks, durch den Stadtgarten und den Grund von „Delphinenort". Halb zehn Uhr kam er an. Die Überraschung war groß.

Am Hauptportal übergab er Florian einem englischen Stallknecht. Der Butler, der in Hausstandsgeschäften quer durch die Halle mit dem Mosaikfußboden kam, stand still und entgeistert, als er Klaus Heinrich gewahrte. Auf die Frage, die der Prinz mit heller und gleichsam übermütiger Stimme nach den Damen tat, antwortete er überhaupt nicht, sondern wandte sich ratlos der Marmortreppe zu, blickte stumm von Klaus Heinrich hinauf zu ihrer Höhe; denn dort stand Herr Spoelmann.

Wie es schien, so hatte er kürzlich sein Frühstück beendet und befand sich in behaglicher Laune. Er hielt die Hände in die Hosentaschen versenkt, wobei er den Hausflaus, den er trug, von der Sammetweste zurückraffte, und der bläuliche Rauch der Zigarette zwischen seinen Lippen machte ihn blinzeln. „Na, junger Prinz?" sagte er und schaute hinunter . . .

Klaus Heinrich eilte salutierend auf dem roten Läufer die Stufen hinan. Ihm war, als ob nur durch Schnelligkeit und sozusagen im Sturm das Ungeheuerliche der Lage zu bewältigen sei.

„Sie werden erstaunt sein, Herr Spoelmann", sagte er, — „zu dieser Stunde . . ." Er war außer Atem und erschrak sehr darüber, — so wenig war er dieses Zustandes gewohnt.

Herr Spoelmann antwortete ihm durch Miene und Schultergebärde, daß er sich zu fassen wisse, immerhin aber auf eine Erklärung begierig sei.

„Es handelt sich um eine Verabredung . . ." sagte Klaus Heinrich. Er stand zwei Stufen unter dem Milliardär und sprach zu ihm hinauf. „Eine Verabredung zum Spazierritt zwischen Fräulein Imma und mir . . . Ich habe

versprochen, den Damen die Fasanerie oder den Hofjäger zu zeigen . . . Fräulein Imma kennt fast nichts von der Umgegend, wie sie mir gesagt hat. Am ersten schönen Tage war vereinbart . . . Nun ist es so schön heute . . . Es ist natürlich Ihre Zustimmung erforderlich . . .“

Herr Spoelmann hob die Schultern und machte einen Mund dazu, als wollte er sagen: „Zustimmung — wieso?“

„Meine Tochter ist erwachsen“, sagte er. „Ich pflege ihr nicht dreinzureden. Reitet sie, so reitet sie. Aber ich glaube, sie hat keine Zeit. Müssen sich selbst erkundigen. Da drinnen sitzt sie.“ Und Herr Spoelmann wies, indem er beiseite trat, mit dem Kinn nach der Teppichtür, durch die Klaus Heinrich schon einmal geschritten war.

„Danke!“ sagte Klaus Heinrich. „Ja, dann gehe ich selbst.“ Und er erstieg vollends die Treppe, schlug mit entschlossener Bewegung den gewirkten Vorhang auseinander und stieg die Stufen hinab in den durchsonnten, von Pflanzenduft erfüllten Wintergarten.

Vor dem rieselnden Brunnen und dem Wasserbecken mit den künstlich gefiederten Enten saß Imma Spoelmann, indem sie dem Eintretenden fast völlig den Rücken zuwandte, über ein Tischchen gebeugt. Ihr Haar war aufgelöst. Blauschwarz und glänzend floß es zu beiden Seiten von ihrem Scheitel hinab, verhüllte ihren Oberkörper und ließ nichts erkennen, als einen Schatten von dem stumpfen und kindlichen Viertelsprofil ihres Gesichtchens, das bleich wie Elfenbein gegen die Finsternis des Haares erschien. So eingehüllt gab sie sich ihren Studien hin, bearbeitete die Aufzeichnungen eines neben ihr liegenden Kollegheftes, indem sie die Lippen auf den schmalen Rücken ihrer Linken gesenkt hielt und mit durchgedrücktem Zeigefinger den Füllfederhalter führte.

Auch die Gräfin war anwesend, ebenfalls mit Schreiben beschäftigt. Sie saß in einiger Entfernung unter der Palmengruppe, wo Klaus Heinrich zuerst mit ihr geplaudert, und schrieb aufrecht, mit zur Seite geneigtem Kopfe, auf Briefbogen, von denen ein Häuflein, dicht bekritzelt, neben ihr lag. Das Klirren von Klaus Heinrichs Sporen ließ sie aufsehen. Sie blickte ihn zwei Sekunden lang, den langen, spindelförmigen Federhalter in der Hand, mit gekniffenen Augen an; dann erhob sie sich zur Verbeugung. „Imma“, sagte sie. „Seine Königliche Hoheit Prinz Klaus Heinrich ist da.“

Fräulein Spoelmann wandte sich rasch auf ihrem Korbsessel, schüttelte ihr Haar zurück und sah den Eindringling mit großen, erschrockenen Augen an, ohne zu sprechen, bis Klaus Heinrich mit militärischem Gruß den Damen einen Guten Morgen geboten hatte. Dann sagte sie mit ihrer gebrochenen Stimme: „Auch Ihnen Guten Morgen, Prinz. Sie kommen aber zu spät zum ersten Frühstück. Wir sind längst fertig.“

Klaus Heinrich lachte.

„Nun, es ist gut," sagte er, „daß beide Teile gefrühstückt haben. Denn so können wir ja ungesäumt reiten."

„Reiten?"

„Ja, unserer Verabredung gemäß."

„Unserer Verabredung?"

„Nein, Sie dürfen das nicht vergessen haben!" sagte er bittend. „Habe ich nicht versprochen, Ihnen die Umgegend zu zeigen? Wollten wir nicht zusammen reiten, bei schönem Wetter? Nun, der Tag ist herrlich. Sehen Sie hinaus . . ."

„Der Tag ist nicht übel", sagte sie, „aber Sie finde ich stürmisch, Prinz. Ich kann mich erinnern, daß etwas von Reiten in Aussicht genommen wurde, — aber doch nicht in so nahe? Wie wäre es denn wenigstens mit einer kleinen Benachrichtigung, einer Anfrage gewesen, wenn Euere Hoheit das Wort genehmigen? Sie werden mir einräumen, daß ich so nicht wohl in die Umgegend reiten kann."

Und sie stand auf, um ihr Morgenkleid zu zeigen, das aus einem taillenlosen Fluß von schillernder Seide und einem offenen grünsamtenen Jäckchen bestand.

„Nein", sagte er, „leider, das können Sie leider nicht. Aber ich warte hier, während die Damen sich umkleiden. Es ist ja früh . . ."

„Ausnehmend früh. Aber zweitens ging ich eben ein wenig meiner harmlosen Beschäftigung nach, wie Sie sahen. Ich habe um elf Uhr Kolleg."

„Nein", rief er, „heute dürfen Sie keine Algebra treiben, Fräulein Imma, oder im luftleeren Raume spielen, wie Sie es nennen! Sehen Sie doch die Sonne! . . . Darf ich . . .?" Und er trat zum Tischchen und nahm das Kollegheft zur Hand.

Was er sah, war sinnverwirrend. In einer krausen, kindlich dick aufgetragenen Schrift, die Imma Spoelmanns besondere Federhaltung erkennen ließ, bedeckte ein phantastischer Hokuspokus, ein Hexensabbath verschränkter Runen die Seiten. Griechische Schriftzeichen waren mit lateinischen und mit Ziffern in verschiedener Höhe verkoppelt, mit Kreuzen und Strichen durchsetzt, ober- und unterhalb wagrechter Linien bruchartig aufgereiht, durch andere Linien zeltartig überdacht, durch Doppelstrichelchen gleichgewertet, durch runde Klammern zusammengefaßt, durch eckige Klammern zu großen Formelmassen vereinigt. Einzelne Buchstaben, wie Schildwachen vorgeschoben, waren rechts oberhalb der umklammerten Gruppen ausgesetzt. Kabbalistische Male, vollständig unverständlich dem Laiensinn, umfaßten mit ihren Armen Buchstaben und Zahlen, während Zahlenbrüche ihnen voranstanden und Zahlen und Buchstaben ihnen zu Häuptern und Füßen schwebten. Sonderbare Silben, Abkürzungen geheimnisvoller Worte waren überall eingestreut, und zwischen den nekromantischen Kolonnen standen geschriebene Sätze und Bemerkungen in täglicher Sprache, deren Sinn gleichwohl so hoch über allen menschlichen Dingen war, daß man sie lesen konnte, ohne mehr davon zu verstehen, als von einem Zaubergemurmel.

Klaus Heinrich sah auf zu der kleinen Gestalt, die in schillerndem Kleide,

behangen von den schwarzen Gardinen ihres Haares, neben ihm stand und in deren fremdartigem Köpfchen dies alles Sinn und hohes, spielendes Leben hatte. Er sagte: „Und über diesen gottlosen Künsten wollen Sie den schönen Vormittag versäumen?"

Sie blickte ihn eine Weile befremdet, mit großen, redenden Augen an. Dann erwiderte sie mit vorgeschobenen Lippen: „Es scheint, daß Euere Hoheit sich schadlos halten will für den Mangel an Verständnis, der hier neulich in Hinsicht auf Ihren eigenen Beruf zum Ausdruck kam."

„Nein", sagte er, „nein, nicht so! Ich gebe Ihnen mein Wort, daß ich Ihrem Studium die höchste Ehrfurcht entgegenbringe. Es ängstigt mich, das gebe ich zu, ich habe niemals etwas davon begriffen. Und auch das gebe ich zu, daß ich es heute ein wenig verabscheue, weil es uns soll hindern dürfen, zu reiten . . ."

„O, ich bin es nicht allein, die Sie aus ihrer Tätigkeit reißen, Prinz! Da ist drittens die Gräfin. Sie schrieb. Sie zeichnet ihre Lebenserinnerungen auf, nicht für die Welt, aber für den engeren Gebrauch, und ich will mich verbürgen, daß ein Werk daraus wird, woraus sowohl Sie, Prinz, wie ich, viel Neues werden lernen können."

„Ich bin dessen ganz sicher. Aber ebenso sicher bin ich, daß die Frau Gräfin nicht fähig ist, Ihnen, Fräulein Imma, eine Bitte abzuschlagen."

„Und mein Vater? Wir sind beim vierten Bedenken. Sie kennen den Tigersinn meines Vaters. Wird er seine Einwilligung geben?"

„Er hat sie gegeben. Reiten Sie, so reiten Sie. Das sind seine Worte . . ."

„Sie haben sich seiner im voraus versichert? Nun fange ich an, Ihre Umsicht zu bewundern, Prinz. Sie sind wie ein Feldherr vorgegangen, obgleich Sie nicht wirklich Soldat sind, sondern nur zum Schein, wie Sie uns neulich erzählten. Aber es ist noch ein fünfter Gegengrund da, und der ist ausschlaggebend. Es wird regnen."

„Nein, das ist hinfällig, was Sie da sagen. Der Himmel strahlt . . ."

„Es wird regnen. Die Luft ist viel zu weich. Ich habe es festgestellt, als wir vorm Frühstück im Quellengarten waren. Kommen Sie zum Barometer, wenn Sie mir nicht glauben. In der Halle hängt er . . ."

Wirklich traten sie hinaus in die Teppichhalle, wo neben dem Marmorkamin ein großes Wetterglas hing. Auch die Gräfin schloß sich an. Klaus Heinrich sagte: „Er ist gestiegen."

„Euere Hoheit belieben sich zu irren", antwortete Fräulein Spoelmann. „Die Parallaxe täuscht Sie."

„Das verstehe ich nicht."

„Die Parallaxe führt Sie irre."

„Ich weiß nicht, was das ist, Fräulein Imma. Es ist wie mit den Adirondacks. Ich habe nicht viel gelernt, das hängt mit meiner Art von Dasein zusammen. Sie müssen Nachsicht haben."

„O, ich bitte um gnädigste Entschuldigung. Ich hätte mich erinnern müssen, daß man volkstümlich mit Euerer Hoheit zu reden hat. Sie stehen schief vor dem Zeiger, darum scheint er Ihnen gestiegen. Wenn Sie sich entschließen würden, genau davor zu treten, so würden Sie sehen, daß der schwarze keineswegs über den goldenen hinausgegangen, sondern sogar ein bißchen zurückgewichen ist."

„Ich glaube wahrhaftig, Sie haben recht", sagte Klaus Heinrich betrübt. „Und also ist der Luftdruck doch höher, als ich dachte!"

„Er ist niedriger, als Sie dachten."

„Wenn das Quecksilber gefallen ist?"

„Das Quecksilber fällt bei niedrigem Druck und nicht bei hohem, Königliche Hoheit."

„Nun verstehe ich garnichts mehr."

„Ich glaube, Prinz, Sie übertreiben Ihre Unwissenheit in scherzhafter Weise, um die Grenzen derselben zu verwischen. Aber da der Luftdruck so hoch ist, daß das Quecksilber fällt, was freilich auf eine schwere Verirrung der Natur deutet, so wollen wir denn reiten, Gräfin, — was meinen Sie? Ich will es nicht verantworten, den Prinzen wieder heimzuschicken, da er einmal gekommen ist. Er möge sich da drinnen gedulden, bis wir fertig sind . . ."

Als Imma Spoelmann und die Gräfin in den Wintergarten zurückkehrten, waren sie zum Reiten gekleidet, Imma in ein geschlossenes schwarzes Wollkleid mit Brusttaschen und einem Dreispitz aus schwarzem Filz dazu, die Gräfin in schwarzes Tuch mit einem gestärkten Herren-Vorhemd und hohem Hut. Sie gingen miteinander die Treppe hinunter, durch die Mosaikhalle und traten ins Freie hinaus, wo zwischen dem Säulenportal und dem großen Bassin zwei Stallknechte mit den Pferden warteten. Sie saßen aber noch nicht im Sattel, als mit einem hohen und jaulenden Geheul, das der Ausdruck seiner äußersten Leidenschaft war, Perceval, der Collie-Hund, geifernd und an wütender Schnellkraft einer Windsbraut gleich, aus dem Schlosse brauste und um die Pferde, die unruhig die Köpfe warfen, einen tobenden Drehtanz zu vollführen begann.

„Da haben wir's", sagte Imma im Lärm und klopfte der scheuenden Fatme den Hals. „Es war ihm nicht zu verheimlichen. Im letzten Augenblick hat er alles entdeckt. Nun kommt er mit und zwar nicht ohne Aufhebens von der Sache zu machen. Stehen wir ab von unserem Beginnen, Prinz?"

Aber obgleich Klaus Heinrich verstand, daß man ebensogut einen Herold sich hätte können voranreiten lassen, damit er mit Trompetenschall die Teilnahme der Öffentlichkeit an diesem Ausritt erzwinge, so sagte er doch trotzig und froh, daß Perceval nur mitkommen möge; er gehöre dazu und müsse auch seinerseits die Umgegend kennen lernen.

„Wohin nun also?" fragte Imma, als es im Schritt durch die breite

Kastanien-Zufahrt ging. Sie ritt zwischen Klaus Heinrich und der Gräfin. Perceval lärmte voran. Der englische Reitknecht, mit Rosettenhut und gelben Stulpen, folgte in gemessener Entfernung.

„Der Hofjäger ist hübsch", antwortete Klaus Heinrich, „aber zur Fasanerie ist es ein bißchen weiter, und wir haben ja Zeit bis zum Frühstück. Ich würde den Damen das Schloß gern zeigen. Ich habe da als Knabe drei Jahre verlebt. Es war ein Konvikt, wissen Sie, mit Lehrern und Mitschülern. Ich habe dort meinen Freund Überbein kennen gelernt, Doktor Überbein, meinen liebsten Lehrer."

„Sie haben einen Freund?" fragte Fräulein Spoelmann gewissermaßen erstaunt und sah ihn an. „Von dem müssen Sie mir einmal erzählen," fügte sie hinzu. „Und auf Schloß Fasanerie sind Sie erzogen worden? Dann müssen wir es sehen, denn das ist offenbar auch Ihre Überzeugung. Trab!" sagte sie, da man in einen erdigen Reitweg eingelenkt war. „Da liegt Ihre Einsiedelei, mein Prinz . . . Entenfutter ist auf Ihrem Teich in hinlänglichen Mengen vorhanden . . . Ich denke, wir lassen den Quellengarten hübsch seitwärts liegen, wenn es sich machen läßt."

Klaus Heinrich war es zufrieden, und so verließen sie die Parkgegend und trabten querfeldein, um die Landstraße zu gewinnen, die in nordwestlicher Richtung zu dem gesetzten Ziele führte. Im Stadtgarten waren sie von einigen Spaziergängern begrüßt und bestaunt worden, wofür Klaus Heinrich, die Hand am Mützenschirme, Imma Spoelmann mit ernsthaften und ein wenig befangenen Neigungen ihres schwarzbleichen Köpfchens im Dreispitz gedankt hatte. Nun waren sie im Freien und brauchten keiner Begegnungen mehr gewärtig zu sein. Auf der Chaussee zog dann und wann ein bäuerliches Fuhrwerk dahin oder ein Radfahrer arbeitete sich gebückt des Weges. Aber sie hielten sich zu seiten der Straße im Wiesengelände, wo es sich sanfter und freier ritt. Perceval tänzelte rückwärts vor den Pferden her, beständig in Unrast und fiebriger Erwartung, beständig in drehender, trippelnder, wedelnder Bewegung, — sein Atem flog, seine Zunge hing lang aus dem geifernden Rachen, und manchmal löste die unvernünftige Qual seiner Nerven sich in kurzen, seufzerartigen Schreien. Später toste er im Weiten, verfolgte mit aufgerichteten Ohren, in hohen und kurzen Sprüngen irgendein Lebewesen am Boden und setzte in wilder Jagd einem flüchtigen Hasen nach, während sein ausgelassenes Gebell unter dem offenen Himmel verhallte.

Man sprach von Fatme, die Klaus Heinrich zum erstenmal aus solcher Nähe sah und herzlich bewunderte. Auf ihrem langen, muskulösen Hals trug Fatme hoffährtig nickend einen kleinen Kopf mit feurig schielenden Augen; sie hatte die zierlichen Beine der arabischen Typs und einen wallenden Silberschweif. Weiß wie der Mondstrahl, war sie weiß gesattelt und gegürtet und mit weißem Leder gezäumt. Florian, ein etwas schläfriger Brauner mit kurzem Rücken, gestutzter Mähne und gelben Fesselbinden, erschien hausbacken wie ein Esel neben

der vornehmen Fremden, obgleich er sorgfältig gehalten war. Die Gräfin Löwenjoul ritt eine große Falbe namens Isabeau. Sie saß vortrefflich zu Pferde, unterstützt von ihrer hohen und straffen Gestalt; aber ihren kleinen Kopf im Herrenhut hielt sie zur Seite geneigt und ihre Lider waren zwinkernd zusammengezogen. Klaus Heinrich richtete hinter Fräulein Spoelmanns Rücken das Wort an sie, indem er sich im Sattel rückwärts bog; aber sie antwortete nicht, fuhr vielmehr fort, mit halb geschlossenen Augen und einem madonnenhaften Ausdruck kurz vor sich hinzublicken, und Imma sagte: „Lassen wir die Gräfin, Prinz, sie ist zerstreut."

„Ich will nicht hoffen", sagte er, „daß die Frau Gräfin sich uns widerwillig angeschlossen hat." Und er war aufrichtig bestürzt, als Imma Spoelmann gelassen antwortete: „Die Wahrheit zu sagen, das könnte sein."

„Ihrer Aufzeichnungen wegen?" fragte er.

„Ach, die Aufzeichnungen. Die sind so dringlich nicht und mehr ein Zeitvertreib, — obgleich ich mir unter der Hand manches Lehrreiche davon verspreche. Aber ich will Ihnen nicht verschweigen, Prinz, daß die Gräfin nicht sonderlich gut auf Sie zu sprechen ist. Sie hat sich mir gegenüber in diesem Sinne geäußert. Sie seien hart und streng, sagte sie, und hätten erkältend auf sie gewirkt."

Klaus Heinrich war errötet.

„Ich weiß wohl", sagte er leise, indem er auf seine Zügel niederblickte, „daß ich nicht erwärmend wirke, Fräulein Imma, oder doch höchstens von weitem . . . Auch das hängt mit meiner Art von Dasein zusammen, wie ich sagte. Aber ich bin mir nicht bewußt, gegen die Gräfin hart und streng gewesen zu sein."

„Nicht mit Worten wahrscheinlich", erwiderte sie. „Aber Sie haben ihr nicht erlaubt, sich ein bißchen gehen zu lassen, haben ihr nicht die Wohltat gegönnt, ein wenig zu schwatzen, — darum ist sie Ihnen gram, — und ich weiß auch wohl, wie Sie das gemacht haben, wie Sie es der Armen schwer gemacht und sie erkältet haben, — sehr wohl", wiederholte sie und wandte sich ab.

Klaus Heinrich schwieg. Er hielt seine linke Hand in die Hüfte gestemmt, und seine Augen waren müde.

„Sie wissen es?" sagte er dann. „Und also wirke ich wohl auch auf Sie erkältend, Fräulein Imma?"

„Ich ermahne Sie", antwortete sie, ohne sich zu besinnen, mit ihrer gebrochenen Stimme und wandte mit vorgeschobenen Lippen ihr Köpfchen hin und her, „die Wirkung, die Sie auf mich ausüben, auf keine Weise zu überschätzen, Prinz." Und plötzlich ließ sie Fatme zum Galopp ansetzen und flog in solcher Geschwindigkeit über das Blachfeld dahin und der dunklen Masse des fernen Kiefernwaldes entgegen, daß weder die Gräfin noch Klaus Heinrich sich bei ihr zu halten vermochten. Erst am Rande des Gehölzes, durch welches auch die Landstraße lief, machte sie Halt und wandte ihr Tier, um den Nachsetzenden mit spöttischer Miene entgegenzusehen.

Gräfin Löwenjoul auf der großen Isabeau, war die Erste, die sich zu der Flüchtigen fand. Dann kam Florian, schnaubend und tief verdutzt über die ungewohnte Zumutung. Man lachte und atmete rasch, während man in den hallenden Wald hineinritt. Die Gräfin war wach geworden und plauderte lebhaft, mit frischen, vornehmen Bewegungen und ihre weißen Zähne zeigend. Scherzend redete sie auf Perceval hinab, dessen Inneres durch den Gewaltritt aufs neue zerrissen war und der sich wütend vor den Pferden zwischen den Stämmen drehte.

„Königliche Hoheit", sagte sie, „sollten ihn springen sehen ... voltigieren ... Er nimmt Gräben und Bäche von sechs Meter Breite und zwar mit einer Schönheit und Leichtigkeit, daß es entzückend ist. Aber nur eigenwillig, wohlgemerkt, und aus freien Stücken, denn eher, glaube ich, ließe er sich totschlagen, als daß er sich irgendwelcher Dressur unterzöge und befohlene Kunststücke ausführte. Er hat, möchte ich sagen, die Dressur und Zucht in sich selbst, von Geburt und wenn er ungebärdig ist, so ist er doch niemals roh. Das ist ein Freiherr, ein Edelmann, wohlgeboren und vom strengsten Charakter. O, er ist stolz, er scheint wohl toll, aber er weiß sich zu beherrschen. Niemand hat ihn im Schmerze je schreien hören, sei es bei Verletzungen oder bei Züchtigungen. Auch nimmt er nur Nahrung, wenn er Hunger hat, und verschmäht im anderen Falle die leckersten Bissen. Morgens erhält er Rahm ... man muß ihn nähren. Er verzehrt sich von innen, er ist mager unter seinem seidenen Fell, daß man alle Rippen fühlt, und man muß leider gewärtigen, daß er nicht alt werden, sondern frühzeitig der Schwindsucht zum Opfer fallen wird ... Das Gesindel verfolgt ihn, es drängt sich an ihn und hat es auf ihn abgesehen auf allen Gassen; aber wild und ohne sich gemein zu machen entspringt er, und nur wenn man zu Feindseligkeiten übergeht, so teilt er mit seinen prächtigen Zähnen Bisse aus, an die der Pöbel sich erinnern mag. Soviel Ritterlichkeit im Bunde mit soviel Reinheit ist liebenswert."

Imma stimmte dem zu mit Worten, die das Wirklichste und zweifellos Ernsteste waren, was Klaus Heinrich bisher aus ihrem Munde vernommen.

„Ja", sagte sie, „Percy, du bist mein guter Freund, ich werde immer zu dir halten. Jemand, ein Kundiger, hat ihn für geisteskrank erklärt, das komme bei edlen Hunden nicht selten vor, und hat uns geraten, ihn töten zu lassen, weil er unmöglich sei und uns jeden Tag zur Verzweiflung bringen werde. Aber ich lasse mir meinen Percy nicht nehmen. Er ist unmöglich, ja, und manches Mal schwer zu ertragen; aber bei alledem ist er rührend und brav und hat meine volle Zuneigung."

Hierauf sprach auch die Gräfin noch dies und das über des Collies Natur, aber es wurde bald wirr und sonderbar, was sie sagte, ging in ein Selbstgespräch mit lebhaftem und elegantem Gestenspiel über; und nachdem sie zuletzt einen gekniffenen Blick zu Klaus Heinrich hinübergesandt, verfiel sie aufs neue in Abwesenheit.

(Fortsetzung folgt)

Religiöse Ideale/ von Karl Scheffler

Jeder Interessengemeinschaft, beziehe sie sich auf Materielles oder Geistiges, muß eine schweigende Verständigung vorausgehen, wie Welt und Leben zu begreifen seien, eine Gefühlskonvention, die grundlegend wird für alles Soziale. Nur wo sich Menschen über das Ewige verständigt haben, können sie es dauernd auch über das Endliche tun. Die erbitterten Kriege, die des Glaubens wegen geführt, die entsetzlichen Leiden, die um religiöser Überzeugungen willen ertragen worden sind, beweisen, daß die Religion die wirklichste, weil die am hartnäckigsten verteidigte aller Gemeinschaftsmächte ist. In ihr spricht sich der Selbsterhaltungstrieb am klarsten und gewaltigsten aus. Die Steine unserer Häuser, das Fleisch unseres Körpers ist nicht realer als religiöse Empfindungen es sind. Die Religionsgeschichte lehrt, wie mit einer einzigen großen Geste, daß dem auf die Gemeinschaft mit seinesgleichen angewiesenen Menschen der äußere Zusammenschluß nur gelingt, wenn er sich mit seinen Volksgenossen vorher darüber einigen kann, was von Gott und Unsterblichkeit, vom Pflichtgesetz und vom Endziel alles Strebens zu halten sei. Von solchen Überzeugungen hängt es ab, wie jeder Einzelne die Imperative des Sittlichen und Moralischen begreift, ob er die Pflichten des Gehorsams, die Gebote von Treu und Glauben anerkennt, kurz ob er ein nützlicher Staatsbürger zu sein vermag oder ob er als Feind der Gemeinschaft zu betrachten ist. Es kommt nicht in erster Linie darauf an, wie die religiösen Glaubenssätze im einzelnen beschaffen sind und ob sie mehr optimistisch oder pessimistisch klingen; das Wichtigere ist vielmehr, daß allgemeingültige religiöse Überzeugungen überhaupt vorhanden sind. Denn praktisch wirkt auch eine Religion noch bejahend, die theoretisch die Lebensverneinung predigt, bloß weil es Religion ist. Geschichtlich rückblickend kann man mit Lessing sagen: „alle Religionen sind gleich wahr und gleich falsch". Aber alle sind sie auch zu ihrer Zeit, an ihrem Ort gleich notwendig gewesen, als Grundlagen sozialer Lebensbildungen. Die Völker führen die Religionskriege in Wahrheit nicht äußerlicher Dogmenfragen wegen, sondern nur wenn sie fühlen, daß größere Teile der Volksgenossen von den bisher geltenden Religionskonventionen abzufallen beginnen und daß dadurch alle anderen Konventionen sozialer Sitte, daß dadurch der Bestand der Gemeinschaft gefährdet wird. Dann suchen sie die Abtrünnigen mit Gewalt im einmal geschlossenen Verband festzuhalten, wohl fühlend, daß die praktischen Konsequenzen einer sich metamorphosierenden Religiosität gar nicht abzusehen sind. Anderseits findet ein solcher Massenabfall nur statt, wenn die geltenden religiösen Konventionen inhaltslos und starr zu werden beginnen, wenn sie nicht mehr die Kraft haben, das soziale Getriebe, den neu hervortretenden Bedürfnissen entsprechend, jeden Tag aufs neue sittlich und geistig zu regulieren.

Es stellt sich also jeder Religionskampf in gewisser Weise als ein sozialpolitischer, ja zum Teil als ein wirtschaftlicher Kampf dar.

So betrachtet könnte es nun freilich scheinen, als wäre die Religion nichts, als ein Notgewächs des sozialen Rationalismus. In Wahrheit verliert das Religiöse aber nichts von seiner Ehrwürdigkeit, weil es dem profanen Kräftespiel des Staates eng verbunden ist. Es ist einer der weisesten Kunstgriffe der Natur, daß sie das Ideale unmittelbar immer dem Materiellen verknüpft. Wenn alle Religiosität im Erhaltungsinstinkt der Einzelnen und der Gemeinschaften wurzelt, so spricht sich darin doch auch der Wille aus, die göttliche Bestimmung des Lebens im menschlichen Bewußtsein nachzuschaffen und als ein Wollen Das vor sich hinzustellen, was die Natur uns ungefragt als ihr unumstößliches Sollen diktiert. Wo der Mensch zu verstehen, oder doch zu ahnen anfängt, wie das Leben es mit ihm als Gattung und Persönlichkeit gemeint hat, da ist schon Religiosität. Sie beginnt mit einem tiefen Wundern darüber, daß die Welt, das Leben, das Ich überhaupt da sind. Religiös ist das Gefühl, nur ein winzig kleines Teilchen zu sein und doch ein Ganzes, eine Determination in allem und dann doch wieder der Inbegriff der ganzen Welt. Aus der Tragik, die darin besteht, daß etwas als unendlich Empfundenes: das Seelische, an den allen Zufällen der Endlichkeit preisgegebenen Körper gefesselt ist, daß jedermann zur Einsamkeit hinter den Gittern seiner Leiblichkeit verdammt ist, während er sich Gott und der Menschheit doch verwandt weiß, woraus sich dann eine fortdauernde peinliche Divergenz von innerem Totalitätsgefühl und äußerer Bedingtheit ergibt, geht die Unsterblichkeitsidee hervor. Sie schlägt zwischen Ewigkeit und Zeitlichkeit eine Brücke, worauf die religiösen Gedanken herüber und hinüber wandeln. Anderseits ist es das Glück, das „Ewigkeit will", das nach nie endender Dauer verlangende Glück des bloßen Daseins, woran sich die Unsterblichkeitsidee von je entzündet hat. Jedermann ahnt Unsterblichkeit und ewige Bestimmung, auch wenn der Verstand alles abweist, was die Logik der Sinne nicht bewältigen kann. Die Lust am Guten, der nie rastende Vervollkommnungstrieb, die Empfindungen der Liebe, oder das Schamgefühl, das sich äußert, wenn der Instinkt unserer tierischen Herkunft mit unserer göttlichen Bestimmung dissonierend zusammentrifft: alles beweist, wie sehr jenes Ahnen der Unendlichkeit, ohne das es nicht Verantwortungsgefühl und nicht Gehorsam gäbe, die Menschheit beherrscht. Es ist, als stände hinter jedem Individuum eine Stimme, die ihm Gewißheit zuzuflüstern sucht und die ihm leiser oder lauter ein „Du sollst" zuraunt. Wie der Mensch über diese Stimme philosophisch auch denken mag, ob er sie Gott, Gewissen, Erhaltungstrieb, übersinnliches Ich oder gar Selbstsucht nennt: immer sieht er sich doch genötigt ihr zu folgen. Und eben aus dem Drang zu diesem Gehorsam geht die Religion hervor. Sie ist eine Mischung von Demut und Stolz, ist die „tragische Freude zu dienen" und die edelste Form jenes Selbstgefühls, das sich entzündet,

wenn man frei zu wollen sich entschließt, was zu müssen man nicht umhin kann. An sinnliche Wunder glauben, heißt nicht religiös fühlen. Jede allgemeine Religion bedarf der Symbole; aber die sind nichts, wenn sie nicht von jedem Individuum immer wieder in ihrer ursprünglichen Bedeutung begriffen werden. Man ist nur religiös, wenn man's in jedem Augenblick ist, wenn die Religionsidee in ihrem ganzen Umfang im Herzen wie etwas Einmaliges und Ursprüngliches geboren wird. Religion muß in neuen Menschen immer wieder als ein Neues da sein, mit neuen Zielen und verbunden den neuen Wirklichkeiten. Sie braucht Wirklichkeit, weil sie Drang zur Vervollkommnung ist und weil dieser durchaus der Werktätigkeit bedarf. Wenn die letzten Religionsideale auch stets im Übersinnlichen liegen, so hoch, daß sie immer erstrebt und nie erreicht werden, wodurch es dann kommt, daß die Religion „immer wird und niemals ist", so muß doch alles lebendige transzendente Wollen immer den Weg über die Realitäten des Lebens nehmen. Woher es dann kommt, daß religiöse Ideale unendlich variabel sind. Und eben diese Variabilität einer schlechterdings allen Menschen gemeinsamen Ewigkeitsidee macht die Religion zum großen Erziehungsmittel der Menschheit sich selbst gegenüber. Es kann mit bedeutendem Erfolg für die Kultur freilich nur dann angewandt werden, wenn dem religiösen Gefühl eine feste Organisation, eine Kirche gelingt. Kommt sie aber als ein lebendig Notwendiges zustande, so wird sie zur absolut beherrschenden Großmacht. Wo sie grundlegenden abstrakten Lebensideen sinnlich faßbare Symbole, unaussprechlichen Gefühlen anschaulich überlieferbare Gleichnisse verschafft, wo sie imstande ist eine gemeinverständliche Sprache für Das zu bilden, was als wortlose Sehnsucht in jeder Seele drängt und anbetet, wo aus sozial denkendem Religionsgefühl, aus religiös empfindendem Sozialismus das große Kunstwerk der Kirche ersteht, da ist stets auch der Grund zu großer Kultur gelegt.

Von solcher Kirche ist unsere Zeit weiter entfernt als je. Was bei uns kirchlich organisiert ist, das ist nicht mehr eine wahrhaft lebendige religiöse Kraft; was heute aber wirklich religiös genannt werden darf, das tritt uns nirgend schon organisiert entgegen. Und dieser Gegensatz von Sein und Schein wirkt geradezu kulturzerstörend und sozial zersetzend. Man darf, streng genommen, kaum sagen, eine Zeit hätte weniger Religion als die andere; denn die Summe des Guten und Bösen, der Kraft und Schwäche bleibt in einer von altersher schon gefügten Gesamtheit immer wohl dieselbe. Was sich aber stetig ändert, das ist die Art der Kräfteverteilung, der Organisation. Nur selten wird die gegebene Summe so angelegt, daß sie höchsten Ertrag bringt, nur selten ist das mannigfaltige Energiespiel so organisiert, daß ein Wille dem andern nicht schadet, sondern nützt, daß jeder Kraft im Verhältnis ihrer Wichtigkeit der Platz angewiesen wird. Unsere Zeit ist so religiös und sittlich wie irgendeine. Aber die religiösen und sittlichen Idealkräfte sind so schlecht, so falsch organisiert, sie sind so wenig imstande

von den Fehlern eines brutalen Materialismus zurückzuhalten, daß sie zur Passivität verurteilt erscheinen und daß es aussieht, als sei das Geschlecht unserer Epoche absolut ohne höhere sittliche und religiöse Idealität. Was bei uns Kirche heißt, das vertritt Ideale, die einmal vor hunderten von Jahren lebendig waren; professionsmäßig werden tote Formalien durch die gewandelten Zeiten geschleppt und es stehen die starren Überbleibsel einer einst großen und mächtigen Konvention der Bildung einer neuen, zeitgemäßen, unübersteiglich im Wege. Zu den alten Kirchengebäuden bekommen wir täglich noch neue, haben ein Heer von Geistlichen, sehen allsonntäglich ein schwarzes Gewimmel von Kirchengängern und nennen einen noch vollständig ausgebildeten Kultapparat unser eigen; eine lebendige Religion aber haben wir nicht. Das religiöse Ideal, das sich monumental einst in dieser Kirche verkörperte, hat sich in lauter Teilwerk aufgelöst. Wo es einst mächtig herrschte, da ist es nun zur Dienerin anderer Idealkräfte geworden. Wir finden, was an Religiosität im Volke vorhanden ist, nicht mehr in der Kirche, sondern sehen es, zum Beispiel, als Mystik oder Weltanschauungsidee in der Kunst sein Wesen treiben, wo es das Ästhetische dann beständig über den Rahmen künstlerischer Wirkungsmöglichkeiten hinauslockt. Wir sind in der Kunst in diesen religionslosen Jahrzehnten wie Katholiken geworden. Unser Geniekult sieht aufs Haar der katholischen Heiligenverehrung ähnlich; die großen Künstler sind uns sozusagen Vermittler der Gnade geworden, sie werden uns jeden Tag noch zu Reformatoren des Lebensgefühls und in ihren Werken wird das Wunder unbefleckter geistiger Empfängnis verehrt. Aus früheren großen Zeiten religiöser Kultur nennt die Geschichte Namen bedeutender Idealisten fast nur innerhalb der Kirche; in der Kunst gab es damals namenlose Handwerker. Heute ist es umgekehrt: die Kunst ist das eigentliche Gebiet der ethisch wollenden Persönlichkeit, während alles fast, was zur Kirche gehört, der Namenlosigkeit verfällt. Dadurch, daß die Kunst in dieser Weise Arbeit der Religion übernimmt, ist sie, seit einigen Jahrhunderten schon, und am meisten in unserem Zeitalter, düster, grüblerisch, problematisch, faustisch und zu einem Gefäß metaphysisch schweifender Leidenschaftlichkeit geworden. Sie sehnt sich über sich selbst hinaus und zerstört dabei nicht selten die schöne Form. Sodann finden wir das Religiöse heute in einer streng geforderten und geübten Gerechtigkeit und in einem weitverbreiteten sozialen Mitleid. Das Resultat ist aber eine sentimentale Gesetzgebung, die den Schwachen besser schützt als den Tüchtigen und eine Tagesmoral, die sich in Selbstgerechtigkeit und Materialismus erschöpft. Die zehn Gebote werden heute nicht weniger streng gehalten als früher; aber die Gebote zu befolgen ist ja nicht schöpferische Religion. Ist nicht einmal Tugend; denn man kann auch als korrekter Diener des Katechismus ein Lump und kalter Glücksjäger sein. Niemals ist vielleicht im Allgemeinen und Besonderen so viel Gutes getan worden wie heute; aber diese religiös

empfindende Menschenliebe ist nicht kulturfördernd, weil sie mehr den Charakter eines sentimentalen Wiedergutmachens hat als den einer weltbeherrschenden, organisationsfähigen Gefühlskraft. Zeiten mit starkem religiösen Gefühl sind nie, wie wir es tun, furchtsam Kriegen und Konflikten ausgewichen; sie haben die Staatsgedanken immer ganz unsentimental begriffen und harten Gesetzen ist schonungslos Gehorsam erzwungen worden. Das eben ist der Segen selbständiger, kirchlich organisierter Religiosität: sie befreit von aller Wehleidigkeit, stabiliert das ethische Gesetz und erleichtert dem Einzelnen die schwere Last der Lebensverantwortung und Zweifel, so daß er sich besser rühren und sein eigenes Wesen handelnd entfalten kann. Nur die Unsicherheit des Empfindens, wie sie unsere Zeit charakterisiert, vermag zugleich schonungslos und weichlich zu sein. Es ist auch kein Nutzen für die Nation, daß sich das Religiöse in die philosophischen Systeme geflüchtet hat, die vor dem Bürger dieser Zeit zur Wahl ausgebreitet vorliegen. Seit Spinoza geht neben der christlichen Religion die Philosophie einher, immer im Gegensatz zur Staatskirche und zuweilen selbst wie ein Anfang neuer Religion. Dennoch haben die christlichen Religionsformen bisher den wissenschaftlichen Systemen der Kant, Schelling, Schopenhauer und Hegel standgehalten; aus den weisen philosophischen Weltgedanken ist ein allumfassendes neues Weltgefühl, das dem Klügsten wie dem im Geiste Armen genugtun könnte, noch nicht hervorgegangen. Alle unsere großen Philosophen sind zu Trägern religionsartiger Ideale geworden; aber das ganze Volk haben sie niemals doch mit ihren bewunderungswürdigen Schlußfolgerungen sättigen können. Und darum eben kann auch der Einzelne die letzte Befriedigung nicht aus dieser Philosophie gewinnen. Was die Kirche anderseits unter Assistenz des Staates als Ideal darbietet, das ist nur das Petrefakt eines Ideals. Dieses schleppen nun die Teile der Nation, die sich nicht ungeduldig davon befreit und das Nichts der Lüge vorgezogen haben, als Chimära mit sich umher. Zu den falschen Idealismen des Materialismus kommt noch dieses rudimente Religionsideal. Was einst heilig war, was vielleicht sogar noch wieder heilig werden könnte, das steht als ein wahrhaft monumentaler Mißbrauch vor uns, wie er so folgenschwer nur aus dem einst Erhabenen hervorgehen konnte.

Diese Erstarrung hat, wie gesagt, bereits vor einigen hundert Jahren begonnen; in unsern Jahrzehnten aber ist der Gegensatz von lebendiger Religiosität und Dogma erst ganz schroff zum Ausdruck gekommen. Weder der Katholizismus noch der Protestantismus haben es zur Genüge verstanden die naturwissenschaftlichen und philosophischen Erkenntnisse, die in den letzten Jahrhunderten errungen worden sind, ins Christentum hinüberzuleiten. Anstatt mit den Aufgaben der Zeiten fortzuschreiten, nie aufzuhören im Wachsen und Werden und den Sehnsüchten der Lebenden immer Wege und Ziele zu lebendiger religiöser Idealität zu zeigen, hat die Kirche ihre Dogmen zu sehr als etwas Absolutes genommen und sich dem

Neuen immer entgegengestemmt. Nun sind aber, infolge der allgemeinen Bildung, die Ergebnisse des philosophischen Denkens und Dichtens, die Resultate einer unendlich regen und ausgedehnten Naturforschung in diesen Jahrzehnten erst Gemeingut aller geworden. Und darum sehen wir jetzt den Gegensatz von Weltwissen und Kirchenglauben erst zu einer nationalen Katastrophe werden, zu der größten Jugendsorge unserer Zeit, zu einem Drama, dessen Verwickelungen in jede Familie fast hineinführen. Eine so von allen guten Geistern des Lebens verlassene Kirche konnte dem Kritikbedürfnis der neuen Zeit unmöglich standhalten. Um so weniger, als die Zweifelsucht sich nicht nur gegen das Christentum, sondern gegen alle Religion überhaupt gewandt hat. Wenn das tiefe Erstaunen über das Dasein der Welt und des Ichs der Anfang aller Religion ist, wie kann dann religiöses Gefühl in einer Epoche sein, wo sich jedermann im Hochgefühl seiner Bildung schämt über irgend Etwas noch zu erstaunen! Man hat ja längst gelernt alle Erscheinungen des Lebens kausal auszumessen. Um so mehr, als es dem „Aufgeklärten" von der Kirche gar so leicht gemacht wird, sein kritisches Werkzeug zu benutzen. „Wer nur irgend sich etwas umsieht," sagt F. Th. Vischer, „Handwerker, Arbeiter, Kaufmann, wer immer von Physik und Geschichte auch nur einigen Lichtstrahl empfängt, ist rein fertig mit allem, was übersinnliche Figur, was Regierung des Universums von außen, was Wunder heißt. Sie zurückzuführen in den Glauben daran, ist unmöglich; wer seinen Widerstreit mit Natur- und Denkgesetzen erkannt hat, kann nie und nimmer in ihn zurück. Nun sind aber alle diese hilflos ins Leere geworfen. Die gefärbte Religion sind sie los, zur reinen reicht es bei ihnen nicht, und *wenn* es reichte, wer reicht sie ihnen? Niemand . . . Die alte Ehrfurcht sind sie los, für eine neue können sie die Begründung nicht finden. Moral ruht schlechterdings auf Religion und da sie mit der bunten Religion die reine wegwerfen, so werden sie Lumpenhunde, lassen sich in den Wirbel der Hetzjagd reißen, die jetzt los ist, der Hetzjagd nach dem Glück, das keines ist. Ihnen sagt niemand, zeigt niemand einfach aus dem innern Wesen der Seele und aus dem Verhältnis der Einzelseele zur Seele der Menschheit, daß und warum es keinem Menschen wohl wird, außer im Guten." Ein Gott, dessen Unmöglichkeit sich mathematisch beweisen läßt, kann nicht ethische Gesetze diktieren; ein Gott, an den man glauben soll, muß jenseits aller Beweise stehen und doch auch zugleich im Mittelpunkt jedes einzelnen Beweises vom Wesen der Natur. In ihm muß alles Logische, Mathematische und Kausale Platz haben; darüber hinaus aber muß der Gedanke an ihn zu tausend transzendenten und ewigen Ideen anregen. Der Naturforscher muß an diesen Gott glauben können und der Arme im Geist, der Fürst und der Bettler, der Astronom, Geologe und Philosoph so gut wie der Priester, der Freudige und Leidvolle, der Freie und der Gefesselte. Wäre das Christentum Schritt vor Schritt zu einem höheren Gottbegriff emporgestiegen, anstatt im

finsteren Aberglauben oder in Wortorthodoxie zu beharren, hätte es die großen alten Symbole stetig erneuert, anstatt sie dogmatisch erstarren zu lassen, so herrschte jetzt nicht dieser schreckliche Skeptizismus, der sogar alle einst möglichen Gottideen im voraus schon blaguiert und jeden Versuch einer neuen Divinisierung der Welt mit seinen klugen Hohnreden im Keim erstickt. Man hat gelernt die Geschichte objektiv zu betrachten und nun will dem Lebenden selbst die Religion der Zukunft relativ erscheinen. Die religiöse Phantasie ist erstickt. Jede neue Erfahrung dient zu einem Beweis gegen das Dasein Gottes; und wer dem Glauben an Ewigkeit, an Sittengesetz und Unsterblichkeit entwachsen zu sein meint, den erfüllt sein Atheismus entweder mit kalter Verzweiflung oder er gebärdet sich wie der Schüler, der des Lehrers ledig ist. Er wird in dieser Selbstgefälligkeit auch nur bestärkt, wenn er sieht, welcher Art Die sind, die sich mit selbstgerechten Moralistengebärden oder mit dumpfer Gleichgültigkeit um das rudimente Ideal des Christentums scharen, wie sie sich gefallen in ihrer feigen Weisheit, in ihrem subalternen Gehorsam und sich für bessere Staatsbürger halten, weil sie der Landeskirche angehören; wenn er sieht, wie materialistischer Streberwille oder ein ruchloser kapitalistischer Optimismus die Autorität der Staatsreligionen zu seinen Vorteilen benutzt und Das, womit das größte aller Menschenherzen die am Leben Leidenden einst trösten wollte, so versteht, wie es dem Egoismus dienlich scheint. Gewiß, das Christentum konnte nicht bleiben was es in den Gemeinden der Urchristen war. Es hat im Laufe der Jahrtausende viele Zeitideale und nationalen Eigenheiten in sich aufgenommen; aber dadurch erst hat es sich groß und fruchtbar entwickelt. Es kann griechisch, römisch, germanisch und amerikanisch sein, mit Buddhistischem und Antikem vermischt werden und kann doch immer eine groß führende Religion sein. Es kann nicht nur, sondern es muß alles Wollen und Erkennen, alles Sehnen und Ahnen einer Zeit lebendig in sich aufnehmen. Mögen die christlichen Priester immerhin, entgegen der Idee des Urchristentums, unsere Waffen des Krieges segnen; wenn sie sonst nur rechte Verkünder eines neuen, all unser Wissen überflügelnden Evangeliums wären!

In dem Maße, wie die Kirche an Selbständigkeit verliert, muß sie zum Instrument des Staates werden. Eine wahrhaft lebendige Kirche darf nun aber überhaupt nicht Dienerin des Staatsgedankens sein. Das Problem Staat und Kirche ist ja immer aktuell, weil es niemals ganz gelöst werden kann. Denn die Kirche wird stets die weltliche Macht suchen und der Staat die kirchliche Macht. Heute aber drängt die alte Frage besonders heftig wieder zur Beantwortung. Und von der Entscheidung wird viel deutsche Zukunft abhängen; es wird sich zeigen müssen, ob wir echter und großer Ideale noch fähig sind und ob Staatsgenie genug vorhanden ist, das Notwendige im großen Stil zu vollbringen. Die Formulierung des Entweder-Oder ist einfach genug.

Denn es fragt sich vor allem, ob sich der neue deutsche Staat länger noch mit erstarrten Religionsidealen umherschleppen oder ob er mit entschlossenem Schnitt hemmende Religionsformen von sich abtrennen soll.

Die Aufgabe des Staats besteht darin, für alle und auf Wunsch aller zu tun, was der Einzelne infolge seiner Gebundenheit und Isoliertheit unmöglich tun kann. Dieses ist der Zweck des Staates und innerhalb dieser Aufgabe liegt darum auch sein Pflichtgebiet. Er hat zu leisten, was nur in der Organisation aller Volksteile geleistet werden kann, sei das Ziel des Zusammenschlusses nun materieller oder geistiger Art. Auch das Religiöse hat der Staat also die Pflicht zu organisieren; aber nur dann, wenn das herrschende religiöse Ideal in der Tat dem ganzen Volke lebendig zu eigen gehört, wenn es wirklich allen wünschenswert und erstrebenswert erscheint. Zeigt es sich, daß dieses Ideal nicht allgemein ist, stehen ihm anders gerichtete Ideale gegenüber, ist die Nation über Geist und Form seiner Religiosität uneins, so hat sich der Staat, der eine unparteiische Macht sein soll, zurückzuhalten und abzuwarten, bis der geistige Kampf entschieden ist. Begünstigt er von den streitenden Religionsparteien die eine und erhebt er deren Dogma zur Staatskirche, so wird er selbst Partei und muß es dulden, daß er als Partei bekämpft wird. Er verletzt seine Pflicht, weil er als Partei nicht allen gleichmäßig gerecht werden kann. Erhebt der Staat aber gleich mehrere Bekenntnisse zur Staatskirche, so beweist er, daß ihm die Volksidealität nur ein Werkzeug der Regierungstechnik ist und daß er sich nicht verpflichtet glaubt etwas Geistiges geistig, etwas Sittliches sittlich zu vertreten. Vergleicht man den Staat einem Individuum, so ist er im ersten Falle wie ein befangener, vorurteilsvoller Mensch, der nicht das Zeug hat ein gerechter Schiedsrichter und Verwalter zu sein; im zweiten Falle gleicht er einem sittlich indifferenten und darum unproduktiven Menschen.

Diesen beiden Kompromißformen, denen wir in der neueren Geschichte so oft begegnen, steht ein anderes mögliches Verhältnis von Staat und Kirche gegenüber, das immer noch, wenn es Wirklichkeit wurde, einen Höhepunkt menschlicher Kultur bezeichnete. Es ist der Zustand, der eintritt, wenn es einem Volke in mächtigem geistigen Aufschwung gelingt, sich über seine religiösen Ideale vollständig zu einigen, so daß der Staat zum Vertreter und Organisator einer einzigen, die ganze Nation umfassenden Gottesidee werden kann. Werden muß. Denn bei dieser Lage der Dinge identifiziert sich der Staat, während er, als Anwalt der Volksgemeinde, zur Bildung einer großen, alles umschließenden Volkskirche schreitet, unmerklich so sehr mit den religiösen Grundgedanken, mit dem Geist der Kirche, daß sein Wille davon bald nicht mehr zu unterscheiden ist. Wird in jenen beiden zuerst genannten Fällen die Kirche zum Staatswerkzeug, zum Mittel materieller Endziele degradiert, so wird in diesem Falle umgekehrt der ganze Staat, mit all seinen Materialismen

und Rationalitäten zur Kirche erhoben. Er wird ganz von der Religion durchdrungen, von ihr sozusagen noch einmal neu aufgebaut und damit in erhabener Weise vergeistigt. Der Staatsbürger gehört dem Gesellschaftsverbande dann nicht nur äußerlich an, als ein den Gesetzen Unterworfener, sondern auch innerlich als ein sich am religiösen Gesetz freiwillig Begeisternder. Dadurch wird er im eigentlichen Sinne zum Kind des Staates, wo er sonst nur dessen Angehöriger ist; der Staat wird zum Familienverband und aus dieser höheren Einigkeit erhebt sich die Form einer bleibenden Kultur. Das Religionsgefühl wird zum Staatsgefühl. Der Verbrecher gegen die Staatsgewalt wird dann zugleich zum Verbrecher wider die Kirche und es wird die Kirchenstrafe schwerer empfunden als die Polizeistrafe; jeder Krieg wird mehr oder weniger zu einem heiligen Krieg, zu einer Art von Kreuzzug und es kommt das soziale Leben bei solcher allgemeinen Durchgeistigung der Vollkommenheit so nahe, als es überhaupt menschlicher Gebrechlichkeit möglich ist. Es fehlt alle Sentimentalität und Weichlichkeit, denn strenge herrscht das Pflichtgesetz; es erhebt sich der Wille zu großen Taten und es beginnen die Künste zu blühen, weil alle im gleichen Rhythmus empfinden und wollen. Freilich vermag ein dergestalt zur Kirche gewordener Staat nicht dauernd zu bestehen. Es kommt immer bald ein Zeitpunkt, wo die materiellen Interessen der Herrschaft des nicht immer ganz einigen Geistes entschlüpfen und wo sich der alte Dualismus von Staat und Kirche wieder herstellt. Nichtsdestoweniger muß ein solcher Zustand der Syntheſe das Ziel jedes reinen und großen Strebens bleiben. Denn alles Bessere liegt eigentlich nur an der Straße zu diesem Ziel. „Nur auf dem Wege zum ewigen Leben liegt ein Vaterland".

Betrachtet man von solchen Voraussetzungen aus nun das Leben der Gegenwart, so muß man erschrecken, wie weit wir vom Anfang des Weges sogar entfernt sind. Die Bewohner des neuen Reiches sind sich noch ganz uneins über ihr religiöses Wollen, nirgend beginnt die latente Religiosität sich schon zu organisieren Es wäre vom Staat darum vernünftig, wenn er die Idee des Heils den Staatsbürgern solange als eine Privatangelegenheit überließe, bis alle sich in einem einzigen Gefühl geeinigt haben. Man würde es gleich erkennen, wenn das geschehen wäre. Statt dessen ergreift der Staat, fußend auf ehrwürdigen aber gegenstandslos gewordenen Überlieferungen, Partei und verbündet sich einer Kirche, der die Lebendigsten der Nation längst nicht mehr angehören. Oder richtiger: er hat sich gleich zweien Kirchen verbündet, der protestantischen und katholischen, und duldet daneben noch die jüdische Religion und vielerlei Arten von Sekten. Der deutsche Staat kritisiert sein Verhältnis zur Religion selbst, indem er zugleich zwei christliche Bekenntnisse zur Landeskirche erhebt und damit sagt, daß er das äußerlich Geeinte innerlich für unvereinbar hält und daß die von ihm empfohlenen Religionsideale nur Relativitäten sind. Eine Religion

darf aber für den Gläubigen nicht einmal den Schein der Relativität haben; sie ist gleich unwahr, wenn sie nicht das ganz Absolute ist, worauf alles andere ruht. Protestanten und Katholiken haben vor Juden, Freimaurern und Dissidenten nichts oder doch kaum noch etwas voraus, das zu ihrer staatlichen Bevorzugung berechtigte. Indem der Staat für sie Partei ergreift, stellt er sich unwillkürlich abweisend den ungeheuer großen Volksteilen gegenüber, die äußerlich oder innerlich den christlichen Bekenntnissen nicht mehr angehören. Er ist also nur noch der Mandatar eines Bruchteils des Volkes. Dadurch schwächt er sich selbst. Denn nun kann er sich um andere, unkirchliche Idealkräfte der Zeit nur halb kümmern, kann sie nicht fördern, ja muß sie, der Logik seiner Parteistellung folgend, wohl gar bekämpfen. Er wird von allen benutzt, aber nicht geliebt; man dient ihm, aber man opfert sich nicht für ihn. In den Teilen Deutschlands, wo es eine katholische Landeskirche gibt, werden die Protestanten gedrückt, in den Gebieten der protestantischen Staatskirche die Katholiken. Ein dauernder leiser „Kulturkampf" ist die Folge. Auch eine stetige Spannung zwischen Staat und Kirche muß eintreten, wo die heterogenen Interessen nur verkoppelt sind, nicht aber zu einem einzigen Interesse werden können. Während der Staat den Bürger drängt, sich der Kirche anzuschließen, will er nur seine disziplinarische Gewalt verstärken; und wenn die Kirche Gehorsam gegen den Staat predigt, so tut sie es, weil sie selbst den revolutionären Gedanken am meisten fürchtet. Wie die Dinge heute liegen, kann der Staat in strittigen Fällen mehr auf den Bürger rechnen als die Kirche, weil die materiellen Interessen dem Lebenden viel wichtiger sind als die geistigen.

Immer seltener führt darum auch ein echter religiöser Idealismus die Jünglinge ins Priesterseminar. Das Amt des Geistlichen ist bereits nur noch ein Beruf wie jeder andere akademische Beruf. Der Priester tut gelassen und schematisch seine Beamtenpflicht, findet sich mit seinen Zweifeln ab wie er kann, und gelangt zu einem hochmütigen Standesgefühl auf dem Wege oft bedenklich jesuitischer Gedankenoperationen. Der gelehrte Theologe fühlt sich als Mann der Wissenschaft, wo er doch eine voraussetzungslose Wahrheitsforschung gar nicht treiben darf, sondern frei im besten Falle nur als Lehrer der Religionsgeschichte ist. Schon der Umstand, daß man Theologie studiert, daß man ohne weiteres Geistlicher „werden" kann, sollte zu denken geben. Eine hohe Würde wie die eines wahrhaften Seelsorgers, sollte nur durch Opfer erworben, nicht erlernt und ersessen werden können. Der katholische Priester bringt noch heute in gewisser Weise dieses Opfer durch Ehelosigkeit und strengen Gehorsam; der protestantische Geistliche aber gleicht in jedem Punkte einem bürgerlichen Beamten. Er kann Tugenden der Zuverlässigkeit entwickeln, kann sich bestenfalls als geistreicher Kanzelredner Schauspielerruhm gewinnen, aber er gefährdet seine Stellung gleich, wenn er Idealist genug ist, die Kirche, die

Religion reformieren zu wollen, wenn er Sehnsuchtsinstinkte, wie sie beispielsweise in den sozialen Bewegungen dieser Zeit zutage treten, dem christlichen Religionsgedanken zu verbinden sucht. Das duldet der Staat nicht, der die Kirche zu seinem gehorsamen Werkzeug gemacht hat und der darum politischen Gehorsam auch vom Priester verlangt.

Die Schlußfolgerung, daß der Staat sich unter diesen Umständen beschränken sollte, eine Zeitlang nur der Geschäftsführer der Nation in allen materiellen Dingen zu sein, ist mit Händen zu greifen. Es ist durchaus zu fordern, daß Katholizismus und Protestantismus behandelt werden, als seien es private Religionsgesellschaften, daß sie der jüdischen Religion also, dem Freimaurertum usw. gleichgestellt werden und daß sich der Staat um sie nur bekümmert, wenn sie etwas ihm Feindliches unternehmen. Würde der Staatskirche das offizielle Prestige genommen, so würde sie sehr viele ihrer Mitglieder allerdings verlieren. Aber in der vollständigen Freiheit des religiösen Meinens und Empfindens würde sich die echte Religiosität viel leichter dann auch entfalten und neu organisieren können. Was im Christentum noch an unmittelbarem Leben steckt, käme gerade bei solcher Trennung zum Vorschein. Wenn gesagt wird, der Staat brauche die Landeskirche, um die Demoralisation zu verhindern, so ist dies falsch. Es ist möglich, daß die Regierung die Kirche zu diesem Regierungszweck braucht. Die Regierung ist aber nicht der Staat, ist es vor allem nicht, wenn sie solcher Mittel bedarf. „Regieren heißt", so sagt Paul de Lagarde, „die Hindernisse wegräumen, welche der Bestimmung der Nationen und der Individuen im Wege stehn, die Bedingungen schaffen und erhalten, unter denen das Leben sich zu entwickeln vermag."

Bei der einstweiligen Trennung von Kirche und Staat müßte die Kirche natürlich auch ihren Einfluß auf die Schule aufgeben. Auch hier darf es nur ein Entweder-Oder geben. Entweder Kirchenschulen oder religionsfreie Staatsschulen. Im ersten Falle wäre der Unterricht ganz von religiösen Grundgedanken aus zu organisieren; im anderen Falle ist das Religionsbedürfnis des Kindes auf die Familie, auf die Privatkirche zu verweisen. Das Kind darf in der Schule in bezug auf die ewigen Dinge nicht präokkupiert werden, da solches ja doch nicht mit heiliger Überzeugungskraft, sondern nur aus einem trocken katechisierenden Geist heraus geschieht. Das Kind sollte heute in der Schule nur die möglichst genau vorgetragene Religionsgeschichte kennen lernen. Den gegenwärtigen Zuständen wird am radikalsten gerade gegenüberstehn, wer reine Kirchenschulen für die höchste Form der Erziehung hält. Doch sind solche Kirchenschulen natürlich nur dann denkbar, wenn der ganze Staat durch und durch religiös geworden ist und sich in Kirche verwandelt hat.

Am nötigsten ist der in die Tiefe weisende Zwang, der sich aus der Trennung vom Staat ergeben würde, dem Protestantismus. Schon vom ersten Tage

seiner Entstehung an ist er nicht schöpferisch im höchsten Sinne gewesen. Werte schaffend war er eigentlich nur in Fragen des Moralischen und Sozialen; er war von je eine kritisch erklärende Energie, nicht eine synthetisch bauende und hat sich niemals groß phantasievoll gezeigt. Er hat auf die Schultern des Einzelnen die ganze Lebensverantwortung gelegt und damit eine so schwere Last, daß das Individuum darunter zusammenbrechen oder sich der Verantwortung auf Schleichwegen der Gewissensdialektik entziehen mußte. Der Protestantismus war ursprünglich mehr ein Individualitäts-, ein Befreiungsgedanke als ein dauernder kirchlicher Organisation fähiger Religionsgedanke. Er ist darum die eigentliche Vorstufe zur modernen Religionslosigkeit der ernsten, sich selbst verantwortlich fühlenden Menschen. Die Idee des Protestantismus ist sehr sittlich; aber in Luther schon war sie mehr nihilistisch als schöpferisch, mehr kritisch als aufbauend. Charakteristisch ist es schon, daß der Protestantismus für seine Kirchen nicht eigene Bauformen gefunden, sondern sich mit den mühsam nüchtern gemachten Formen katholischer Baustile begnügt hat. Was aber an Bürgergröße und demokratischer Selbstverleugnung im Protestantismus noch vorhanden war, ist in den letzten Jahrzehnten verschwunden. Schon zur Zeit unserer Klassiker ist der wahre protestantisch-evangelische Geist zur Kunst und Philosophie abgeschwenkt; aber erst jetzt ist der letzte Rest höherer Geistigkeit entwichen, jetzt erst, seitdem er im neuen Reich ganz zu einer Triebkraft der Staatsmaschine geworden ist, hat der Protestantismus die Fühlung mit der lebendigen Volksempfindung endgültig verloren. Der einzige Versuch, der gemacht worden ist, ihn dem Leben wieder zu nähern, war die christlich-soziale Bewegung in den achtziger und neunziger Jahren. Aber auch sie ging nicht tief, weil mehr ein unreiner Pastorenehrgeiz sie inszenierte als groß denkende Vaterlands- und Menschenliebe. Sie verrann in den Gassen der Großstadt, ohne irgendwie befruchtend gewirkt zu haben; sie ließ nichts zurück als den giftigen Bodensatz des Rassenhasses. Es war eine Probe aufs Exempel, daß der Protestantismus, wie er jetzt ist, der Führung nicht mehr fähig ist.

Besser hat sich der Katholizismus mit den Forderungen der Zeit abgefunden. Seine Abhängigkeit von der außerstaatlichen Macht des Papsttums hat ihn zu einem ganz willenlosen Werkzeug der Regierungen niemals werden lassen. Ihre internationale Entwickelungsgeschichte, ihre Riesentradition gibt dieser Kirche heute noch ein Selbstgefühl, das sich den modernen Staatsformen mit einigem Recht überlegen dünkt. Der Geist der Geschichte wird vom Katholizismus trotz aller dogmatischen Formalismen gut genug begriffen, daß diese Kirche einsieht, wie wichtig es ist, die jeweiligen Forderungen der Zeit und der Nationalität in sich aufzunehmen. Die Langlebigkeit des Katholizismus ist im wesentlichen auf diese wenn auch bedingte Bereitschaft zur Modernität zurückzuführen; und seine ungebrochene Kraft auch in der Gegenwart ist im wesentlichen auf eine ge-

wisse Fähigkeit sich zu sozialisieren, zurückzuleiten. Man braucht nur an die Bewegung zu denken, die Modernismus genannt wird; und daran, daß diese Kirche sogar Kantische Ideen in sich aufzunehmen gewußt hat. Eine Großmacht ist der Katholizismus schon darum, weil ihm ein Priesterheer zur Verfügung steht, in dem eine eiserne Disziplin herrscht nnd das dem Volk immer noch geheimnisvoll ist. Gregors des Siebenten Idee von der Ehelosigkeit der Priester hat sich im Laufe der Jahrhunderte als ein Gedanke höchster, kirchenpolitisch gerichteter Genialität erwiesen. Wer diesen Gedanken begreift, wird einsehen wie wichtig er ist und daß der Papst den Priestern eher das Konkubinat als die Ehe erlauben dürfte. Auch in andern Einzelheiten der erstaunlichen Welt-Organisation des Katholizismus kommt der synthetische Wille zum Vorschein. Diese Religionsform steht am meisten jenem Ideal der Einheit von Staat und Kirche nahe. Denn sie ist der Weltlichkeit fähig und braucht doch ihre transzendente Idee nicht zu opfern. Es ist durchaus bezeichnend, daß unter den vielen rein politischen Parteien im deutschen Reichstag eine Religionspartei sitzt, und daß sie in einem ist, worin alle die andern Parteien gerade sich voneinander absondern: konservativ und demokratisch, reaktionär und fortschrittlich zugleich, eine Partei der Reichen und der Armen; und daß sie im Reichstag zur größten und mächtigsten Partei werden konnte. Etwas Geniales ist in dieser Art, wie der Katholizismus wenigstens strebt, das ganze materielle Staatsleben aufzunehmen und mit kirchlichen Interessen zu durchdringen. Man mag daraus lernen, welch ungeheure Macht eine Partei erst hätte, die schlechterdings alle Interessen der ganzen Nation, die materiellen und religiösen, ebenso groß und frei vertreten würde, wie das Zentrum die Interessen der katholischen Wählergruppen immerhin politisch und kirchlich noch engherzig vertritt. Was den Katholizismus hindert zu einer wahren modernen Volksreligion zu werden, das ist einerseits sein Unvermögen, die zu Fetischen gewordenen christlichen Symbole und all den wunderreichen Aberglauben abzutun oder lebendig umzugestalten und andrerseits die Unfähigkeit dieser Papstreligion sich ebenso vollständig noch einmal zu nationalisieren, wie es zur Zeit des Mittelalters gelungen ist. Eine Kirche, die sich heute, in der Zeit einer energischen Betonung alles Volkstums, nicht zu nationalisieren vermag, kann von vorn herein nicht unumschränkt herrschen. Das religiöse Leben ist in England und Rußland, zum Beispiel, so stark, so staatsbildend, weil es national ist. Je größer die Macht des Papstes ist, desto weniger kann der Katholizismus national sein; je nationaler er würde, desto mehr müßte die Macht Roms zurückgehen. Vorausgesetzt, daß die evangelische Idee des Christentums vom Katholizismus, oder daß sie überhaupt neugeboren werden könnte.

Der freiere Geist, der den Staatskirchen entwachsen und doch in dieser götterlosen Zeit nach Religion und religiöser Gemeinschaft begierig ist,

flüchtet sich gemeinhin mit seiner Sehnsucht in kleine Gemeinden verwandt Empfindender. Aber das ist kein Weg, sondern ein Ausweg. Denn die Teilideale, die so erworben und gepflegt werden, müssen in demselben Maße ungenügend sein, wie sie nicht die ganze Nation sättigen. Religion ist etwas, das jeder in sich selbst und nur für sich selbst erlebt; aber es ist dem Einzelnen im höchsten Sinne nur dienlich, was allen von Nutzen ist. Oder wie Lagarde es einmal anschaulicher formuliert hat: „Angewandte Religion ist stets individuell, Religion stets generell: so gewiß Speise nicht nährt, wenn sie nicht vom Einzelnen genossen und verdaut wird, und so gewiß nichts Speise ist, was nicht von allen — ich sage, von allen — Gesunden genossen und verdaut werden kann." Die sezessionistischen Ideale sind zur Hälfte immer fixe Ideen. Der Beweis dafür wird stets in gleicher Weise erbracht: solche Ideale lösen nie große schöpferische Kräfte, sie machen vielleicht moralischer, aber nicht produktiv. Sie verengern den Gesichtskreis mehr, als daß sie ihn weiten und stacheln nicht zu unaufhörlicher Vervollkommnung. Und doch verliert der Staat an die Sekten, Geheimbünde und Sezessionsgemeinden die edelsten seiner Bürger.

Eine nicht organisierte, aber ziemlich weit, vor allem über die gebildeten Stände verbreitete Gruppe religiöser Sezessionisten ist die der Religionseklektizisten. Sie gehen in der Regel von dem Bekenntnis aus, wohinein der Zufall der Geburt sie hat geraten lassen, negieren alle leeren Formalien, stellen in einer neuen Weise die Bedeutung der Symbole wieder her und tragen in die traditionellen religiösen Vorstellungen mystisch poetische, romantisch philosophische und modern anmutende buddhistische oder wohl gar muhammedanische Weltanschauungen hinein. Das Ergebnis ist eine Religionsform nur für Esoteriker, mystagogisch und artistisch zugleich. Gewisse Teile der Gesellschaft, vor allem die Unbeschäftigten, geben sich solcher Religiosität mit einer seltsamen Mischung von Sehnsucht und Snobismus hin. Man könnte von Bildungsreligion sprechen; von Bildungskatholizismus und Bildungsprotestantismus.

Wird der religiöse Zweifel intellektuell mit tieferem Ernst ergründet, so gelangt der religiös wünschende Denker oft zum Spiritismus und Okkultismus. Dort findet er zwar manchen Genossen vor, der nur des rohen Aberglaubens wegen da ist; aber er findet auch sehr feine und sensibele Geister. Das Ernsthafte in dieser wissenschaftlich gewordenen Religiosität besteht darin, daß das reine Bemühen herrscht, ein Übersinnliches zu beweisen, zugleich aber eine ursächliche Erklärung dafür zu geben, die den Erfahrungen der Naturwissenschaft nicht widerstreitet. Zwar weist die Lehre dann mehr auf physiologische Phänomene als auf ethische Triebkräfte, aber sie gibt doch so bedeutende Perspektiven, daß der religiöse Drang sich der Idee vom transzendentalen Subjekt in dieser Zeit gerne bemächtigt und darin in der Tat eine gewisse Ruhe und Hoffnung gefunden hat.

Wenig gibt dagegen die auch als freireligiös bezeichnete Lehre ihrer Dissidentengemeinde. Denn es ist nicht eine einzige klare Vorstellung darin anzutreffen, die in der Empfindungen Flucht zum festen Punkt werden könnte. Die Lehre ist im wesentlichen negierend und beruht auf der Freude an der eigenen Aufgeklärtheit. Ein Heldenstück scheint es, wenn man Gott glücklich los geworden ist. An Stelle des Aufgegebenen tritt etwas ganz Unklares. Man nennt es etwa Monismus oder Pantheismus und es kommt ziemlich auf eines hinaus, ob man sich das Weltall gleichmäßig belebt oder gleichmäßig unbelebt vorstellt. Unsterblichkeit heißt das Gesetz von der Erhaltung der Kraft oder das Gesetz der Vererbung, und Vorsehung ist ungefähr dasselbe wie Darwinismus. Man verbrennt aus hygienischen und ästhetischen Gründen die Leichen, erklärt den Selbstmord für erlaubt und übersteigert so rationalistisch liberale Ideen bis zu einer Art von philosophischer Religiosität. Innere Befriedigung gewinnt aber Keiner dadurch.

Besser sind die Freimaurer daran. Schon weil ihre Verbände seit Jahrhunderten organisiert sind und weil ihr Humanismus werktätig vorgeht. Als eine Art von Genossenschaft zu gegenseitiger Hilfeleistung ist die Freimaurerei etwas Bewunderungswürdiges; von einer religiösen Idee kann aber auch bei ihr nicht die Rede sein, trotzdem sie eigentlich von je jenes Religiöse gemeint hat, das sich in der neben dem Christentum hergehenden Philosophie verkörpert. Man braucht nicht über die Symbole und Geheimzeichen der Freimaurer zu lächeln, obgleich die eifrig betriebene Maskerade ein wenig dazu auffordert. Sinnliche Bilder braucht schließlich jeder religionsartige Verband. Aber diese Formalien erscheinen in der Freimaurerei heute deplaziert, weil jetzt nicht mehr etwas eigentlich Religiöses dort vertreten wird, sondern nur ein Moralgesetz, das jeder Einzelne schon kennt, bevor er einer Loge beitritt. Es hat gewiß etwas Gutes, wenn der Kleinkaufmann, der tagsüber hinter dem Ladentisch steht, der Handwerker, die sich die Woche hindurch geplagt haben, voll eifriger Andacht in der Versammlung dasitzen wie in der Kirche und edlen Reden humanistisch schwärmender Genossen lauschen, wenn sie sich ein paar Stunden als „Bruder" ihres reichen Kunden fühlen dürfen. Aber leider ist auch hier nach neune alles aus. Und da die Logen wenn nicht Christentum, so doch den Glauben an Gott fordern, so nehmen sie sich eigentlich selbst das Arbeitsgebiet, das zu bearbeiten allein lohnend wäre. Immerhin ist die Freimaurerei als Versuch sozialer und religiöser Selbsthilfe eine Institution bedeutender Art, wenn die Vorteile, die sie gewährt, oft auch spekulativ mißbraucht werden; denn sehr viele suchen die Mitgliedschaft nur, um unter den „Brüdern" Kunden werben zu können.

Am sichtbarsten äußert sich die religiöse Sehnsucht dieser Zeit in der Sekte, die sich die Heilsarmee nennt. Das Religionsverlangen tritt dort noch einseitiger und grotesker in Erscheinung als anderswo; dennoch kann diese Vereinigung

der Deklassierten und Enttäuschten nicht leicht überschätzt werden. In ihr verkörpert sich, was die Sozialdemokratie in ihrem Bildungsdünkel zu beachten, zu organisieren versäumt hat. Die Bußgedanken, die den Lehren der Heilsarmee zugrunde liegen, können zwar positiv religiös in keinem Punkte genannt werden; wahrhaft ethisch aber ist die Aufopferungslust dieser Menschen, der leidenschaftliche Drang sich mitleidig hinzugeben, sich zu erniedern und sich dem schlimmsten Elend und dem Verbrechen helfend zuzugesellen. Was der Ausbreitung und Popularisierung der Heilsarmee bei uns im Wege steht, ist ihre entschieden englisch-amerikanische Herkunft und ihre Unlust, das proletarische Geistesniveau zu verlassen. Man könnte von einer Hinterhaus-, von einer Lazarettreligion sprechen, von einer Bußethik, die nur für Arme im Geiste und Enttäuschte formuliert ist. Das ist um so mehr zu beklagen, als so die selbstlose Güte nur halb genutzt werden kann. Trotz aller Werktätigkeit bleibt alles passiv und es besteht dieses Soldatenheer des Heils im wesentlichen darum aus armen, vom Leben mißhandelten Frauen, aus Leidenden und Resignierten. Die höchste Form, der diese Sekte fähig ist, dürfte eine Art von großstädtischer Herrnhuterei sein. Das wäre immerhin nicht wenig. Aber auf das große nationale Religionsproblem vermöchte sie auch dann keinen Einfluß zu gewinnen. Wenn der Protestantismus klug wäre, öffnete er dieser Gemeinde beizeiten seine Kirchenpforten.

Umfangreiche Sektenbildungen sind stets ein Zeichen, daß eine vorhandene latente Religiosität in der Staatskirche nicht Genüge findet. Und die Tatsache, daß mit dem Sektiererglauben eng dann immer eine besondere Ansicht vom Wesen des Staates verbunden ist, beweist, wie sehr das Staatsgefühl immer dem Religionsgefühl verbunden, wenn dieses nur echten Bedürfnissen entstammt. Werden auch die tollsten Ideen zuweilen bis zur ethischen Idealität ungesund hinaufgetrieben, wird hier der Vegetarismus und dort eine Lehre von Vielweiberei mit unbestimmten religiösen Instinkten verbunden, so zeigt sich doch auch wieder in dieser Verquickung des Profanen und Sittlichen gerade ein wenn auch auf Abwegen irrender synthetischer Instinkt. Es ist darum gar nicht unmöglich, daß aus Sektenreligiosität heraus eines Tages ein Kirchengedanke der Zukunft hervorgeht.

Doch ist darüber natürlich nichts weiter zu sagen. Jede Weissagung wäre eitel Konstruktion. Es ist möglich, daß das Christentum die ihm innewohnende ungeheure Lebensidee nochmals zu reformieren vermag. Wer sich stilldenkend nur das Vaterunser hersagt, wird diese Möglichkeit gelten lassen. Es ist aber ebensowohl möglich, daß die Erfüllung von anderer Seite kommt. Sicher scheint nur, daß die Religion der Zukunft ebenso aus einer lebendigen Lebensethik hervorwachsen wird, wie früher die Ethik immer aus den Religionssymbolen hervorgegangen ist. Ein Wissen um den Weg der Entwicklung ist uns nicht vonnöten. Auch um die endgültige Form brauchen wir nicht zu sorgen; wohl aber darum, daß

im rechten Augenblick etwas zu formen da ist. Die Aufgabe jedes Einzelnen ist es, sich in der kalten Gefühlsatmosphäre dieser Zeit ein neues tiefes Vertrauen zu den höheren Zwecken des Lebens zu gewinnen und im stillen Kämmerlein der Gedanken ehrlich alle Zweifel zu überwinden. Es ist nötig alles zu wissen was gewußt werden kann, keiner Erfahrung auszuweichen, überall Kausalität zu sehen oder doch zu ahnen, die ganze Relativität des Lebens und des eigenen Ich zu begreifen — und über alles das hinaus nur um so ehrfürchtiger der ewigen Idee zu vertrauen. Ihr zu vertrauen mit dem unerschütterlichen Bewußtsein, daß, wo eine Sehnsucht ist, auch eine Erfüllung sein muß, daß man aber trotzdem niemals auch nur einen Zipfel des Schleiers lüften wird, weil die für Menschensinne nicht gemachte „Wahrheit" vor allem Wissen gleichmäßig immer zurückweicht. Es gilt sich die Überzeugung zu eigen zu machen, daß „unser Wesen ein völlig Unzerstörbares ist, von Ewigkeit zu Ewigkeit wirkend"; oder mit Lessing zu fragen: „Warum sollte ich nicht so oft wiederkommen, als ich neue Kenntnisse, neue Fertigkeiten zu erlangen geschickt bin? Bringe ich auf einmal so viel weg, daß es der Mühe wiederzukommen etwa nicht lohnt? Darum nicht? Oder weil so viel Zeit verloren gehen würde? — Verloren? — Und was habe ich zu versäumen? Ist nicht die ganze Ewigkeit mein?" Hat uns die Astronomie den Christenhimmel genommen, so hat sie uns dafür ein Gewimmel von fröhlich kreisenden Planeten gezeigt, auf denen der der Erde Entwachsene in höherer organischer Bildung wiederkehren mag; hat uns die Naturwissenschaft den Wunderglauben getötet, so hat auch eben sie uns unausdenkbare neue Möglichkeiten physiologischer Art gezeigt und uns schon in eine Welt blinzeln lassen, worin sich Astralkörper geistergleich bewegen könnten, ohne daß das Kausalgesetz in einem Punkte nur außer Kraft tritt. „Sobald man nur von dem Grundsatz ausgeht, daß Wissen und Glauben nicht dazu da sind, um einander aufzuheben, sondern um einander zu ergänzen, so wird schon überall das Rechte ausgemittelt werden."

Das sagte Goethe vor hundert Jahren. Heute aber tobt der Kampf von Wissen und Glauben heftiger als je. Die Beendigung dieses verzweifelten Ringens erst wird den Beginn neuer bewußter Religiosität bezeichnen. Und von da bis zu einer neuen Form der Religion ist es dann nicht weit. Weit und schwierig ist nur der Weg zur wiedergeborenen Gefühlskraft, zur klardenkenden Weltphantasie. Der Weg zu den Schätzen des eigenen Herzens, die der Zweifel unbenutzt liegen läßt; denn diesen Weg führt nicht das Denken, sondern das Handeln. Neue Religiosität, neues Vertrauen und das damit verbundene innere Glück erreichen wir nicht, wenn wir uns philosophisch um eine Erklärung des Welträtsels bemühen, sondern nur wenn wir uns handelnd, werktätig in jeder Stunde dem Idealen hingeben. Allem Idealen! Religiosität und Religion entstehen wie die Frucht aus der Blüte, wenn wir alle sittlichen Ideale, die kleinen

und großen, praktisch pflegen; denn Religion ist nichts als die Summe aller Idealität. Zum großen Endziel gelangen wir nur über den Sieg, der jeden Tag von neuem gegen die tausendfältigen tierisch rohen und tierisch listigen Materialismen der Zeit erfochten wird. Diesem guten Kampf gegenüber bedeutet das äußere Bekenntnis nichts; die idealen Ziele der Zeit sind der ganzen Nation, der ganzen, gemeinsam. Bleibe jeder äußerlich Angehöriger der Kirche, wohinein der Zufall der Geburt ihn gestellt hat; denn es ziemt sich nur dann eine alte, ehrwürdige Form zu lassen, wenn eine bessere, wenn die eine, die rechte, dafür eingetauscht werden kann. Man ehre die Sakramente, wenn auch ohne Verlangen; aber man fühle auch im Tiefsten, daß man die innere Freiheit sich selbst nur proklamieren darf, wenn man sich selbst religiöse Pflichten zu befehlen willens ist. Man mache sein Inneres zum Tempel, halte Gottesdienst im eigenen Herzen, ehre die Gebote aus frommer Leidenschaft zum Guten und werbe, mit allen Kräften, dem Gotte, der einem tief im Busen wohnt, Gläubige. Gut und tüchtig zu sein: das ist das ganze Geheimnis, dem Kinde schon verständlich, dem Greise aber noch ehrwürdig und jedem Lebensalter neu. Eine tiefe Sehnsucht nach Güte, nach neuer Tüchtigkeit geht schon durch das Land. Unser Volk wolle nur was es still schon ersehnt, und es wird ihm wie von selbst die Religion, das heißt: das große Glück geschenkt werden.

Die Kinder des Ararat / von Alexander Ular

Senkrecht über den Südvierteln von Tiflis erhebt sich, viele Hunderte von Metern hoch, die kahle Steinwand des Davidberges. Hier und da klafft sie drohend und zeigt ihre dunkelroten Geweide. Wie verfallene ungeheure Zinnen starren überhängende Felsen düster in die siedende Talschlucht der Kura hinab. Weiterhin scheint alles in sich zusammengebrochen in großartigem Trümmerfeld. Handgreiflich steht hier die zerstörende Macht der Jahrhunderte vor dem Beschauer. Und man fühlt, daß alles sterben muß.

Aber dort oben, mitten an der riesigen Mauer, wo höchstens Geier horsten sollten, wo kein Fuß glauben dürfte einen Pfad, kein rollender Stein einen Ruheplatz zu finden, leuchtet in schneeigem Glanze, winziges Relief auf weiter dunkler Tafel, das Davidskloster auf die große Stadt herab. Dünnstimmig, unbegreiflich leise zitternd, jenseitig, tönt von dort manchmal das Glockenspiel über die tiefen Häuser und Straßen, bedeckt sie gleichsam, und umhüllt sie wie mit einem Schleier aus Nichts. Dann blickt man empor. Man sieht. Und man fühlt, daß der Mensch unsterblicher ist als der Stein.

Man klimmt hinan zu der Kirche, die als Wahrzeichen dieser Schwelle zwischen Rassen und Völkern und Idealen, als stiller Augenzeuge furchtbarster Geschichte das Glück und das Verderben zahlloser Reiche, Fürsten, Nationen und Glaubensgenossenschaften betrachtet hat. Hundert Könige, Kalifen, Khane, Schachs, Sultane, Zaren haben hier gestanden, haben zu sich das Wogen und Tosen der Menschenflut heraufschlagen gefühlt, die sich unten lärmend, in wundervoller Buntheit nnd Hast, im tausendjährigen „Tore zwischen Ost und West" drängt, gleichwie die Kura, zum Sturzbach gezwängter Strom, im Wirbel brüllender, gischtsprühender Wellen, sich hier durch die zu schmale Spalte zwischen den unermeßlichen Bergländern des Kaukasus und Armeniens zwängt; und jeder hat hier zu sich gesagt: „Hier habe ich den Schlüssel zum Reichtum des Ostens und zum Reichtum des Westens; das ist mein Glück und das ist das Unglück dieser großen wundervollen Stadt"; und jeder hat sich der entsetzlichen Stürme des Hasses und der Lüsternheit erinnert, die unzählige Male da unten mit feurigem und blutigem Atem die Schwelle zwischen zwei Welten von allem Lebenden reingefegt haben; jeder hat zu sich gesagt, wie der erste Nikolaus: „Dies ist die Perle meines Reiches", und jeder hat in seinem Innern dunkel gedacht: „Und sie ist so schön, weil sie so oft in Blut gebadet wurde . . ."

Aber bis hier herauf pulsiert noch das Leben der Stadt. Man steht wohl über ihr, aber auch noch in ihr. Man ist noch nicht fern genug, damit in ihr das Leben aller Einzelnen zu einheitlicher Größe verschmolzen schiene. Man sieht noch Menschen und Gefährte. Das Leben der Einzelnen hat noch Sinn. Man

vergißt noch nicht das wundervoll gleißende, unübertrefflich vielfarbige und vielgestaltige Bild des Lebens in ihr. Schwach hallen noch Stimmen herauf; und man fragt sich, in welcher der sechzig, auf den Märkten und Straßen geredeten Sprachen dieser Melonenverkäufer seine Früchte ausbietet. Man unterscheidet düstere Leichenzüge und stellt nach Art und Kleidung fest, welchen Glaubens der Tote war, welcher der zwölf oder fünfzehn Religionen, deren Anhänger durch die Unwetter der Kriege hier zusammengewirbelt wurden und zwischen den Felswänden der Kuraschlucht hängen geblieben sind.

Zu deutlich noch erscheint vom Kloster die endlose Durcheinanderschichtung vielfältiger Rassen und Kulturen, deren Ergebnis das fragwürdigste Schauspiel menschlichen Zusammenlebens wurde. Drüben, vom hohen schmalen Felsen, der lotrecht aus dem Strom emporragt, weit über dem volkreichen Viertel, in dem dreißig Nationen des Orients durcheinandergemengt wirtschaften, starrt das fast unzugängliche Schloß der alten georgischen Könige herüber, drohende Burg, die jahrhundertelang das wesentliche Bollwerk des Westens gegen asiatische Horden gewesen: in ihr sitzen jetzt die besten Söhne Georgiens gefangen, denn für den Zaren haben alte Burgen und Schlösser nur Sinn, weil sie unerreichbare Verließe besitzen; wo die große Tamara machtvoll die westliche Kultur gegen den Ansturm barbarischer Völker verteidigte, schmachten nun die, welche ihr Land gegen den Druck moskowitischer Unkultur zu schützen gedachten. Östlich, im Tale, unter der Burg fühlt man es wie in allen großen Städten des Islam wimmeln; das Leben wird zum Handel; die Stadt zum Basar. Westlich an den Hängen hinauf liegen die dummen Häuser der Russen. Weit drüben, hinter der Burg, sieht man das ungeheure Gewirr der georgischen Gassen. Unter dem Kloster, am besten, gewaltsam geleerten Platze, steht klotzig, protzig die alberne goldkuppelige Kathedrale der Russen; und weiter an der Felswand entlang und hinauf, an steilen, unfahrbaren Straßen, liegen die armenischen Viertel, fest an den Berg geklebt, welcher der letzte des großen armenischen Hochlandes ist. Man sieht Geschichte.

Aber man kann auf gefährlichem Pfade hoch über das Kloster hinaussteigen, bis auf die Zinne der Bergwand. Dort hallt kaum noch der Lärm der Menschen hinauf. Tiflis wird eins. Es wird ein jämmerlicher Klumpen Leben, der sich irgendwie hier in einer Falte der ungeheuren Natur versteckt hat. Des Nachts erst, wenn die heroische Umwelt sich ins Ungreifbare versenkt, fühlt man wieder, daß dieses eben noch so Winzige groß ist. Denn solange die Sonne nicht tief hinter dem westlichen Hochlande niedersteigt, verschwindet das Menschliche in dem Riesenbilde des Landes.

Das Auge umfaßt viele Tagereisen weites Gebiet. Gegen Osten, unterhalb der Stadt, weitet sich das Tal, die Berge scheinen flacher; die öden Halden verschwimmen mit der toten Niederung: trostlose Steppe. Man empfindet den

langen leeren Rhythmus der Bodenwellen Asiens, das unermeßliche, sich immer gleiche, das sich von hier an immer weiter dehnen muß, zum Kaspischen See, und über die sandige Stille Turkestans, und hinauf in die Öde des Steinmeers der Gobi. Es ist so leer, so hoffnungslos, daß die untergehende Sonne es nicht zu beleuchten wagt; ihre Strahlen betäuben sich gleichsam, fallen ohne Kraft ins Grenzenlose: es nützt ja nichts; und schon verschwimmen wie unter matten Schleiern alle Umrisse, wenn jenseits der Schwelle zum Westen, die Tiflis beherrscht, das großartige Schauspiel des Abends sich erst entrollt. Dort, hinter Tiflis, heben sich vier, fünf, sechs, ungeheure Bergwände immer schärfer, immer dunkler voneinander ab. Links, oberhalb der Stadt, sucht zwar das Tal eine kleine Weile sich schlängelnd in sie zu drängen. Doch überall scheint der Weg versperrt. Da, auf grüner Fläche, über welche die Riesenketten des Kaukasus sich türmen, liegt wie ein kindisches Spielzeug das uralte Städtchen Mzchet, und neben ihm der mit Trümmern bedeckte winzige Tafelberg, der vor vielen Jahrhunderten Arma-Tziche, den ältesten Herrschersitz des Landes trug. Weiter ist nichts mehr als stille Größe. Unvergleichlich machtvoller als alle europäischen Gebirge, strecken sich die bald düsteren, mit Wald bedeckten, bald fahlen Mauern, aus dem Endlosen kommend, ins Endlose weiter. Hinter ihnen, auf dem Grunde des sich verdunkelnden Himmels, die geisterhafte gigantische Eiswand des mittleren Zuges. In ihrer Mitte, von Nachbarn feierlich durch tiefe Risse getrennt, die wie aus dem Nichts sich weit über alles erhebende Kuppe des Kasbek. In der Stadt wird es stiller. Bläuliche Schimmer weben ungewiß über das Tal. Aber in halkyonischer Reinheit blicken die Gipfel. Und dann kommt das Wundervolle. Die düsteren und fahlen Mauern ballen sich zu schwärzlichem Vorhang. Es wird ganz still. Es ist als ob alles atemlos wartet. Und plötzlich, über dem schwarzen Tal, über den schwarzen Bergen, in dem fast schwarzen Himmel zuckt es blutrot auf und flieht mit rasender Eile meilenlang am niebetretenen Firste entlang. Die unermeßlichen Gletscher brennen; der Kasbek lodert. Es ist wie eine riesige blutig glühende Faust, die sich aus dem Dunkel über das Land erhebt, es bedroht, und ihm zeigt, daß es zum Unheil geschaffen. Dann verbleicht es in kaltem Grau; eisiger Atem weht von den Bergen; alles zerfließt in Nacht.

Doch nun belebt sich der Abgrund. Im unergründlichen Schwarz des Tales blitzen Sterne. In langen Reihen, in Kreisen und Vierecken, in abenteuerlichen Bildern leuchten sie auf, glitzern ein Weilchen ungewiß und strahlen dann mit ruhigem weißem Licht, Fixsterne am nach unten gewölbten Himmel. Helle Boliden fahren eilig zwischen ihnen hin in regelmäßigen Bahnen. Und wie ferner Donner hallt das Rollen leuchtender Massen. Himmel unten und oben. Es ist außermenschlich, und man begreift nicht mehr, warum zwischen diesen unzähligen, vom Zenith zum Nadir den Gesichtskreis erfüllenden Sternen, unsichtbare Menschen mit Wut und Begeisterung leben und leiden müssen.

Seit einem Jahrhundert wird dies Land, von den Eiswänden des Kaukasus bis zu den höchsten Kratern Armeniens, vom russischen Zaren beherrscht. Aber ebenso wie in Tiflis, der Hauptstadt mit ihren sechzig Sprachen, achtzig Völkern, fünfzehn Religionen, und zahllosen Kulturformen, die grobe Tatze der kulturtragenden Verwaltung es nicht vermocht hat, alles zu formlosem zarentreuen Menschenbrei zu zerquetschen, hat sie in ihrem ganzen ungeheuren Gebiete keine andere Kulturmission erfüllen können, als sich auf Kosten des Landes mühselig selbst zu erhalten. Dies Land war einmal das reichste der Erde, und könnte es morgen nochmals werden; aber es wurde durch die Schuld der Satrapen des Zaren zum ärmsten. Es war die „Perle auf dem Diadem der Selbstherrscher", aber der zweite Nikolaus tilgte den Ausspruch des ersten, und darf nur noch von der giftigsten Wunde des faulenden Reiches reden. Kein Sultan und kein Schach ist je so unfähig gewesen wie die rechtgläubigen Kaiser.

Wir stehen hier vor dem in der Geschichte fast einzigen Beispiel, daß ein Autokrat, dessen höchste Aufgabe und erstes Interesse es wäre, bei seinen Untertanen Frieden und Ordnung zu stiften, sie gegeneinander aufhetzt, gegeneinander bewaffnet, sich gegenseitig ausrotten läßt, um dann schließlich mit den Machtmitteln des Reiches zu zerstören, was noch übrig war. Im Westen wurde das stolze georgische Volk, weil es altverbriefte Rechte verteidigte, auf Befehl des Zaren entsetzlicher gebrandschatzt als je unter dem Ungewitter mongolischer Eroberungszüge. In den nördlichen Hochtälern, wo Reste prächtiger Völker in stolzer Armut dem Ideale ihrer Selbstbestimmung leben, sollten ängstliche, fast schamhafte Raubzüge der Russen die Zarentreue wieder erzwingen. Im Süden, wo die ureingesessenen Kinder des Ararat, eng mit Kurden, Persern, Tataren vermengt, den Glauben an ihre Lebenskraft trotz russischer, türkischer und persischer Greuel nie eingebüßt haben, trieb der orthodoxe Zar die Muselmanen gegen das christliche Kulturvolk. Und hinter der Mauer des Schweigens wütete dort und im Osten, auf Anstiften und zum Wohlgefallen der Regierung, wie unzählige Urkunden es dartun, der furchtbare Bürgerkrieg zwischen Armeniern und Tataren.

Hier retteten die Kinder des Ararat ihr Volkstum und ihre oberflächlich bestrittene Ehre. Wohl ist es zweifellos, daß an manchen Orten die Tataren nur zu leicht Vorwände fanden, sich auf die Armenier zu stürzen, um sie zu vertilgen. Besonders in Baku, der großen Petroleumstadt. Denn hier war früher die wahre Hauptstadt der Tataren, ehe man noch den Wert des Erdöls kannte. Die Felder, aus denen man bald Tausende von Millionen Rubeln pumpen sollte, waren fast wertloses Land, und ihre Besitzer lebten als arme Bauern. Mit der Geburt der neuen Industrie aber kamen die klugen Armenier. Für winzige Summen, ein paar hundert Rubel, die aber den dummen Tataren als Reichtum erschienen, kauften sie die Plätze der unerschöpflichen Quellen. Sie schufen

riesige Vermögen, wo die andern verhungert waren. Die Eingesessenen trauten ihren Augen nicht. Noch lebt als alter, gebrochener Mann der Tatare, der für sechshundert Mark an die Armenier sein Feld verkaufte, aus dem die Gesellschaft Mamontoff seither Milliarden erpumpt hat. Und wenn man ihn schlicht die Ereignisse erzählen hört, begreift man den bitteren Haß. In ihrer eigenen, jahrhunderte alten Hauptstadt konnten bald die Tataren nicht mehr leben. Denn die armenischen Besitzer der Quellen duldeten keinen Tataren in ihrem Geschäft. Zu alt war der Haß zwischen den Rassen und Religionen; zu schlimm hatten weit oben im Hochland die Armenier von Türken und Tataren gelitten; zu eigensinnig hatten die Turanier die andern mit Feuer und Schwert von ihren angestammten Sitzen gedrängt, als daß die Armenier nicht ganz von selbst hier die Gründung einer neuen reicheren Heimat betreiben sollten. Sie ließen Hunderte, Tausende, Zehntausende von ihren Volksgenossen als Arbeiter und Angestellte kommen. Es bildete sich mitten im tatarischen Lande eine große und reiche armenische Kolonie, der bald auch, dank ihres Besitzes, die wirkliche Verwaltung anheimfiel. Es mußten erst mächtige westländische Wettbewerber erscheinen, ehe ein Tatar, sei es auch in der untergeordnetsten Stellung, sein Unterhalt verdienen konnte, wo er früher herrschte. Ja, die Armenier fanden — und vielleicht nicht ganz ohne Recht — daß der dumme Tatar nie so nützlich arbeitet wie der kluge Sohn des Ararat, und so bekam für anscheinend gleiche Arbeit der Muselmane schlechteren Lohn als der Christ. Der Armenier wurde verhaßt wie in Konstantinopel, oder auch wie der Jude in Polen und dem Süden Rußlands. Er galt als Blutsauger, als Mann, der den Eingesessenen verdrängt, sich in alles hineinschlängelt, unehrlich handelt, und schlauer als der geriebenste Türke jeden übers Ohr haut. Wilder Haß speicherte sich bei den tatarischen Arbeitern auf den Petroleumfeldern und bei den Bauern des ganzen Bezirks gegen die Eindringlinge auf; und als die Regierung des Zaren die zu klugen und daher zu freisinnigen Armenier dämpfen wollte, brach er in wüsten Gemetzeln aus.

Und doch ist das gerade in Mitteleuropa so volkstümlich gewordene Vorurteil gegen die Armenier aus bloßer Unkenntnis dieses Volkes geboren. Man steige ins Hochland hinauf, wo der Armenier kein Einwanderer ist, wo er sich nicht unter dem Drange barbarischer Horden unter Zurücklassung oder nach Zerstörung aller Habe in die Ferne geflüchtet hat, um ohne jeden festen Besitz, ohne Boden, ein neues Leben zu schaffen; und man findet, daß er ein fleißiger, kräftiger Bauer ist, ein Mann der Berge, voll kriegerischen Mutes, voll Stolzes und voll Kühnheit. Er führt trefflich die Waffen. Oft ist er von furchtbarem Mute beseelt. Der Kleinkrieg, in dem er Meister ist, wird jedesmal eine Geißel für den Feind. Seine Kriegs- und Volksgesänge, Berglieder, sind von männlicher Kraft und Freude durchglüht, und erlösen den Reisenden von den traurigen Sklavenliedern

der Russen; ihr prachtvoller Tonfall, ihr schneller und doch ernster Gang, ist der adäquate harmonische Ausdruck dieser lichtvollen und zugleich großartigen Natur, wo der Sang weit und mächtig zwischen den Felsen hallt. Diese Gesänge sind wirklich eingeboren. Und zusammen mit der Haltung der Menschen, ihrer Lebensart, ihrer Art zu wollen und zu streiten, zeigen sie den echten Charakter des Bergvolks, den der Europäer, in seiner Hast vom „reichen Armenier" fast wie vom amerikanischen Milliardär zu sprechen, gar nicht kennt.

Der „zehnfache Jude", der „Ausbeuter und Halsabschneider", von dem der Türke in Byzanz redet, hat dort nie existiert. Aber wohl ist es wahr, daß in dem wirklich tatarischen oder türkischen Land, wo der Armenier nur Einwanderer ist, der gegenseitige Haß, und damit der von Rußland geschürte kriegerische Zwist auf sozialer Grundlage beruht. Hier ist es fast geradeso gegangen, wie vor Jahrhunderten in Polen, als dort die Juden aufkamen. Hier nämlich, wie dort vor zwei Jahrhunderten, hat sich die Feudalwirtschaft selbst überlebt: zwei sorgfältig voneinander geschiedene Kasten haben neben oder vielmehr übereinander weiterbestanden, als schon der Krieg und der Ackerbau allein den Rahmen gesellschaftlichen Daseins nicht mehr füllten. Auf der einen Seite waren die Khane oder Begs, uralter Militäradel aus der Zeit Temurs, der aus der Macht des Eroberers das Vorrecht des Bodenbesitzes herleitete und rücksichtslos ausübte; auf der anderen Seite die Bauern, Hörige oder Zwangspächter, die den Grund der Herren ausbeuteten. Diese in eiserner Disziplin erdrückte Kaste von Dienern konnte höchstens einige ganz primitive Handwerke ausbilden. Aber wirkliche Industrie, wirklicher Warentausch, Handel, irgend etwas, das dem Wesen des Kapitalismus oder doch des Mobiliarbesitzes ähnlich sähe, gab es nicht. Mit einem Wort, es gab keine Bürger. Und gerade wie in Polen der Adel zu stolz war, selbst Bürgergeschäfte zu tun, aber auch zu eifersüchtig auf seine mittelalterlichen Vorrechte, um Hörigen zu gestatten sich zum Range des Bürgers hinaufzuschwingen, und deshalb sein Land dem wirtschaftlichen Einfall der Juden und Deutschen preisgab: ebenso sind die alten Khane und Begs, die tatarischen Großgrundbesitzer, welche sich keinen hörigen Bauern als freien Kaufmann oder gar Konkurrenten vorstellen konnten, von der Macht der Verhältnisse schließlich gezwungen worden, in ihrem Lande Fremde die Bürgerklasse bilden zu lassen, nämlich die Armenier, die ja in ihrem eigenen angestammten Lande entwurzelt waren und, zehnmal von der Sturmflut asiatischer Eroberungszüge fortgerissen, nunmehr an der Oberfläche des kaukasischen Völkermischmaschs ungewiß trieben, um Fuß zu fassen, wo jedem sich die zufällige Gelegenheit zum Leben bot.

Die wirtschaftliche Entwicklung nahm dann bald in dem reichen Lande zwischen dem Kaukasus und Hocharmenien ähnliche Formen an wie in Europa. Nicht nur liefert hier ja der Boden an Rohstoffen und Früchten alles, dessen ein

Kulturvolk bedarf, sondern die Gegend selbst bildet dank ihrer Lage — sie ist gleichsam ein Isthmus zwischen Ost und West — das natürliche Zwischenlager für den ungeheuren Handel, der Vorderasien mit Südosteuropa verbindet. Sobald bürgerlicher Kapitalismus aufgetreten war und den Warentausch beherrschte, geriet das Latifundienwesen der tatarischen Khane in Verfall, die Güter verschuldeten und fielen zum Teil schließlich als Pfand in die Hände des dritten Standes. Und dieser, der sich ganz aus Einwanderern, aus Armeniern zusammensetzte, bildete mit der Zeit ein kapitalistisches Herrschaftssystem aus, das sowohl von den Adligen als auch von den Hörigen um so schlimmer als ein unerträgliches Joch empfunden wurde, als die nunmehr herrschende Kaste weder der Rasse, noch der Sprache, noch der Religion, noch dem Temperamente nach zum eingesessenen Volke gehörte.

Der große Kampf, der noch in der ganzen Welt zwischen dem alten Adelsfeudalwesen, dem neuen Kapitalsfeudalwesen und dem Proletariat jeder Art fortwütet, mußte also in diesen Ländern noch von nationalen Gegensätzen vergiftet werden, die bei uns ganz unbekannt sind, deren entsetzliche Kraft ganz allein aber ja schon genügt, um zwischen verhältnismäßig hochzivilisierten Völkern kriegerischen Zwist zu säen.

Hier sind der Adel und das Proletariat beide in fast gleichem Maße der Herrschaft des Kapitals unterworfen. Aber Adel und Proletariat sind tatarisch und mohammedanisch und der armenische Kapitalist ist Christ und drückt mit der Riesenmacht wirtschaftlicher Alleinherrschaft auf den nationalen und religiösen Erbfeind, der zum Zusammenleben mit ihm verdammt ist. Jedesmal also, wenn es bei uns etwa einen Streik gäbe, muß hier zugleich Volks- und Religionskrieg ausbrechen. Oder vielmehr die „Ausgebeuteten" erheben sich zum nationalen und religiösen Aufstand und rufen von seiten des kapitalistischen Feindes furchtbare Verteidigungsmaßregeln hervor.

Das Charakteristischste und zugleich Schlimmste aber ward, daß die Armenier, die neben diesem ihrem neuen Lande noch ihr altes Vaterland besaßen, und anfangs, als dritter Stand, in ihrer „Kolonie" nur ihre wirtschaftlichen Interessen verteidigten, schließlich unter dem Druck der Verhältnisse dahin kamen, diesen sozialen Kampf als Nationalkampf zu betrachten und zu führen.

Es wäre auch im höchsten Grade unlogisch gewesen, wenn die geistigen und wirtschaftlichen Führer des armenischen Volkes nicht in des Wortes edelster Bedeutung Nationalisten geworden wären.

Die Armenier sind vielleicht — ich glaube es wenigstens nach allem, was mir die früheste Geschichte des Orients zeigt — die Erben der noch immer geheimnisvollen Rasse der Hittiter, welche in machtvollen Wanderungen ganz Kleinasien, Syrien und sogar Ägypten politisch und völkisch umgestaltete. Sie haben sich mit wundervollem Mut, mit großartigem Eigensinn an den Hoch-

flächen und den fast ungangbaren Berghängen festgehalten, welche den prachtvollen Rahmen des feierlichsten Naturbildes Vorderasiens, des Ararat, bilden. Hier haben sie unbeweglich gesessen und wie unzerbrechliches Schilfrohr den Rücken gebeugt unter den zahllosen Stürmen asiatischer Kriegszüge. Manchmal waren sie großmächtig; öfter noch tief niedergedrückt von roher Gewalt barbarischer Horden. Und bei jedem Wechsel schichtete sich gleichsam über ihre Seele eine neue Auffassung von der Größe und der Niederträchtigkeit ihres Schicksals. Es war nicht wie bei den Juden, denen immer stärkerer Druck unter immer größerem nationalen Unheil viele Jahrhunderte hindurch stets dasselbe Verhalten im Leben zur zwingenden Notwendigkeit machte und ihr spezifisches Temperament gab. Die Armenier fanden immer wieder lange Zeiten nationaler Freiheit und Macht und wenn ihnen der Druck barbarischer Fremdherrschaft die furchtbar geduldige, listige Energie gegeben hat, die jeder an ihnen kennt, so erweckten die größeren Epochen immer wieder in ihnen den unbezwingbaren Willen zum nationalen Dasein, zur Macht, der unter der schmiegsamen Schlangenklugheit heute stärker fortlebt als je.

Viele Generationen lang haben sie schließlich mit ihren Todfeinden in engster Mischung auf freundlichem Fuße wirtschaften müssen. Und da ihnen die brutale Kraft abging, konnten sie sich die wirkliche Herrschaft über ihr Land nur durch die Macht des Wissens und des Besitzes sichern. Aber gerade die Kraft des Besitzes, das wirtschaftliche Können, ist seinem Wesen nach zentrifugal. Es führt den Menschen von seinem heimatlichen Herde fort, seinen Waren, seinem Gelde nach. Es macht ihn zum Auswanderer, zum Kolonisten, und schließlich zum Internationalisten, wofern nicht die politische Macht seiner Heimat seinem Geschäft in der ganzen Welt nützlich ist. Und hier lag die größte Gefahr für den nationalen Fortbestand des armenischen Volkes.

Aber es hat gegen diese Tendenz ein kräftiges Gegengewicht gefunden in der einzigen, wirklich nationalen Organisation, die ihm durch alle Fährnisse geblieben ist, in der nationalen Kirche, die man fast besser als Kirche des Nationalen bezeichnete. Denn sie ist viel weniger eine religiöse als eine nationale Einrichtung. Der Armenier hat seinem Temperamente nach wenig Sinn für dogmatischen Fanatismus, trotz der religiösen Feindschaft der tatarischen und der persischen Moslim. Was seine Kirche von den anderen unterscheidet ist als Grundregel beibehalten, *weil* es dazu diente, das *Volk* von anderen Völkern zu unterscheiden. Und so ward die armenische Kirche ein fast rein politisches Wesen, gleichsam das Symbol der nationalen Einheit, der Mittelpunkt der nationalen Kultur, der geistige Sammelpunkt aller derer, die fern vom Ararat den schlimmen Kampf ums Dasein unter dem Mantel fremder politischer Landeszuständigkeit führen.

Der Armenier ist Türke, er ist Perser, er ist Russe, er ist Amerikaner, Italiener, Österreicher, Inder, und ohne seine Kirche wäre er geworden, als was sein Paß

ihn bezeichnet. Seine Kirche einzig und allein ist ihm Gewähr, daß seine offiziellen Papiere lügen. Sie allein bringt ihm immer wieder zum Bewußtsein, daß er trotz aller geschichtlichen Schreckniſſe einer anderen Nation angehört, die noch immer lebt, die lebensfähiger ist als je, und die, sei es auch nur dank ihres Willens zum Leben, das höchste Recht auf freie Entwicklung ihrer Kräfte erwirbt.

Der Armenier, der in seinem uralten Lande Bauer geblieben, hat die Saugarme seiner höheren Kultur und größeren Tatkraft erfolgreich mitten in die Völker gestreckt, die ihn politisch bezwungen haben. Im Tatarenlande ist er der Bürger geworden; in der alten georgischen Hauptstadt Tiflis der herrschende Kapitalist; in Persien, in der Levante, im ganzen näheren Orient ist er der Meister des Geldes, und in Konstantinopel ward er, was wir bei uns den soliden Mittelstand nennen. Überall ist er als dritter Stand, als Bürgerstand fremder Völker, zu höchster Macht gelangt.

Aber durfte er, wie der Jude, wenn auch nur äußerlich, mit diesen Fremden verschmelzen? Nein. Denn er besaß noch sein Land; er war noch Bauer; ihm gehörte noch ein ungeheures Ländergebiet, das einst der Kornspeicher des Orients gewesen; vor allem hatte er noch ruhmreiche Überlieferungen über ein tausendjähriges Leben nationaler Kultur.

Auf der Ebene des Ararat, vor einem der ergreifendsten Schauspiele, die der Erdball uns bietet, sieht er, als Hirt oder Bauer, noch greifbar das Leben der Ahnen vor sich. Vom Ararat ist Noah, der erste Mensch unserer Menschheitsepoche, herniedergestiegen. Ich habe den Fleck betreten, wo er, nach frommer Legende, den ersten Weinstock gepflanzt hat. Dort ist die Kultur geboren, dort, rings um den Vater der Berge, der nach Süden ins ehrwürdige Chaldäa blickt und nach Norden über die unerschöpflichen Täler zwischen den zwei Meeren. Wenigstens keimte dort die Kultur, welche uns moderne Menschen in langer Entwicklung geschaffen. Wenn man es nicht wüßte, man fühlte es. Denn das Licht und der Boden, und die Tiere, die Haltung und das Werkzeug des Menschen: alles ist hier offenbar seit Jahrtausenden unverändert geblieben.

Ist es aus kindlichen Erinnerungen, aus überschwänglichem Hineinfühlen oder aus geschichtlicher, unbewußt bleibender Erklärung — ich gestehe es trotz meiner grenzenlosen Skepsis — diese Landschaft hier ist unsagbar biblisch. Unter den Augen eines hieratisch an den Felsblock gelehnten Jakobs weiden in kahlen Tälern stille Kameele. Durch das unendliche Schweigen der Hochfläche ziehen, ganz fern, langsame Gruppen von Büffeln, die ein Abraham zu fruchtbaren Bächen führt. Am altertümlichen Brunnen, weit vorm Dorfe, erscheint die schmiegsame Rebekka, und trägt auf der Schulter, mit hocherhobenem Arm, verführerisch wie vor sechzig Jahrhunderten, den weitbauchigen Krug mit dem winzigen Boden, den Krug der chaldäischen Funde! Die Luft ist wundervoll klar. Sie ist von unvergleichlicher Reinheit, sie ist also ganz neu und sagt uns, daß alles ganz neu

ist, die Welt ganz jung, und daß vor kurzem erst die Sintflut hier abfloß. Und sie badet alles in unendlich vielfarbigen, aber auch unendlich sanften Tönen. Der Tag ist rosig. Die Berge tauchen aus blauer Tiefe hervor. An den Hängen entlang schweben unbeschreibliche Scheine und verhüllen, stofflose Mäntel, das Nackte des Gesteins. Jenseits der Firste schwimmt ein Silberwölklein dem schneeigen Hafen eines Gipfels entgegen. Auf der weiten gleichförmigen Ebene, die ohne Falte, grau, wie ein weicher aus Kameelhaar gewirkter Teppich zwischen den Bergwänden liegt, erstrecken sich, reich und ruhig, die mit Reis, mit Weizen, mit Mais, mit Baumwolle, mit Wein bestellten Felder. Wie von keinem Hauche bewegte Wolken schlafen hunderttöpfige Schafherden. Es herrscht rührender, paradiesischer Friede. Und der ungeheure Kegel des Ararat mit seinen rätselhaft regelmäßigen Linien, ganz allein, überwältigend aus dem Flachen ins Unermeßliche steigend, großartiger Versuch der Erde, in wütendem Stoße den Himmel zu erreichen, feierlich in seinem ewigen Kragen aus Eis gehüllt, wacht als gutmütiger Riese, mit Beschützermiene, die das Vertrauen und trotz seiner außerweltlichen Masse keinen Schrecken erweckt, über das tausendjährige Leben der Tiere und Menschen.

Wer vor den eindringlichsten Stimmen der Natur nicht unheilbar taub bleibt, steht vor so erdrückender Schönheit in Erschütterung vernichtet. Unzählig beschwört sich das Gewesene herauf. Trunken schwimmt man den Strom der Zeiten hinauf. Wieder wird man Bestandteil des Ursprünglichen, des Wesentlichen, der Erde. Denn es ist kein Zweifel: dies war immer so. Und dies wird immer so sein. Man erlebt Ewigkeit.

Und dort, winzig, die kleinen roten Türmchen mit Mühe über fahle Eschen zum Himmel streckend, steht das Kloster Etschmiadsin, Sinnbild und zugleich Mittelpunkt des armenischen Volkes, und behauptet vor dem ewigen Zeugnis des heiligen Berges, daß dieses Volk stets gelebt hat und nie sterben wird ...

Ah, die Hallunken! — Man begreift alles. Seit fünfzehn Jahrhunderten haben die Führer des armenischen Volkes ihren Vatikan — kümmerliches Haus, das kein Schmalzhändler zur Sommerwohnung möchte — unveränderlich an diesem einzigen Ort festgehalten, trotz aller Kriegsstürme, trotz der Zerstückelung des Landes, trotz der Zerstörung des unabhängigen nationalen Lebens. Und damit haben sie das unfehlbare Mittel gefunden, die verschüchterten Herzen höher schlagen zu lassen, das Volksgefühl immer wieder zu beleben, und über lange Jahrhunderte der Schwäche, der Not, des Leidens hinaus, das Gefühl der moralischen Zusammengehörigkeit aufrechtzuerhalten, welches die Grundlage des Lebens der Völker ist.

Wenn der Armenier auf frommer, mehr politischer denn religiöser Pilgerfahrt diesen wundervollen Ort besucht, sieht er sich gegenüber leibhaftig die heroische und mythische Vergangenheit seines Volkes. Der Berg ist ihm das unzerstör-

bare Heiligtum seiner Rasse. Die Begeisterung faßt ihn. Das Vertrauen zur Zukunft seiner Nation wurzelt fester in seinem Sinn. Seine Volksgenossen, die nicht selbst das Glück genossen haben, den mystischen Schutz des Ararat auf sich herabsteigen zu fühlen, kennen es vom Hörensagen. Und die Überlieferung, die den Kindern in der Schule offenbart wird, vervollkommnet diese Erziehung zum Volksbewußtsein. Die Unzerstörbarkeit des armenischen Lebens in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft ist recht eigentlich zum nationalen Dogma geworden. Glücklicher, stärker auch als die Juden, lassen die Armenier, die noch ein physisches und moralisches Vaterland haben, niemals den Kampf um ihr soziales Vaterland. Und dessen Symbol ist, ganz unreligiös, die Kirche.

Die armenische Kirche ist ihrer Einrichtung nach die demokratischste, ihren Erscheinungsformen nach die anspruchsloseste aller christlichen Gemeinschaften. Vielleicht gerade weil sie nicht Kirche, sondern nationales Emporium ist. Nirgends natürlich wird man vom Eindruck dieser gewollten Ärmlichkeit inniger durchdrungen als am Sitz des Katholikos, im Kloster Etschmiadsin, gegenüber dem Ararat. Nirgends auch gewinnt man tieferen Einblick in das, was diese in ihrer Art einzige Kirche, und was ihre Priester sind. Denn Etschmiadsin, elender Flecken, der zehnmal, stets ehrwürdiger, aus entsetzlichem Blutbad emportauchte, ist geistig und sogar architektonisch der stille Zeuge von fünfzehn Jahrhunderten wundervollster Geschichte. Niemand kennt Armenien, der nicht dort als Gast und Freund der Leiter des Volkes geweilt hat. Uns war der Archimandrit Mesrop nach Tiflis entgegengekommen, um uns nach Hocharmenien zu führen. Mesrop ist, wo nicht der offizielle Führer der Kirche, in seiner Eigenschaft als Direktor der Akademie zu Etschmiadsin, zum mindesten der Staatssekretär des Katholikos und das wahre Haupt der politischen, der nationalen Organisation.

Nichts ist rührender als die äußere Armut der Kirchen, der kläglichen Stätten des armenischen Kultus. Durch viele Dörfer sind wir gekommen, und überall, tröstender Wechsel nach all der Frechheit des Goldes von russischen Kirchen in hungersterbenden Flecken, sah ich elende Häuser, nackt, leer, nichtssagend, kümmerlich. Und all diese Kirchen besaßen weite reiche Felder, Gehölze, Herden und andere Einnahmequellen. Die Gläubigen — der armenischen Sache — kaufen teuere Kerzen von den Pfarrern, spenden Geld oder Waren, die Bauern zahlen an sie Abgaben, die Geistlichkeit könnte sich mästen, die Kirchen könnten strahlen. Aber die Männer und Häuser des armenischen Gottes bleiben arm. Doch in diesen selben Dörfern, die hoch über Abgründen nisten, oder am äußersten Rande der Hochflächen sich ängstlich an den Bergfuß lehnen, steht immer ein Haus, das größer, sauberer, heller, schöner ist als die anderen, aus dem fröhlichen Lärm dringt, und das mit seinen Insassen und Besuchern die Kircheneinkünfte bis auf den letzten Heller verzehrt: das ist die Schule. Und das ist auch die armenische Kirche.

Selbst in Etschmiadsin, wo mit Fug die uralten heiligen Bräuche in ganzer Reinheit und Strenge weiter beobachtet werden könnten, gelten das Dogma und der Ritus als was sie in Wirklichkeit sind, als ehrwürdige Symbole, als historische Zierde, vor denen aber das Leben den Vorrang besitzt. Der versteinernde Formalismus der anderen christlichen Kirchen ist hier zerfallen. Die alten Riten zwangen die Mönche zu einer Sonntagsmesse und täglichem gemeinsamen Morgen- und Abendgebet. Es war nicht viel, aber jeder Zwang ward unterdrückt. Die höchsten Würdenträger der Kirche sind nicht genötigt, den Vorschriften der Überlieferung zu folgen. Und Mesrop sagte mir ruhig, seine wissenschaftlichen und verwaltungstechnischen Arbeiten haben ihn manchmal gehindert, monatelang einem Kultusakt beizuwohnen.

Dieselbe Freiheit herrscht in bezug auf die Fasten, die früher, wie jetzt noch in Rußland, faßt das halbe Jahr umfaßten. In diesem Musterkloster nehmen, nach der uralten Regel, nur noch ein paar alte ungebildete Mönche die Mähler gemeinsam ein. Die anderen speisen zu Hause, in ihrer Zelle, deren jede eine weite helle Wohnung darstellt, mit einem geräumigen Arbeitszimmer, einem großen Schlafzimmer, einer Dienerstube, einer Küche, einem prächtigen Balkon, und einem durchaus unabhängigen Eingang mit besonderer Treppe für jeden. Dort ist jeder zu Hause und frei, und zur Zeit der alten Fasten, wenn die Klosterküche, die übrigens etwas zu einfach ist, nur Mageres bietet, kann sich jeder hier von seinem Koch beliebig sein Mahl bereiten lassen. Hier empfängt man den Besuch der Kollegen und Freunde, ja sogar Damen; denn hier in Mesrops Wohnung haben wir, meine Frau und ich, einige der lehrreichsten Gespräche geführt, die uns zuteil geworden sind.

Alles ist hier demokratisch. Die armenische Kirche ist sicher die, welche den Geist der Gleichheit und des Republikanismus am treuesten aus dem frühesten Christentum gerettet hat. Die Gemeinden wählen nach allgemeinem Wahlrecht aus der Zahl der Männer, die ihre Studien beendigt haben, frei ihre Pfarrer. Das Volk wählt ebenso die Bischöfe. Sogar der Papst, wenn man den Katholikos mit dem Römer vergleichen darf, wird samt seinem Gehilfen öffentlich gewählt. Stimmberechtigt sind hier die Erzbischöfe, die Bischöfe und besondere Delegierte aller armenischen Gemeinden der Welt, wobei das Kloster Etschmiadsin nur über sieben Stimmen verfügt. Vier Kandidaten werden aufgestellt. Und bei der Wahlversammlung in der kleinen Kathedrale zu Etschmiadsin sagt jeder Wähler, vom jüngsten an, seine Meinung mit lauter Stimme nach uralter Formel: „Ich stimme nicht für die drei Folgenden... Ich stimme für jenen".

Der Katholikos wohnt dann im Kloster selbst, im päpstlichen „Palast", einem uralten, ganz einfachen, kleinen, ärmlich ausgestatteten Hause, wo, wer den Vatikan gesehen, mit Schmerz und Entrüstung bedenkt, was die römische Kirche hätte sein können, wäre sie christlich geblieben.

Der Katholikos hat jährlich das päpstliche Einkommen von achttausend Mark, wovon er die zwei Diener zu erhalten hat, die er anstellen darf, sowie seinen Intendanten und alles was ihn von einem gewöhnlichen Mönch (der auch Kardinal sein kann) unterscheidet. Und auch den Unterhalt seiner zahllosen Gäste hat er von diesem kläglichen Gehalt zu bestreiten. Die Mönche, seien sie auch Archimandriten, und Akademiedirektoren obendrein, bekommen monatlich fünfundzwanzig Rubel...

Hier ist der Vatikan eine Hütte und Rom ein elendes Dorf. Innerhalb der riesigen Mauer, die nicht immer den Barbarenhorden standgehalten, liegen nur die „Zellen", der „Palast" und die „Kathedrale", die infolge jedes Jahrhundert erneuerter Restaurationen geradezu das architektonische Bild der armenischen Geschichte wurde. Draußen, inmitten eines weiten, mühsam in der leeren Ebene erhaltenen Eschenhaines, gegenüber dem Ararat, steht das Haus der Gäste, die umfangreiche Akademie, Internat für dreihundert Studenten, und das Museum mit einzigen Manuskripten und den Funden, welche die Ausgrabungen an anderen Stätten alter armenischer Kultur zutage gefördert haben.

Noch weiter strecken sich die niederen Häuser des Dorfes Wagharschapat, und in einiger Entfernung in der Ebene verstreut erheben sich mehrere winzige uralte und geheiligte Klöster.

Etschmiadsin ist so klein und so einfach, daß es aussieht, als wollte es mit Willen in der großartigen Umwelt verschwinden. Es sagt: Nicht ich bin Armenien, sondern diese riesigen Berge, diese weiten Täler, diese fruchtbare Ebene, und vor allem dieser alles umspannende blendende Himmel. Und was hat man aus diesem Lande gemacht?

Folgendes sind, ungefähr, einige dort geäußerte lehrreiche Worte des Archimandriten Mesrop: „Einst war unser Land ungeheuer reich. Der Natur nach ist es ein Füllhorn. Und es wird wieder reich sein, wenn unser Volk, das nur eines verlangt — daß man es nicht ausrottet — die Freiheit wiedergewinnt, zum Nutzen aller Bewohner, welcher Rasse, welches Glaubens sie seien, tatkräftig zu handeln. Diese Hochflächen, durch die wir fahren, diese weiten Täler zwischen den riesigen Gebirgsblöcken, hießen im Altertum die Kornkammer der Welt. Überall floß befruchtendes Wasser. Dichter Wald bedeckte die Hänge. Jetzt schweifen wir durch Steppen und kahle Täler. Im Laufe zahlloser Kriege verbrannten die Wälder, oder wurden von dummen Einwanderern abgehauen. Die Felder wurden dürr.

„Und welche Wälder! Welche Felder! Wir ahnen es, wenn wir sehen, was uns geblieben. Hier wachsen im freien Urwalde wild alle Obstbäume. Die Überlieferung will, daß jeder, der einen Nutzbaum findet, seinen Platz reinigt, und ihn mit einem Stab stützt, auf immer sein Besitzer bleibt. Jeden Herbst wird er die Früchte pflücken, und niemand wird sie ihm stehlen. Wo in anderen

Ländern Pflege, Wissen, Arbeit, Kunst nötig ist, bedarf es hier nichts. Der Wind sät, die Erde und die Sonne tun alles andere.

„Sie wissen und sagen, daß die Trauben der Weinstöcke Etschmiadsins die schönsten, süßesten, schmackhaftesten der Welt sind. Sie haben drei Fuß lange Trauben bei uns bewundert, und nicht mit Unrecht dabei an die zwei Männer gedacht, die den wandernden Juden aus dem gelobten Lande mit Mühe die beweiskräftige Riesentraube zuschleppten. Der Mais ist enorm. Das Korn dicht. Dieser Sumpf ist ein Reisfeld. Auf der Ebene leuchten die zahllosen glänzenden Flocken der reifenden Baumwolle. Der Mensch könnte glücklich sein. Er ist es gewesen. Aber die anderen haben ihn zur Trauer verdammt und zur Not" ...

„Hier in dem jetzt wüsten Tale des Achruni, zwischen den nun kahlen, steinichten, wie von Zyklopen aus rohen Basaltblöcken emporgeschichteten Hügeln, liegen die weiten und großartigen Ruinen der Stadt Ani, der Hauptstadt des Bagratidenreiches. Unsere Ausgrabungen ziehen Meisterwerke der Bildhauerei und des Gewerbes ans Licht. Hier lebte noch vor achthundert Jahren eine wundervolle Kultur, in der alles Schöne und Angenehme aus Byzanz und Persien zusammenfloß. Die Stadt war groß. Die Kleidung schön. Die Häuser prächtig. Das Leben raffiniert. Die Menschen reich. Und man begreift noch nicht, wie alles das an solchem Orte möglich gewesen. Denn die Geschichte lehrt, daß das Land klein war. Und das größte Heer, das es jemals geliefert, zählte kaum achtzigtausend Mann. Dies Land blühte im Wohlstand. Und wir sehen nichts als verbrannten und brennenden Stein" ...

„Da oben, auf dem breiten Rücken des Berges sieht es aus wie riesige Reste von Mauern. Diese nun Steppe gewordene Ebene war immer trocken, aber sie gebar doch mächtige Massen von Korn. Unsere Vorfahren waren Meister in der Kunst der Bewässerung. Oben auf diesem Tafelberge ward ein ungeheures Reservoir gegraben, welches der schmelzende Schnee alljährlich füllte. Von dort ließ man das Wasser über die Felder laufen. Dorthin flüchtete sich auch die Bevölkerung und widerstand mit Erfolg den wüsten Einfällen der Araber, Seldschucken, Osmanen und Mongolen. Um den Berg legte sich eine Rüstung aus Wald.

„Jetzt ist alles zerstört. Und meilenweit an der Bahn entlang wurden hohe Holzgitter errichtet, um, wie in Sibirien, die Züge vor Schneestürmen zu schützen. Und nichts wird hier wieder erstehen, so lange der russische Tschin unser Herr ist" ...

„Dahinten, jenseits der Hügel, rollt der Achruni, Zufluß des Arax, seine unnützen Wasser durch steiniges Tal, das der Schwund der Wälder zu ewiger Wüste verdammt hat. Hier aber könnte dies Wasser Leben schaffen und Tausende von Menschen ernähren. Fünfmal schon baten wir die Russen, uns zu

erlauben, dieser wilden Fläche, wo außer einsamen Hirten kein Mensch lebt, den Reichtum wieder zu schenken. Weiter oben wollen wir den Achruni durch einen Damm abfangen und aufstauen, einen Kanal bis hierher bauen, und hier Weizen, Mais, Reis und Baumwolle pflanzen. Wir wollen alles selbst tun, selbst bezahlen. Der Zar verbietet es. Und jedes Jahr fließt der Achruni seichter" . . .

„Dieser kleine Friedhof, am Hange des nackten Berges, in trostloser Einöde, ist uns ein Rätsel. Wo sind die Häuser, deren Insassen hier die ewige Ruhe suchten? Und niemand kann das Alter dieser Grabsteine sagen. Denn seitdem unsere Kirche lebt, seit der Zeit Konstantins, haben diese Totenmäler aus rotem, oder grauem oder gelblichem Granit, niemals ihre Form gewechselt. Sie haben den Anblick nackter, harter, ernster, einfacher Sarkophage, die wohl den Gedanken unabänderlicher Ewigkeit erwecken. Sie sind zu klein. Sie sind leer. Sie stehen über dem Ort, wo ein Toter schläft. Diese Steine sind nicht unser Werk; wir haben sie nicht erfunden. Es sind die Graburnen des alten Ägyptens. Vielleicht hat Mesrop, der uns vom Nil unsere Schrift, von der demotischen abgeleitet, brachte, uns auch diese eindringlichen Simbilder des Vollendeten, Endgültigen geschenkt" . . .

„Hier liegt die Ebene des Ararat, flach wie ein Tisch. Im Norden steht der ungeheure Buckel des Ala-Gös mit seinen vier kurzen Gipfeln, die aus einem Schneemeer auftauchen. Wer ahnt, daß dort oben zwischen ihnen ein See von unvergleichlicher Klarheit ruht, ein wundervoll blaues und stilles Auge, mit dem die Erde zum Unendlichen blickt! Und dort im Süden thront der Berg Noahs, dessen einsam feierliche Höhe das unvergängliche Wahrzeichen unseres Volkes ist.

„Die Sintflut. Die Überlieferung erzählt sie überall, in Griechenland wie in Indien. Aber der Abfluß der Wasser und das erste Auftauchen des Ararat erklärt sich aus dem Anblick dieser Landschaft. Eine so platte Fläche Land kann nur der Grund eines Meeres sein. Und wirklich, man grabe den Boden hier auf, und man wird auf glatte, rundgeschliffene Steine stoßen, die nur das Wogen des Wassers so formt. Und man blicke um sich: rings hohe Berge; nur nach Nordosten zu sieht man kaum bemerkbar in diesem Felskranz eine Spalte. Und jeder Berg hier ist ein Vulkan.

„Hier war einst ein großer See, dessen Bruder noch lebt, der Baikal. Er war tief wie dieser. Eine vulkanische Katastrophe brach über die Gegend herein. Die Kette der Berge zerriß. Und durch die Spalte stürzte das Wasser in die Freiheit. Der Boden des Sees kam ans Licht. Der Ararat erhob sich dadurch zu phantastischer Höhe. Und die Wellen des Kaspischen Meeres erinnern sich vielleicht still, daß sie einst am Fuße von Noahs Berge murmelten" . . .

„Unser nationaler Mut ist groß, und in Zukunft wird er noch größer werden. Unsere Leute haben sich wie Helden geschlagen. Und unsere Fanatiker, die ich

mit Mühe dämpfe, fühlen sich schon stark genug, um unsere Feinde von gestern, die Tataren, die uns an Zahl zweimal überlegen sind, mit Stumpf und Stiel auszurotten.

„Ja, man versteht es noch bei uns, für die nationale Idee zu sterben. Und für sie auch wollen wir leben.

„Die religiöse Idee? . . . Unsere Kirche ist im Grunde das Symbol der Nation. Wir kämpfen und sterben, nicht um, wie die Tataren, in wollüstige Paradiese zu ziehen, sondern um der Sache unseres Volkes zu dienen.

„Wohl sind die ägyptischen Sarkophage auf unseren Friedhöfen Bilder der Unsterblichkeit. Aber wer denkt daran? Ich glaube, nicht der Mensch ist unsterblich, sondern die menschliche Gesellschaft. Und dies ist ein unendlich viel nützlicherer Glaube.

„Die Seele? . . . Mein Leichnam kümmert mich nicht. Und meine Seele mag tun, was sie will — oder vielmehr, was sie kann . . ."

An einem frühen Morgen, als der Ararat unseren Fenstern ganz nah gegenüber, aber doch zwei Tagereisen entfernt, in wundervollstem Alpenglühen gebrannt hatte und nun mit dem Scheine seines ungeheuren Eismantels die Welt blendete, führte uns Mesrop zum Katholikos Mgrditsch, den bewunderten bald neunzigjährigen Greis, der nun entschlafen ist. Nie hat es einen schöneren Patriarchenkopf gegeben. Seine weltfernen Augen leuchteten vor unsagbarer Güte. Schwer wölbte sich die Stirn. Der weiße Bart und das wallende weiße Haar waren ein Heiligenschein um das Haupt eines Denkers. Und die Neigung des Kopfes — gleich als wenn er mit Wehmut nach unhörbaren Stimmen horchte — rief mächtig das Gefühl wach, daß dieser Mann nur eine Aufgabe hatte: klagende Menschen zu hören und zu trösten.

Und doch hatte dieser vom äußersten Alter geschwächte Körper noch drei Jahre zuvor den Stolz des Volkes zum Ausdruck gebracht. Dieser nun so ruhige Geist, der wie aus dem Jenseits durch die müden Lider schien, hatte sich in prachtvollem Schwunge gegen die Geißel des Reiches erhoben, die Plehwe hieß. Als dieser seine Schergen zur Plünderung Etschmiadsins schickte, die Bibliothek und die Kirchen ausrauben ließ und die Herausgabe der revolutionären Millionen der armenischen Kirche verlangte (welche aus sechzehntausend Mark bestanden) empfing der Katholikos die vom Zaren Gesandten in seinem Prachtsaal — vier kleine Fenster, weiße Wände, zwölf Stühle, zwei Tische und ein winziger Teppich. Er war im vollen Ornat und trug seine zahllosen vom Zaren verliehenen Orden. Und er sprach:

„Tut Euer Handwerk, aber erwartet von mir keine Angabe und keine Hilfe. Der Zar hat mich ehren wollen und mir all diese eitlen Abzeichen gegeben. Ich weiß nichts mehr mit ihnen zu tun. Ich habe mit Eurem Herrn nichts mehr zu schaffen. Geht fort und rafft dies aus dem Staub".

Und einen nach dem anderen riß er sich die Orden ab und warf sie dem Vertreter des Zaren vor die Füße.

Die Beamten gingen stumm hinaus. Die Frechheit und Armut dieses Papstes blieb ihnen ein Rätsel. Denn sie, die Kirchen nur als mit Gold und Geschmeide überladen, Würdenträger nur als unterwürfig und reich vorzustellen vermögen, begriffen nicht, daß eine so große moralische Macht von einem Orte ausstrahlen kann, wo der Rubel nicht rollt . . .

Wir fanden Mgrditsch aufrecht im Bette sitzend. Seine Schwäche war groß. Er atmete mühsam und flüsterte mehr als er sprach. Eine schöne, ehrwürdige Ruine. Damals schon sprach er selten. Aber zur Überraschung der Anwesenden richtete er an uns, mit sichtbarer Anstrengung, leise hastige Sätze. Denn er wußte, daß wir aus Frankreich kamen. Er dankte im Namen des Volkes für die moralische Hilfe, die Armenien von dort aus zuteil wird, sprach fast ironisch von anderen Staaten, deren christlichere Fürsten die armenischen Christen dem Blutdurst des Kalifen opfern, und fragte uns dann nach unseren persönlichen Plänen. Er gab schließlich all meiner Arbeit zur Verteidigung der Rechte der Menschen, seien sie Armenier oder Russen, seinen patriarchalischen Segen. Und zur Erinnerung schrieb er mir auf sein Bild mit schon zitternder Hand seinen Segensspruch.

Die Einfachheit des Greises und die Güte, die aus jeder seiner Bewegungen sprach, ergriffen uns tief. Und später sah ich, daß im ganzen Kaukasien jeder, ja sogar die schlimmsten Feinde Armeniens, ihm eine Verehrung bezeugten, die fast bis zur Anbetung ging.

Die Georgier sind ja zwar Christen. Aber ihre Kirche ist selbständig. Und nirgends ist wohl der Kirchenhaß schlimmer als zwischen Sekten, die innig miteinander gemischt sind. Die nationale Eifersucht hätte natürlicherweise den kirchlichen Gegensatz verschärfen sollen. Und doch wurde mir überall in Georgien von Mgrditsch, seiner Güte, seiner Würde, seinem Mut, mit Bewunderung und Rührung gesprochen.

Fast unglaublicherweise war es mit den Tataren nicht anders. Und es war für mich wie ein Blitz des Verständnisses zu wiederholten Malen, wenn ich fanatischen Moslim das Bild des Greises mit seiner Handschrift zeigte, sie es vorsichtig ergriffen, mit sichtbarer Bewegung anschauten, mit Mühe die armenische Aufschrift entzifferten und leise sagten:

„Die Hand zittert schon. Wenn er stürbe! Welches Unglück für alle!"

Der Haß zwischen Armeniern und Tataren ist nicht unauslöschlich. Denn er ist nicht persönlich. Er ist nur geschichtlich und wird von den jetzigen Herrschern mit List neu entfacht.

Sicherlich, noch jetzt wird jedes tatarische Mädchen den Freier ablehnen, der nicht Armeniern gestohlenes Vieh oder sonst den Beweis beibringen kann, daß

er dem Erbfeind gehörig zu schaden vermag. Aber das ist kein Nationalhaß mehr, sondern eigentlich schon ein sozialer Ritus, der weiterlebt, weil nie jemand gegen ihn aufgestanden ist. Sicher auch hat der Bürgerkrieg das Land mit Ruinen und Leichen bedeckt. Aber auch hier hat es sich weniger um Nationalkrieg als um Wirtschaftskampf gehandelt. Und Wirtschaftskrieg wäre es auch geblieben, wenn nicht das Zarentum über alles die armenisch-tatarische Versöhnung fürchtete, die das Ende der moskowitischen Zwangsherrschaft bedeutet, und wenn nicht zugleich der tatarische Adel es vorteilhaft gefunden hätte, sich nicht nur vom Zaren die fettesten Pfründen russischer Verwaltung geben zu lassen, sondern überdies die gegen ihn aufstehende soziale Flut auf die Bürgerklasse, die Armenier abzulenken.

Nur deswegen wurden alle „Befriedigungsmaßregeln" der Worontsoff-Daschkoff, Alichanoff, Tiesenhausen, und wie die Mordbrenner sonst heißen, einfache Brandschatzungszüge. Deswegen auch sind alle in Rußland und sonst aufgebrachten Theorien über die Notwendigkeit, die Armenier von den Tataren zu trennen, eitel Unsinn, selbst wenn man noch jetzt, wie zu Nebukadnezars Zeiten, ganze Völker in die Verbannung schleppen könnte.

In Wahrheit hat das soziale Leben die beiden Völker so innig gemischt, daß man das eine nicht fortschicken könnte, ohne das andere zu töten. In Wahrheit verhindert bloß das mittelalterliche Herrschaftssystem, das nach Zarskoje Sselo verpflanzte Byzanz und die alten zum Adel gewordenen Nomadenführer den Frieden und den Wohlstand des Landes, indem sie einerseits ihre Macht durch die künstliche Verfeindung der Völker sichern, andererseits aber den tatarischen Bauern im Barbarenzustande festhalten und ihm mit der Wut der Verzweiflung die Bildung und die Entwicklungsmittel verweigern, die er fortwährend verlangt.

Der Armenier kann ohne den Tataren nicht mehr leben, und umgekehrt. Seit Jahrhunderten haben sich die Gewerbe nach den Fähigkeiten und dem Geschmack der Rassen spezialisiert. Man muß essen und sich bekleiden. Aber der Tatare bereitet und verkauft die Lebensmittel. Und der Armenier bereitet und verkauft die Stoffe und Kleider. Kein Haus kann ohne die Mitarbeit beider Völker ordnungsgemäß gebaut werden. Denn die Tataren sind die Maurer und die Armenier die Zimmerleute. Es besteht sogar nicht einmal Wettbewerb. Und die lügen, welche behaupten, das tägliche soziale Leben schüre hier Nationalhaß. Der einfachste Menschenverstand sagt, daß zwei Völker, die seit Jahrhunderten, jedes in seiner genau umgrenzten Sphäre, an der Ausgestaltung des gemeinsamen sozialen Lebens mitarbeiten, nicht zur gegenseitigen Vernichtung, sondern zum friedfertigen Zusammenleben bestimmt sind. Und niemand kann leugnen, daß es keinen mächtigeren Grund zur Versöhnung und zum Frieden gibt als das gegenseitige Aufeinandergewiesensein in all den kleinen Dingen, die recht eigentlich das soziale Leben ausmachen.

Wenn wirklich wirtschaftliche Fragen augenblicklich diese innigen Bande zerreißen, so sind sie ganz anderer Art. Der armenische Großkapitalismus liegt mit dem tatarischen Großgrundbesitz im Hader: das ist alles. Der eine reißt den armenischen Kleinhändler, Proletarier, Bauern mit sich. Der andere verführt den tatarischen Kaufmann und Bauern. Wie überall schlagen sich die Kleinen tot, damit die Großen, die Oligarchen, siegen. Aber wie überall auch in der jetzigen Welt, beginnen die wirtschaftlich Hörigen zu begreifen, daß sie ihr Leben und ihren Besitz dem ausschließlichen Nutzen ihrer schlimmsten Feinde dumm opfern. Die armenischen und tatarischen Massen haben es satt. Und sie beweisen es; denn über die Köpfe der russischen Herren und ihrer wirtschaftlichen Meister hinweg schließen sie Frieden. Es ist der Frieden zwischen zwei Proletariaten, die nicht mehr als Kampfwerkzeug der Khane und Millionäre dienen wollen.

Und daraus kann man entnehmen, was aus dem armenisch-tatarischen Lande werden wird. Der Bürgerkrieg hat die bis dahin höchst unvollkommene Denkfähigkeit der tatarischen Bauern den modernen, christlichen, verabscheuten Anschauungen viel näher gebracht. Sie haben begriffen — unzählige Beispiele haben es mir gezeigt — daß sie im Kriege willenloses Werkzeug ihres Adels waren. Jetzt trauern sie und sind in Not. Hier und dort gelingt es wohl noch, sie glauben zu machen, der Armenier sei schuld an allem. Aber das ist jetzt kein Dogma mehr, sie zweifeln daran. Und sie schreien nach Schulen, dem Entsetzen ihrer Herren, der Russen. Ja, mehr noch. Sie treiben Politik. Sie sind ins Zwangsradgefüge der Großindustrie geraten. In den Fabriken, den Bergwerken, den Naphtharaffinerien erschüttert sie die soziale Frage gewaltig, und verfolgt sie bis in die Dörfer, in die sie zurückkehren. Schon gibt es tausende tatarischer Sozialisten. Und — zukunftssichere Zeichen — in Baku, der Petroleumstadt, hat das armenische und das tatarische Proletariat zum erstenmal ein festes Bündnis geschlossen, und kämpft gemeinsam gegen den armenischen, tatarischen, russischen, europäischen Großkapitalismus an. Es ist das gemeinsame Interesse gegenüber gemeinsamen Gegnern, das den Frieden und dann die Freundschaft erzwingt. Die Anzeichen sind da. Und die soziale Struktur des Landes will, daß diese Entwicklung zwar langsam, aber auch unaufhaltsam fortschreitet.

Aber dann wehe den Russen! Denn am Tage, da Armenier und Tataren nicht nur zusammen leben, sondern auch zusammen handeln, wird dies Land wieder eines der reichsten des Erdballs werden. Denn an dem Tage wird die Tatze des russischen Bären, die alles erdrückt, abgehauen sein. Das Land wird sich nach seinen und nicht nach des Zaren Bedürfnissen selbst einrichten. Und an dem Block der jenseits des Kaukasus vereinigten Armenier und Tataren müssen alle Heere, sogar eines mächtigen Rußlands, kläglich zerschellen.

Berlin d: 4. April 55.

Von dem was einem Menschen von Gesinnung dort Dégoutantes an Aufenthalt, Personen und Werken aufstoßen mag würde ich an Ihrer Stelle mir die Universitäts-Zeit nicht verleiden lassen. Daß dort auch sehr mit Wasser gekocht wird, daß auch dort im ewigen Wellenschlag der Schlendrian sich irgendwo seine Ofenbank zu etabliren weiß, kann Sie doch nicht überrascht haben. Wieviel Materielles Technisches kann man wie bekannt, nicht noch von Leuten profitiren zu deren eignem Fachtreiben man sich freilich das Seinige denken muß. Haben Sie Sich von dem Grobzeug an dem Sie im Café Aergerniß genommen, nicht wenigstens was ex capite gezeichnet? Sie wissen doch, jemehr man sich in Zeiten bedeutender Erlebnisse sei es durch Eindrücke oder Schicksalswendungen als Schwamm gebärdet desto mehr segnet man später solche Zeiten. Nichts reut bitterer als Versäumnisse aus der Unlust zu der man sich durch augenblickliches Mißbehagen oder Verdruß, den ja doch das Leben selbst gleich fortspült, hat herabdrücken lassen. Ich habe das kennen gelernt! Ich hoffe aber Sie werden von solchen Ihren sonstigen ungefügen Angewöhnungen jezt dort schon Vieles losgeworden sein. Wie gesagt man muß grade in wichtigen Zeiten gar keinen Anspruch an ein Selbstgefühl seines eignen Daseins machen. Was wird Ihnen jezt nun Alles gleichsam ins Zimmer wachsen?! Ich werde dieß Jahr noch nicht nach Paris kommen. Was ich treibe kann Ihnen Kuhtz erzählen, falls er Zeit dazu behält und Sie zum Zuhören. Wie kann man aber zu Paris, zu lutetia parisiorum auf meiner Atteliertreppe sitzen wollen?!!

Gott erhalte Sie, der Ihrige Menzel.

Lieber Freund!! Berlin d: 10 März 56.

Ihr Leben dort mag wohl allerdings in gewissem Sinne ein Wüstenleben sein, daß es auf Ihr Gemüth einwirkt ist freilich nicht wünschenswerth; indeß sonst ist es oft in solcher Zeit vortrefflich fleißig zu sein, sich innerlich zu sammeln, seine Tagefahrt ruhig zu vollbringen ohne die prickelnde Sucht, jedesmal das Bewußtsein einer Leistung in den Abend mithineinnehmen zu wollen, welche dem schließlichen Gelingen des Werks oft so schädlich, ich glaube beim Kupferstecher noch mehr als beim Maler.

Wahr ist wohl, daß je mehr Einer zur Kunst zugeschnitten ist, desto saurer fällt ihm das Handwerk, alle Kunst ist ja aber auch zugleich Handwerk, was bitter erlernt werden muß, und grade mit darin liegt ihr Großes.

Gott erhalte Sie, es grüßt Sie und Ihre liebe Frau aufs Herzlichste

Ihr wahrer Freund Menzel.

Berlin d: 23. Sept. 56.

Die Ausstellung ist im Ganzen doch interessant. Unter den Portraits steht oben an Richter mit 2 exzellenten Exemplaren, darunter namentlich das Eine: eine junge Dame halbe Fig: in Schwarz. Das Hals- und Bruststück von einer strahlenden Schönheit in Farbe, und dann Gesicht und Hände, Stoffe dito vortrefflich. Sein großes Bild, Jairus Töchterlein, ist bei Allem Modernen darin doch eine gediegene Arbeit, auch in der Composition ist viel Gutes. Das Vortrefflichste darin ist die markige schöne volle Farbe, voll fein und tief gemischter Töne ohne welche affektirte Brillanz. Es ist erst heute d: 24 October zur Ausstellung gekommen. Als Palettenmischer thun sich auch noch Hagn Batter und Amberg hervor. Von Ihren dorther haben mich 2 frappirt: Kelz, der wenn er noch Arme, Beine Hände und Anderes so malen lernt wie jezt schon Köpfe, mal werden kann wie Knaus; und dann Holmberg mit seinem allerliebsten Gartenstück im Frühsommer, ein Ding, was ich immer wieder gern ansehe. Am lehrreichsten ist mir das Bild von Comte, die letzte Verhandlung über die Bartholomäus-Nacht, es war auch zu Paris auf der Ausstellung. Mit Ausnahme der Figur Carls IX erschöpft die Composition keineswegs den Gegenstand, aber die Wirkung des Tageslichts im Zimmer und die Malerei! Camph: zeigt sich in seinem opus so, daß man ihn sich sehr wohl so denken kann wie Sie ihn schildern. Dagegen Hüntens Artillerie-Bildchen hat mich doch gefreut. Hennebergs wilder Jäger ist in der Conception ein tolles zum Theil vortreffliches Ding; er soll noch jung bei der Malerei sein, es ist noch viel Delacroix, Couture sogar etwas Führich darin.

ad vocem Delacroix: an den könnte wirklich Hildebrandt landschaftlich übertragen, in seiner seltsamen Mischung von Unzurechnungsfähigkeit und Admirabel erinnern, wenn seinen Bildern nicht so viel Gebrauchsanweisung aus dem Munde hinge. Der Medioker ist wie immer zahlreich, der Schund in einigen Prachtexemplaren vertreten. Genug.

Ein wie tausendfach gestörtes durch Schreibereien etc: in Anspruch genommenes nicht menschlich zu nennendes Leben ich auch jezt noch nach Vollendung meines Bildes lebe kann Ihnen dieser Brief zeigen den ich erst heute fertig bringe. Herzliche Grüße Ihrer Frau, Herzlichen Händedruck Ihnen! wie immer

Ihr Menzel.

B. 5 Dec: 58.

Theurer Werner! es ergeht von unsertwegen die Bitte an Sie, daß Sie diesen nächsten Mittwoch d: 8ten Dieses sich gleichzeitig mit Puhlmann auf die Socken und Schienen begeben wollen, herübersausen und hier mit uns ein Holzhackermittagessen vernichten helfen. Die Markgräfin und Graun und Quanz und Gotter und Bielfeld und wie die Quatschköpfe alle heißen müssen Ihnen Urlaub geben. Mit herzlichen Grüßen der Ihrige Menzel.

Berlin 3 Febr. 60.

Daß wir im vergangenen Sept. in Tyrol waren weißt Du glaube ich schon. Danach habe ich gute 2 Monate verbracht mit Malen in Oel und Aquarell und Kreide von Einigen, aus an Ort und Stelle gemachten Buchnotizen. Wenn Du mal erst wieder hier bist, kannst Du es wohl noch sehen, da ichs wenigstens für jetzt behalte. Seitdem aber wird mit gesteigerter Erbitterung auf der großen Leinewand umhergewüthet. Wie ist das Befinden der Haugioner, siehst Du schon ungefähr von Ferne die Zeit wo sie Dich des Dienstes entlassen werden? s' wird hier viel von Euch gesprochen. Neulich an seinem Geburtstage hat Leithold Deine Gesundheit ausgebracht. Letzthin habe ich denn auch auf dem Kunstverein das weitaus Beste gesehen, was seit lange von dort gekommen: Vautiers Näheschule; einzig das Busenröschen am angehenden Backfisch war mir vom Uebel. Leider hat's nicht wie ich gemeint hätte für die Sammlung, sondern nur zur Verloosung gekauft werden können. Grüße ihn von mir wenn Du ihn etwa siehst. Lachen muß ich aber selbiges mal über die Bestätigung dessen, was Du mir schon öfter über Camph: erzählt, (s. seinen Husarenposten) es giebt indeß jetzt auch hier, wie ich gesehen, Leutchen denen meine Soldateska die Phantasie nothzüchtigt. Erweckt Gott nicht noch andere Geister, so könnte sich allerdings mein Armeewerk als eine Uebelthat herausstellen. Diesen Augenblick sind hier mehrere kostbare Möbel- und Kleiderstoffe nebst den beiden zerrissensten Frauenseelen der Spanisch-Belgischen Geschichte eingelaufen. Bis jetzt habe ich nur erst die Eine „Jeanne la faulle" mit ihrem nunmehr grünen Gemahl geschaut; man sollts nicht gläuben! Solche Combination von Asa fötida mit dilettantischer Salonfadesse! — Zurücksehend auf das was Gallait gekonnt hat, diesem und schon Manchem Früheren gegenüber, hat sich wirklich Jeder Wachet und betet zuzurufen.

Uns angehend, so sind wir Alle unbeschrien wohl und geben mir Alle für Dich und Deine liebe vortreffliche Frau die schönsten Grüße auf.

Beifolgendes Panzerhemde möge Wilhelm Adolph seinem Pathen zu Ehren häufig anlegen. Es verleihe als ein Talisman seinem Arm die Stärke von Jungner-sechse; mit ihm umgürtet fordre er die Jungens seines Jahrhunderts in die Schranken, mit ihm angethan prügle er seinen Widersacher, dieser oder er zerreiße es mit Gesundheit! Der Deinige Adolph.

Freienwalde 3 Aug: 61.

Vor Allem Lieber Guter! skrupele Dir nichts vor, als würde durch Schreibung gegenwärtigen Briefes merklich gegen mein hiesiges reglementmäßiges Nichtsthun, Nichtsdenken, Nichtsfühlen gesündigt werden. Ich schreibe diesen nur in ganz kleinen Tagereisen zu Ende; mit dem täglichen Bülletin an meine Schwester ein paar Zeilen mit an Dich. Die Ausstellung wie Du sie mir

beschreibst und alle Evenements davor und drum herum kann ich mir lebhaftest denken. Auch das, daß Dir All das durchzumachen ganz interessant, die körperliche Bewegung sogar gesund war; doch hoffe ich, Du wirst Dir schließlich das Axiom drausgezogen haben: in ein Comité? je nachdem allenfalls wieder. Niemehr aber in eine Commission! Noch gar solch persönliches Mitmachen! Dir Deine Hände roh und schwer machen! Dich an solch centnerschwerem Ballast — das es doch großentheils ist — verheben! Das fehlte noch! Lasse Du das solchen, die ihrerzeit bei Sr. Heiligkeit Förtner machen wollen. Ich möchte nur fragen: das Programm schließt aus was damals schon zu München war; sollte denn möglich sein, daß Hochgedachter daselbst dergestalt unvollzählig vertreten war, daß noch solche Ballen nachzuholen sind? — Ich habe bisher die Art Aufdränglichkeit mit der in so kurzen Zwischenräumen immer wieder und unter der Eskorte traditionellen Ruhmes diese Sachen den Augen der Welt insinuirt werden, mehr für Betrieb der Partei gehalten.

Mancherlei Neues jedoch, das mir Mandel, der ein paar mal hier war, erzählte, zeigt den alten Herrn noch selbst recht aktiv, und keineswegs weltüberdrüssig; auch in Wahl von Mitteln und Personen mehr entschlossen als pedantisch. Worüber dort bei Euch vielleicht schon mehr bekannt ist als mir hier. Gegen die Wirthschaft anzukämpfen, ich meine noch in anderer Weise, als daß eben Jeder seine Sache so gut zu leisten sucht als ers vermag; dazu würde wie es einmahl in der Welt beschaffen ist, die Mitwirkung der Presse nöthig sein — eine Bundesgenossenschaft, mir kaum viel lieber (zu Dir gesagt) als ihre Feindschaft. Auch ist das ja ein Ding und Wege, das man nicht in der Gewalt behält, und nicht weiß, wie weit man grade durch die Gegner drauf fortgerissen werden mag. Was Alles verschwinden und was kommen muß bis es besser heißen kann, das muß die Zeit machen, die die Menschen anders macht, bis dahin sehe Jeder wie ers treibe.

Was Du bedauerst, daß weiter nichts von mir zu Cöln ist, dazu hätte ich nur zu sagen: wenn Großes von mir hätte hingelangen können, dann ja, auch noch dieß und das von den andern Sachen, z. B. die Kahlbaum'schen wie schon gesagt; da indeß aus dem Allen nichts werden konnte, und von Fertigwerden meines jetzigen großen gar kein entfernter Gedanke war, so muß das bleiben bis einmahl, was doch auch kommen muß, eine solche Ausstellung hier stattfindet. Der Anlaß zu einer Ausstellung meiner sämmtlichen Friedrichs-Bilder ereignet sich schon in 1½ Jahren durch die Säcularfeier des Hubertsburger Friedens. Mein Casseler Carton, selbst wenn er mir in Bezug auf die Cölner Ausstellung eingefallen wäre, hätte ich schwerlich auszubitten einen Schritt gethan. Man hat sich damals hier sehr steil dazu verhalten, kaum was anders als Vorlesungen hat er mir eingetragen; und selbst die ihn lobten, thatens mit Misbilligung. Daß sich in 13 Jahren soviel hierin sollte geändert haben, sieht mir nicht aus.

Und Ungehöriges ist auch wirklich darin, z. B. die ganze Ausführungsweise. Um vieles nicht zu mißverstehen, müßte man ein Stück meines damaligen Lebenszustandes wissen. Zuletzt auch noch ein Nichtzuübersehendes. Ich weiß wohl, daß ich mir unter dem Schreibervolk keinen Freund gemacht, aber nicht, wieviele und welche Feinde ich da habe. Irgend welche Phrase, ein Ausdruck, davon gebraucht, der solchem Geist gar nichts kostet, — was müßten das für Intelligenzen sein, die ihn jetzt besitzen oder zu hüten haben, (er soll auf dem Landesmuseum zu Cassel aufgestellt sein) die sich in Ihrer Meinung resp. gelegentlicher Behandlung des Cartons nicht sollten beeinflussen lassen.

Genug für heute. Herzliche Grüße für Frau und Jungen! Auf Wiedersehen noch dort oder später hier. Der Deinige Menzel.

B. 12 Oct: 61.

Lieber! Soeben komme ich vom Min. B. Hollweg, welcher mich holen ließ um mir die Proposition zu machen das Krönungsbild zu malen. S. Maj: habe befohlen etc: Ich habe nicht nein gesagt, sondern — Nun gehe ich Montag früh oder spätestens Abends nach Königsberg ab, es ist natürlich vorher dort möglichst viel an Lokalitätsstudien zu nehmen etc: Da denke ich nun an Dich! 4 Augen beobachten und sehen mehr als 2; wozu schon oft alle Photographien, deren Aushülfe mir freilich zur Verfügung steht, doch nicht reichen, z. B. hinsichts Farben. Nun gar am Tage des Aktus selbst. Wolltest resp: könntest Du für die Woche mein zweites Gesicht sein, wenn es Dich nicht ein zu großes Opfer an Zeit und nachheriger Arbeitsruhe kostete?

Versteht sich Alle materiellen Kosten und Honorirung müssen vergütet werden. Also überlege Alles, aber kurz muß der Entschluß gefaßt werden. Gott erhalte Dich stets d. Deinige Menzel.

Berlin 5 Dec: 68.

Lieber! es hat Alles dessen weder jenes übersetzten Zeitungspassus noch Deiner Anmahnung bedurft. Man hat hier dieß Alles auch gewürdigt und von selbst. Irre ich nicht so hatte ich Dir ja auch schon mit Uebersendung meiner Briefabschrift an Hildebr: geschrieben, daß ich mich für eine anderweitige Satisfaction bemühen wolle. Zunächst also wühlte ich unter dem besseren Theil der Senatsmitglieder für Medaille für Gérôme und den in seinem 2 und dritten Bilde ebenso gemißhandelten O. Weber. Drake's, Strack's und Hesse's Zusicherung hatte ich, bis ich aber Alb: Wolff und Mendel zu sprechen traf war schon die entscheidende Abstimmung gewesen und beide denn auch richtig durchgefallen. Nun wandten sich die genannten 3 (Drake kam es mir zu sagen) speciell mit demselben Gesuch schriftlich an den Minister; und ich ging zum Unterstaatssekretär. Dieser rieth mir (wenn ich wolle in Begleitung von Collegen) das

Begehr Jener in einer Audienz mündlich beim Minister zu unterstützen; ihm (Lehnert) jedoch gleichzeitig ein Promemoria darüber zu übergeben. Ich forderte nun Richter und Carl Becker auf zu jenem Gange, wo denn der Minister unsere Ausführungen über das Unstatthafte, ja die Tragweite solch roher Begegnung fremder Kunst und Meister, auch meine Erwähnung der Verdienste die Gérôme wie Meissonier sich im vor: Jahre in der Jury um die Anerkennung der Ausländer erworben, sehr gut aufnahm. Jedoch erklärte er in die Medaillensache greife der König principiell nicht ein, die überweise er eben bei Ausstellungen jener Künstlerwahl selbst. Aber er gab schließlich das Versprechen nach Kräften für jene anderweitige Satisfaction zu wirken. Man hatte nun wenigstens nichts unversucht gelassen. Eine Abschrift der Promem: nahm ich noch vor der Abgabe, ich lege sie Dir zu beliebigem Gebrauch bei. Zufällig begegnete ich (am 13. v. M.) in Rubinstein's Concert in der Singakademie dem Minister, wo er mir im Hinausgehen sagte: er habe jetzt dem Könige Vortrag über die Sache gehalten und zweifle nicht etc: Gestern erfuhr ich denn noch von Pinder daß Alles in Richtigkeit sei; sind die betreffenden † nicht schon dort angelangt, so müßten sie in Bälde hinkommen.

Es ist indeß doch nicht ganz mit Stillschweigen zu übergehen, daß wenigstens der „Ney" um die Zeit Deiner Abreise einen guten Platz in schönem Licht im „Aktsaal" bekommen hat, und zwar lediglich in Folge eines heftigen Auftritts Becker's mit Schrader und eines Passus in einem Artikel „M. F." Pietsch. Auch brauchte wohl vor dem Franzosen G. der gewiß als solcher Patriot ist, für die Schweinerei „unsere Geschichte" nicht verantwortlich gemacht zu werden; die Species Grobzeug giebts überall —.

Genug davon für heute. Viele Grüße von den meinigen. Der Deinige

Menzel.

Berlin 27 Febr: 69.

Lieber Werner! Es kann mir ja nur sehr angenehm und schmeichelhaft sein, wenn Du auch im dortigen Ausstellungskatalog Dich als meinen „Eleven" bekennen willst! Obenein aus Anlaß eines solchen Bildes. — O. Weber schrieb mir neulich schon davon. Leider fürchte ich werde ich es wohl nicht sehen da ich noch nicht weiß ob ich d. Z. nach Paris gehe, ich Dir im Gegentheil aufrichtigst zu wünschen habe, daß es dort seinen Verbleib finde, ich es also hier lieber nicht zu Gesicht bekomme. Also Glück auf!!! Jedenfalls aber werde ich dann Deine Studie sehen, zu der ich mich freue. Wunderlich aber bist Du doch! ich verstehe Dich garnicht. Mein bogenlanger Brief genügte Dir also als Antwort nicht? mein abgeschriebenes Promem: an den Minister in Betreff Gérôme's Weber's beigeschlossen! Im Briefe des breiteren enthalten wie man hier aus eigner Bewegung um Jener Satisfaction willen Alles angestrengt und geleistet daß es

mit Deinen Wünschen und Dafürhalten („Deinetwegen" Géro: 's und sogar „meinetwegen" [?]) vollständig zusammentraf, was Alles an die große Glocke zu hängen sonst nicht meine Sache ist, und hier meinerseits nur geschah um Dir nach Befinden freie Verfügung über alle diese Notizen zu schaffen, daß es eben nicht bloß gutgemeinte, sondern auch erfolgreiche Bemühungen gewesen. Wer hingegen beobachtete in Holland und Paris ein unverbrüchliches Schweigen bis zum Wiedersehen v. J. zu Barbizon!? Und Deine Briefe? halbe Seiten füllen Neuigkeiten: wie daß Du S. '6 Bärenbild in Goupil's Schaufenster gesehen — daß Herr B. da und dort mitsingt, wo Du nicht miteintreten wirst — und mehreres dergl: nichts von Gérôme's Bildern was und wie etc: Auch zur Affaire mit Meissonier weiß ich mir keinen Vers zu machen: wie? Du kennst ihn seit lange, bist erst neuerlich von ihm gut aufgenommen, eingeladen gewesen, und bedarfst jetzt eines Dritten Dir die Stätte zu bereiten um vor ihm zu erscheinen? Auch seinen „Rath" weiß ich mir nicht zu deuten. Aber gleichviel höchst nützlich und tausendfach lehrreich kann es Dir werden, mit ihm nach Ant: zu gehen. Sein Küraſſierbild würdige ja nach seinem Werthe! Wer macht so was, wer kann so was?! Solches Zusammengreifen zweier sich eigentlich wiedersprechender Anforderungen: Darstellen d. h. Treffen aller Formen und Linien der vehementesten Bewegungen — und zugleich Darstellen und Durchführen aller einzelnen Theile wie sie dabei aus ihrer Lage kommen (eine Anschauung die man ja aus dem Anblick solches Vorganges in der Natur selbst nicht hat, mehr nur weiß) gleichviel wie wichtig oder unwichtig jedes zu dieser ungeheuren Gesammtwirkung an seinem Theil mithilft. Wer hat je sich zu solcher Wirklichkeit der Erscheinung verstiegen? nicht die neue nicht die alte Kunst, die es ja in ganz Anderm suchte. Schon bloß seine Pferdestudien! wer kommt da mit? Die Chasseurs die ihre Pferde kaum halten können — der Infanterieschritt der Pferde auf dem Napoleonsritt 1814 — sein Solferino etc: Die Schilderung Deines damaligen Besuchs bei ihm war auch mir höchst interessant. Daß ein Gourmand wie Stevens von einem Bilde wie des Velasquez Spinnerinnen sein mögen aus Rand und Band kommen kann, will ich mir denken. Übrigens gefällt's mir an St: nicht schlecht, daß bei ihm die Fußbürstenregion mit Surrogat — Säulen abgefunden ist, und statt dessen lieber seine Bilder der echte Marmor sind. Bei Leys ist's eben sehr oft umgekehrt. Grüße St. schön. Warst Du noch nicht bei Courbet? anno 67 waren bei ihm außer vielem Verrückten und Schlechten auch einige Sachen vom allerersten Wasser. Was macht Heilbutt? Grüße den auch aufs Beste. Und für heute lebe wohl. Nochmals allen möglichen Succes fürs Bild. Der Deinige Menzel.

Der kleine Ahasverus/ Novelle von Johannes V. Jensen

Auf der Ostseite von Manhattan, in den Armenvierteln von Neuyork, wimmelt es von Kindern aller Nationen, einer Unmenge kleiner Würmer, die entweder in der neuen Welt geboren oder von auswandernden Eltern hinübergeschleppt wurden. Und nun sollen sie Amerikaner werden, ohne Rücksicht auf Sprache, Abstammung und Vergangenheit.

Kinder nehmen eine ganz besondere Stellung in Amerika ein, indem sie von klein auf eine begründete Achtung als Amerikaner der Zukunft genießen. Wer kann wissen, ob es nicht der zukünftige Präsident war, der einem soeben mit einem Schneeball im Nacken beehrte? Nirgends haben Kinder so viel Freiheit wie in Amerika, alles ist ihnen erlaubt, die Republik gehört ihnen. Alle wachen über sie, aber sie können hingehen, wo sie wollen. Sie können in der Straßenbahn sitzen und ein Lied krähen, dagegen läßt sich nichts machen. Sie werden nicht geduckt und sind deshalb ziemlich beschwerlich, aber der Amerikaner kann sich auch das leisten. In Amerika kennt man nicht das genierte Kind mit dem Finger im Munde und der beginnenden Lähmung am ganzen Körper. Ihre Lungen sind ihnen freigegeben; sobald sie nur gehen können, sind sie in voller Funktion. Darum sieht man auch in Neuyork so viele Kinder, die sich zeitig und freiwillig eine Arbeit verschaffen.

Sie fangen ihre Karriere meistens als Zeitungsjungen an; kaum haben sie richtig sprechen gelernt, so kann man sie mit zerfransten Halstüchern im Zugwind unter den Aufgängen zur Brooklynbrücke stehen sehen, dort, wo die Straßenbahnen die großen Kurven machen und ohrenbetäubend in den Schienen kreischen, während die L'-Züge einem überm Kopf donnern. Hier, wo man sein eigenes Wort nicht verstehen kann, wo Menschen geschäftig eilen, aber wo jeder eine Zeitung haben muß, hier schwimmt der schreiende Knirps von fünf oder sechs Sommern im Strom, mit Zeitungen die noch abfärben unterm Arm, und er schweigt nicht, er wartet nicht, bis jemand tiefgerührt dem süßen kleinen Kerl etwas zu verdienen gibt, nein, er geht mit der Energie eines Zulukriegers drauf los, er stößt mit den Hörnern wie ein Widderlamm, während ihm ein zackiges Gebrüll aus der Kehle dringt ... Djörnl! ... Waajld* ... all about horrible murder!

Mit der einen Hand, die von Druckerschwärze wie zum Leichenbegängnis gefärbt ist, reißt er eine Nummer aus dem Haufen und reicht sie einem Herrn auf der vorbeifahrenden Straßenbahn, während er mit der anderen kleinen Kinderfaust, die von Neuyorks Kupfer bereits gehärtet ist, den Cent auffängt,

* Djörnl = Journal, Waajld = World

und im nächsten Augenblick ist er weg, schießt auf eine neue Chance quer über die Straße los, kommt mit genauer Not an der Schutzvorrichtung einer Straßenbahn vorbei, kreuzt zwischen den Beinen zweier Pferde, manöveriert an einem erwachsenen Konkurrenten vorbei, schneidet einem gleichaltrigen Kollegen den Weg ab und stellt, ganz blau und hart im Gesicht, einem „Freund", mit dem er sonst Marmel spielt, ein Bein . . . Djörnl! . . . Waajld! Das Babyhafte sitzt ihm noch in den Gliedern, er hat noch alle Milchzähne, und trotzdem ist er schon so weit, daß er mit seiner kleinen Person nicht allein an dem Fieber der Großstadt teilnimmt, sondern es noch erhöht, er verstärkt das Tempo, überbietet die Geschäftigen, er knistert, übrigens ganz kaltblütig, denn sonst würde er kein langes Leben vor sich haben, er weiß, daß er funkeln muß, um gesehen zu werden, die Zeitung in seiner Hand, die Neuigkeit, muß zittern . . . horrible, horrible . . . und auf diese Weise wird der kleine Zukunftsamerikaner von früher Jugend an daran gewöhnt, eine Spannung auszuhalten, die einen Durchschnittseuropäer umbringen würde. Er gleicht einem kerngesunden Stück Wahnsinn, also einem Teufel, wenn er auf dem Rande des Trottoirs steht, und ohne daß ein einziger Käufer im Fahrwasser ist, den Kriegsruf durch die Luft schleudert . . . Waaljd! Er ist besessen. Das aber ist just der Mensch der Zukunft: einer der verrückt ist und es ertragen kann. Es kommt vor, daß ihm ein Bein abgefahren und er in früher Jugend zum Invaliden wird, solange aber noch Leben in dem anderen ist, kann man sehen, wie er seine sieben oder acht Jahre mit einer Krücke festigt und die Konkurrenz auf dem City Hall Place aufnimmt, immer gleich ungebrochen, solange niemand ihn bedauert.

Ediſon hat als Zeitungsjunge begonnen.

Und als Zeitungsjunge steht der kleine Ahasverus auf dem Rande des Trottoirs vor der City Hall, mitten in dem Wirbel von Menschen und Wagen am Fuße von Worlds Turmgebäude. Er sieht aus wie ein gewöhnlicher newsboy, aber er ist eine so winzige Ausgabe, daß er für Geld gezeigt werden könnte, der kleinste Zeitungsjunge der Welt; der ganze Kerl ist vielleicht vier Jahre alt. Sein kleiner Arm kann kaum den Packen halbzusammengelegter Zeitungen umspannen, während seine freie Hand eine einzelne zum Verkauf bereit hält. Fast sollte man glauben, daß der Knirps Zeitungsjunge spielt und sich nach allen Regeln der Kunst aufgestellt hat, um das Gefühl des Dabeiseins zu genießen, während der große Bruder richtig in der Brandung arbeitet; aber er ist selbst der große Bruder und es ist bitterer Ernst. Hin und wieder, wenn der Verkehr auf dem Fahrweg besonders gewaltig wird und der Lärm sich selbst über den Kopf wächst, findet er, daß er sich auch bemerkbar machen muß, und dann geht er bis zum äußersten Rande des Fußsteiges, reicht eine Zeitung aufs Geratewohl in den Auflauf hinein, und Waajld, sagt er, ja, er strengt sich an, um wie ein

alter, geübter Zeitungsjunge zu bellen, die kleine Brust zieht sich bis in den Magen hinunter zusammen, so daß er nach vorn zusammenschrumpft: Waajld! Das kleine Stimmchen erstickt natürlich im Donnern des Straßenlärms, aber er hat doch verkündet, was verkündet werden soll, worauf er wieder einen Schritt zurücktritt, auf seinem Posten steht und jeder Nachfrage beflissen entspricht. Es kommt vor, daß Leute bei ihm kaufen, weil er so klein ist, und dann gilt es in rasender Geschwindigkeit eine Nummer in die Höhe zu reichen, den Cent aufzufangen und sofort eine neue aus dem Haufen zu reißen, um auf neue Nachfrage gefaßt zu sein, wie er es bei den anderen sieht: Waajld! Hat er seinen Haufen ausverkauft, so weiß er, daß er sich in der Nähe an eine bestimmte Stelle wenden muß, wo ein Mann hinter einem Gitter der nie etwas sagt, hastig einen kleineren Stapel abzählt und ihm herausreicht. Und so vergeht der Tag, bis Vater oder Mutter kommen und mit dem Mann abrechnen und den Kleinen holen.

Im übrigen wird er Neuyork ganz und gar überlassen. Er kann einen Satz auf Englisch auswendig, den er herplappern soll, wenn er sich verirrt hat, und aus dem hervorgeht, daß er Leo heißt mit einem slavischen Nachnamen und in Bowery wohnt, und eine Nummer muß er nennen, die furchtbar schwer auszusprechen ist. Was Leo sonst denkt, wenn er seinen kleinen Kindergedanken nachhängt, formt sich auf Jiddisch, der Sprache, die er von seiner Mutter gelernt hat und die er in einem noch privateren Dialekt zu Hause mit seinem Schwesterchen spricht, der noch jüngeren Marya. Nach ihr sehnt Leo sich beständig, sie ist ihm so lieb wie die Muttermilch, die er einst getrunken und inzwischen vergessen hat. Die Sehnsucht nach der Schwester sitzt wie ein Schmerz in seinem kleinen Körper, in dem es so heiß ist wie in einer Blütenknospe, weil er sich gar zu sehr auf seinem schweren Posten nach Schwesterchen sehnt. Und alles andere was Leo denkt, erhöht dieses inwendige Schwellen und Nagen wie in einem wachsenden Keim, der unten in der Erde glüht, sein Wesen ist eine einzige dunkle Sehnsucht, sein Herz klopft neu und groß mit einer bereits alten Entsagung.

Denn Leos Heimat ist ja nicht hier; er ist unendlich weit fort, in einer Stadt, die Lodz heißt, geboren worden, und die Welt, zu der er gehört, fängt mit einem Hinterhof an und mit einer Mauer, über die ein Schornstein ragt, durch dessen Rauch der Tag drunten im Hof stetig verändert wird, bald sind es unruhig ziehende Wolken und ein wenig blauer Himmel, bald Dunkelheit. Hier in dieser Wanderbeleuchtung erwacht Leo in einer Fensterecke zum Bewußtsein, ein Fenster, an dem Regenwasser hinabläuft, in das Leo mit dem Finger Figuren malt und das er mit der Zunge schmeckt, sein erster Vorgeschmack von der Nässe des Himmels und dem Staub dieser Erde, bitter, aber unvergeßlich wie das Urmeer der Schöpfung, das im Anfang war. Später wird er zu einer Nachbarschaft mit nassen Fliesen und einer Abflußrinne befördert, aus der hin und wieder Kartoffelschalen in einen Rost stürzen, ein Mysterium in der Höhe und Tiefe,

das er nie begreifen und das ihn zeitlebens beschäftigen wird. Und dann ist da Marya, mit der er unermüdlich Puff-Puff-Eisenbahnen auf der Erde aus Holzstücken baut.

Dann erinnert er sich eines Tores, das zur Straße führt, zur Straße, von wo alles kommt, und eines Tages ist es voll von Menschen und Reitern mit gezogenen Säbeln, Schüsse und Gestampf, daß die Erde bebt, das ist das Ende der Welt mit Herein und Heraus und Jammergeschrei, Fensterscheiben krachen und Menschen stürzen mit blutigen Köpfen durchs Tor. Und dann ist Leo in einem wirklichen, großen Puff-Puff-Zug und weiß nichts weiter, als daß es schwere Zeiten für Vater und Mutter sind, immer auf Reisen, immer weiter, bis sie auf einem Dampfschiff sind und nichts als Wasser sehen, jeden einzigen Tag. Sie fahren und fahren, und diese Meerfahrt wird für Leo nie ein Ende nehmen, er wird ihr stets treu bleiben, weil das Leben damit für ihn begonnen hat, sein Kinderherz hängt an dem Schiff und an dem schweren Wogengang, wie an einem Heim, von dem er ausgegangen ist und das er niemals wiedersehen wird.

Die Sonne grinst durch die Abendwolken, und auf dem Vorderdeck, wo die Emigranten sich geschart haben und zu dem leeren Horizont des Ozeans hinüberstarren, schaut ein Kinderkopf aus einer groben Decke hervor, er scheint hoch am Himmel zu stehen, weil der Stewen des Dampfers sich aus den Wellen hebt: das ist Leo auf dem Arm der Mutter, der jüngste Ausguck auf dem Schiff, das Märchen an Bord. Der Dampfer arbeitet sich langsam stampfend vorwärts und die Sturzseen klettern wie nackte Krieger, die das Schwert zwischen den Zähnen halten, am Rumpf hinauf, sie werden zerschmettert und verflüchtigen sich zu Schaum, der sich einen einzigen Augenblick in der Luft hält, während das Ewigkeitssymbol des Regenbogens in dem salzigen Staub glitzert, bis er dahinfährt. In diesem Spiel bleibt etwas von Leos Seele hängen, hier ist er zu Hause.

Leo wurde zeitig ein Fremder in seiner eigenen Kindheit, ein Flüchtling, bevor er noch gehen konnte, ein Ewigkeitssucher wie der heimatlose Wind. Nun ist der Hof mit der Abflußrinne und den wandernden Wolken nicht mehr, und die Wogen sind nicht mehr, jetzt ist es Bowery, viele schwarze Treppen und eine Unendlichkeit von farbiger Wäsche, die vor dem Fenster auf Schnüren zum Trocknen aufgehängt ist, eine Schlacht von Farben in Wind und Wetter. Und hier, wo man Leo an die Arbeit gesetzt hat, stehen die schwindelnd hohen Häuser und schicken flatternde Dampffahnen von ihren Gipfeln in den Sonnenschein hinaus, sie glotzen mit tausend Fenstern, während Schattensäulen sich wie Himmelsleitern von den Dächern bis in die Straßen hinunterlehnen. Und Leo verkauft Zeitungen und sehnt sich, sehnt sich — nach einer Vergangenheit, die nie recht da war.

Das Leben hatte ihn nur Sehnsucht gelehrt. Wenn aber persönliche Prüfungen den kleinen Mann gezeichnet hatten, so saß ihm ein anderes Schicksal noch tiefer im Blute, nämlich die Unsicherheit und Wanderung seiner Vorfahren. Der kleine Kopf mit den orientalischen Zügen ist wie eine Maske geformt, in der aller Wechsel, durch den das Volk Israel gebeugt und abgehärtet wurde, sich spiegelt und schlummert. Die geisterhaft großen Augen leuchten von Asiens mystischer Urzeit, viele Jahrtausende bevor Abraham sein Zelt im Lande zwischen den Flüssen abbrach und in Kanaan einzog, wo die Diebslaterne der Geschichte ihr Licht auf ihn warf; sie sind noch von der Süße und Zeitlosigkeit eines Hirtenlebens betaut. Gewisse weiche Züge an den Nasenflügeln erinnern an ägyptische Kunstwerke und erzählen von Zeiten, in denen Israel am Nil Steine klopfte und des Abends im Schilf mit den sonnigen Osiristöchtern zusammentraf; das krause Negerhaar und hin und wieder ein Schimmer in den Zügen berichten von einer wunderbaren nubischen Sklavin, deren Blut einst in das Geschlecht kam, und der viereckige assyrische Mund weist auf die weinenden Jahre an Babylons Flüssen hin, die doch vielleicht nicht jeder Zerstreuung bar waren. Er gleicht den Porträts von Faijum, halb griechisch, halb afrikanisch und doch jüdisch, und nun steht er also in Neuyork, wie ein kleiner polnischer Emigrant, der kaum seine Nase allein ausschnupfen kann und The World feilbietet.

Er kann noch nicht lesen und weiß gar nicht was er sagt, darum klingt es wie eine unfreiwillige Symbolik in seinem Munde, wie eine tapfere und schmerzlich komische Herausforderung gegen die unsanfte Welt, in der er ein Heimatloser geworden ist, wenn er hin und wieder seinen ganzen Atem zusammenrafft und ein Waajld über den Lärm der Straße hinausschleudert. Das ist der kleine Ahasverus.

Eines Tages kehrt der Vater nicht zu der kleinen elenden Stube in Bowery zurück, wo das Fenster jede dritte Minute von dem L'Zuge verdunkelt wird, der draußen vorbeidonnert und der das ganze Haus zum Beben bringt. Tag nach Tag vergeht, ohne daß der Vater erscheint, und die Mutter weint sich schier die Augen aus dem Kopf über die beiden Kleinen, die fragen und sich selbst antworten und so weise aussehen und doch nichts verstehen.

Das Verschwinden des Mannes hing auf irgendeine niemals aufgeklärte Weise mit einem Ereignis in Neuyorks jüdischer Welt zusammen, dem großen Demonstrationszug, der am Jahrestage eines russischen Blutbades veranstaltet wurde.

Hundertundfünfzigtausend landflüchtige Juden gingen an jenem Tage in einer Prozession durch die Straßen von Neuyork, ein historisches Schauspiel, das die Welt versteinern sollte und das nichts weiter als einen Wirbel mehr in dem Strombrausen von Menschen in Manhattan verursachte. Sie versammelten sich in den elendesten Vierteln von Brooklyn und gingen über die Williamsbourg

Bridge nach Ost-Neuyork; unterwegs schlossen sich immer mehr Teilnehmer aus dem Ghetto an, bis sie wie ein unübersehbarer Strom in die Broadway einbogen und in geschlossenem Marsch nordwärts durch die Stadt zogen.

In Zwischenräumen gingen Blasorchester im Zuge und spielten Trauerchoräle, sie waren nicht weiter auseinander, als daß der eine dumpfe Psalm seinen Jammer in schneidender Disharmonie mit dem andern vermischte. Altjüdische, seltsam düstere und schwangere Hymnen schleppten sich in einem Mißklang ohne Gnade mit Chopins unvermeidlichen Begräbnistönen dahin.

So kamen sie dahergezogen, durch Neuyorks moderne Straßen, wo die Klagemusik wie ein Zug von Altertumsgespenstern wirkte, unter diesem zerrissenen Himmel kamen sie zu sechsen in der Reihe daher, das eine schweigsame Glied immer hinter dem anderen, wandernd, wandernd, alle mit dem rundköpfigen, steifen Hut, der tief im Nacken getragen wird und dem Juden folgt, wohin er auch verschlagen werden mag, mit alten Mänteln, die ihnen um die Hacken schlotterten und mit Anzügen, die für größere Leute gearbeitet waren, alle mit langen, ausgetretenen Füßen. So, mit gebeugten Rücken und vorgestreckten Gesichtern, in denen die Züge verschiedenartig sein mochten, gleichsam von allen Völkern der Welt entliehen, in denen der Blick aber immer jüdisch blieb, dumpf und lodernd, so kamen sie angewandert, ohne Takt, jeder einsam für sich, aber dennoch heute scheinbar zu einem gemeinsamen Ziel vereinigt — auf wie lange?

In der unteren Broadway verliert sich die Prozession auf dem Grunde der Kluft zwischen den Wolkenkratzern und dem gewöhnlichen Verkehr des Alltaglebens. Die Menschenmenge wird auf beiden Seiten des Fußsteiges etwas zusammengedrängt und die Wagen müssen von der Polizei zur Seite dirigiert werden, sonst aber erweckt der Zug keine größere Aufmerksamkeit, man ist an „Paraden", wie es heißt, auf der Broadway gewöhnt, und läßt deswegen seine Arbeit nicht im Stich. Oben längs der weitläufigen Fassaden sieht man einzelne Leute auf die breiten Gesimse unter die Fenster treten und auf die Straße hinabsehen. Fußgänger bleiben einen Augenblick stehen und erkundigen sich nach dem Auflauf: Ach so, die Juden gehen in Parade.

Hier, zwischen den turmhohen, geschlossenen Fassaden klingt die Musik schrecklich grell, mit verdoppeltem Mißklang in der Nähe und schallend hohl etwas weiter fort, wie ein unterirdischer, trüber Weltuntergangslaut, jetzt kommen die Toten! Und wie immer, wenn Musik zusammengemengt wird, bildeten sich freie und wilde Töne von selbst in der Luft, Schreie wie von Unsichtbaren aus dem Raum, hohe Flötenstimmen, die nicht von den Instrumenten herrührten, sondern durch Interferenz entstanden, seltsames, nacktes Gekreisch, das Leichen in der Nähe ahnen ließ und die Luft mit weinenden Seelen erfüllte.

Die Prozession erreichte nicht ihren Zweck, Massenversammlung mit Reden, Resolutionen usw. Nachdem sie ihren lebenden Protest zur Begleitung der

vorzeitlichen Musik in guter Ordnung durch die Broadway geschleppt hatte, wo die kolossalen Schilder mit den Mammutbuchstaben in Gold — Stern Bros, Haurowitz & Co. — von den Wolkenkratzern der Handelsfürsten auf den Zug der gebeugten Häupter herabschauten, klumpte er sich auf dem Union Square zusammen und wurde durch eine Panik gesprengt, die in wenigen Minuten die Legionen wie die Stäubchen eines Löwenzahns verwehte.

Wie die Panik entstand und was sie veranlaßt hatte, ist nie aufgeklärt worden, sie schien überhaupt keinen Grund zu haben, war wohl nur ein Ausbruch dessen gewesen, was man den „jüdischen Schrecken" nennen kann, ein Wahnwitz bei dem Gefühl, so viele auf einem Fleck zu sein. Ein Haufe Feilspäne mit derselben Art Elektrizität geladen, konnte nicht gründlicher auseinanderstieben als dieser Auflauf. Es fing mit einer Schraubung der Teilnehmer der Prozession auf dem freien Platz an, wo eine Angst entstand, die sich wie eine explosive Ansteckung fortpflanzte, die Masse preßte sich zusammen und andere drängten nach, alle wollten zum Zentrum, und dann brach es wie ein Wirbelsturm über die zusammengestauten, panisch verstörten Köpfe herein, der sie in einer Sekunde auseinanderfegte.

Vereinzelte Todesschreie waren zu hören, sonst aber blieb der Auflauf unheimlich stumm, verlief ziellos wie Ebbe und Flut und mit der Kraft eines Erdbebens. Auf dem Platze stand irgendwo ein ziemlich großer Holzschuppen, der umgerissen und von seinem Platz verschoben wurde, er wackelte wie in einem Orkan umher, bald eine Ecke hoch, bald eine andere; ein Mann, der mit einem Kinematographenapparat oben gestanden hatte, fiel mitsamt seinem Apparat und Holzstativ herab und schwamm eine Weile auf den wogenden Köpfen der Leute, bis er auf den Grund sank. Laternen und Gitter gaben wie Strohhalme nach, Schutzleute wurden totgetreten. Die Masse, die sich zuerst unbestimmt um sich selbst gedreht hatte, machte eine Schwenkung zum nördlichen Ende der Broadway hinüber und zwar so, daß viele Menschen buchstäblich die Häusermauern hinaufgespritzt wurden, andere Wogen verteilten sich nach allen vier Himmelsrichtungen, und bald löste die Masse sich in kopfloser Flucht nach allen Seiten auf. Es war, als ob eine schwarze Woge von Menschen gegen die Mauer von Manhattan schlug, zu Schaum gepeitscht wurde und das Tageslicht mit allen sieben Blitzfarben des Entsetzens erfüllte. Niemand, der bei dieser neuen Zerstörung von Jerusalem zugegen war, wird jemals vergessen, daß er den Regenbogen der Hölle gesehen hat.

Von dieser Prozession aber kam Leos Vater nicht zurück. Ein Platz neben einem Laternenpfahl in der 23. Straße, gegen den er sich zu lehnen pflegte, mit einem Bund Schnürlitzen um den Hals, die er zum Verkauf feilbot, stand leer und konnte von einem anderen peddler besetzt werden. Ein Stuhl in der Astor Library blieb einige Tage unbesetzt und der Bibliothekar wunderte sich darüber, daß der Russe, der jeden Abend zu kommen und über amerikanische Staats-

wissenschaft zu lesen pflegte, sich nicht mehr blicken ließ. Im übrigen aber wurde er nur in dem kleinen Heim in Bowery vermißt. Hier wurde er vermißt, wie nur Juden, die es von dem harten Gott gelernt haben, entbehren können.

Die Mutter brach dadurch zusammen. Sie war schon vorher sehr krank gewesen, hatte lange an einem häßlichen Husten und an Schwere in den Beinen gelitten, als ob etwas sie in die Erde hinabziehen wollte. Jetzt vereinigte der Husten sich mit nie versiegenden Tränen und brach bald ihr Herz. Es war, als ob ein fremdes, unmenschliches Wesen aus ihrem Körper herausbellte, wenn sie mit ihrem rauhen, keuchenden Husten kämpfte, bis Blut kam, und Tränen das arme, verzweifelte Gesicht furchten. Mutter war so hübsch gewesen, und noch umstand ihr rabenschwarzes Mädchenhaar ihren Kopf wie einen Tornado, aber die wundervollen Augen waren irr geworden, und es brannte ein Todesfeuer unter jedem der spitzen Backenknochen. Sie ging jetzt ganz vornübergebeugt, hatte eine tiefe Grube unter der Brust bekommen, als ob ihr das Ende eines schweren Balkens ins Herz gerannt worden sei. Die Beine hielten sie am Fußboden fest, sie konnte nicht mehr gehen. Wenn der Abend kam und des Nachts verlor sie die Besinnung und phantasierte, und jedesmal, wenn am Tage der Zug vorbeiraste und das Fenster verdunkelte, blitzte ein Wahnsinnsfunke in ihren Augen auf. Sie hatte angefangen zu sterben, und jedesmal, wenn die Dunkelheit ihr auf den Leib rückte, fühlte sie es.

Noch aber bewahrte sie das unverwüstliche Lächeln, mit dem sie allem Unglück begegnet war, eine gewisse spöttische Laune, die sie über die Zufälligkeiten des Lebens emporhob, als sei alles, was sich ereignete, gar nicht ihr Schicksal. Sie gehörte zu denen, die lachten, wenn es am allerschlimmsten war. Und wenn die Dämmerung die Unzurechnungsfähigkeit in den tiefen Gnuaugen mit breiten, schattenden Wimpern entzündete — die Fayumaugen, die Leo geerbt hatte — kämpfte das Entsetzen mit einem geheimnisvollen, hartnäckigen Lächeln, einer Reserve von Lustigkeit allem zum Trotz. Selbst wenn sie weinte, und sie weinte unausgesetzt nach dem Verschwinden des Mannes, mischten sich Lachen und unartikulierter Spott in ihren Schmerz. Sie war vom Blute Hiobs, ihre Seele nährte sich von Elend, sie selbst konnte zugrunde gehen, ihr Wesen aber konnte nicht sterben.

Geht nach Hause, flüsterte sie dann am letzten Tage, ein kaum hörbares Zischen, und sie sieht die Kinder mit großen Totenaugen an. Sie röchelt ohnmächtig, aber sie kann nicht verscheiden, solange die beiden Kleinen bei ihr sind, die Qual sie zu sehen, hält sie am Leben. Der Irrsinn ist vorüber, sie denkt brennend klar und weint nicht mehr, jetzt muß es ein Ende haben.

Geht nach Hause, geht, bittet sie wieder überirdisch eindringlich und lächelt Leo und Marya zu, die unschlüssig Hand in Hand an der Tür stehen. Sie kann nur mit den Augen lächeln, Mund und Nase sind erstarrt, aber sie

erkennen sie an den wunderbaren Mutteraugen, die wie Sterne lächeln und sie in eine Welt von Licht und Liebe einhüllen. Sonst aber wissen sie nicht recht was sie glauben sollen, das ist ja fast nicht mehr Mutter, sie hat sich so verändert, als ob das bellende Untier, das sie ihnen in der letzten Zeit so entfremdet hat, ganz an ihre Stelle getreten wäre; aber es sind ja noch Mutters Augen. Und schließlich fühlen sie, daß sie Mutter gehorchen müssen und wenden sich zum Gehen. Sie fassen es nicht, aber da sie so gut ist, können sie ihr nicht zuwiderhandeln. Mutters Augen hängen an ihnen, wie sie dort verzagt und gehorsam stehen und mit den runden Händchen an der Tür tasten und sich auf den Zehen recken; noch zögern sie und sehen sich um ....

Geht, stöhnt sie. Und sie gehen, trippeln artig, indem sie einander Platz machen, Hand in Hand über die Schwelle und ziehen die Tür leise hinter sich zu. Da lacht es stumm in ihrer Brust, weil sie so lieb sind, ein einsam flatterndes Glücksschluchzen, das in den letzten bewußtlosen Kampf mit der Dunkelheit übergeht.

Leo und Schwesterchen gingen langsam Hand in Hand die Straße entlang, an Bowerys feinen Pfandverleihergeschäften vorbei, mit Revolvern und Plattenringen in den Fenstern, vorbei an den vielen düsteren Wirtschaften, deren Drehtüren mit Spiegelscheiben jedesmal, wenn sie in Schwung gesetzt wurden, die Häuserreihe, den Himmel und die Sonne bunt durcheinanderwarfen. Überhaupt erschien die Umgebung den beiden Obdachlosen, die sie durch Tränen sahen, ziemlich gebrochen und geblendet.

Aber sie waren Kinder, und sie weinten nicht länger als die Tränen anhielten. Schwesterchen tröstete sich und begann ihre Zwiebel zu verzehren, die letzte Gabe, die Mutter ihr in die Hand gesteckt hatte. Leo, der vorausseh ender war, bewahrte seine auf. Nachdem er sich aber sattgeweint hatte, begann er ernsthaft über seine Aufgabe nachzudenken. Sie sollten nach Hause gehen, hatte Mutter gesagt, und da Marya so klein und dumm war, mußte er die Verantwortung auf seine Schultern nehmen.

Was mit nach Hause gemeint war, darüber war Leo sich nicht ganz klar. Er hatte eine etwas schwindelnde Vorstellung vom Meere, das im Kreise wogte, und von einer Unendlichkeit von Ländern und Reichen, die vorm Coupefenster einen Rundtanz aufführten. Er sah im Geiste ungastliche 4. Klasse-Wartesäle in Deutschland, die vorübergehend sein Heim gewesen waren, öde und hoch, stets von herumziehendem Volk durchwandert, das mit Zugluft hereinkam und die Türen weit offen stehen ließ; er versuchte seinen Gedanken in Ellis Islands Auswandererhallen einen Ruhepunkt zu geben, wo eine Menge Menschen auf dem Boden über ihren Bündeln brüteten und wo sein Zufluchtsort ein ganz bestimmtes Bündel in einer Ecke gewesen war, wo Mutter saß und brennende Augen bekam, wenn er zu weit fortschwankte. Eine Vorstellung stand fest,

die von der alten Fensterbank, wo der Tag stets unter einem wandernden Zug von Fabriksrauch wechselte, und dann die liebe Abflußrinne und der Rost unten im Hof; dieses Bild aber, das gleichsam in der Mitte lag, war eingeschrumpft und so fern, daß er es nur wie eine dunkle Zugehörigkeit zu etwas Unbestimmtem, weit, weit draußen in der Welt empfand. Und von diesem Instinkt geleitet, begab Leo sich auf den Weg, faßte Marya mit einem festen Griff bei der Hand und marschierte drauf los. Die Hauptsache war, daß er sich nicht von Marya zu trennen brauchte, der größte Teil seines Heimwehs war ja mit Schwesterchen verknüpft. Jetzt aber galt es also Mutter zu gehorchen und Schwesterchen und sich selbst nach Hause und in Sicherheit zu bringen.

Marya hatte es leicht, sie nagte an ihrer Zwiebel und war vorläufig nur beglückt, weil sie mit Leo auf der Straße spazieren durfte. Sie zählte keine drei Jahre und lebte noch in dem glücklichen Traumzustand, den man von vor der Geburt mitbringt, sie sah so blühend aus, hatte die rosenroten Polster unter beiden Augen, die ein guter Schlaf verleiht, und die Tränen hatten den Mund nur röter gesalzen und Appetit gegeben. Schwesterchen war nicht dunkel wie Leo, sondern sie hatte brausendes rotes Haar, wie eine eisenhaltige Quelle. Ihre Augen waren hell, mit einem weißlichen Ring und mit schwarzen Augenwimpern, Medusenaugen, und sie hatte eine Haut wie Ziegenmilch, grauweiß und klar. Das kleine verschlafende Gesicht lächelte durch sich selbst, sonst war sie ziemlich in sich gekehrt und würdig. So trollte Schwesterchen sich an Leos Hand vorwärts, mit vorgeschobenem Leib wie eine kleine Salome, herzlich befriedigt und ganz schweigsam vor lauter Gesundheit.

Und sie wanderten immer weiter. Es war ein sonniger Tag, aber mit Kälte in der Luft, und die Kleinen bekamen jene starre Geschwollenheit im Gesicht, die von einer inneren Betäubung gefolgt wird, wenn man friert. Leo hatte schon längst jegliche Orientierung verloren und hielt sich nur an das alte Gesetz, daß er nicht vom Fußsteig gehen durfte. Wenn sie zu einem Fahrweg kamen, der ihren Weg kreuzte, schlüpften sie hinüber und gingen auf der anderen Seite weiter, und so kamen sie tief in die Stadt hinein. Mehr als einmal passierte es, daß ein großer Kutscher hoch oben auf einem Lastwagen laut fluchte und ein ungeheures Paar Pferde gerade vor den Köpfen der Kinder zurückriß, wenn Leo trotz aller Strategie von einer Gefahr in die andere fiel, aber sie kamen immer mit dem Schrecken davon, es war stets jemand da, der für sie sah, wenn ihre eigene Aufmerksamkeit sie im Stich ließ. So vergingen einige Stunden, die in Leos kindlicher Phantasie bereits zu einer Ewigkeit geworden waren, und der Beschluß, nach Hause zu gehen, nahm mehr und mehr den Charakter einer Flucht an, eines Wettlaufs ums Leben. Nach und nach aber, als sie müde wurden, ging die Aufregung in stillen Gram über.

Und schließlich machten sie Halt, verkommen und schlaff. Dort war ein

kleines Gebäude, ganz aus Metall mit grünen Verzierungen, das freundlich aussah, und hier suchten sie Schutz. Nachdem sie sich etwas ausgeruht hatten, nahm Leo das Haus näher in Augenschein und entdeckte, daß die eine Seite ganz offen war, wie ein Tor, und daß eine Steintreppe von dort in die Tiefe führte, viel tiefer als man sehen konnte. Viele Leute stiegen die Treppe hinab, die gewiß zu einem schönen Ort führte. Warme Luft kam von unten herauf, eine Luft, die seltsam angebrannt roch, und Leo stellte sich vor, daß dort unten eine große Küche oder Bäckerei sei, der Ort, von wo alles Essen käme. Ohne sich lange zu bedenken, bedeutete Leo Schwesterchen ihm zu folgen und begann die Treppe hinabzusteigen, dies war offenbar der Weg nach Hause. Schwesterchen drehte sich um und begann den Abstieg rückwärts auf allen Vieren. Um nicht im Wege zu sein, hielten sie sich an der glasierten Mauer und überließen den geschäftigen Leuten die Mitte der Treppe. Nach einem langen Krabbeln, das besonders für Schwesterchen ermüdend war, weil sie immerwährend ihre eigenen Hände auf ihren Rock legte und sich selbst im Wege war, landeten sie unten in der unterirdischen Bahn. Und hiermit begann die abenteuerliche Reise, die am nächsten Tage in den Zeitungen stand und die die beiden Kinder während einer Minute in Neuyork, der neugierigsten und vergeßlichsten Stadt der Welt, berühmt machte.

Drunten in der Tiefe, wo die Treppe ein Ende hatte, war es wie in einem feinen Schloß mit getäfeltem Fußboden und weißen Tellern an den Wänden. Von Essen aber keine Spur, es schien nur ein großes Vorzimmer zu sein, wo die Leute warteten, Leo war es, als sei er schon früher mal an einem Ort gewesen, wo man wartete. Auch hier waren Säulen mit Glühlampen, aber sonst gab es keine Bequemlichkeiten, und die Leute standen neben der Bude mit Zeitungen und Bilderbüchern oder gingen unruhig hin und her, als seien sie hungrig, und betrachteten sich gegenseitig mit feindlichen Blicken. Jetzt fehlte nur noch, daß ein Puff-Puff-Zug käme ... und wahrhaftig, da kam einer, plötzlich pustete es durch die Luft, ein eigener starker Hauch, den Leo kannte, und aus der dunklen Erde hervor kam eine Eisenbahn mit vielen Wagen, die kreischten und dann so plötzlich still hielten, daß die Leute, die hinter den Fenstern standen, wackelten und sich an den Strippen festhalten mußten. Eine Menge Menschen wühlten heraus, und andere stiegen unter hetzenden Zurufen des Kondukteurs ein, die Eisentüren wurden zugeknallt, und einen Augenblick danach setzte der Zug sich in Bewegung und verschwand auf der anderen Seite in der Erde. Ein ganzer Haufe war mitgekommen und Leo beneidete sie darum. Er und Schwesterchen sahen lange zu, ohne Hoffnung einen Platz zu bekommen, während ein Zug nach dem anderen kam und ging. Sie wagten sich nicht in das Gedränge bei den Wagen hinein, und außerdem mußte man ein Billett haben, das wußte Leo, und sie hatten ja keines.

Leo wollte aber nicht immer dort sein, wo man wartete, er wollte vorwärts, und hier war zweifellos der richtige Weg. Und nachdem sie schließlich ganz dorthin gedrängt worden waren, wo das schwarze Loch in die Erde hineinführte und wo der Zug verschwand, beschloß er sich und Schwesterchen Zutritt zu sichern, und sei es auch zu Fuß, worauf er sich ohne weiteres von dem niedrigen Perron auf die Schienen herabgleiten ließ. Schwesterchen drehte sich um, legte sich auf den Magen und glitt nach. Kein Mensch hatte es gesehen, nicht einer blickte in eine andere Richtung als in die, von wo der nächste Zug kommen sollte. Und ohne zu zögern, wanderten sie darauf in die Tiefe der Erde hinein, Leo voran, Schwesterchen hinterdrein.

Zwischen den Schienen und der Wand war ein knapper halber Meter, wo man auf dem öligen Kies gehen konnte. Die Wanderung ging gemächlich vor sich, es war nicht ganz dunkel, etwas weiter fort saßen zwei Lichtbirnen an der Wand. Plötzlich aber begann die Luft zu sausen und einen Druck auszuüben; das Singen und Schwirren, das in der Erde war, stieg zu einem starken Getöse, das sich näherte, und sie sahen ein grünes Auge aus dem Erdinnern herauswachsen. . . . Leo und Schwesterchen drückten sich an die Wand, begriffen nichts, bevor es vorbei war. Der Zug hatte sie passiert, nur wenige Zoll von ihnen entfernt, die Luft hatte an ihren Kleidern gezerrt, und sie waren in einem schneidenden Laut untergegangen, einem Rütteln und Kreischen von Eisen gegen Eisen. Jetzt aber war es vorbei, sie hatten nur einen häßlichen Geschmack von Staub auf den Lippen und waren wie versengt, sonst aber war alles gut und schön. Sie wanderten getrost weiter, und als sie das grüne Auge von neuem auftauchen sahen, hatten sie ja schon Übung und stellten sich mit dem Rücken gegen die Wand, bis alles vorbei war. Sie gingen und gingen und kamen schließlich zur nächsten Station. Da diese sie aber nicht als Ziel ihrer Wanderung befriedigte, passierten sie sie, ohne gesehen zu werden — Gott mag wissen wie — und setzten die Reise fort. Nicht einen Meter von ihnen entfernt, lag „the third rail“, die Leitungsschiene, durch die ein so starker Strom ging, daß sie pulverisiert worden wären, wenn sie sie auch nur mit einem Finger berührt hätten. Das Schicksal aber, das damit beschäftigt gewesen sein mag, irgendwo in einer vierten Etage, wo Kinder allein zu Hause waren, die Haspe eines Fensters zu lösen, ließ die kleinen Füße wo sie sicher gingen. Sie trotzten noch größeren Gefahren; sie kamen unbeschädigt durch das unterirdische Zug-Labyrinth auf die Grand Central Station, wo Newyorks Subway durchfährt, und dann ein großes Stück weiter durch den Eisenbahntunnel auf der anderen Seite, bis sie schließlich gefunden wurden.

Wenn man den Zeitungen Glauben schenken darf, die tagsdarauf die Geschichte brachten, so hatten die Kinder den ganzen Weg von der 33. bis zur 47. Straße unter der Erde zurückgelegt. Wie sie unbeschädigt durch die Zentral-

station gekommen waren, das vermag kein erwachsener Mensch zu erklären. Ein Eisenbahnarbeiter aber sah sie durch den Tunnel bei der 47. Straße angeschwankt kommen und brach in ein Entsetzensgeheul aus. Das wäre fast der Tod der Kinder geworden. Es näherten sich Züge von verschiedenen Seiten, und als Leo hörte, daß er entdeckt war, und daß das schrecklich sei, verlor er den Kopf und fing an zu weinen. Es mußte ja Gefahr im Anzuge sein, wenn ein erwachsener Mensch so furchtbar schrie. Die beiden Kleinen hielten einander um den Hals gefaßt, als der Eisenbahnarbeiter in wahnwitzigen Sprüngen herbeikam und sie gerade vor der Laterne einer Lokomotive fortriß. Er rettete sich auf einer Laternenplattform, einer kleinen Insel mitten im Schienenmeer, und hier gab er jedem der Kinder eine Ohrfeige, worauf er vor überstandener Spannung in Ohnmacht fiel. Großes Drama, ein Mann umgefallen und zwei Kinder heulend, teils aus Schreck, teils wegen der Prügel, die sie bekommen hatten! Die kleine, stramme Marya verfügte über eine wahre Himmelsskala, wenn sie erst einmal anfing. Davon war aber zwischen den vielen Zügen im Tunnel nicht ein Laut zu hören, und für diesen oder jenen Lokomotivführer, der die Gruppe unter der Laterne beobachtet haben mochte, sah es aus, wie eine mystische aber durch sich selbst beredte Pantomime.

Die Katastrophe aber machte der Wanderung der beiden kleinen Heimatlosen ein Ende. Das Ungeheuer, das sie aufgegriffen hatte und das gleichzeitig lachte und weinte, als es wieder zu sich gekommen war, das die Sünder knuffte und ihnen Schillinge gab, ein Mann mit groben Widersprüchen in seinem Wesen, überlieferte sie nämlich einem herrlich großen Schutzmann oben auf der Straße, der Schwesterchen turmhoch über allem Verkehr und Lärm auf dem Arm trug und Leo das Ende seines Knüppels zu halten gab, damit er mitfolgen konnte.

Es fing an dunkel zu werden, und die kürzlich angezündeten Laternen vermischten ihr schwaches Licht mit dem Glanz des Abendhimmels. Die Stadt lag in ihrer ganzen feenhaften Beleuchtung da, unwirklich wie ein Traum, ein herrliches Luftgebilde und doch reeller als irgendeine andere Stadt der Welt. An einer Stelle sah Leo einen hohen schmalen Palast, der die anderen Häuser überragte, mit tausend leuchtenden Fenstern, die sich oben in dem klaren, grünlichen Himmel verloren. Er wölbte sich zur Straße wie der hohe Bug eines Schiffes, und weit oben, wo er einen Absatz bildete, ging er in eine noch höhere, turmartige Fortsetzung über. Dieses Wunder, das er nie wieder vergaß, war Neuyork Times Building. Und so wie Leo an jenem Abend Neuyork sah, mit erwachendem Zutrauen in seinem Herzen, wurde der erste Grund zu einer Abenteuerstimmung gelegt, die nicht mehr aus der Ferne winkte; der kleine Ahasverus war im Begriff heimzukommen.

Es ging im Triumph zum nächsten Kinderasyl, wo die beiden „baby tramps“ mit größter Festlichkeit als lang erwartete Bekannte in Empfang genommen und

anderen Kindern aller möglichen Nationalitäten zugesellt wurden, die sich auch verirrt hatten. Leo zog sich mit Schwesterchen in eine Ecke zurück und teilte seine Zwiebel mit ihr, die noch unberührt war. Er fühlte, daß Aufbewahrung von Vorrat jetzt nicht mehr nötig sei.

Ach nein, es wurde herrlich für sie gesorgt, mit Speisen und allem Möglichen. Doch soll auch nicht verschwiegen werden, daß die Leute, zu denen sie gekommen waren, sich recht bedauerlich reinlich zeigten, indem sie sich die Mühe machten, sie von einer Balje Wasser in die andere zu schleppen. Aber das Gute und das Böse sind in dieser Welt nun einmal eng vereinigt.

Als sie bis abends neun Uhr nicht abgeholt worden waren, wurden sie in einem herrschaftlichen Wagen zur Hauptstation für heimatlose Kinder gefahren und jedes in einem weißen Bettchen mit Stäben einquartiert. Jetzt, da sie schlafen sollten, forderte die Natur ihr Recht, aber darin bildeten sie keine Ausnahme, denn ringsumher ertönten in allen zarten Sprachen Babels Wehklagen von anderen Kindern, die auch unaufhörlich nach ihrer Mutter riefen, bis die Klagen hinstarben, bald hier, bald dort, und der Schlaf sich aller erbarmte.

Leo und Schwesterchen wurden jetzt Kinder von Neuyork. Dort sollen sie Wurzel schlagen und dort sollen sie blühen. In diesem Urwald, wo nur die Gesetze für Wachstum und Wärme gelten, sollen sie frei in die Höhe schießen, wie makellose Palmen. Aus Leo, der seine ersten Gehversuche in der neuen Welt als vielversprechender Zeitungsmann machte, wird gewiß einst ein großer Editor werden, der einen Zeitungspalast errichtet, der noch um einen Absatz, noch um einen leuchtenden, tausendäugigen Turm höher als die anderen in Neuyorks durchsichtige Atmosphäre hineinragt.

Aus Marya aber mit den Medusenaugen und dem kleinen schwellenden Leib, wird — die Zeit vergeht, es ist jetzt schon fast so weit — ein weltberühmter tragischer Stern werden, der auf der Bühne durch ihres Wesens unermeßliche Schmerzfülle leuchten wird, in einer Glorie von blutigen Locken, eine gewaltige Darstellerin alles dessen, was auf Erden gelitten werden kann.

Und wenn es sie gelüstet, ihr Genie in den Regenbogenfarben der Komödie zu sonnen, wird man sie mit üppig vorgeschobenem Salomeleib, gesund lächelnd über die Bühne schreiten sehen, den abgehauenen Kopf eines Theaterkritikers auf einer Schüssel.

Hauskunst/ von Hermann Bahr

Nehmen wir an, ein Gast komme nach Deutschland, aus Persien oder Japan, neugierig, Land und Leute kennen zu lernen, und sage mir nun: Ich möchte Sie bitten, mir die Titel jener deutschen Bücher aufzuschreiben, von Romanen oder Dramen oder was es sonst sei, aus denen ich mich am besten rasch über die Sinnesart und Gemütsart, die hier in den Menschen sitzt, über das Denken und Fühlen der heutigen Deutschen, kurz über den ganzen deutschen Geist unterrichten kann! Ich verstehe, was mein Perser oder Japaner meint. Ich mache es selber auf Reisen auch so: erst wird auf der Gasse jeder ausgefragt, um den Grundton der Ortschaft zu hören, aber wie da nun doch jeder Schnabel anders klingt, verwirrt es mich und man möchte dann einen, der im Namen aller spricht, sozusagen einen Extrakt der ganzen Nation; und das sind doch, denkt man, die Dichter! Indem ich aber daran gehe, den Wunsch des Japaners zu tun, und solche Bücher für ihn suche, Epiphanien gleichsam unseres deutschen Wesens, muß ich zögern. Es ist leicht, die paar großen Dichter zu nennen, die unser Volk jetzt neben die Besten der anderen stellen darf. Das will ja aber mein Japaner gar nicht. Ich verstehe genau, was er will. Er hat keine literarischen oder künstlerischen Sorgen; wenn er sie hat, sucht er sie nicht in der Fremde, dafür genügen ihm seine heimischen Künstler. Er sucht auch nicht den Reiz ungewöhnlicher Begabungen oder irgendein besonders merkwürdiges Beispiel der Menschenart. Er will uns kennen lernen, wie wir heute sind; das deutsche Wesen und die Richtungen, die es jetzt hat, will er finden. Also was man repräsentative Menschen nennt, braucht er, Statthalter des allgemeinen Geistes, in welchen, was sich sonst zerstreut, versammelt und das sonst Verborgene sichtbar wird. Die Vertrauensmänner unseres Volkes meint er, die dem gemeinen Mann seinen dunklen Trieb bestätigen und erklären; deshalb fragt er nach unseren Dichtern. Ich weiß genau, was er will. Aber wer von ihnen hat denn das Vertrauen heute? Manche sind durch ihr Können, andere menschlich groß; jeder steht allein, jeder nur für sich da. Wer darf denn jetzt sagen, in ihm sei das Volk beisammen, oder auch bloß irgendeine Klasse, auch bloß irgendein geistiger Kreis? Wie in Lessing das erwachende, wie in Schiller das die geistige Macht ergreifende Bürgertum der Deutschen, wie in Gustav Freytag noch das aufatmende Bürgertum, das sich nun ansiedeln und auf Lebenszeit einrichten will. Wer denn? Alle teueren Namen, die wir ehren, gehe ich ab und keiner ist dabei, der das öffentliche Vertrauen hat. Hauptmann war es einst. In den neunziger Jahren. Er stellte damals die geistige Form der Intellektuellen am Rande des Bürgertums dar, aus denen sich eine Partei das alte Preußen nach Europa lenkender Demokraten zu bilden schien. Aber diese Intellektuellen haben sich ver-

laufen, Hauptmann geht auf anderen Wegen Ahnungen einer neuen Zukunft nach, die kaum da und dort erst zagende Bekenner hat. Nein, unsere Dichter alle sind jetzt nur Ausnahmen, Einzelfälle, Abarten des deutschen Wesens. Dieses selbst oder auch nur eine seiner Klassen, einen seiner Kreise drückt keiner aus. Jeder Dichter drückt nur diesen Dichter aus. Und ich muß meinem Japaner sagen: Wir haben jetzt keinen Dichter, in dem das deutsche Volk zu finden wäre.

Später fällt mir ein, ich könnte ja meinem Gast, dem es doch gar nicht um Kunst zu tun ist, sondern um Proben der deutschen Art, immerhin Bücher nennen, die zwar nach dem letzten Berliner Geschmack, der in Deutschland herrscht, nichts „Literarisches" haben, weil sie den eben jetzt gültigen Vereinbarungen nicht mehr entsprechen, die dem Japaner aber doch, worauf allein es ihm offenbar ankommt, bis zu einem gewissen Grade den Verkehr mit unseren Menschen und die Anschauung ihres inneren und äußeren Lebens vielleicht ersetzen können. Aus Romanen der Truth kann er den Ton und die Moden jener Gegend kennen lernen, in der der ererbte dem erworbenen Reichtum begegnet, das Bürgertum in die Haut des Adels fährt und Berlin W. an Kosmopolis stößt. Aus Romanen Ganghofers die Stimmungen und Neigungen der deutschen Geschäftswelt, die in den großen Städten Geld verdient und sich in Jagdhäusern davon erholt. Aus Romanen von Otto Ernst die Sorgen und die Wünsche des Mittelstandes, der langsam geistig aufzurücken beharrlich in der Stille strebt. Ja wirklich, der Wunsch des Japaners kann geschehen. Ich entdecke nach und nach und immer mehr, daß es uns doch an repräsentativen Männern gar nicht fehlt. Er hat mich bloß falsch gefragt. Er hat mich um Dichter gefragt, so verstand ich ihn, weil er der Meinung war, sie wären die Delegierten des deutschen Geistes. Solche gibt es schon, nur nicht unter den Dichtern, sondern sie gelten für unliterarisch. Wobei ich mich, mit diesen Worten: Dichter und unliterarisch, an das Urteil halte, das von den öffentlich angestellten Ratgebern gefällt worden ist. Es ist mir klar, daß mein Japaner das, was er sucht, nämlich ein Porträt unserer heutigen deutschen Art, nicht, wie er meint, in unserer Literatur finden wird und daß den Autoren, bei denen er es finden wird, von den Merkern das Schandzeichen des Unliterarischen eingebrannt ist. Diese gezeichneten Autoren sind, scheint's, die Vertrauensmänner der Nation. Was sich ja wohl auch in den großen Auflagen zeigt. Freilich scheint die Nation dies nicht zuzugeben; denn dieselben, die die Bücher mit den großen Auflagen kaufen und sie lesen und sie lieben und mit ihnen leben und sich an ihnen befriedigen, sind ungehalten, dies einzugestehen, und versichern gleich, sie wüßten schon, daß dies eigentlich gar keine Dichter wären, sie lesen sie ja doch auch bloß zum Vergnügen, weil ein Mensch, der den ganzen Tag in Geschäften steht, eben für die eigentlichen Dichter keine Zeit hat und sich nicht abends auch noch plagen kann.

Wir haben also: erstens Dichter, die nirgends das allgemeine deutsche Wesen ausdrücken, sondern Abnormitäten sind, bewundert und verehrt, aber kaum gelesen werden, jedenfalls nicht zum Vergnügen, sondern mit einer Plage, die der Deutsche gelegentlich seiner Bildung schuldig zu sein glaubt; und zweitens, Autoren, die der Deutsche liest, die ihn freuen, die ihm ein Bedürfnis sind, weil er sich mit seiner geistigen Form in ihren Werken findet, deren er sich aber eigentlich im Innersten schämt, weil es ausgemacht ist, daß sie nicht zur Literatur gehören. Und so wird, wer einmal in hundert Jahren unsere jetzigen Dichter liest, die von den Kunstrichtern anerkannten Dichter, die der Stolz der Nation sind, zwar Nachricht von der geistigen Sonderart einiger höchst seltsamer, ungemeiner und sehr hoch gediehener Menschen erhalten, über den inneren Sinn und Trieb aber, der die Gemeinschaft der Deutschen heute lenkt, nichts erfahren. Und wer deutsches Denken, deutsches Fühlen dieser Zeit verstehen will, darf nicht die Literatur, sondern muß jene fragen, die aus ihr weggewiesen sind und ihr ganzes Leben unter den Drohungen und Verwünschungen der literarischen Welt verbringen.

Es kann nun leicht sein, daß einer, einmal so weit, diesen merkwürdigen Zustand von Dichtern, die der Nation nichts zu sagen haben, und Unliteraten, die der wahren Meinung der Nation dienen, deutlich einzusehen, in Zorn über die ganze literarische Welt geraten mag, wie denn überhaupt, wer, ohne ein besonderes künstlerisches Gefühl, nur aufs Ganze der geistigen Entwicklung schaut, gern ebenso ungerecht gegen die Literaten wird, wie sie selbst in ihrem Kreise sind. Er findet nämlich, wenn er die Zeiten vergleicht, daß sich in jeder immer einige allgemeingültige, schlechtweg unbedingte Gebräuche der Darstellung gesetzlich aufwerfen, von welchen abzuweichen nun für unliterarisch gilt. Sie scheinen ihm nicht fester als etwa die Moden, nach welchen der Frack zugeschnitten wird, oder die Sitte, die bestimmt, den Hut im Vorzimmer abzulegen oder in den Salon mitzunehmen. Einen rechten Grund für sie kann er nirgends sehen, als etwa den, daß die gesitteten Leute ein Bedürfnis nach Zeichen haben, durch die jemand zu erkennen gibt, daß er zu ihnen gehört, von ihren Vereinbarungen weiß und ihre Gewohnheiten achten will. Warum soll einer nicht in der Früh einen Smoking mit einer hellen gestreiften Hose tragen? Weil wir es verboten haben. Und weil, wer es nun dennoch tut, uns zu verstehen gibt, entweder daß er von unseren Geboten und Verboten nichts weiß oder daß er von ihnen nichts wissen will. Wir aber lassen einen nur dann in unseren Klub ein, wenn er unsere Sitten anerkennt. Als ein solcher Klub kommt dem Unbeteiligten die literarische Welt vor, in der, ohne daß man ihm den Grund sagt, das eine für fein, das andere für unvornehm gilt und das Feine wie das Unvornehme jedes Quartal ausgewechselt wird. Und man sagt ihm, beweisen lasse sich das nicht, man müsse eben ein Gefühl für das Gewicht der Worte haben. Versteht er

das nicht, so wird er zu den valeurs der Maler geschickt. Dasselbe, sagen die Literaten, gibt es auch in der Sprache. Die Worte haben, neben ihren Bedeutungen, auch noch ihren eigenen Wert und ihr spezifisches Gewicht. Der Verstand kann darüber nicht entscheiden, man muß das Gefühl dafür haben und diejenigen, die dasselbe Gefühl dafür haben, nennen sich untereinander literarisch. Der Unbeteiligte wird freilich entdecken, was sie kaum bemerken, daß auch dieses Gefühl unter ihnen unablässig wechselt. Da war Gutzkow, dieser ausgemachte Literat seiner Zeit, und seine Prosa stößt für unser Gefühl heute bei jedem dritten Wort gegen unsere Wertachtung der Worte an. Wir sagen dann, es sei eben jene ganze Zeit unliterarisch gewesen, daher auch die Literaten, denen wir nun aber doch nicht bestreiten können, daß sie damals in jener unliterarischen Zeit immerhin einen besonderen Kreis dargestellt, eben den literarischen. Über derlei darf man eigentlich gar nicht nachdenken, man kommt sonst zur Grenze, an der man spürt, Nichtigkeiten zu verlieren, die wir doch nicht entbehren können, so lange wir uns noch irgendwie behaupten wollen. Schließlich ruht ja die Kraft der redenden Künste auf dem Wahn, der den Redner mit dem Angeredeten verknüpft: als ob Worte, also vereinbarte Lautzeichen, außerdem in sich und an sich noch eine Realität hätten. Und ganz so leicht, wie sich's der Unbeteiligte macht, der das Wort einfach bei seinem Gedanken nimmt, wird es jedenfalls nicht sein. Wir hantieren nun doch einmal alle mit den Begriffen des Literarischen und Unliterarischen, also brauchen wir sie offenbar; und wir merken, daß es die Worte sind, die den Unterschied machen. Die unliterarischen Leute setzen freilich sogar einen gewissen Stolz darein, „ungekünstelt", wie sie es nennen, zu schreiben, und sie sagen gern, man habe so zu schreiben, wie man spricht. Was man gelten lassen kann, wenn es recht verstanden wird. Aber man schreibt nicht, wie man spricht, wenn man einfach die Worte aufschreibt, die gesprochen wurden. Die Worte sind kaum die Hälfte der Rede. Die Rede besteht nicht aus Worten bloß, sondern ebenso aus Tönen, die das Wort begrenzen oder erweitern können, es bald verstärken, bald entkräften, anfeuern oder abkühlen, ja seinen Sinn und seine Schwere und seine Macht erst bestimmen, ferner aus Blicken von derselben ergänzenden und ausfüllenden Kraft, besonders aber aus der Gegenwart des Redners selbst, die ganz unmittelbar so stark wirken kann, daß sie die Hilfe der Worte gar nicht mehr erst braucht, ja die sich oft am wohlsten fühlt, wenn sie selbst über hinderliche Worte durchdringt. Will einer also in Wahrheit schreiben, wie er spricht, so genügt es nicht, daß er hinschreibt, was er gesprochen hat, sondern er muß andere Worte finden, solche nämlich, die nicht bloß den Sinn der gesprochenen Worte, sondern auch noch den Klang, mit dem sie gesprochen wurden, die gebietende Macht seiner Augen, ja die ganze unmittelbare Gegenwart des Redners enthalten. (So lange wenigstens, bis es gelungen sein wird, seine Gebärden mit dem Kodak, die Stimme mit dem

Phonographen, seine geistige Gegenwart im Kintop einzufangen; dann brauchen wir die Kunst des Schreibens nicht mehr.) Vielleicht ist es eigentlich dieses Wissen um den Unterschied des Sprechens vom Schreiben allein, was die literarischen von den unliterarischen Menschen trennt. Sind zwei sonst an Macht ihrer Persönlichkeit und Menschlichkeit einander gleich, so wird der Literarische stärker wirken können, weil er in seiner Niederschrift ganz enthalten sein wird, der andere aber nur zum Teil, nur mit einem Ungefähr von sich. Immerhin kann der Unliterarische zuweilen aber so stark und menschlich schön sein, daß auch dieses Ungefähr noch, das von ihm zu uns kommt, dieser Teil, dieser Schatten seines Wesens wertvoller ist und freudiger macht und uns mehr zum Leben hilft als das Ganze des Literaten, wenn dieser sich in Worten so erschöpft, daß ihm zum Leben selbst nichts übrig bleibt. Jedenfalls hat es jetzt den Anschein, als gehe von den unkompletten Autoren, die sich nur ungefähr mitteilen können, ja eigentlich ihr Wesen bloß ahnen lassen, statt es darzustellen, mehr Wirkung auf die Deutschen, mehr Freude, zuletzt also mehr geistige Realität aus als von den Dichtern. Was übrigens diese gar nicht herabsetzt. Ihnen mag es genügen, sich aufzuzeichnen und ihr Wesen, wie es ist, rein auszudrücken, unbekümmert was die Menschheit oder auch nur irgendein einziger Mensch davon habe, bloß für sich selbst allein. Merkwürdig ist aber doch, daß die Werke, die jetzt in jedem deutschen Hause zu finden sind und an denen die Jugend aufwächst, die deutsche Hauskunst unserer Zeit sozusagen also, zur Literatur nicht zugelassen werden. Und wer später einmal, frei von unseren Parteilichkeiten, die geistige Geschichte dieser Zeit schreibt, wird sagen müssen, unsere Literatur habe aus einigen ungelesenen hohen Dichtern, hauptsächlich aber aus unliterarischen Leuten bestanden. Und vielleicht begibt es sich noch, daß er diese menschlich wertvoller und erfreulicher finden wird als jene. Vielleicht aber hält er sich davon zurück, aus Angst, doch ungerecht gegen die Dichter zu sein, weil er merken mag, daß es leichter ist, seine Menschlichkeit wirken zu lassen, wenn man sie sozusagen vor sich hindampft, als aus ihr eigene feste Gestalten abzulösen.

Von diesen Künstlern des deutschen Hauses ist mir Rosegger der liebste. Ich habe ihm zu seinem sechzigsten Geburtstage geschrieben, ich hätte gar nicht den Wunsch, so zu sein wie er, aber eine große Freude, daß einer wie er vorhanden ist. Tief steckt er im Bäurischen, hoch greift er ins Geistige und wie er sich nun zwischen den beiden festzusetzen weiß, keins aufgeben will und auf beide seine feste Hand legt, das hat mir den schönsten Reiz. Frau Bettelheim hat einmal sehr lustig erzählt, wie sie, als einst das Peterl in ihr Häusel am Grundlsee kam, die Bauern aus der Nachbarschaft herrief und er nun mit diesen und diese mit ihm sehr schön taten, heimlich aber schimpften sie auf ihn und er auf sie: sie trauten einander nicht. Es nützt ihm nichts, den Bauern ist er ein Stadtherr und den Stadtherren wieder bleibt er der Bauer. Wer aber aus

dem Bäurischen ins Städtische strebt, jenes doch nicht lassen und nur noch dieses dazu gewinnen will, findet sich in ihm. Bei uns sind's viele. Die ganze Mittelschicht in den kleinen Orten unserer Alpenländer. Eigentlich muß man ja sogar sagen, daß das ganze deutsche Österreich, Wien und die Juden ausgenommen, geistig noch auf diesem Wege vom Bauern in die Stadt ist. Da nehmen sie den langsamen, mißtrauisch schwerfälligen, gesunden Menschenverstand der freien Felder mit, möchten aber zu den Geboten der Vernunft gelangen. Unter den Dingen, wie der Bauer, liegen sie nicht mehr, über die Dinge, wie der Geistige, können sie sich noch nicht stellen, so bleiben sie zwischen den Dingen stehen. Und ihr Wesen ist, nach allen Seiten empfindlich zu sein, was ihre Schwäche zugleich und ihre Kraft ausmacht. Aus Einerseits und Andererseits sind sie zusammengesetzt, hat Karl Marx einmal gesagt. Ihr Instinkt ist nicht mehr so stark, des Logischen entraten zu können, doch meldet sich das Logische schon, will auch dabei sein und rückt nur noch nicht allein heraus; gar nun selbst aus sich seinen eigenen Instinkt zu schaffen, wagt es nicht. Dies: durch das Logische nicht bloß die alten Instinkte zu zerstören, sondern das Logische dann noch so zu steigern, bis es selber aus eigener Kraft wieder zum Instinkt wird, ist das Problem, an dem die Geistigen oder Intellektuellen krank sind. Diese schon städtisch gewordenen Bauern oder noch bäurisch gebliebenen Städter, diese Stadtbauern aber können gesund sein. Zwischen dem Instinkt und der Logik teilen sie sich ihr Leben ein, jener wirkt noch nach, diese schlägt schon vor und solches Nachgefühl mit solchem Vorurteil gibt die glücklichste Mischung, die sie so durchaus unbedenklich macht; sie sind die einzigen Menschen heute, die stets genau wissen, was sie zu tun haben, und die sich sicher fühlen. Der Bauer ist unsicher worden, weil er doch schon „Fragen" auftauchen fühlt, denen sein Instinkt nicht beikommt; und der Geistige, weil er weiß, daß die logische Lösung der Fragen sie nicht aus der Welt schafft. Nur wer in der rechten Hand Instinkt, in der linken Logik hat, wie man's gerade braucht, und wer, wenn's gar nicht mehr anders geht, getrost versucht, auch einmal mit dem Instinkt zu denken oder aus der Logik zu handeln, dem allein kann in unserer Zeit doch eigentlich gar nichts geschehen. Dadurch wirkt der Peterl so stark: er fühlt sich sicher und macht uns sicher. Man spürt überall: so wie er die Welt uns zeigt, so braucht er sie, um sich in ihr zu behaupten; darum ist er unwiderleglich und hat immer recht. Wie denn bei uns im Augenblick nur ein solcher Stadtbauer immer recht behalten kann, weil er, im Augenblick noch, die stärkste Wirklichkeit unserer bürgerlichen Welt ist. Weshalb man denn, sogar bis zu den Intellektuellen hin, überall unter uns seine Denkart findet. Und Rosegger ist also durchaus repräsentativ (für uns und für den deutschen Süden; im Norden scheint Frenssen so zu wirken, den ich nicht beurteilen kann, weil es mir nie möglich war, mehr als zehn Seiten von ihm zu lesen, auf der elften schlafe ich schon). Seltsam ist

nun aber, wie künstlich Rosegger seine Wirklichkeit ausdrückt. Es klingt, wie wenn jemand mit verstellter Stimme einen nachmacht; und dabei weiß man eigentlich nie, wen. Kapläne in Dorfkirchen predigen so, sie heben manchmal ihre Stimme plötzlich aus dem Dialekt zu einer groben Feierlichkeit empor, die nur einen großen Schall hat und dadurch wirken will; sie sprechen dann weder Dialekt noch hochdeutsch, sondern machen sich eine fremdartige Sprache. Ebenso strengt sich Rosegger an, seinen bäurischen Worten eine besondere Resonanz zu geben. Indem er ganz unbefangen spricht, klingt immer auf einmal ein Nebelhorn hinein, aus irgendeiner unbekannten Ferne her. Man hört ihm an, daß ihm seine eigenen Worte nicht genügen; so nimmt er den Mund voll, um in sie zu blasen. Und während seine Sprache ganz volksmäßig tut, merken wir, daß er ihr nicht zutraut, so zu wirken, wie er's braucht, weshalb er seine Sätze mit Schalldecken versieht. Durch die große Redlichkeit, den Mut und das Beharren seines Wesens erfreut, durch jenen künstlichen Ton beirrt, hat man stets den Wunsch, diesen offenbar sehr merkwürdigen Mann einmal unter vier Augen zu Hause zu sehen, in der Lodenjoppe des täglichen Verkehrs, da er sich in den Sonntagskleidern seiner Sprache stets ein wenig geniert zu fühlen scheint. Ganz wie Ganghofer auch, der ihm darin durchaus gleicht.

Wer Ganghofer einmal gesehen hat, sagt sich unwillkürlich, auf den ersten Blick: Ja, das ist ein Dichter! So denken sich Jünglinge und Mädchen den deutschen Dichter. Blond, schlank und groß, mit einem wunderbar klaren und scharfen Profil, von der schönsten deutschen Anmut in allen Bewegungen. Und so lebt er auch: der Natur wie der Kunst mit Leidenschaft ergeben, Jäger, Segler, Sportsmann und in der Lust an Wagnissen jung geblieben, von Schönheit umgeben, unersättlich im Genusse prächtiger Räume, kostbarer Bilder oder Büsten, prunkender Verse, bald in einsamen Gefahren, bald in üppigen Festen froh, einer, der sich den Rausch des Lebens aus tausend Krügen trinkt; Ludovico il Magnifico habe ich ihn einmal genannt. Nun aber seine Werke. Ja nun, mit seinen Werken ist es sonderbar: man spürt da schon seine Schönheit auch noch durch, aber sie verändert sich, eine Atelierschönheit wird aus ihr. Überall sind in ihnen Zeichen seiner hohen Lust an der Natur und eines innigen Lebens mit Wald und Wasser und des reinsten Gefühls für Licht und Luft, aber sie dringen niemals unmittelbar in uns ein, sondern gleichsam nur wie durch dicht verhängte Fenster, nämlich durch den schweren Vorhang einer ganz unpersönlichen, nach alten Mustern gewobenen Sprache. Sehr jungen Menschen geschieht es leicht, daß sie, von starken Empfindungen erfaßt, in einer wahren Angst, das Geschenk des Augenblicks, wenn sie zögern, wieder zu verlieren, nun nach irgendwelchen Worten greifen, bei denen sie sich nur erinnern, auch einmal Großes stark empfunden zu haben. Sie reden neben ihren Empfindungen her, unfähig, in ihrem Glück das Wort zu finden, das ihren persönlichen Grad der

Empfindung enthält, und meinen, wenn sie nur irgendwie die Sprache rauschen lassen, müsse man schon spüren, wie voll sie davon sind. Man spürt schon auch, wie voll sie sind, aber nicht, wovon. Und so spürt man aus Ganghofers Werken die Macht eines vollen Menschen und seiner starken Empfindungen durch, weiß aber, wenn man ihn nicht kennt, aus ihnen nie, was denn eigentlich sein Wesen und seine Wirkungen ausmacht. Manchmal wird dies fast zum Reiz, wie wenn sich gleichsam einem Stummen in der höchsten Not die Worte schon auf die Lippen zu drängen und durch Leidenschaft seine Zunge zu lösen scheinen; wir sehen es ihm an, die Gebärden des Stummen schreien, schließlich erfahren wir aber immer doch nur, daß er sehr bewegt sein muß, von freudigen oder schmerzlichen Gefühlen. Vielleicht wirkt gerade dies auf viele so stark, die glücklich sind, im Dunkel den großen Schwall einer geheimnisvollen Erregtheit rauschen zu hören, in die dann jeder daheim sein eigenes kleines Gefühl einsetzen mag.

Der Schweizer J. C. Heer kommt mir immer wie ein Ganghofer dritter Klasse vor. Oder ich möchte fast sagen: ein Ganghofer, der Gymnasiast geblieben wäre. Auch er glaubt, wenn er ein starkes Gefühl hat, es genüge nun, ein ebenso starkes Wort zu nehmen. Nicht das besondere Wort seines besonderen Gefühls sucht er, sondern so viele Gefühle auf der einen Wagschale liegen, ebenso schwere Worte legt er in die andere und wenn nun nur das Gewicht ungefähr stimmt, glaubt er uns schon sein Gefühl mitgeteilt zu haben. Dadurch wird manchmal eine Art künstlerischer Wirkung erreicht, nämlich die der richtigen Kraftverteilung. Ganz wie in den Aufsätzen lebensvoller, mit Empfindung begabter Gymnasiasten, wo auch nichts das Licht der Welt erblickt, nichts gestaltet wird, aber ein schöner Drang sich mit dumpfer Gewalt vernehmen läßt. Vielleicht ist es das eben, was man sich im deutschen Hause wünscht: einen zu hören, der irgend etwas Geheimnisvolles sehr stark spürt, und Worte zu hören, an denen die Spuren großer Empfindungen sind, und nun, dadurch erregt, in sich selbst hinein zu horchen.

Noch ein anderer Schweizer ist ins deutsche Haus gedrungen, Ernst Zahn, der Wirt von Göschenen, jetzt vom Kanton Uri zum Landrats-Präsidenten erwählt. Im Herbst fuhr ich am Rhein, in literarischen Gesellschaften und kaufmännischen Vereinen vorlesend, immer hinter ihm her. Überall war er eben vor mir da gewesen und ich konnte vernehmen, wie groß er wirkt. Ich fragte gern: „Wie liest er denn?“ Immer antworteten sie: „Ganz wie er ist. Mit demselben Pathos, das seine Werke haben. Erst kommt es einem ja ganz seltsam vor und man fühlt sich fremd, bald aber hat es einen und das ist dann wunderschön.“ Fast mit denselben Worten sagten sie mir das überall: durch sein Pathos wirkt er, erst wundert man sich, gleich ist man heimisch. Ich habe das dann aus seinen Werken verstehen gelernt, es ist ein Pathos von besonderer

Art, das Pathos einer nüchternen Zeit. Wir bilden uns doch jetzt ein, unpathetisch zu sein, und sehr weit ins Volk hinein hat man sich angewöhnt spöttisch mit allem zu spielen. Nur mit seiner eigenen Sache nicht, da hört's auf; im eigenen Geschäft, beim eigenen Verdienst hört der Spott auf, da fängt unser Pathos an. Im Denken, im Fühlen, überall wo's ins Weite geht und die anderen trifft, sind wir unpathetisch, aber wo wir handeln sollen, und für uns selbst, wenn's an unser nächstes eigenes Sein und Tun geht, da schwellen wir an. Die Denker, die Dichter, die Liebenden, die Krieger, die Redner sind unpathetisch geworden, es gibt aber ein kaufmännisches Pathos, ein Pathos des Erfinders, ein Pathos der Fabriken, es gibt ein Arbeitspathos. Und das drückt Zahn aus? Das stellt er dar? Nein. Aber er hat es und läßt uns fühlen, daß er es hat. Seine Kraft, Menschen und den Kreis ihres Lebens darzustellen, ist groß. Man wird aber nie das Gefühl los, er verschweige noch etwas, er habe noch mehr, als er sagt; und gerade dies zieht uns an, gerade dies möchten wir wissen und wir meinen, er wird es uns das nächste Mal sagen, er selbst scheint das auch zu meinen. Wie man im Leben zuweilen einem aus einem äußeren Anlaß begegnet und sich nun auf einmal innerlich berührt fühlt. Mein Telephon ist verdorben, einer wird zu mir geschickt, um es herzustellen; er verrichtet sein Geschäft, wir besprechen, was dazu gehört, sonst sagen wir uns nichts, aber aus seinem Ton, aus seiner Art zu hantieren tritt plötzlich ein Mensch zu mir, mit seinem Lebensernst und seiner Lebenssorge; schon aber ist der Arbeiter fort, es bleibt mir nur ein stiller Wunsch zurück, schade! So geht es mit Zahn: er führt in seinen Romanen immer irgend einen menschlichen Handel durch, sehr streng, ganz genau, mit der größten Präzision, aber in der Art, wie er es tut, tritt er plötzlich einen Augenblick selbst hervor, aus dem Sachlichen erscheint seine Person, und so merkwürdig, daß wir ihn selbst eigentlich viel lieber hätten als die Menschen mit ihren Schicksalen die er zeigt, aber schon ist er erschrocken wieder fort. Und alle seine Romane schließen eigentlich immer damit, daß man sich wünscht, einmal nach Göschenen zu kommen, um ihn kennen zu lernen, ihn selbst. Doch weiß ich nicht, ob das der Zweck von Romanen ist.

Am besten wird es vielleicht für meinen Japaner noch sein, wenn er sich die Romane der Clara Viebig nimmt. Nirgends tritt der deutsche Sinn, der jetzt die tätigen Menschen bestimmt, kräftiger und augenfälliger vor, nirgends fühlen wir uns so durchaus unter den Wünschen und Sorgen der deutschen Wirklichkeit. Das ganze heutige Deutschtum finden wir hier. Und wir finden es mit allen Mitteln der heutigen Technik dargestellt, durchaus den letzten literarischen Abmachungen gemäß. Wer nun so sehr den Geist der Zeit trifft, die nachgestaltende Kraft hat und nirgends gegen die heute gültigen Vereinbarungen verstößt, darf der nicht ansprechen, ein großer Dichter zu heißen? Wird ihm dies etwa bloß verwehrt, weil er Erfolg hat? Manchmal scheint es

ja wirklich fast, als genüge der Erfolg, um von den Kunstrichtern aus der Literatur verwiesen zu werden. Mir aber geht es mit diesen Romanen so, daß ich zu jedem Kapitel sage: Ja, das ist ein Dichter! Doch lassen sie mich zuletzt immer mit dem Wunsche zurück, ich möchte nun ihre Gestalten, die mir sehr nahe gekommen sind, doch auch einmal im wirklichen Leben kennen lernen. Das ist ganz anders als bei Zahn. Seine Gestalten verfolgen mich nicht, aber hinter ihnen taucht er selbst auf und er wird mir wichtiger als sie, ihn möchte ich dann auch noch sehen, unmittelbar. Dies hat die Viebig gar nicht, nirgends drängt sie sich ein, sie verschwindet in ihren Gestalten ganz. Was ja doch viel künstlerischer ist, nach den heutigen Meinungen. Sie redet nicht, sie bildet ihre Gestalten und stellt sie mir hin, da stehen sie, stark und wahr. Und ich sage mir am Ende: Also so sind die Menschen dort, ich möchte sie wohl einmal kennen lernen! Ich zweifle nicht an ihnen, sie stehen ja vor mir. So stark als etwa die des Balzac. Aber ich habe mir nie gewünscht, eine Gestalt des Balzac nun auch noch im Leben kennen zu lernen; denn sie könnte dort nicht wirklicher sein. Ich denke mir vor einer Photographie der Wesendonk: Die hätte ich gern gekannt! Vor der Monna Lisa des Leonardo denke ich mir das nie. Jene ist etwas, das die Wirklichkeit vertritt. Diese ist selbst eine Wirklichkeit. So bildet die Viebig Wirklichkeiten ab. Balzac schafft Wirklichkeiten.

„Berechtigte Interessen"/ von Ferdinand Tönnies

Die Novelle zum Strafgesetzbuch, der man den übel anmutenden Namen Lex Eulenburg gegeben hat, ist dazu bestimmt, der Presse neue Fesseln anzulegen. Nicht ohne den Schein der Berechtigung gegen jene Gattung, die mit dem Revolver des Erpressers sinnreich verglichen wird. Wer aber die Schliche dieser Dunkelzeitungen kennt, wird voraussehen, daß sie dieser Fesseln spotten werden. Nicht die offene, sondern die versteckte Kränkung ist ihr Gewerbe; die Beleidigung viel weniger als die Drohung lassen sie sich angelegen sein. Die Presse selber müßte im eigenen Interesse dieser Elemente sich durch Ehrengerichte erwehren. Das Gesetz sollte unsere Privatangelegenheiten allerdings vor den Zeitungen schützen; die beleidigende Absicht und Wirkung sind oft nebensächlich dabei. Ein zivilrechtlicher Anspruch auf Entschädigung sollte aus jeder sachlich nicht gebotenen Besprechung meiner persönlichen und Familienverhältnisse erwachsen. Aber das Gesetz sollte auch die redliche Publizistik schützen. Theorie und Praxis der Gerichte sind ihr nicht eben gewogen. Seit Jahrzehnten konstatieren die Kriminaljuristen, daß über einen so wichtigen Begiff, wie ihn die „berechtigten Interessen" darstellen, die größte Unklarheit herrsche. Es charakterisiert die neue Gelegenheitsgesetzmacherei, daß sie um dies dringliche Bedürfnis sich nicht bekümmert, daß sie einen anerkannten Mißstand unberührt läßt.

„Tadelnde Urteile über wissenschaftliche, künstlerische oder gewerbliche Leistungen, ingleichen Äußerungen, welche zur Ausführung oder Verteidigung von Rechten oder zur Wahrnehmung berechtigter Interessen gemacht werden, . . . sind nur insofern strafbar, als das Vorhandensein einer Beleidigung aus der Form der Äußerung oder aus den Umständen, unter welchen sie geschah, hervorgeht". (§ 193 des Strafgesetzbuchs für das Deutsche Reich.)

Wie werde ich diese Gesetzbestimmung auslegen müssen, wenn ich lediglich mich bemühe, den vernünftigsten Sinn hineinzubringen, ohne die Deutungen der Gerichte zu kennen oder mich darum zu bekümmern? — Ich werde zunächst in den allgemeinen Sinn des Paragraphen einzudringen suchen. Soviel ist klar: Beleidigungen sollen nicht unter allen Umständen strafbar sein. Welche Ausnahmen als Gattung gemeint sind, kann folgende Erwägung ins gehörige Licht stellen: sachliche Erörterungen irgendwelcher Art können durch die begleitenden Umstände auch persönlich sein, die den Tatbestand der Beleidigung erfüllen. Beleidigungen von dieser Art sollen aber nur „insofern" strafbar sein, als sich dem Richter die Schlußfolgerung ergibt, daß für den Urheber solcher Erörterung das „Persönlichwerden" ein wesentlicher Zweck gewesen ist, daß dies nicht eine ihm

selbst vielleicht unwillkommene Folge, sondern auch abgesehen von der vertretenen Sache etwas war, worauf er sein Wollen unmittelbar gerichtet hatte. Am besten erläutert wird dieser Sinn durch das Beispiel, das nicht zufälligerweise an der Spitze des Satzes steht. „Tadelnde Urteile über wissenschaftliche .... Leistungen." Ich kritisiere ein Buch: ich reiße es herunter, ich mache dem Verfasser zum Vorwurfe, daß er liederlich gearbeitet habe, ich bezeichne ihn als einen gemeinschädlichen Buchmacher — sicherlich kränkend für den armen Mann, aber der Regel nach straflos: seine Person ist mir an und für sich gleichgültig, um die Sache war es mir zu tun, ich habe meines Amtes als Kritiker gewaltet, indem ich die „Sudelei" an den Pranger stellte, ich habe meine Pflicht getan. Nun aber verklagt mich der Mann und macht sich anheischig zu beweisen, daß ich vor einem halben Jahre ein ebenfalls von ihm verfaßtes Buch, das nach Inhalt und Form ganz ähnlich gewesen sei, in starken Tönen gelobt habe; das jetzt von mir kundgegebene Mißfallen sei die offenbare Folge einer persönlichen Verstimmung, die darauf zurückzuführen sei, daß er, der Verfasser, als Wahlmann mir, dem Kritiker, der ich für den Landtag kandidierte, seine Stimme nicht gegeben habe; aus meinen tadelnden, seine Ehre verletzenden Worten spreche also Rachebedürfnis oder wenigstens persönliche Empfindlichkeit. Gesetzt, der Richter halte diesen Beweis für gelungen: so wird er von Rechts wegen mich wegen Beleidigung verurteilen. Nach Analogie dieses Falles müssen alle Fälle beurteilt werden. Um möglichst viele und verschiedenartige sachliche Erörterungen und Äußerungen mitzubegreifen, hat man die Wendung „oder zur Wahrnehmung berechtigter Interessen" hineingebracht. Für den Richter entsteht die Frage, ob vorliegende (inkriminierte) Äußerungen zur Wahrnehmung berechtigter Interessen geschaffen sind oder nicht. Was sind berechtigte Interessen? Daß eine Äußerung, die nicht unter die vorher bezeichneten Kategorien fällt, also nicht sachliche Kritik, nicht Vertretung bestimmter Rechte ist, zur Wahrnehmung irgendeines Interesses geschieht, wird als ein häufig vorkommender Fall vorausgesetzt. Am häufigsten wird es geschehen, daß solche Äußerungen in Zeitungen und Zeitschriften kundgegeben werden. Das Interesse, dem sie dienen sollen, kann sehr mannigfach sein: ein persönliches Interesse des Schriftstellers allein, oder ein Interesse weiterer Kreise. In der Regel wird es das eigene Interesse des Schriftstellers sein, für die Interessen weiterer Kreise einzutreten. Diese können die Interessen einer Gemeinde, einer Partei, einer Religionsgesellschaft, des Staates (bei uns des Reiches oder des Einzelstaates), es können auch allgemeinste sittliche, ästhetische oder wissenschaftliche Interessen sein, deren Subjekt die „Menschheit" schlechthin ist. Das alles ist an und für sich dem Richter gleichgültig; er hat nur die Frage zu entscheiden, ob das wahrgenommene Interesse ein berechtigtes Interesse sei. Kein Interesse ist von der Wohltat dieses Gesetzes ausgeschlossen außer dem unberechtigten Interesse. Wo also hören

die berechtigten Interessen auf? wo fangen die unberechtigten an? Offenbar ist, daß das Wort „berechtigt" nicht auf Rechte im juristischen Sinne sich beziehen kann, denn diese sind durch die vorhergehende Wendung erledigt. Es kann nur gemeint sein: zur Wahrnehmung „sittlich" berechtigter Interessen, wo das Beiwort „sittlich" in dem allgemeinsten Sinne verstanden werden muß, worin auch die „Gesittung" oder „die Kultur" als Veredlung des Menschengeschlechtes ein notwendiges und unanfechtbares Ideal darstellt, dessen Verfolgung gewissen Gedanken und Bestrebungen ein „Recht" verleiht — ein Recht zu sein und respektiert zu werden. Dabei versteht sich von selbst, daß der Richter eine solche Berechtigung nicht nach seinem Standpunkt, nach seinen Idealen bemessen darf, daß er dem Geiste des Gesetzes zuwider urteilt, wenn er etwa das Interesse der protestantischen Kirche als berechtigt anerkennen wollte, das der katholischen Kirche nicht; oder einer im konservativen Parteiinteresse gemachten Ausführung den Schutz der Bestimmung angedeihen lassen, einer solchen, die das sozialdemokratische wahrnehmen will, ihn verweigern sollte. Vielmehr muß er jedes Interesse, das seiner Tendenz nach ein ideelles Interesse ist, prinzipiell als gleichberechtigt anerkennen; er kann nur generelle Unterscheidungen treffen, wie die, daß sozialen Interessen immer eine höhere Berechtigung zukommt als individuellen Interessen, und daß unter jenen wieder ideelle vor materiellen Interessen den Vorrang genießen müssen. Und es ließe sich leicht deduzieren, daß unter den ideellen Interessen die rein humanen obenan stehen müssen, daß aber die des eigenen Landes eine höhere Berechtigung für uns haben als die der anderen Länder; daß ferner staatliche Interessen wichtiger und wertvoller sind als bloß gesellschaftliche, daß unter den gesellschaftlichen die der ganzen Gesellschaft denen einer einzelnen Klasse vorgezogen werden müssen. So könnte eine höchst mannigfache Skala gestaltet werden und eine Zusammenstellung richtiger Entscheidungen der Gerichte würde eine Art von Preiskurant der Interessen bedeuten, denen mehr oder minder hohe Berechtigung zugeschrieben wird. Denn es liegt im Sinne des Gesetzes, daß Äußerungen von der bezeichneten Art um so eher straffrei bleiben müssen, ungeachtet implizierter Beleidigung von Personen, je höher berechtigt das Interesse ist, zu dessen Wahrnehmung sie kundgegeben wurden. Um so mehr nämlich ist der Tadel, der darin gegen Personen gerichtet wird, seinem Wesen nach unpersönlicher, also sachlicher Art; um so mehr ist er „tadelnden Äußerungen über wissenschaftliche, künstlerische oder gewerbliche Leistungen" gleichzuachten. Bei diesen wird ein hoher idealer Wert der freien Meinungsäußerung unbedingt und generell vorausgesetzt; einen hohen idealen Wert hat auch die Freiheit in Ausführung oder Verteidigung von Rechten; die zur Wahrnehmung „berechtigter Interessen" notwendige Freiheit kann, je nach dem Maße solcher Berechtigung, tiefer oder höher stehen als die Freiheit einer sachlichen Kritik oder einer Verteidigungsrede; ihrem Wesen nach

ist sie aber von gleicher Art: ein — im Sinne des Gemeinwohls — notwendiges subjektives Recht, das durch diese Bestimmungen, wenn nicht besondere Momente in die andere Wagschale fallen, höher gewertet wird, als das Recht auf Schutz des guten Namens, das sonst jeder, auch der sittlich minderwertigen Persönlichkeit von der Rechtsordnung eingeräumt wird.

Wenn wir nun mit der hier niedergelegten Auffassung die Entscheidungen unseres obersten Gerichtshofes vergleichen, die über diese bedeutende Rechtsfrage ergangen sind, so fällt bei mehreren davon zunächst die Abwehrhaltung auf, die sie gegen die „Presse" oder näher gegen die „Tagespresse" einnehmen. „Ein allgemeines Recht der Tagespresse, vermeintliche Übelstände öffentlich zu rügen, jedes Vorkommnis, auch wenn es andere in ihrer Ehre verletzt, in die Öffentlichkeit zu bringen, existiert nicht" (Reichsgerichtsentscheidung vom 16. Dez. 1881). „Ein absolutes Individualrecht, ja, wie Angeklagter sogar meint, eine Rechtspflicht der Presse, vermeintliche Übelstände öffentlich zu rügen ... existiert nicht. Auch die Presse muß ebenso wie jeder andere, welcher fremde berechtigte Interessen wahrnimmt ... ein eigenes berechtigtes Interesse an der Wahrnehmung der berechtigten Interessen Dritter gehabt und zur Wahrnehmung dieses Interesses gehandelt haben, mag dies auf Grund einer besonderen Rechts- oder gesellschaftlichen Pflicht, oder überhaupt nur aus sittlich berechtigten Gründen geschehen sein", 21. Nov. 83. Ein andermal wird als „rechtlich unbedenklich" hervorgehoben, „daß die Presse als solche kein anderes, mehreres Recht hat als die einzelnen Staatsbürger", 5. November 1886. Verwunderung erregt bei solchen Sätzen, daß überhaupt die „Presse" wie ein Rechtssubjekt behandelt wird, da man gemeint hat, eine solche Ausdrucksweise gehöre nur dem allgemeinen Sprachgebrauch und insonders dem „Jargon" der Presse selber an. Denn daß es sich nur darum handeln kann, welche Rechte irgendwelche Schriftsteller haben, die sich der Presse bedienen, um „vermeintliche" oder aber durchaus unleugbare Mißstände zu rügen, um angebliche oder wirkliche politische oder religiöse oder ethische Interessen geltend zu machen oder zu verteidigen, das sollte sich doch sogar für Nichtjuristen von selber verstehen. Durch die ausdrückliche Verweigerung besonderer Ausnahmerechte für die Presse wird die Frage nach dem Sinne der „Wahrnehmung berechtigter Interessen" nicht gefördert. Einigermaßen nahe ist aber das Reichsgericht der hier vertretenen Auffassung in einem der angezogenen Erkenntnisse und in mehreren andern gekommen, wenn darin das Bestimmtsein durch sittliche Motive als Norm hingestellt wird, die auch demjenigen, der sich freiwillig zum Verteidiger berechtigter Interessen Anderer aufwerfe, Anspruch auf den Schutz des § 193 gewähre. Spätere Erkenntnisse haben dies so gut wie widerrufen. Es wird darauf hingewiesen, daß durch Entscheidungen desselben (2.) Senats jene Auffassung „ernstlich modifiziert" worden sei; es sei nämlich mehrfach erkannt

worden, daß nur dann, wenn es sich um Angelegenheiten handle, die den Verteidiger fremder Interessen *selbst* wegen seines besondern Verhältnisses zu ihnen nahe angehen, jene *Entschuldigung* (den Ausdruck wage ich zu ergänzen) gelten solle. Und anderwärts wird dies dahin erläutert, daß es allerdings Interessen gebe, die einer bestimmten Mehrzahl von Individuen gemeinsam eigen seien; eine Sache von dieser Art höre nicht auf für jeden Einzelnen eine ihn nahe angehende, in *diesem Sinne individuelle* zu sein (12. Dezember 1893). Ausdrücklich wird aber verneint, daß ein *allgemeines* Interesse den Begriff des in diesem Sinne berechtigten Interesses erfülle, und unter einem solchen *allgemeinen* Interesse sei das Interesse, das die *Gesamtheit* der Staatsbürger an den Vorgängen des Lebens und den öffentlichen Einrichtungen nehme, zu verstehen: dieses für *jedermann* vorhandene Interesse vermöge nicht beleidigende Äußerungen straflos zu machen. Ebenso sehr bestimmt: „In diese Kategorie (persönlich nahe angehender Angelegenheiten) gehören aber im Sinne des § 193 *nicht* solche geistige Güter und Interessen, welche, *wie die Religion*, einer nicht abzugrenzenden Zahl von Menschen gemeinsam sind .... ein derartiges ihm und der unbestimmten Menge seiner Glaubensgenossen gemeinsames Interesse (daß sie sich in ihrem religiösen Gefühl verletzt fühlten) reichte nicht hin, um eine ehrenkränkende Erörterung straflos zu machen". — Durch diese Erkenntnisse wird die eigentliche Meinung des durch jenen Paragraph gesicherten Rechtes der öffentlichen Kritik, das aus dem in den Verfassungen garantierten Rechte freier Meinungsäußerung hervorgeht, *in ihr Gegenteil* verkehrt. Diese Meinung kann nur sein, gleichwie das wissenschaftliche, ästhetische, literarische Urteil, so überhaupt den (darin vorausgesetzten) *sachlichen Idealismus* in Schutz zu nehmen, der für „berechtigte, d. h. höhere Interessen" eintritt. Das Reichsgericht macht im Gegenteil den *Egoismus* zum Maßstabe der Berechtigung, offenbar davon ausgehend, daß alles was „Recht" heißen soll, das Ich nahe angehen müsse; wie denn in einem Erkenntnisse geradezu die Analogie der *Notwehr* und des *Notstandes* als „Grundgedanke" jener Bestimmung behauptet wird, und noch anderswo berechtigte Interessen als solche gedeutet werden, die auf „staatsrechtlicher oder privatrechtlicher Grundlage" beruhen. Nach dieser Ansicht wird der ganze § 193 so ausgelegt, als gebe er „nur selbstverständliche Beispiele und Erläuterungen zu dem Satze, daß es an der zum Begriffe der Beleidigung gehörenden Rechtswidrigkeit fehle, wenn der Täter zur Vornahme der Handlung berechtigt war", eine Auslegung, die auch F. von Liszt vertritt, die aber namentlich der Reichsgerichtsrat Freiherr von Bülow mit starken Gründen bestritten hat (Gerichtssaal Bd. 46). Dieser Autor macht geltend, daß das Wort „berechtigt" noch eine (auch vom Reichsgericht anerkannte und gebrauchte) *andere* Bedeutung habe, und wenn man berechtigte Interessen in diesem Sinne verstehe, daß es nämlich Interessen gebe, die zwar nicht durch

positive Rechtsnormen anerkannt seien, aber doch „vom Standpunkte verständiger, billiger Beurteilung der Verhältnisse und Anforderungen des Lebens gerechtfertigt" erscheinen, so gewinne die Bestimmung eine ganz andere und weittragende Bedeutung, sie werde dann auch in sich selbständig, indem sie dann nicht auf außerhalb ihres eigenen Inhaltes (des § 193) liegende Rechtsnormen verweise, sondern selbst ausspreche, welcher Art das Interesse sein müsse, um als berechtigt gelten zu können." Seltsam ist nun aber, daß auch dieser Jurist doch im Verlauf seiner Abhandlung wieder die „Berechtigung eines Interesses" darin liegen läßt, sogar nur darin, daß es sich um eine den Täter selbst nahe angehende Sache handle; es müsse eine objektive tatsächliche Beziehung zwischen dem Beleidiger und dem von ihm vertretenen Interesse vorhanden sein, vermöge deren die Sache ihn persönlich angehe. Fremde Interessen seien grundsätzlich im Sinne des § 193 für den Täter keine berechtigten Interessen, „die beiden Begriffe schließen sich gegenseitig aus"! Der Egoismus soll also auch nach Herrn von Bülow in letzter Instanz entscheidend sein. Und doch will er die „Berechtigung" in sittlichem Sinne verstanden haben! In diesem Sinne muß man vielmehr sagen: der schroffe Gegensatz von eigenem und fremdem Interesse ist sittlich sinnlos, je weniger mich eine Sache persönlich angeht, je reiner meine Teilnahme an einem als berechtigt anzuerkennenden allgemeinen Interesse, desto mehr habe ich Anspruch darauf, denselben speziellen Schutz zu genießen, den in so weitem Maße der Kritiker wissenschaftlicher, künstlerischer oder gewerblicher Leistungen genießt. Es handelt sich ja für eine edlere Publizistik geradezu um Urteile über (für das Gemeinwohl zumeist viel wichtigere) politische und moralische „Leistungen" — warum soll diese Kritik gerade, wenn sie persönlich uninteressiert ist, schlechter gestellt sein als literarische Kritik? Auf den Beweis, daß es einem Schriftsteller nicht um ein sittlich minder berechtigtes (oder ganz und gar unberechtigtes) Privatinteresse, sondern um ein öffentliches und ideales Interesse zu tun gewesen sei, müßte im Sinne des Gesetzes aller Wert gelegt werden, und dieser Beweis dürfte unter Umständen schwer genug fallen.

Strindbergs Blaubuch/ von Paul Mongré

Mit feuerspeienden Bergen muß man Glück haben. Einmal, ein einziges Mal kommt die prachtvolle Eruption, das Rütteln der Giganten, Plutos Götterzorn, die meilenhohe Dampfsäule, in klassischer Pinienform den Golf schrecklich überschattend. Das nächste Jahr spaziert man mit uneingestandenen Hoffnungen die Villa Nazionale auf und nieder, lüstern — nach ganz andern Dingen lüstern als nach lebenden pompeja-

nischen Bildern und zwölfjährigen Knaben, deren Impresarien sich bis hier ans Meer hinaus verirren. Nichts regt sich, der Riese schläft, nachdem er sich selbst die berühmte Kegelspitze abgestumpft und seine Linie den Vedutenmalern entwertet hat. Nein, er schläft leider nicht einmal völlig, er parodiert seine große Katastrophe mit etwas nachträglichem Spucken und Qualmen. Lauter kleine Fumarolen, überall Schwefelgeruch, verschüttete Weinberge und Ölgärten, aber nichts im mächtigen infernalen Stil. Wir sind enttäuscht und gehen ins Café, zur hundertunderssten Tarantella dieses gesegneten Frühlings. Mit feuerspeienden Bergen muß man Glück haben. Empedokles, der sogar in einen dieser unzuverlässigen Schlünde hineinsprang, hat Unrecht: das Schöne kommt immer nur einmal.

Vor zwanzig Jahren sahen wir furchtsam staunend den Widerschein einer Götterdämmerung am nördlichen Himmel. Der Vater, Fräulein Julie, An offener See ... ein vulkanischer Ausbruch ohnegleichen. Strindberg, herrlichster der Hasser! Seitdem —

Das Genie des Hasses vergabte sich in kleiner Münze, kam immer wieder auf dieselben Personalia zurück, ließ Verfolgungsdelirien drucken, riß sich aber auch immer wieder mit unbesiegbarer Gehirnkraft aus diesem Inferno los, objektivierte sich zu historischen Dramen und naturwissenschaftlichen Versuchen, geriet in die Wirbel der Mystik, lebte, litt, fand den Weg nach Damaskus. Ein Romantikerschicksal. Und der Sechzigjährige faßt noch einmal alles zu einem Buche von neunhundert Seiten zusammen, das innen „die Synthese meines Lebens", auf dem Umschlag Strindbergs Testament an die Menschen genannt wird. Sollte dies endlich wieder eine große Eruption sein? Plutonisches Feuer aus dem tiefsten Erdinnern, Rütteln und Schütteln des alten Seismos, der eine neue Welt ans Licht emporschieben will und zuvor die bestehende stürzen muß? Enttäuschung! Die längstbekannten Risse und Spalten, aus denen Schwefel, nichts als Schwefel quillt; machtlose Steinwürfe und Schlammergüsse, die unnützerweise ein paar Obstgärten verwüsten. Ein Schauspiel ohne jede Großartigkeit. Hier ist das Fürchten nicht zu lernen.

Aber wie? es soll ein unbedeutendes Schauspiel sein, wenn die Wissenschaft unserer Tage von einem zornmütigen Propheten vernichtet wird! Wenn die Feigheit und Feilheit in der Philosophie, die Verlogenheit in der Mathematik, die Korruption in der Astronomie, die Absurdität in den Naturwissenschaften, der Bankrott in der Keilschriftforschung und so weiter und so weiter, wenn alle diese verrotteten und verjährten Lügen einer heidnischen, käuflichen, fälschenden, die Jugend verderbenden Sophistik aufgedeckt werden von dem Genie des Hasses, das hier für die Religion der Liebe streitet?

Ja, solche Worte stehen in dem Buche. Und da sie zwar nicht bewiesen, aber so oft wiederholt werden, daß ein Unbefangener sie schließlich glauben könnte

(Strindbergs Übersetzer eröffnet den Reigen), so ist es vielleicht nötig, irgendwann und irgendwo einmal zu widersprechen, sozusagen im Namen der Wissenschaft, über die heute jeder Beliebige, vom letzten Zentrumsstimmvieh bis hinauf zu einem Strindberg, seine Bêtisen zu Markte bringt mit einem Grade von Kühnheit, der proportional zum Quadrat der Entfernung von der Wissenschaft wächst.

Das ist vielleicht nicht literarisch, aber zum Teufel! muß man denn alles literarisch nehmen? noch dazu ein Buch, das von Assyriologie und Trimethylamin, von $C_6H_8O_3$ und Fixsternparallaxen redet? und dies alles in einem formlosen Durcheinander, das den Begriff Kunstwerk, wenn nicht ausschließt, zum mindesten nicht mit Notwendigkeit suggeriert. Oder, wenn schon nicht das Werk, doch den Verfasser literarisch nehmen? Feststellen, daß er einige seiner alten bezaubernden Qualitäten noch nicht verloren hat, daß er entscheidende Augenblicke in der Seele des Kindes mit schmerzlicher Schärfe festzuhalten weiß — wahrhaftig, es sind ein paar rührende Zartheiten mitten im pfäffischen Zetergeschrei! —; daß er für seine Erlebnisse mit Frauen und Feinden unheimliche, halbsymbolische Signaturen findet; daß der Hand, die leidenschaftliche Zerrbilder entwirft, doch das Auge eines guten Beobachters vorleuchtet; daß er die Natur liebt, wenn er sie auch mit Bibelautorität, plumper Zahlenmystik und Swedenborgschen „Korrespondenzen" erbarmungswürdig vergewaltigt? Kurz, daß der Dichter Strindberg, der das Drama der *sinistren* Erotik und die Psychologie des Rassenverfalls, der den Idiotismus gebrochener Seelen und ihr Heimweh nach primitiven Lebensformen, der das Pathos der Reformation und die Symphonie nordischer Meere gedichtet hat, daß dieser Dichter, leider von einem zelotischen Kanzelredner überschrieen, immer noch hörbar ist? Gut, aber darum handelt es sich nicht. Es handelt sich darum, — mit den Worten des Kopernikus zu reden, — „daß Lactantius, übrigens ein berühmter Schriftsteller, aber ein schwacher Mathematiker, sehr kindisch über die Form der Erde spricht".

Einigen wir uns zunächst, worüber wir nicht einig werden können. Hoffnungslos wäre es natürlich, dem sechzigjährigen Bußprediger die intellektuelle Leidenschaft des Vierzigjährigen zu einem nachdenklich stimmenden Vergleiche vorzuhalten: Renegaten und „Erweckte" haben immer im gegenwärtigen Augenblick Recht. Ebenso hoffnungslos erscheint es, eine mit dem Verfasser des Blaubuchs gemeinsame Norm für den *Wert* der Wissenschaft zu suchen. Wem die Wissenschaft eine unbefugte Neugier nach verborgenen Dingen ist, die wir nicht wissen können, nicht wissen *dürfen*, wer die Wertlosigkeit der Wissenschaft damit beweist, daß andernfalls Christus wohl nicht unterlassen hätte, die Geheimnisse der Astronomie und Physik zu deuten, der kann sich mit Menschen andern Geschmacks nicht verständigen. Auch den hübschen Spielzeugen wie Eisenbahn, Telephon, Luftschiff, die bisweilen als Zeugnisse für eine gewisse — sagen wir —

Brauchbarkeit der Naturwissenschaften aufgeführt werden, wird er in dieser Hinsicht keine Beweiskraft zuerkennen, da ihm freisteht, die Spielzeuge selbst unnütz zu finden. Gut. Aber nun kommt eine Grenze, über die hinaus die Toleranz gegen die Intoleranten aufhört. Niemand ist verpflichtet, Geigenspiel gern zu haben. Aber niemand ist berechtigt, zu erklären: ich mag Geige nicht, und alle Geiger spielen falsch.

Zumal wenn dieser Kritiker vom Geigenspiel so viel versteht wie Strindberg von der Wissenschaft.

Naive Gemüter werden im Blaubuch an einer reichbesetzten Tafel zu schwelgen glauben und die Polyhistorie ihres Gastgebers ehrlich bewundern, der sie mit Mathematik, Astronomie, Meteorologie, mit Physik, Chemie, Kristallographie, mit Pharmazie, Botanik, Bakteriologie, mit Sanskrit, Assyrisch, Chinesisch, Hebräisch, Finnisch, Ungarisch, Mandschurisch, Japanisch bewirtet, dieses unheimlichen Alten, der alles weiß und alles besser weiß. Weniger naive Seelen werden sich erstaunt fragen, ob auch nur die physische Möglichkeit besteht, daß ein einziges Gehirn diese stupende Stoffmenge assimiliert habe. Endlich wird einer oder der andre Stichproben herausnehmen, aus einem einzelnen Wissensgebiet, wo er zufällig eine gewisse Kontrolle hat. Und dann — ja, wir wollen ja wissenschaftlich sein und müssen demnach bekennen, daß wir zwar eine Idee, aber eben nur eine Idee von dem Votum haben, das eine aus allen vier Fakultäten und deren Abteilungen zusammengesetzte Prüfungskommission über dieses panhistorische Blaubuch fällen würde. Nur eine Idee haben wir, wie sich die moderne Chemie, trotz, nein gerade wegen ihrer eignen Einheitsbestrebungen, über diesen verspäteten Alchymisten Strindberg äußern würde, der auf dem geduldigen Papier Chlor aus Wasserstoff und Sauerstoff, Eisen aus Wasserstoff und Kohlenstoff aufbaut; nur eine Idee über den Wert dieser eminent wahrscheinlichen Hypothese, daß ein Teil der assyrischen Inschriften — gehacktes Stroh sei, das die Mesopotamier in den Ton ihrer Ziegel mischten, und daß die Keilschrift den Zeichnungen auf einer Schnecke des Indischen Ozeans zum Verwechseln gleiche; nur eine Idee, inwiefern etwa Strindbergs Begriffe von Infektionskrankheiten einen Mephisto zu dem Nachtrag inspirieren könnten: der Geist der Medizin ist leicht zu fassen, aber es gibt Leute, die ihn trotzdem nicht fassen. Eine einzige Stimme aus jenem Prüfungskollegium kam uns in der Weise zu Gehör, daß wir sie mit etwas stärkerer Sicherheit als die unserige abgeben können. Durch den Fürsten Amazeroth, den wir mit Hilfe von Herpentils schwarzer Magie zitierten, gelang es uns nämlich, uns mit dem verstorbenen Mathematiklehrer Strindbergs in Rapport zu setzen, der sich im Grabe herumgedreht und dadurch, daß er nun dem Himmel seine unreine Seite zukehrte, unvorsichtigerweise in die Gewalt der unteren Mächte begeben hatte. Dieser in Ehren verkalkte Greis, noch immer etwas cholerisch trotz langer Ablagerung auf der Astralebene, warf

einen Blick auf gewisse Stellen des Blaubuchs, die wir ihm mit vorwurfsvollem Finger bezeichneten, riß uns das Buch aus der Hand, stürzte sich auf einen aus dem Milieu herausragenden Rotstift, schwang ihn wie einen nassen Pinsel, schleuderte pastose Striche, flammende Kreuze und Doppelkreuze auf den Rand des Papiers, malte eine Fünf, gellend wie eine Fanfare, unter das Ganze und brach in ein erschütterndes Wehgeschrei aus.

„Es ist zum Verzweifeln! Sprechen Sie mir die facultas docendi ab, ich verdiene es! Nein, ich verdiene es nicht! Die Lunge habe ich mir aus dem Brustkasten geredet, und er hat's immer noch nicht verstanden, dieser ewige Quartaner! Nie hat er begriffen, daß $^1/_2 \times {}^1/_2 = {}^1/_4$ ist; er behauptete, darin liege ein Widerspruch, denn Vervielfältigen könne ja keine Verminderung ergeben; er behauptet's heute noch —! Eine geschlagene Stunde versuchte ich ihm den Unterschied zwischen Winkelmaß und Längenmaß klar zu machen; heute schreibt er immer noch: ein Grad ist ungefähr ein Millimeter —! In Quarta wollte er den Winkel dreiteilen, indem er den Sinus dreiteilte; er will's heute noch, dieser Äffling mit Bohnenverstand! Noch heute kapiert er nicht, daß man mit Zirkel und Lineal den Kreis nicht quadrieren und einen beliebigen Winkel nicht dreiteilen kann; er zitiert das Handbuch für Ingenieure und mißt die Winkel mit dem Transporteur, dieser kundige Thebaner! Und so was will die Wissenschaft umstürzen, deren ABC er nicht verstanden hat! Wochenlang — ich Unglücklicher hatte die ehrenvolle Mission, auch die Anfangsgründe von mathematischer Geographie, Astronomie, Physik in diese Bauernschädel hineinzuhämmern — wochenlang habe ich sein Gehirn damit massiert, daß Oben und Unten nur eine Relation zum Erdmittelpunkte sei; noch heute fragt dieser Botokude, worauf bei Kopernikus die Sonne steht, und wundert sich, daß sie nicht fällt! Noch heute bestreitet dieser talentvolle Knabe, daß zuerst der Rumpf, zuletzt die Mastspitzen eines fortsegelnden Schiffes unter dem Horizont verschwänden, und stellt sich die Erde konkav oder Gott weiß wie vor. Nie war ihm beizubringen, was Brennweite ist, warum die Bilder von Sonne und Mond in nahezu derselben Entfernung von der Linse erscheinen; nun faselt er tiefsinnig, Sonne und Mond hätten das nicht, was man „Entfernung" nennt, und die Sterne scheint er für Löcher in einer Wand zu halten, durch die das Kerzenlicht eines himmlischen Weihnachtsbaumes in unser dunkles Zimmer hineinblinzelt. Sonnenparallaxe, Fixsternparallaxe, Bewegung der Sonne unter den Fixsternen, das liegt alles wie Kraut und Rüben durcheinander in diesem Eskimogehirn. Die Erde müßte durch Reibung heiß werden, bei der 75fachen Geschwindigkeit einer Kanonenkugel — das wendet dieser Schlaukopf gegen Kopernikus ein. Die Erhaltung der Energie — nein, es ist einfach eine persönliche Beleidigung: stunden-, tage-, monatelang habe ich gepredigt, daß Hebel, Schrauben, Flaschenzüge die Arbeit nur anders verteilen, keine Arbeit

ersparen; heute noch, zum tausendundersten Male, kommt er mit den alten quartanerhaften Mißverständnissen und erfindet das perpetuum mobile, dieser Pithecanthropus erectus, dieser Denker mit Rückenmark und Ganglien, diese Larve der Trauermücke, dieser Sohn Beelzebubs des Dungherrn, dieser — dieser —"

Ich entließ den schnaufenden Greis aus dem magischen Zirkel. Nun weiß ich doch, sagte ich beim Verdunsten des Astralleibes, von wem Strindberg Mathematik nicht gelernt hat. Aber ich weiß auch, von wem er das Schimpfen gelernt hat. Ich glaubte schon, er hätte Eugen Dühring gelesen.

Euch aber, ihr Mitmenschen, die ihr leidet an euren Nerven und euren Büchern, euch empfehle ich dieses Blaubuch als heilsames Fangobad und schwedische Gymnastik. Wir sind alle so sensitiv geworden, so andächtig zum Leben, so spinozistisch begreifend, so spinnewebig behutsam im Denken, so abgeneigt allem lauten Ja und Nein. Hier habt ihr von alledem das Gegenteil: fossile Logik, vorsintflutliche Schlüsse, brutale Fäuste, dröhnendes Kampfgeschrei: hie Welf, hie Waiblingen! hie christliche Wahrheit, hie gottlose Fälschung! Von der tausendjährigen Arbeit der Menschheit, von eurer eignen, jahrzehntelangen Arbeit an euch selbst erholt euch hier ein Sprung ins Primitivste des Primitiven; hier lernt ihr schlußfolgern wie ein Australneger, schimpfen wie ein Mönch, fromm sein und die Rute küssen wie ein Kind. Eine Stunde unter Troglodyten! und mit einer neuen Begierde, einer neuen Dankbarkeit werdet ihr ins alluviale Europa zurückkehren, zu den feinverzweigten Geweben eurer Wissenschaft, zu dem verstehenden Lächeln eurer Dichtung, zu den guten Manieren eures unbekehrten Heidentums.

Zur Hygiene des Musiklebens/ von Max Steinitzer

Es ist kein müssiger Versuch, die Erscheinungen des sozialen Lebens, die noch lange nicht alle vernünftig sind, in gesunde und ungesunde zu scheiden. Ja, der Publizist sollte dabei in seinem Fach nicht weniger sicher sein als der Arzt, der doch nie ein kräftiges Gewebe am lebenden Körper mit einer krankhaften Neubildung verwechseln wird. In der Natur geht die normale Entwicklung unter Mithilfe der Separation vor sich; in der Kunst sehen wir denselben Vorgang. An bestimmten Orten entstehen Spezialleistungen von Einzelnen und von Körperschaften, instrumentaler, vokaler oder darstellender Art. Das Reifen solcher Körperschaften, nachdem sie ausgereift sind, gehört entschieden zu den gesunden Erscheinungen des Kunstlebens, weil dadurch festgewordene Resultate auch außerhalb ihres Entstehungsortes fruchtbringend wirken können. Gesund ist sohin alle aus lokalen Verhältnissen, eventuell also auch lokalen Beschränkungen

herausgewachsene möglichste Ausarbeitung eines bestimmten Programms, ungesund die dem deutschen allgemeinen Uniformbestreben entstammte Sucht, an allen Orten die gleichen Künstler, wenn auch in nicht passendem Rahmen und die gleichen Werke, wenn auch mit nicht passenden Kräften, zu hören, — „auch" zu hören.

Dies süße Wörtchen „auch" ist die größte suggestive Kraft in unserm Musikleben; es verschuldet nicht nur, daß einer großen Anzahl guter, wohl auch bekannter, aber noch nicht hinlänglich berühmter Kräfte der Kampf ums Dasein erschwert wird, während manche gerade en vogue befindlichen ihre künstlerische Spannkraft oft auf halben Druck setzen, um die vielen für den Ehrgeiz nicht voll in Betracht kommenden kleineren Kunstorte alle mitnehmen zu können.

Ungesund ist auch die Uniformität auf dem Gebiet des Programms. Die Scheu, für irgend etwas einzutreten, die Furcht vor jeder „Tat", bestehe sie im künstlerischen Handeln oder Unterlassen, ist fast endemisch bei den Dirigenten geworden, obgleich freundliche Blätter das Wort „Tat" auch für die gelungene Wiederholung eines unzähligemal ausgeführten Stückes bereit haben. Hat es schon wer vorgemacht und was hat man dazu gesagt? ist die bange Frage.

So wird alles möglichst vermieden, was einer Anpassung, einer künstlerischen Rücksicht auf die Lokalverhältnisse ähnlich sähe. Selbst die Jahrhundertfeiern ändern daran nicht viel; sie fördern nur ganz selten Aufführungen von wenig oder garnicht bekannten Werken eines Meisters zutage. Anregung zu weniger uniformer Aufstellung der Programme zu geben war unter anderm der Zweck des in der Idee vorzüglichen Breitkopf und Härtelschen „Programmaustausches", zwischen deutschen Konzertvereinen. Aber die Wirkung nach dieser Seite hin blieb so ziemlich aus.

Auch in der so oft dringend nötigen Anpassung an Ort und Zeit in bezug auf Auslassungen in klassischen Werken begegnen wir selten einiger Selbständigkeit. Es gibt Chöre, die eine erhebende Aufführung von Mozarts Requiem zustande brächten, wenn der Dirigent die doch augenscheinlich nur aus konventionellen Gründen komponierte erste Fuge sich, dem Chor und den Hörern schenken wollte, die selbst bei tadelloser Aufführung nicht stimmungsvoll wirken kann. Es ist auch klar, daß Bach in der Matthäuspassion manche Chöre und belanglose Stellen der Solisten nur in Musik setzte, um vom Evangelientext nichts auszulassen. Für den historisch unbefangenen nur mit dem Geschmack urteilenden Hörer sind einzelne kurze achtstimmige Chöre wie gleich zu Anfang „Ja nicht auf das Fest" und „Wozu dienet dieser Unrat" einfach unmöglich und stimmungsmordend, ebenso die vier kurzen Chorstellen, während Christus am Kreuze verscheidet, oder der das Ende aufhaltende textlich-dramatisch überlahme Chor „Herr, wir haben gedacht." Aber welcher Musikdirektor wagt es, alles kurzweg zu streichen, was er nicht mit künstlerisch-reinem Gemüt singen

lassen kann! (Dafür wird die in italienische Süßigkeit getauchte Arie „Buß und Reu" unverantwortlich oft weggelassen.) Gerade durch diese Mißstände wird einem großen Teil des Publikums Unklarheit über das, was künstlerisch wertvoll ist, und zugleich die unglaublichste Heuchelei aufgezwungen.

In den Orchesterprogrammen begegnen wir ähnlicher Unselbständigkeit. Seit zwanzig Jahren liegt z. B. in Nikodés „Meer" ein Werk mit zwei selbständigen Orchestersätzen vor, die, zu ihrer Zeit alles an Effekt überbietend, sich auch jetzt noch dem Wirkungsvollsten an die Seite stellen. In all dieser Zeit ist es nicht bekannt geworden, daß jemand den eigentlich selbstverständlichen Schritt getan hätte, die im akademischen Konzert weniger beliebten Männerchöre wegzulassen und so die beiden Sätze fürs Orchesterprogramm zu retten. In den Orgelkonzerten Händels, in den vernachlässigten unter den Sinfonien von Haydn, Mozart, Mendelssohn, in denen von Spohr, Ullrich, Raff und anderen Epigonen wie Neueren sind wenigstens viele einzelne Sätze nicht nur von hohem Wert, sondern auch größtem Effekt, und ihr Herauskennen könnte einige Minuten nach Aufschlagen der Partitur erfolgt sein — ohne daß sich irgendwer die Mühe nimmt. Der wundeste Punkt sind die Ouvertüren, von derem reichen Bestand an Brauchbarem der allergrößte Teil in den akademischen Konzerten als nicht vorhanden gilt. Selbst von den ausgesprochen zum ancien régime zählenden sind viele noch höchst genießbar, wie Faust von Lindpaintner und Albin von Flotow, an deren hervorragendem tonsetzerischen Können sich Laien und Musiker erlaben würden. Natürlich dürfte man nicht den beliebten groben Unfug begehen und die erste „Faust-Ouvertüre" nennen, wenn sie der Autor Ouvertüre zur Oper „Faust" genannt hat.

Jeder ständige Dirigent kann sein Publikum erziehen, wenn das Wort mit seinem nicht moralinfreien Beigeschmack für eine so herrliche Sache erlaubt ist, wie das Erweitern der Genußfähigkeit, das Verfeinern höchster menschlicher Qualitäten zur Wertaufnahme.

Die erste Stufe der Kunsterziehung besteht darin, dem Hörer die Individualitäten unserer Großen erst durch ihre bekanntesten Werke derart lieb und vertraut zu machen, daß er auch einem ihm noch unbekannten Werk von ihnen Interesse entgegenbringt. Schon diese Stufe wird von den meisten Dirigenten gröblich vernachlässigt; höchstens daß man nach berühmten Mustern es mutig wagt, dem Publikum die erste und zweite Leonoren-Ouvertüre zu bieten, nachdem es die dritte schon kennt. Aber z. B. Webers doch recht anziehende Ouvertüren, außer den bis zu Wutanfällen der denkenden Konzertbesucher abgespielten drei Prunkstücken, sind so gut wie verschwunden. Der allerniedrigste Grad der Kunsterziehung ist ohne Frage erreicht, wenn sich die Habitués nur auf oftmal gehörte Stücke als auf alte Bekannte wieder freuen und ein unbekanntes zwischen ihnen als Niete ansehen und hören. Etwas ist natürlich auch mit diesem Be-

grüßen von Gewöhntem gewonnen, aber eben nicht viel und nichts spezifisch Künstlerisches.

Es ist betrüblich bezeichnend für die Diagnose des Zeitgeistes, daß die Ouvertüren Schumanns so ganz im Spielplan zurücktreten. Mag seine Persönlichkeit im Leben durch die niemals vollständig aufgeklärte, schon sehr früh einsetzende neurotische Störung getrübt gewesen sein; als Komponist vertritt er gerade in Ouvertüren die höchste Vollendung einer ebenso vornehmen als in der Erfindung feinen und geistvollen, tiefen und reichen menschlichen Höhenkultur, in der sich Energie und Wehmut zu fesselnder Eigenart verbinden. Die Vernachlässigung gerade derartiger feinster Persönlichkeitswerte zugunsten des, man könnte sagen klatschend in die Sinne Fallenden, ist symptomatisch für unsere Bildungskonsumenten im Konzertsaal. Selten tritt noch die an Werten wie den angedeuteten so überreiche Ouvertüre zu „Genoveva" neben der zu „Manfred" auf, die eigentlich auch zu fein ist, und die man da und dort nur einstudiert, weil ja doch einmal Possart oder Wüllner kommen, die Titelrolle zu sprechen. Fast ganz übersehen wird die hochinteressant programmatische zur „Braut von Messina", die angenehm und reizend bewegliche „Hermann und Dorothea", die klare und markig gezeichnete „Julius Cäsar", die neben anderen Werken aus der Düsseldorfer Zeit vor einem halben Jahrhundert für schwerverständlich erklärt wurden; eine seitherige Revision des Urteils hätte bloß ergeben, daß der Autor eben seiner Zeit voraus war. Dieses Zurücktreten des spezifisch Distinguierten hängt eng zusammen mit einem anderen Punkt in der strikten Befolgung der Modeobservanz. Nämlich, daß sich jeder gute Junge verpflichtet fühlt, beim eigenen Komponieren ein vollgeschüttelt Maß von „Ausdruck" zu geben, sei er auch wie der Terminus technicus lautet, seinem innersten Wesen nach ein echter Schuster, d. h. eine für rein formelles Schaffen angelegte Natur. Die Sucht, um jeden Preis mit Dampfkessel sprengender Leidenschaft etwas „auszudrücken" tritt dann zu der greisenhaft kühlen und blasierten Spekulation mit Klangfarben in unerquicklichen irreführenden Widerspruch.

Andrerseits entspricht die Unterschätzung der Form in der Musik dem natürlichen Trägheitsgesetz sowie der, bestenfalls mehr äußerlichen, Verrohungswelle, die bekanntlich über das vereinigte Deutschland hingeflutet ist. Aber auch hier ist die Unzufriedenheit die Mutter alles Fortschritts, schon kündigt sich durch sie die Besserung an. Allgemein war bei der Münchener Tonkünstlerversammlung die Bestürzung über die akustische Zyklopentechnik einzelner jungdeutscher Komponisten. Alles hat seine Zeit; die ärgsten Rüpeleien auch in lyrischen Versmaßen, in Landschaftstechnik, in Romanprosa hat man sattbekommen. Schließlich gehören wir doch alle einer unsichtbaren Gesellschaft für ethische Kultur an. Die Pflege der Streichquartettkomposition im richtigen Kammerstil durch Jungdeutsche ist allein schon ein Grund zum Hoffen. Durch die Renaissance-

bewegung in der Musik wird die Aussicht der Gesundung noch größer. Nur müssen die wiedergehobenen Schätze auch benützt werden und köstlich ist die Furcht, durch das Studium der Alten an eigener Individualität zu verlieren. Es kann doch das ursprünglichste und eigenartigste Talent nur an Ausdrucksfähigkeit für seinen Inhalt gewinnen, wenn es die Technik der Form früh beherrscht, ebenso wie etwa eine dem Volk entstammte Originalnatur gesundheitlich und menschlich nicht verliert, wenn sie mit Messer und Gabel umgehen lernt. Das Herumkneten und Wühlen begabter Anfänger in vierfach geteilten Holz-, Blech-, Streicher- und Vokalmassen ist ja meist nur die Folge der Unbehilflichkeit in Führung einzelner Stimmen. Auf die Klaviatur setzen kann sich auch wer gar nicht spielen kann. Der begabte Schüler füllt schon ganz unwillkürlich alte Formen mit einem von der Moderne berührten thematischen Inhalt aus. Um Archaismen kann es sich hier natürlich nicht handeln. Geistreiche selbständige Stimmführung und Textbehandlung, besonders die Verlegung der Charakteristik und Malerei in die Stimme selbst, anstatt bequemerer aber belangloserer Weise in den Flügel, läßt sich nirgends besser zeigen als im ausgewählten italienischen und englischen Madrigal des 17. Jahrhunderts. Von den Instrumentalformen jener Zeit sind besonders die einsätzigen, sonata, sinfonia, canzone, nützlich, weil sie dem Schüler ein Gegengewicht des für ihn schon im ersten Satz zu weiten Sonatenschemas geben, das ihn nötigt, jeden kleinen kompositorischen Hustenreiz in vier, Gott weiß wie, durchgeführten Sätzen zu verlautbaren. Es gibt z. B. kein Werk, an dem sich Prägnanz und Kürze der Motive nebst prächtiger Freiheit und Großzügigkeit in ihrer Aneinanderreihung und Verarbeitung besser studieren läßt, als G. Gabrielis Orchestersatz sonata pian e forte, 1597. (Wasiliewski, Instrumentalsätze aus dem 16. Jahrhundert. Liepmannsohn, Berlin.) Der Sinn für Form und Vornehmheit der Tonsprache läßt sich nicht besser bilden, als durch das Studium von Kammer- und Kirchenmusik des knappen, gedankentiefen und formschönen Kaldara.

Aber schließlich ist auch denen, die keine Lust zur Heranbildung ihres Sinnes für Architektonik in der Musik haben, die Möglichkeit zu gesundem Schaffen gegeben, wenn sie einfach den Mut ihrer Persönlichkeit haben, ohne Anderen nachzuahmen. Es gibt eben keine zwei Dinge, die äußerlich liebenswürdig gegeneinander, innerlich so geschworene Feinde sind als Kunst und Mode.

Von einem quasi ärztlichen Exposé verlangt man natürlich, daß wenigstens angedeutet wird, in welcher Richtung die Gesundung zu erwarten ist. Die Übermacht der Mode ist nun in all diesen Dingen so groß, daß ohne sie auch keine Hilfe zu erwarten ist. Es wird besser werden, sobald es Mode geworden ist, eine eigene Meinung zu haben. Und dies kann geschehen, wenn einmal einige der Großen den im kleinen Kreise Tonangebenden nachdrücklich zurufen: macht uns nach nicht indem ihr das tut, was wir tun, sondern indem auch ihr

euch etwas Neues einfallen laßt und das ausführt, ohne Furcht davor, was die Leute dazu sagen. Denn Furcht ist etwas Ungesundes, Mut etwas Gesundes, im Leben wie in der Kunst.

Hartleben/ von Arthur Eloesser

Es sind nun über vier Jahre, daß Otto Erich aus seiner Villa Halkyone abgeholt wurde, ein fertiger, ausgehöhlter Mann, der sich längst aufgegeben hatte und der sich gewiß nicht mehr sträubte. Das Halkyonische war seine letzte Phase, das letzte Wappen, aus dem er einen Münchener Maßkrug und ein Lichtenhainer Holzkännlein herausgebrochen hatte. Dafür erhob er mit runder gelassener Bewegung eine griechische Amphora und er wußte, daß diese Abschiedsgeste ihm gut stand. Die Halkyonier sind zufrieden mit dem Leben und mit dem Tode; haben sie gar im Schoße von Angelus Silesius geruht, so macht ihre Kontemplation keinen großen Unterschied zwischen den beiden Formen des Daseins, und sie wird im All-Einen die Grenze, die der gewöhnliche Mensch recht ungern überschreitet, überhaupt nicht bemerken dürfen. Auch dieser Abgang geschah nicht ohne ästhetische Eulenspiegelei. Wir wissen aus den Briefen an das tapfere Moppchen, mit welchen Widrigkeiten und Niedrigkeiten der Halkyonische Sänger sich auf Erden plagte; wir wissen sogar, daß auf Halkyone Zimmer vermietet wurden, vermittelst deren die Casa des Poeta Hartleben einen Überschuß abwerfen sollte. Aber so leicht Otto Erich sich auch durchschauen läßt, oder vielleicht gerade, weil er sich so kindlich offen verstellt, er macht uns immer an seine Haltung glauben, und wir bestätigen nicht nur ihm, weil wir ihn lieb hatten, sondern auch uns, daß sie auf eine gewisse Distanz immer überzeugt hat. Vor jedem steht ein Bild des, was er werden soll. So ungefähr heißt es wohl einmal bei dem großen Mystiker, der aus Frömmigkeit den lieben Gott absetzte, und Hartleben hat diesen Spruch sehr wörtlich genommen, da er vor ein schwaches, verwöhntes, eitles gutmütiges Notwesen das Bild hinstellte, in dem wir ihn verehren. Das war seine Künstlerschaft; er hat sie auf die Legende verwandt, die vor ihm herging, die er vor sich her schickte, und diese Zähigkeit, die er für keinen anderen Zweck aufbrachte, die konnte sich nur aus sehr viel Scham und Stolz und Trauer erhalten. Mich hat er zwar nicht getäuscht, der Kritiker muß Menschenfischer sein, und er liest schließlich nur so viel Bücher, um den Menschen aus allen Verstecken herauszuholen, aber ich hätte mich selbst des schönen Schauspiels einer souveränen Erscheinung beraubt, abgesehen davon, daß es sehr riskant war, wenn ich bei irgendeiner unsrer nicht allzuhäufigen Begegnungen die wirkliche Wirklichkeit des Menschen hätte ansprechen wollen, die aus einer sehr fühlbaren Melancholie sehr vernehmlich heraus schwieg. Hartleben wurde so gesehen, wie er gesehen

sein wollte; das hat er durchgesetzt, setzt es heute noch durch trotz allen posthumen Enthüllungen, die die Kenner kaum überraschten. Und so wollen wir ihm gläubig nachsagen, daß es ein Weiser, Reifer, Satter war, der aus der Villa Halkyone abgeholt wurde, wo es keine Zimmer zu vermieten gab. Ganz gewiß hat er sich auf Charons Nachen das beste Plätzchen ausgesucht, nachdem er die mäßige Reisegesellschaft mit einem spöttischen Blick über die dunklen Augengläser hinweg gemustert hatte; ganz gewiß hat er dem drolligen alten Fährmann das beste Trinkgeld gegeben und er ist da drüben mit Sympathie empfangen worden und mit der Auszeichnung, die seine überlegene Haltung verlangte. Ganz gewiß hat es nicht lange gedauert, bis ihn jeder Spaziergänger und Nektarschlürfer auf der Asphodeloswiese kannte. Denn das war eben sein Lebenstalent; er ließ sich nicht übersehen, er wußte zu imponieren. Die meisten Schriftsteller sind neben ihrem Werk recht klägliche Leute; das was sie sind, können sie in Gesellschaft nicht recht vertreten, und wenn sie nicht eine Manier annehmen, — heute bevorzugt man Korrektheit, bescheidene Farblosigkeit, beinahe Ausgewischtheit, so wehren sie sich in der Regel recht schlecht gegen ihre private Unzulänglichkeit. Als Maler, als Musiker kann jemand auftreten, aber vor den Menschen sich Dichter nennen, verleiht höchste Komik. Hartleben hatte ein Mittel, sich oder seinen Namen glänzend zu repräsentieren; er ließ sich von dem allbeliebten Otto Erich vertreten. Es war die Figur, an der er liebevoll immer weiter baute. Mit ihr mußte er schließlich auskommen, der mehr Schriftsteller als Dichter, mehr Bearbeiter als Erfinder war. Wäre ihm die Vollendung des „Diogenes" gelungen, er hätte den treuen Knecht entlassen können, der sein Herr wurde. So lebte er empirisch, was er idealisch nicht mehr schaffen konnte, und wenn man da ein System sehen will, wo Neigung und Not sich vertragen, so hat er einen Versuch gemacht, diese Figur des Otto Erich, die schon der Mitwelt Spaß machte, auch der Nachwelt einzuprägen. Er war zugleich der Dichter und die lustige Person, er forderte für beide. Dauern wollte er im Gedächtnis der Menschen, auch ohne seine Schriften, eine Sage wollte er von sich schaffen, und das wird ihm gelungen sein.

Auch die posthumen Veröffentlichungen haben sie nicht zerstören können. Der Diogenes war nicht viel, das Tagebuch war sehr wenig. Wenn Hartleben allein war, hatte er sich eben nicht viel zu sagen, und für das Ideenmagazin, das sein Ehrgeiz schon errichtet sah, langte der Vorrat nicht. Er hatte mehr Kunstverstand als Phantasie, mehr Einfälle als Gedanken, und vor allem gehörte er nicht zu den Arbeitern, die sich im Zustande fortwährender geistiger Produktion befinden. Um sich zu fühlen, um sich seiner Persönlichkeit zu versichern, brauchte er Gesellschaft, Anregung, Reibung oder Zustimmung. Damit machte er sich so abhängig, wie es ein König von seinen Untertanen ist, aber er erhielt sich auch den vollen Schein der Souveränität, das fürstliche Recht der gebietenden Laune,

und man fügte sich ihm aus ästhetischem Vergnügen als einem der schönsten, geprägtesten, bestilisierten Menschen, die uns je vorgekommen sind. Es ist mindestens das viertemal, daß ich seit seinem Tode über ihn zu schreiben habe, und immer wieder mit ungeschwächtem Plaisir schweife ich von seinen Büchern zu dem Menschen, mit dem sich so unmittelbar verkehren läßt. Er ist so unglaublich lebendig geblieben, er hat seine Form so unverletzt erhalten, daß sogar die gefährlichen Briefe von und an Moppchen sie mir nicht verwischen konnten. Diese Publikation ist viel angegriffen worden, und ich will sie weiter nicht verteidigen. Vielleicht ist sie zu früh herausgekommen, vielleicht hätte die tapfere Frau noch das letzte Opfer bringen sollen, daß sie vorläufig wenigstens auf den Abdruck ihrer eigenen Briefe verzichtete. Sie enthüllt ihn, sie sagt die Wahrheit über Hartleben, sie bringt sein Elend nach außen, sie schert sich wenig um die Pose der Souveränität, die wir alle in stillschweigender Schonung geduldet haben. Es überrascht uns nicht und es schädigt ihn nicht, daß er das Talent und sie der Charakter war, aber die früher Unorthographische, die er zu einem vornehm denkenden Weibe erziehen wollte, überwächst ihn auch an Haupt und Gliedern; sie scheint die Bedeutendere, die seelisch Fruchtbarere gegen die Trägheit seines Herzens, gegen Indifferenz und Sterilität. Dafür kann sie gelten machen, daß sie nie aufgehört hat, ihn zu lieben, und daß ihr Wert dem seinen zugeschrieben werden muß, dessen Produkt sie war. „Du, den alle lieben!" Das ist Vorwurf, Bewunderung, Verzweiflung von einer, die rütteln mußte an einer tiefen seelischen Verschlossenheit. Denn trotz allen Indiskretionen, trotz allen Rücksichtslosigkeiten, gelassenen Treulosigkeiten und freiherrlichen Privilegien, die er sich selbst verlieh, kein Mensch hat so gut wie Hartleben über sich zu schweigen gewußt. Gewiß schreit er einmal, daß er in Scherben gehen würde, wenn sie ihn nicht hält, aber dann zieht er sich wieder zusammen, kühl, glatt, undurchdringlich wie einer, der mit Scham oder Würde abwehrt, der mit seinem Letzten, Innersten nicht mehr spielen mag. Denn Reden, Erklären, Auseinanderlegen, Verteidigen das ist wieder neues Spiel, neuer Schwindel und wiederholte Grausamkeit, eine von den denkenden, räsonnierenden, zu denen seine Gutmütigkeit sich nicht verstehen konnte. Wir Menschen taugen eben nichts, und wenn wir unsere Gemeinheiten nach erklären, d. h. rechtfertigen wollen, werden wir nicht besser, sondern schlimmer.

Es ist ihm eben wie nur wenigen Menschen gelungen, ein Kind, oder besser gesagt, ein Junge zu bleiben, da man die Kindheit nach einer alten stumpfen Konvention mit einem Brimborium von Heiligkeit umgibt. Manche kommen ja schon fromm auf die Welt als Christenmenschen mit Demut, Respekt und Augenaufschlag. Es gibt Moralisten und Heuchler, die kaum laufen können. Aber im allgemeinen werden wir doch durch einem glücklichen Atavismus immer wieder als Wilde oder als Lausbuben geboren. Wir haben kein anderes Agens

als unseren Appetit, und es gehört viel Prügel und lästige Schelte dazu, bis wir begreifen, daß dieses Stück Kuchen uns nicht gehört und jenes uns nicht bekommt. „Das bekommt dir nicht, das bekommst du nicht", sagt in einer alten Berliner Posse ein besorgter Familienvater, der seiner hungrigen Frau eine Wurst wegnimmt. Auch Hartleben wollte niemals lernen, was ihm bekam, und er hat seine seelischen Indigestionen unter einer würdevollen Haltung versteckt. Ich kenne nur noch wenige Menschen, die sich in einer ungebrochenen Jungenhaftigkeit die ganze Unschuld des Egoismus bewahrt haben. Sie sind ebenso unzuverlässig wie bezaubernd, alles kleine Fürsten, die einzigen von heute, weil sie unter lauter erzogenen, vorsichtigen, konsequenten Leuten ihre Laune gebieterisch spielen lassen. Hartlebens Mutter, deren wundervolles Tagebuch die neue dreibändige Ausgabe eröffnet, hat mit sehender Liebe ihres kleinen Otto Erich Geschick vorgezeichnet, sie hat im voraus alle Bitterkeiten durchkostet, die Moppchen dann als zweite Mutter zu schmecken bekam. In ihren Notizen, die mit der Geburt des Kindes beginnen, steht nichts anderes als in den Dokumenten der traurigen Ehestandsgeschichte. Otto Erich ist faul, flüchtig, zerstreut, unzuverlässig, anspruchsvoll und er will immer den souveränen Herrn spielen. Aber reizend ist er mit verdorbenem Magen, wenn er sich trösten und streicheln läßt, und trotz aller Ungeduld und Erbitterung, man läßt sich immer wieder von ihm verführen, man muß ihn lieb haben. Die Mutter war eine gute Christin, eine strenge Protestantin, sie erschrack vor diesem Heidentum, das allen Wassern widerstand. Auch Otto Erich hat sich einmal heiligen wollen, als es so in der Luft lag, wie er auch einmal sozialistisch zu fühlen suchte, und in einem seiner besten Gedichte hat er dem Karma den bei ihm besonders kräftigen Lebensappetit aufgekündigt. „Ein Narr nur wähnt, auf Erden Glück zu stehlen". Dabei mochte er sich kinderrein und engelgleich vorkommen, aber lange haben solche Stimmungen nicht vorgehalten, und seine Lehrjahre, wenn er welche hatte, haben ihn nicht wie Wilhelm Meister in die Gesellschaft der Entsagenden geführt. Altäre hat er nie zertrümmert; als Künstler, als Stilist von Gesinnung war er eigentlich konservativ, aber er hat etwas besonders Heidnisches für mich behalten. Es lag in seinem Gang, in seiner Haltung. Der große schöne Mensch, der immer zu spät kam, als brauchte er mit unserer plebejisch hastenden Zeit nicht gleichen Schritt zu halten, trug das Haupt eines skeptisch gütigen Cäsaren, der dem Volke gern Spiele gibt und auch Brot, wenn es zufällig vorhanden ist, und er liebte es immer mehr, dieses fein geschnittene Gesicht mit der edlen geraden Nase, mit den gottlos lächelnden Lippen, mit den von dunklen Gläsern beschatteten blauen Augen in die Stille der Betrachtung herab zu neigen. Wir haben ihn in Treptow begraben an einem ersten hellen Frühlingstag, als alle Spatzen durch die kahlen Bäume pfiffen, wir haben seine Aschenurne in einen gleichgültig gemeinsamen, unsäglich häßlichen Schrank gestellt,

aber das war nur praktische Wirklichkeit, und wenn ich ihn suche, wir sprechen noch so oft von ihm, finde ich ihn immer auf der Asphodeloswiese, sehr würdig wandelnd und in eine weiße Toga gehüllt, der er sofort den richtigen klassischen Faltenwurf zu geben verstand.

Wie leicht man ihn auch zerlegen könnte, er bleibt ein Ganzes, er behält seinen Nimbus, er ist immer Persönlichkeit, so wenig zu übersehen, daß er sich kaum auf den Sockel seines Werkes zu stellen braucht. Nun hat ihn sein Freund Heitmüller in Auswahl dreibändig herausgegeben mit einer Vorrede, in der vom Schicksal die Rede ist, welches den Menschen erhebt, wenn es den Menschen zermalmt. I. Lyrisches. II. Episches. III. Dramatisches. Jeder einzelne wird da manches hinweg und manches hinzuwünschen, aber keiner wird gegen diese saubere und selbstverständliche Anordnung pedantische Bedenken erheben. Die drei Bände lesen sich überraschend gut, und ich habe auch von den vertrautesten Seiten keine überschlagen. Hartleben hat weder die lyrische noch die dramatische Gattung durch tiefere Erfindungen gefördert, aber er hatte in hohem Maße das, was man Geschmack nennt oder früher so nannte, diesen von Barbarei höhnisch angegrunzten Begriff, den man schleunigst wieder in seine alten Ehren einsetzen soll. Der Erzähler ist immer noch ein Einziger. Man hat da eine Menge weggelassen, und auch was stehen blieb, ist nicht vom gleichen Rang, aber ich habe mich doch wieder zu fröhlichster Genugtuung überzeugt, daß die beiden Geschichten von der Lore nach Unsterblichkeit schmecken. Das neue Berlin hat so wenig künstlerische und literarische Existenz. Auf sein unvergleichlich häßliches und nüchternes Quartier latin hat Otto Erich einen Schein von Grazie und sinnlicher Freiheit geworfen. Gutwillige Übertreibung pries ihn als den deutschen Maupassant; er war es auch auf hundert Seiten, während der andere das Hundertfache an allerbester Prosa ließ. Dafür bekam er seine Büste im Park Monceau, dem elegantesten von Paris, wie es sich für den großen Snob gehört, eine Büste mit dem jungen Mädchen darunter, das eine Liebesgeschichte gierig einschlürft und dabei, soweit es in Marmor anständig ist, seine Dessous zeigt. Für Otto Erich fordere ich nicht so viel und ich sehe auch noch lange nicht die Zeit der Vorurteilslosigkeit, die ihre Liebe zur Lore, die eine Lügnerin war und eigentlich Berta hieß, vornehm in Marmor bekennen würde. Aber wenn die Berliner Studenten, die heute so viel Nützliches treiben, die den Alkohol und sonstige historische Laster abschaffen, einmal etwas sehr Unnützes, sehr Hübsches, sehr Graziöses machen wollen, so sollen sie in diesem charakterlosen lateinischen Viertel unter einem Paar Bäume, die sich vielleicht noch finden werden, dem väterlichen Freunde der Lore einen einfachen Stein setzen mit seinem Medaillonporträt als optime merito de civitate academica.

Berliner Sezession/ von Oskar Bie

Als vor zehn Jahren die Sezession hier ihr Werk begann, verkündete sie kein Programm, sondern bedeutete nur die allgemeine Befreiung vom akademischen Schema. Schon damals setzte sie sich mit Klinger, Böcklin, Thoma, Liebermann und den Impressionisten aus einer sehr gemischten Schar zusammen, die weiter keinen Nutzen von ihr hatte, als daß sie in kleinerem Kreise eigener dastand als in größerem. Inzwischen ist die Sezession das Reservoir aller neuen malerischen Interessen geworden, ohne Wahl und Rücksicht, sie hat die historischen Absichten gepflegt, sie hat dem Neo-Impressionismus das Wort gegeben, sie hat die Schüler von Cézanne und van Gogh und Gauguin geliebt und hat schließlich ihren alten Mitgliedern, die sie nicht abstieß, wenn sie nicht selbst abfielen, alle Entwicklung freigestellt. Sie ist ein Haus geworden, kaum noch ein Begriff, nichts weniger als eine Tendenz. Die Hälfte, zwei Drittel ihrer Bilder könnten auch in Glaspalästen hängen, in wenigen Jahren vielleicht alle. Das Prinzip eines intimen Genusses, einer psychologischen Aufhängung, hat sie längst fallen lassen. Diesmal ist es fast ein Gegenprinzip geworden, Brutales und Ruhiges, Archaisches und Revolutionäres so untereinander zu würfeln, daß ein empfindender Mensch Schmerzen der Augen und des Geistes leidet. Klaubt man die Bilder auseinander, so hat man eine lange Skala von Anschauungen und Techniken vor sich, die sich nicht mit einem Maßstab messen lassen, und die nichts weiter bedeuten, als was im Durchschnitt in den Ateliers der Mitglieder und zufälliger Gäste gearbeitet wird. Weniger noch. Denn der Jahrmarkt verdirbt. Er verleitet zu einer periodischen Produktion, um dabei zu sein. Er verleitet zu Sensationen, um hervorzustechen. Er gibt unweigerlich eine ungerechte, weil vom Raum und Rücksichten abhängige Auswahl des Geschaffenen, und diese Ungerechtigkeit stachelt wieder zu neuen Überstürzungen und Renommagen an, die die Modehetze auf ihr letztes Tempo bringen. Die Ausstellung verhindert das ruhige Reifen und den gediegenen Ausbau und überspannt die Kräfte bis zur Erschöpfung. Gewiß, wovon wir leben, ist der Wechsel. Aber der Wechsel wird zur Absicht und ruiniert den Charakter.

Ich fühle es am eignen Beruf, wie traurig es ist, für diese ganze Breite von Anschauungen und Techniken ein Herz zu haben. Im Schildern solcher Ausstellungen liegt die Trostlosigkeit unserer vielseitigen Kunst. Vielleicht habe ich ein Organ für den Liebermannschen Strich oder für die Farbmodellierung Beckmannscher Akte oder die Rhythmik Hodlers — das ist schon sehr viel. Da ertappe ich mich vor einem stillen Thoma und, halb aus Opposition, halb aus Jugendsentimalität, entdecke ich in mir eine verständnisvolle Schwärmerei für diese poetische Seele. Ich diskutiere mit mir über Technik und Poesie, und schon

gewinnt mich irgendein Bildchen einer im Profil gemalten bleichen Brünetten, mit Pelzhut, mit ätherischen Händen, mit olivgrünem Stoff, der Typus eines etwas krankhaft zarten, verdeckt sinnlichen Mädchens, das der Maler Tewes geschickt in seine bleibende Erscheinung, in seine getönte Harmonie gebracht hat. Es ist gar kein wichtiges Bild, es ist ein angenehm stofflicher Reiz. Soll ich weiter diskutieren über Stoff und Technik? Diese wenigen Minuten haben mich zerrissen und aufgebraucht. Ich habe mir durch mein Handwerk den Mut verdorben, mit meinen Instinkten mich zu vertragen und mit den Idiosynkrasien abzurechnen. Ich habe durch meine Allerweltsbildung mir eine Güte anerzogen, die die Flauheit der Kunst um keinen Grad höher temperiert. Verflucht sei das Alles-Verstehn. Verflucht diese jährliche Gelegenheit, auf der Leiter der Kunst, ohne sich nur den Fuß zu verstauchen, herauf und herunter zu voltigieren. Durch das Schreiben kam der Markt. Durch den Markt das Schreiben. Jetzt ziehen wir unserer Sünde Frucht. Alle wissen alles und wir ertrinken mitsamt.

Doch genug. Was liegt an uns! Man kennt die Geschichte vom christlichen und jüdischen Krankenwärter, für den man nach Gefallen den Kritiker einsetzen kann. Auf die Frage des Arztes nach dem Befinden des Patienten antwortet der christliche Krankenwärter: „Er hat eine sehr unruhige Nacht gehabt". Der jüdische aber, der die nächste Wache hat, sagt: „Was meinen Sie, was ich für eine Nacht gehabt habe!" Seien wir christlich. Suchen wir im Leiden zu helfen. Nehmen wir das Kreuz auf uns, dann aber reden wir zum Guten.

Ich habe mir den Kalvarienberg diesmal mit Fleiß eingerichtet. Ich habe aus der ganzen Ausstellung mir die zwölf Stationen nebeneinandergelegt, um sie abzuwandeln. Von links bis rechts, vom Genre bis zum Stil. Ich nehme alles auf mich, denn der Patient ist die Hauptsache.

Selbst Baluschek soll zu seinem Rechte kommen mit seinen Volksfiguren IV. Klasse oder gar ohne jede Klasse. Ich sehe, wie er sie zeichnet, nach Beobachtung, ein Notizbuch. Jede Malerei schalte ich aus. Er ist ein Journalist des letzten Standes. Auf der untersten Leiterstufe. Ich wage, ihm einige Feuilletonisten anzureihen. Zuerst Block mit einer Odaliske im Separeestil und dann einem lesenden Mädchen. Breyer malt lesende Mädchen, König malt lesende Mädchen, Oppler malt lesende Mädchen. Alle lesenden Mädchen sind Porträts. Bisweilen sind sie es mehr, bisweilen weniger. Sie sind Genrebilder geworden, nützlich und angenehm. Der Bürger hat an ihnen seine Lust. Breyers Fülle und Königs Stilgefühl sind in ihnen absorbiert. Sie hängen im Zimmer und blicken anspruchslos auf ihre Originale. Jetzt hänge ich Oppenheimers orientalisches Porzellan daneben. Es ist flott gemalt, mit dem spiegelnden Schränkchen. Baluschek schämt sich und Oppenheimer hat den Vorteil. Man sagt mir, das sei gleichgültig.

So gürte ich mich deutsch. Thoma malt einen stillen Morgen am Gardasee

und Trübner dergleichen am Starnberger. Bei jenem sind die Akkorde unter dem Lied in Schubertschen Harmonien, bei diesem in Wolfschen. Aber Lieder sind es, Klänge aus dem Gemüt. Ich weiß genau, daß ich sie gern sehe und daß mir ihr Unterschied nicht viel macht, denn auch in ihnen ist ein heimliches Genre, ein Stoffliches, das der Deutsche immer vor dem Technischen empfindet, welches ihm nur ein fügsames Mittel wird. Den Deutschen wird man nicht beikommen ohne dieses Stofforgan. Sie sind keine Stilkünstler, sie haben etwas zu sagen, die Malerei ist eine ihrer Sprachen, nicht so gut als die Musik, aber immerhin eine. Böhle archaisiert: in Bildnissen und Pferden. Er spricht wie seine Dürerschen Vorfahren. Dieses ist die letzte deutsche Stilmöglichkeit: nämlich Form sagen zu wollen, Form der Menschen und Tiere, scharf und klar, Form als Stoff, wie in der Musik. Dies sage ich so kurz: und es ist doch eine andere Ästhetik als die der bloßen Pinselmaler. Man stelle noch Veth dazu, den präzisen holländischen Menschenkenner, und Josephson, den ersten schwedischen Sezessionisten. Beide sind in ganzen Porträtgruppen da. Sie wollen nichts als den Menschen stofflich verewigen. Trocken und wahr. Nur um der Sache willen, wie Wagner das Deutsche definiert.

Und doch welche andere Ruhe und Größe ist in Kalckreuths Porträts, welche Sicherheit des Deutschen! Sie sind in dieser Ausstellung ein Wunder an Reinheit und Reife. Auf meinen Kalvarienberg tritt segnend sein Damenbildnis, das lebensgroße im Zimmer: wie die Figur da steht, wie unwillkürlich auf ihrem Wege durch die perspektivisch und koloristisch leicht abgesetzten Zimmer aufgehalten, um dem Maler eine Vision des Lebens zu geben. So groß und doch so reich, so ruhig und doch so intensiv, ein Mensch, ein Schicksal und doch ein Bild mit all der gewordenen dekorativen Patina der Gegenseitigkeit von Wohnung und Bewohner. Deutsch und doch ewig. Muß ich eilen? Liebermanns Rathenau springt mir entgegen. Sein Kopf glüht von Energie in der fast eisigen Umgebung dieses Milieus, seine Muskeln fiebern, sein Wesen ist zum Sprunge bereit. Nie ist eine größere, isolierte Plastik erreicht worden. Liebermanns holländische Gasse ist in die Dimensionen gewachsen. Sie, die wir in ihren Skizzen wegen ihrer leidenschaftlichen Akzente liebten, ist ein Bild geworden, in dem sich Erfahrungen sammeln, fast zu ruhig sammeln für das Tempo des lebendigsten aller Meister, der sich gern mit der stillvergnügten altväterischen Mummeligkeit von Israels umgibt. Einen Blick in Uhdes Garten: die Töchter im Grünen, ein empirisches Stück Alltagsleben, gesättigt von den Reizen, die das Auge von früh bis spät an derselben Stelle aufnimmt. Einen Abschiedsgruß an Leistikow, von dem eine chronologische Auswahl in einem besonderen Saal die Stimmung bannt: unendliche Ruhe, Mitte des Lebens, Mitte der Kunst zwischen Substanz und Atmosphäre, Mitte aller Veranlagungen zwischen Genie und Schule, stille waldumstandene Seen ohne Menschen. Dies ist die Station der Väter der

Sezession. Der in der Mitte stand, hatte sie ins Leben gerufen. Sie ist von ihm nach allen Seiten hinausgegangen. Nie fühlte ich so die Wehmut seiner Bilder, als da diese ganze tolle Gemeinde einen Augenblick vor seinem Grabe innehält.

Es reißt uns weiter. Ich hätte Corinth beinahe vergessen, es ist so verwirrend. Er hat eine zweideutig dicke Bathseba, einen lockenden Orpheus und eine überraschte Susanne. Ich bewundere die tüchtige Technik des Bathsebakörpers, den Kopf des Orpheus und die Physiognomien der Susannenmänner, aber es zwingt mich keine Phantasie bis zu Ende: Corinth kann viel und dichtet etwas (wenige dichten), aber er ist zu robust für seine Phantasie und diese zu leicht für seine Technik.

Eine Reihe: Ulrich Hübner fertigt immer sympathische, angenehm belebte Landschaften, wesentlich geschickt, früher nach Art des späteren Monet, später nach Art des früheren. Brockhusen hat einen guten Einschlag von van Gogh: seine temperamentvolle Natur leuchtet in radikaler Farbe. Rösler hat Liebermannsche Nuancen: sein Strand rauscht von Farbe und hat den Schmiß des Könnens. Curt Herrmann zähmt von Mal zu Mal die Kravattentechnik der Neo-Impressionisten zu geschmackvollen Stilleben von Blumen und Schneedächern. Alles dies sind gute Tänzer.

Eine andere Reihe: Ludwig von Hofmann läßt sein altes sinniges Lied von paradiesischen Wesen in Licht und Schatten klingen, nicht ohne dem Geschmack der Zeiten nachzugeben, die Körper substanziell, die Malerei von heiterer Dekoration. Brandenburg bindet seine symbolischen Figuren in Netze paradoxer Poesie: oft maßlos ausgebreitet und leer genug, diesmal in den Danaiden aber bemerkenswert glücklich, so daß das vergebliche Schöpfen im Auf und Ab des Wassers einen wirbelnden Rhythmus erhält. Beckmann zeigt eine Sintflut, ein Messinaerdbeben, eine Auferstehung, alles in einen grüngrauen Ton gebunden, alles von letztem Ernst, aber doch ohne jedes Kompositionsorgan. Die Vision seliger Reigen über zivilen Menschen, die die Auferstehung empfinden, leidet an einer Inkongruenz zu voller Akkorde, Messina an schlechter Regie, die Sintflut ist ein Etikette — aber sie enthält eine Körpermalerei von so genialer Flutung der Farben und Sicherheit der Modellierung, daß man an diese nah betrachteten Details alle Hoffnung für den Aufstrebenden zu knüpfen hat.

Eine dritte Reihe: Brühlmanns sitzendes Mädchen à la Maillol, Frietz' derbe neufranzösische Landschaftstechnik, Hans Hoffmanns Dame à la Matisse, Verhoevens Dame à la Toulouse-Lautrec, Pechsteins gelbe Tuchphantasie à la Gauguin, die Schule, die E. R. Weiß mit Akten und Stilleben bei Cézanne durchmacht, den er verlieblicht — es ist die Generation, die an der Zeit ist. Der scharfe Flächenstil Cézannes und van Goghs hat es ihr angetan: die Ablösung des Netzhaut-Impressionismus durch den Mut des reinen Klangs. Ein auf

gelb gestimmtes Bücherstilleben van Goghs mit roten Akzenten und eine unvollkommene, aber genial kühne Badendenkomposition von Cézanne mit bebend frischer Landschaft und wilden roten Fleischlichtern stehen wie angebetete Vorbilder vor diesen Jüngern.

Die letzte Reihe: die einfach Dekorativen. Wohin Vuillard zu rechnen ist, mit seinem zarten Sinn für das Meublement von Zimmern, Natur und Menschen, Le Beau mit dem scharfen großgereimten Ätnabilde, der philiströs pedantische Strathmann, der graziös spielende Walser, der miniaturhaft lehrende Orlik, und Klimt, der eine weiße Dame zu einem Teil der Architektur des Hintergrundes zu machen versteht.

Hier am Ende thront Hodler: der Neugrieche. Sein Monumentalbild der Jenenser Freiwilligen ist ein auflebender Parthenonfries, Projizierung der Perspektive und orchestische Ausgestaltung des Typus, die Farbe wird zum Vers, die Stellung zum Inhalt. Ein eigener Kopf: er hat den unverdorbnen Sinn für den Stil der Bewegung, seine Figuren schwingen von einem Rhythmus, der in seiner äußersten Spannung festgehalten ist, sie sind Akkumulatoren mimischer Kunstwerke, und seine moderne Farbe tut nichts als diese Gebilde durch den Klang zu verstärken. Es bleibt eine Synthese unserer musikalischen und unserer rhythmischen Sehnsucht. Nicht ohne Doktrin, aber stilbildend inmitten eines Chaos strebender Einseitigkeiten.

Wir sind durch. Ich habe nicht vom Malen sprechen können, sondern nur von den Malern. Legt man alles zusammen, so sieht man, daß es sich gegenseitig aufhebt. Die weiße Farbe wird aus dem Serpentinkreisel, wenn man ihn in Bewegung setzt. Kreiselspielen! Mit der Peitsche! Welche Beschäftigung. Aber was will ich? Die Differenzierung ist eine Notwendigkeit, die ich nicht ändern kann. Beklage dich nicht weiter, wähle und richte. Ich richte die Nachahmungen. Wenn ich aus den Sälen komme, in denen nichts hängt als Variationen von Teniers, Holbein, Cézanne, van Gogh, Leibl, Liebermann, Monet und Signac, und ich sehe die Moden nnd Richtungen, die durchgehetzt werden, um sich nur zu überwinden, so stehe ich fest vor den Eigenen, die Kulturen in sich aufnahmen, um ihren Charakter damit zu nähren und sich unbeirrt durchzubilden. Sie geben Ruhe und Hoffnung: Kalkreuth, Liebermann, Hodler — immer noch jeder in seiner Art. Aber ihre Art ist ganz und eigen. Sie wissen was sie wollen, und können, was sie tun. Eine moralische Kraft geht von ihnen aus. So heißt die letzte Erhöhung des Lebensgefühls, zu der die Kunst fähig ist. Ich sage nicht: werdet wie diese. Denn das Wie ist gefährlich. Sondern: diese sind da.

Das Wirtshaus von Österreich/ von Karl Albrecht

Wir fahren zum Stelzer nach Rodaun. Durch den lang hingestreckten Lärm der Mariahilferstraße; durch diese Stromschnellen des Mittelstandes, der hier in hunderttausend Alltäglichkeiten uns umschäumt. Draußen bei den letzten Häusern ist es dann, als ob eine Türe plötzlich aufginge. Da öffnet sich das Land, da wird der Himmel weit; von ferne schimmern die Höhen des Wienerwaldes und durch die Luft weht der Atem des Mai. Seitab der Straße, jenseits der Wiesensenkung lächelt Schönbrunn zu uns herauf. Über das Schloß hinaus prangt die feierliche Anmut der Gloriette am Firmament. Wir fahren durch das stille, noble Hietzing. Blühende Gärten, Sommerpaläste aus den Tagen der Maria Theresia, Biedermeier-Häuschen und blühende Gärten. Weiter hinaus durch Lainz und Speising, alte Bauerhütten und neue Cottagevillen. Wir fahren am Rosenhügel vorüber, dann hinunter in die kleine Ortschaft Mauer, dann noch eine enge gewundene Straße bergan, zwischen Gärten, in denen der Flieder duftet. Auf der Graskuppe droben rasten die Pferde ein wenig. Nun sind wir den Bergen nahe. Der Wind trägt den Laubgeruch der Wälder zu uns her. Vor uns in der Tiefe, an die ersten Hügel geschmiegt, weißblinkend das Dorf Rodaun.

Drunten, beim Stelzer eine wirr drängende Auffahrt. Fiaker, Equipagen, Automobile, Kutschierwagen. Beinahe wie vor dem Lusthaus im Prater, oder vor dem Pavillon d'Armenonville im Bois du Boulogne. Dies ist nichts als ein altes Wirtshaus. Eine ländliche Diele, im Stil der Kaiser-Franz-Zeit wienerisch; ein paar behagliche altmodische Stuben, allerlei neuer Zubau an Veranden und Terrassen. Ein Garten, der den Hügel erklettert, daran das Haus sich lehnt. Dreißig Wirtschaften gibt es im Wienerwald, die schöner und lieblicher gelegen sind als diese hier. Die Gegend ist reizend, aber sie wird von dreißig anderen hier herum an Reiz übertroffen. Hier ist auch kein Ausgangspunkt, hier führt kein Weg zu populären Landpartien. Man kommt eben nur heraus, um beim Stelzer zu sein. Der ganze Garten schwirrt von eleganten Menschen. Alle sitzen da unter den blühenden Kastanienbäumen und trinken Kaffee, sitzen dann im obern Garten und soupiren.

Kleine Buben in Uniform, von Vater und Mutter, von Schwestern und Tanten umgeben und umzärtelt, verschlingen gierig ihre Eisschokolade, ihre Erdbeercreme und Kuchen. Zehnjährige, zwölfjährige Buberln, fünfzehnjährige, sechszehnjährige Burschen. Sie sind ungefähr wie die Theresianisten angezogen. Österreichischer Offiziersrock, silberne Litzen am Kragen, österreichische Offizierskappen. Brave, saubere Gesichter, die manchmal die Züge bekannter Familien tragen. Der Kleine da mag ein Liechtenstein, der andere hier ein Auersperg sein, der hübsche Pagenkopf dort ein Taxis. Diese kleinen Buben werden nebenan in der

Jesuitenschule erzogen. Fünfzig Schritte vom Stelzer liegt das Kalksburger Kloster, darin diese Kinder aufwachsen, die jetzt schon so offiziell und so österreichisch aussehen.

Kalksburg . . . in dieser Küche wird der österreichische Geist zubereitet, wird gemischt und gewürzt, gedämpft und abgebrüht. In die Jesuitenschule gehen alle, die geboren sind, dieses Land zu regieren. Katholische Verhaltenheit, Kunst des Lavierens, innerliches Gebundensein, Technik der kleinen Lüge und der feingesponnenen Intrigen, Demut und Beschränktheit, Stolz und Gehorsam, Andacht, Aberglaube, Snobismus, Weisheit und Mißtrauen, Liebe zu allem Hergebrachten, Widerstand und Tücke gegen alles Neue, und noch viele andere Dinge werden hier in die Menschen gepflanzt, Dinge, die man bei uns sogleich begreift und erkennt, wenn man nur „Kalksburg" sagt. Hier wuchsen die Gegner Josefs des Zweiten auf, hier wurden die Minister des Kaisers Franz, die Diplomaten des Kaisers Ferdinand, die Ratgeber, Botschafter und Statthalter Franz Josefs erzogen. Von hier aus nahmen sie ihren Weg.

Und ihr erster Weg war immer zum Stelzer. Hier ward, in der Kalksburger Jesuitenschule, der staatsmännische Geist gebildet, der die Habsburger Monarchie vom Deutschen Reich löste, der nach Achtundvierzig die Reaktion verhängte, der auf den lombardischen Schlachtfeldern unser Blut vergoß, der gegen das protestantische Preußen trieb und uns zu Königgrätz brachte. Hier wird das pfaffenbeherrschte, christlich-soziale Österreich jetzt machtvoll wieder aufgerichtet. In dieser Waffenschmiede der Jesuiten wird unser Adel für Rom und seine Kirche gerüstet.

Aber wenn sie noch kleine Buben sind, und ihre Eltern herausgefahren kommen, um sie zu besuchen, dann werden sie zum Stelzer geführt. Es ist ihr erster Weg. Dann sitzen sie hier im Garten und essen Gefrorenes und haben liebe, saubere, brave Gesichter. Die Väter sitzen wohlwollend dabei, schauen zu wie es den Kindern schmeckt und denken der eigenen Jugend: Kalksburg, die Jesuitenschule, die Uniform, und die Jause beim Stelzer. Diese kleinen Buben werden aufwachsen, werden dann zur Universität oder auf die Orientalische Akademie gehen, oder sie werden bei den Windischgrätz-Dragonern dienen. Dann werden sie mit ihrer ersten Geliebten, mit einem hübschen Balletmädel, oder mit einer herzigen Choristin, oder mit einer französischen Varietédame im Fiaker fahren. Über die Mariahilferstraße, am Schönbrunner Schloß vorbei, durch Hietzing und Mauer nach Rodaun, zum Stelzer. Sie werden irgendeiner Botschaft attachiert sein, in Buenos-Aires oder in Peking, sie werden in die Statthalterei eintreten, bei irgendeiner Bezirkshauptmannschaft in der Provinz, oder sie werden in einem Ministerium arbeiten; und wenn sie dann im Frühling auf Urlaub nach Wien kommen, werden sie wieder im Fiaker zum Stelzer fahren. Sie werden irgendeine Prinzeß oder eine Komtesse heiraten und sich

im Wonnemond, vor dem Derby jedenfalls, mit ihrer Frau beim Stelzer sehen lassen. Dann kriegen sie Kinder, die wieder nach Kalksburg zu den Jesuiten in die Schule müssen, und die kleinen Buben führt man dann wieder in den Gasthausgarten her, damit sie Gefrorenes essen zu ihrer Erholung vom Studium. Sie werden Hofräte und Sektionschefs und Generale und Leibgarde-Kapitäns, und wenn man an linden Frühsommerabenden unter freiem Himmel „nachtmahlen" will, oder zum Kaffee ins Grüne fahren, dann ist es wieder zum Stelzer. Denn man ist konservativ und treu. Seinem Gott, seinem Kaiser, seinen Jesuiten, seinem gewohnten Weg und seinem Wirtshaus. Sie werden Minister und Exzellenzen und Statthalter und Gouverneure, halten die Schnüre der großen Politik in der Hand, haben feine und delikate Geschäfte auszuführen, mit fremden Diplomaten, mit irgendeinem Parlamentarier oder mit einem Börsenbaron; Angelegenheiten, die man vorerst ganz vertraulich, ganz privat behandeln muß und ganz gemütlich. Da gibt man solch einer Konferenz, in der manchmal das Schicksal Österreichs ein bißchen entschieden wird, den harmlosen Charakter eines Soupergespräches, den Anschein zufälliger Begegnung, und man plaudert beim Stelzer draußen in einem Gartenzelt, wenn's Sommer ist, oder in einer der behaglichen Altwiener Stuben, wenn ringsum der Schnee auf den Bergen liegt.

In diesen Stuben sind die Wände bedeckt mit Photographien. Prinzen und Prinzessinnen, ungarische Magnaten, polnische Schlachzizen, wienerische Geldfürsten, Theaterköniginnen, berühmte Tenoristen, populäre Komiker. Eine Galerie, die verschollenen Ruhm und versunkene Macht wieder ins Gedächtnis bringt, und Gesichter zeigt, die in den Sechziger- und Siebzigerjahren des vorigen Säkulums lebendig und bekannt gewesen; Gesichter, die heute lebendig und bekannt sind. Auf jedem Bild Unterschrift und Widmung an den Wirt. In diesen Stuben sind Geheimnisse der Monarchie besprochen worden, diese Wände haben den Klatsch der großen Gesellschaft gehört und das Flüstern galanter, vornehmer Abenteuer.

Der schmale Weg vom Kloster her hat die Leute zuerst zum Stelzer gebracht. Kloster und Wirtshaus, Kirche und Lustbarkeit, das ist eine uralte katholische Nachbarschaft. Mit den Adeligen sind die Kokotten gekommen, mit den Kokotten die reichen Bürgersöhne, die Sprößlinge der großen Bankhäuser; es kamen die Fabrikantenfamilien vom Grund, es kam die prunkvolle Finanzwelt, die Künstler kamen, das Theater, einfach alle.

In diesem Garten, der von Menschen schwirrt, ist ganz Österreich beisammen. Österreichs Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Die Männer, die das Land regiert haben, die es regieren und die es einst regieren werden. Alle zusammen sind sie Schulkameraden von Kalksburg her. Das sitzt hier beieinander, jetzt, wie in den Tagen des Kronprinzen Rudolf, wie in den Tagen des Sechs-

undsechziger-Krieges, wie in den Jahren Radetzkys, wie im Vormärz, als Kaiser Ferdinand noch regierte. Das plaudert wie einst, sieht aus wie damals und denkt nicht viel anders, als man immer schon gedacht hat. Kennt sich untereinander, ist wie eine große Familie; und der Frühling duftet wie einst.

Wir fahren heim. In den Gärten singen die Amseln, über die jungen Saaten zuckt der Schwalbenflug dahin. Oben auf der Anhöhe liegt das kaiserliche Wien vor den berauschten Blicken. Dunst und Staub schwebt über der Stadt wie ein feiner, hellgrauer Schleier, aus dem die Turmspitzen in der Abendsonne funkeln. Unübersehbar und mächtig ruht die Stadt in der Ebene, verschwindet am fernen Horizont, als breite sie sich über das ganze Land hin. Wir schauen zurück in das Tal, das wir verlassen, sehen die weiße Front des Klosters aus den Baumwipfeln des alten Parks schimmern, sehen Rodaun sich an den Fuß der Berge schmiegen. Dort unten haben wir den Extrakt dieser Heimatswelt geschaut, haben ihr Inhaltsverzeichnis gelesen, die Überschrift aller Kapitel ihrer Geschichte und ihrer Romane.

Und die Pferde traben.

Junius/ Chronik: Eintracht und Fortschritt

Seit Bismarcks Verabschiedung haben wir zum erstenmal einen Kanzler, der Geist hat. Ist das kein Glück für das deutsche Volk? Seit Jahren kennen wir die Formen dieses Geistes, atmen wir den Duft der Scholle, auf der er gewachsen ist, kennen wir den Geschlechtscharakter dieser vom Geist bestellten Staatskunst: und sollten uns des nicht freuen? Vom Geiste regiert werden! Göttlicher Plato, dein Reich nahet . . Die Vorstellung klingt absonderlich in diesem vom Materialismus der Interessen beherrschten Neu-Deutschland. Der Markt ist erfüllt vom Gekrächz der Verlust- und Gewinnrechner; die beamteten Stützen von Thron und Altar sind längst in diesen Strudel gezogen; leidenschaftliche Gemeingefühle haben brutal geäußerten Gruppengefühlen Platz gemacht; das ganze öffentliche Leben ist von grellster Deutlichkeit und Absichtlichkeit. Von Bülows zwei Vorgängern hatte keiner Geist genug, diese deutsche Furie der Zersplitterung und Parteiung zu bannen; weder Geist noch das Fleisch des Geistes: den Willen. Caprivi war ein nüchterner, wenn auch tüchtiger Troupier; er hatte Verstand aber keinen Geist; er sprach zum Verstande aber nicht zum Herzen. Er konnte zuweilen überzeugen aber nicht begeistern; ein großes Ziel nicht mit solchem Überschwang darstellen, daß er die entscheidende Masse des Publikums in der Mitte in Bewegung setzte. Wenn seine Phantasie in Schwingung geriet, gab's höchstens ein Bild aus der Bilanzkunde. „Schreiben Sie ab, meine

Herrn, schreiben Sie ab". Er wollte die landbesitzende Feudalität, die eigentliche Herrenkaste in Preußen, wirtschaftlich deposseedieren (durch Abschwächung der Agrarzölle und durch Handelsverträge), aber politisch, mit dem entscheidenden Rückhalt an der Krone, im Vorrecht belassen: ein greulicher Dilettantismus. Er hatte eine richtige Teilvorstellung. Er sagte sich: Es ist heute, bei gründlich veränderter Struktur unsrer nationalen Wirtschaft, ganz unmöglich, den Ehrentitel des produktiven Standes dem Landbebauer allein zuzuerkennen, die Leistung der Fabrik und des Kontors stehen an Bedeutsamkeit für die Gesamtkultur ihm mindestens nicht nach. Also, hätte er schließen sollen, müssen nicht nur wirtschaftlich, sondern auch politisch die Rechte zwischen Stadt und Land neu verteilt werden. Aber nie kam ihm der Gedanke, diese fundamentalen Dinge von Grund aus zu revidieren; er hatte kein Gefühl für die unauflösliche Verkettung aller politischen Lebenserscheinungen. Ein Beamter, kein Helfer und Lenker. Von dem blutleeren Platzhalter Hohenlohe zu reden, verlohnt nicht. In ihm war das politische Gewissen bis auf die letzte Spur ausgelöscht. Seine Leistung bestand in posthumen Bosheiten; sein Wirken im Geschehenlassen. An der Spitze eines fiebrisch tätigen Volkes stand ein Mann, der nur noch aus Routine lebte. Seine Amtszeit war eine Häufung von Fehlern, die . . andere begingen. Endlich, endlich, zehn Jahre nach dem Blut und Eisen-Mann, zieht ein Geist in den Palast in der Wilhelmstraße. Seither wird das Lob dieses Geistes in allen Zungen gesungen, am lautesten freilich von Kulturästheten, die vor den nackten Äußerungen des politischen Lebenswillens erzittern. Gleichwohl: auch wir anderen schöpften neue Hoffnung inmitten der aus Willkür, Routine und Dilettantismus gemischten Vielregiererei.

Nun hatten wir den Geist, nach dem wir uns sehnten. Einen feingeschliffenen, einen musisch gerichteten Geist. Einen Freund aller guten Geister der Vergangenheit. Einen unermüdlichen Spaziergänger in den Säulenhallen alter und neuer Weistümer. Einen Meister anmutreicher Rede: biegsam, schmiegsam, rührsam, klug, faltenreich, elastisch. Das war nicht wenig. In deutschen Parlamenten, wo sich die paar Persönlichkeiten seit lange schon verwaist fühlten, wo sachlich Gescheites nicht selten in beschämender Stotterrede vorgetragen wurde, wo eine bleierne Mediokrität die Mehrheit bildet, eine blendende Erscheinung. Aber was hat dieser Geist erreicht? Das Wesentliche der Leistung bestand in einer durch abertausend Tricks ins Endlose verschleppten Krise.

Gesetzt, Bülows Polenpolitik wäre ein Erfolg (das ist sie, nach Berufener Ansicht, nicht; die Ostmark poloniſiert sich unaufhaltsam weiter); gesetzt, der agrarische Hochschutzzoll wäre ein in jedem Betracht national wohltätiges Werk (das ist er nicht, starke Gründe sprechen dagegen; der Geldpreis der Waren schnellt beängstigend rasch in die Höhe, Beamten- und Arbeitslöhne bringen durch ihr nimmersattes Steigen Staatshaushalte und die Privatwirtschaft ins

Schwanken: wir schröpfen uns gegenseitig); gesetzt, die Geschichte seiner Diplomatik sei die Geschichte möglicher und wünschbarer Ziele und verzeichne einen Zuwachs an wirklicher Macht und fernwirkendem Ansehen (das behauptet, in dieser Verallgemeinerung, nur die fürstliche Leibjournalistik): so zeigt die ganze übrige Geschäftsgebahrerung eine Methode, die an der Logik der Tatsachen zerschellen muß. Bülows Geist ist eben an Worte gebunden; er dient nicht, wie der baumeisterliche des Schöpfermenschen, sondern vermißt sich, schönrednerisch mit den Grundkräften zu spielen. Ein solcher Geist kann das Chaos nicht organisieren, auch wenn die berüchtigte Finanzreform, die durch tausend Fäden mit den Grundfragen unsrer politischen Organisation zusammenhängt, in irgend einer vorläufigen Stümperei (mehr kann nicht werden) gelingen sollte. Sein Räsonnement verläuft so: ‚Es bleibt zunächst bei der bestehenden Verteilung der politischen Macht. Die Krone bleibt, nicht nur in formaler Hinsicht, souverän in der Wahl ihrer obersten Räte. Die obersten Räte bleiben souverän in der Bestimmung der politischen Aufgaben und der Wahl ihrer Mittel. Die Konservativen bleiben souveräne Herren in der Verwaltung. Das Mitbestimmungsrecht der Parlamente bleibt vorläufig in den Grenzen seiner bisherigen Geltung. Was Preußen anlangt, so muß man uns Zeit lassen, Pläne zu bebrüten, die eine vorsichtige Abschwächung des Klassencharakters von Ständehaus und sogenannter Volkskammer in die Wege leiten. Gebt, Ihr Herren von der Linken, für diesmal die Grundsätze Eueres Konstitutionalismus, Euerer Finanzpolitik, Euerer Sozialpolitik, Euerer Kulturpolitik auf. Ich weiß, sie sind mit denen der Konservativen schwerer vereinbar als glühende Lava mit dem Gletscherstrom. Ich weiß auch, Ihr seid im Recht und daß Euch täglich die Kräfte zuwachsen, dieses Recht in Macht umzusetzen. Der Feudalismus fängt auch in Preußen zu verwittern an. Er wird mir sogar, in dessen Salon das Junkerelement — Rasse: ja; aber gar zu wenig intellektuell — hinter die Vertreter der nouvelles couches beider Testamente zurücktreten, ein wenig zu anspruchsvoll; und mir wird immer bange, wenn ich's unternehme, vor klugen Ohren die Vereinbarkeit von Industrialismus und merkantilem Imperialismus, den Triebkräften der modernen Großstaaten, mit dem Agrarfeudalismus einer bodenständigen aber, entwicklungstechnisch gesehen, zurückgebliebenen Herrenkaste zu vereinbaren. Nach der Natur der Dinge ist auch bei uns dem Kapital und dem Gehirn die politische Herrschaft sicher; ich hatte darum ja, neben manchem andern, so etwas wie die Parlamentarisierung der Regierungsmethode im Sinn, als ich die Blockbildung unternahm. Dann kamen die Novembertage und machten klar, wie starke Freiheitswünsche sich selbst in königlich preußischen Herzen regen. Erschreckend deutlich tritt seither zutage, daß selbst auf unsre moralische Leibgarde, das Heer der mittelbaren und unmittelbaren Beamten, kein absoluter Verlaß mehr ist. Beamte, die sich nicht mehr als Untertanen sondern als Staatsbürger fühlen, sind ein unerhörtes

Novum in Preußen. Auch die wollen, das beweist die mit gallischem Zynismus durchsetzte Sprache der Beamtentage, einen Volkskönig, einen roi des gueux. Alles, was Sonderrechte für sich fordert, jede Form des sozialen und politischen Herrentums, wie sie unser Junkertum annoch darstellt, ist ihnen verhaßt. Nicht die sozialdemokratische, sondern die demokratische Bewegung fürchte ich; und ich denke mir, nach berühmten Mustern, als Übergang die Herrschaft der liberalen Bourgeoisie. In dieser Gegend ist jedenfalls die neue Orientierung zu suchen. Nach der Einheit kommt die Freiheit; so oder so. Und da ich das fühlte, stellte ich mich in der ersten Aufregung der kaiserkritischen Tage auf die Seite der Volksseele. Freilich nur solange sie als Gefühl und Sehnsucht sich äußert. Denn ich betrachte es doch wieder nicht als meine besondere geschichtliche Aufgabe, der Geburtshelfer der Demokratie zu sein ...' Was ist von solchem „Geist" zu hoffen, wenn er zu einer Politik der Eintracht und des Fortschritts sammelt? Erreicht wurde Zwietracht und Stillstand und die organisierte Arbeitsunfähigkeit des Reichstags. Und von neuem beginnt für das deutsche Volk die Steppenwanderung zu dem gelobten Lande freier Selbstbestimmung.

Neben unserem geistreichen Kanzler ist der junge englische Finanzminister Lloyd-George eine simple, eine gar wenig dekorative Erscheinung. Trotz heißem Keltenblut (er ist Walliser, aber in Manchester groß geworden) ein nüchterner Rechner; trotz seiner advokatorischen Schulung ein sachdenklicher Mensch von warmen Grundüberzeugungen. Sein unter den schwierigsten Verhältnissen aufgestelltes Budget ist eine Tat, die geschichtlich werden wird; denn es resumiert mit einer in keiner kapitalistischen Gesellschaft bisher üblichen Energie einen Glaubenssatz des sozialen Gewissens, der in der Kulturmenschheit so fest wurzelt wie nur je ein religiöser: daß in jedem großen Einkommen, in jedem großen Vermögen ein Stück unverdienten Wertes stecke. An jedem Erfolg der individuellen Leistung sei die Kollektivität auch direkt und schöpferisch beteiligt. Die Nachlaßsteuer wird darum außerordentlich gesteigert (bis 15 v. H.), der Wertzuwachs am Grundbesitz aufs schärfste gefaßt, das Spiritusmonopol mitleidlos angepackt, bei dem Besitzwechsel von Immobilien und Wertpapieren ein erhöhter Tribut abgefordert. Wenn englische Großgrundbesitzer und Kapitalisten von Konfiskation reden, so haben sie dieser Reform gegenüber unvergleichlich mehr Recht dazu als die unsrigen. Sie sollen fast allein — nur der Tabak und der Alkohol werden dem Arbeiter etwas verteuert — die Zeche für die erhöhten Wehrlasten und die neu eingeführte Arbeiterversicherung bezahlen. Die Produktion bleibt kapitalistisch organisiert, aber die Verteilung wird immer mehr nach sozialen Gesichtspunkten vorgenommen: in dem plutokratischen England, in dem Geburtslande der kapitalistischen Wirtschaftsordnung, in der Heimat der schönen Rentnerkultur, dort, wo der Marxismus nicht gedeihen und das Proletariat einen roten Terror nicht gebären kann, ersteht dem sozialen Gewissen im Staate der Polizist, der die Oberschicht aus der Ruhe des Genusses scheucht.

Ich weiß nicht, ob im einzelnen die harten Bestimmungen dieses demokratischen Budgets gerechtfertigt sind, — hart sind sie, weil gerade in diesem Augenblick die Leistungsfähigkeit der Besitzenden durch die unerhörte wirtschaftliche Depression und die Ansprüche des Imperialismus stark geschwächt ist. Und außerdem scheint nicht alles vermieden, was nach Rancüne des kleinen Mannes schmeckt und in eine Prämie auf Untalent und Willensohnmacht ausarten kann. Noch ist der wirtschaftliche Individualismus die Seele unsrer Kultur, er darf nicht mutlos und unelastisch gemacht werden. Aber das ist jedem Zweifel entrückt: was man Fortschritt nennt, bewegt sich doch schließlich in dieser Richtung. Langsam geht in England die Saat Ruskins auf: was 1860 eine Utopie war, ist heute eine Realität . . Der Inhalt aller Politik scheint die Sorge um die Masse. Solange sie die schaffende Energie der Geister nicht einengt oder gar erdrosselt, solange der Begriff der Volkssouveränetät von der üblen französischen Beimengung sich frei hält und ihre Gebote nicht von der Demagogie der Straße diktiert werden: dürfen wir sie anerkennen.

Es ist französische Eigenart, daß sich an dem vieldeutigen Begriff der Volkssouveränetät von Zeit zu Zeit immer neue soziale Gruppen berauschen. Jetzt tun es sogar Beamte des Staates, die ihre Menschenrechte verletzt glauben, wenn die Regierung ihnen das Streikrecht versagt und von ihnen verlangt, sie möchten die Interessen des öffentlichen Dienstes mit anderen Augen betrachten als die Interessen eines privatkapitalistischen Ausbeuters. Die Erbsünde, die in den falschen Konstruktionen von Rousseaus contrat social wurzelt, wuchert dort weiter; immer sind die Franzosen geneigt, Freiheit mit Schrankenlosigkeit zu verwechseln und jede Form von Unterordnung unter höchste Gemeinschaftszwecke als Zwang und Minderung ihrer persönlichen Würde zu betrachten. Freilich, daß Clémenceau von der Vorsehung ausersehen ist, gegen die Beamten-Unbotmäßigkeit die Staatsautorität zu schützen, gibt diesen Vorgängen einen pikanten Beigeschmack. Als Journalist ein Mann von zügellosem Temperament, betrieb er meist die Opposition quand même. Gambetta, den starken Organisator der Republik, hat er als Diktator, als Kryptotyrannen aufs Blut bekämpft. Dem „großen Ministerium" des Exdiktators hat er 81/82 nach siebenundsiebenzigtägiger Dauer das Lebenslicht ausblasen helfen, hauptsächlich weil Gambetta den Deputierten von der Tyrannei seiner Departementwähler durch das Listenskrutinium befreien und die Autorität der Zentralinstanz stärken wollte. Jetzt, als Haupt der ausübenden Gewalt, hält er dem ehemaligen Todfeinde die Denkmalsrede in Nizza und bekennt, wie anders die Dinge sich von der Machtseite ausnehmen, und daß auch die fortgeschrittenste Demokratie den strengen aber hoheitsvollen Begriff der Autorität (der nur Unreife und Unmündige schreckt) nicht entbehren kann, Eintracht und Fortschritt nur unter den Fittigen der demokratisch organisierten Autorität zu erwerben seien . .

Neue Dogmen

Die dogmatische Tobsucht ist ein allgemeinmenschliches Laster, eine Teilerscheinung auf derjenigen Seite des Weltphänomens, die man unter der orientierenden Überschrift: „Vom Gesetz der Trägheit" verhandelt. Nämlich so aggressiv die Erscheinung auch aussieht, so ist sie doch etwas rein Passives, eine Äußerung des Ruhebedürfnisses, der dringende Wunsch, sich nicht anstrengen zu brauchen. Vielleicht entspringen die heftigsten Bewegungen überhaupt dem Ruhebedürfnis? Jedenfalls in diesem Falle ist es so.

Ist ein größerer Ausbruch dieser Müdigkeitsperiode überstanden — wie jetzt der Fall der christlichen Kirchen, — so äußert sich dieselbe Erscheinung vor allem darin weiter, daß sie bestrebt ist, das Verwerfliche der Sache (die Überzeugung, daß man das geistige Leben gesetzlich binden und die „Wahrheit" festlegen könne) mit der letzten Erscheinungsform dieses Irrtums zu identifizieren. Es gelte nun, das wahre Dogma, die wahrhaft unfehlbare Lehre an stelle der überwundenen zu setzen.

Die ein für allemal gültige, die wahre Theorie über alle Dinge Himmels und der Erde zu finden, sei und bleibe das Eine, das not ist, der Stein der Weisen; nur hat man diese unfehlbare Theorie bisher auf falschem Wege gesucht. Jetzt dagegen sei man in der Lage, sie ohne Flecken und Makel hinzustellen, worauf dann je nach Uberzeugung diese oder jene der inzwischen gebräuchlich gewordenen neueren Theorien folgt, jede mit gleich feierlicher Priestermiene oder kühler Überlegenheit vorgetragen. (Denn vorläufig streiten die verschiedenen Ersatzkandidaten auf Unfehlbarkeit noch untereinander.)

Auch der christliche Dogmatismus hatte sich seiner Zeit auf ähnliche Weise herausentwickelt. Das Christentum (nach dieser Seite seines Wesens betrachtet) war eigentlich als Erlösung vom moralischen Dogma des Pharisäismus entstanden, als Erlösung vom „Gesetz". Nur der schöpferische Geist selbst, der aus der letzten Kraft her unmittelbar in diejenigen eingehe, die sich ihm öffnen, nur der macht es. Das Gesetz mag „Wegweiser" sein, mag gute Zucht vermitteln, mag aufmerksam machen, darf aber nie wirklich „Gesetz" sein wollen: „Der Geist ist es, der da lebendig macht", „regieret euch der Geist, so seid ihr nicht unter dem Gesetz".

Es dauerte aber nicht lange, da schien es zu anstrengend, Geist zu produzieren (oder „sich ihm zu öffnen"), und man fand, daß Gesetz nach wie vor nötig sei, nur müßte es eben ein richtigeres Gesetz sein, das Christentum sei das richtige, so entstand das christliche Gesetz, das Dogma.

Das sind wir nun los; aber wir sind es noch nicht ganz, daß schon an allen Ecken die lachenden Erben, die neuen Gesetze, die neuen Unfehlbarkeiten sich melden.

Gefühl, Geschmack, kurz alles das, was unkontrollierbar ist, — das sind „Sentimentalitäten"! Eine harte ordentliche, vor allem richtig gehende Theorie, das ist es, was wir brauchen.

Eines der lustigsten Dogmen, die in diesem Gewirr die Stimme mit erheben, zugleich eines der zur Zeit einflußreichsten, ist das medizinische. Man weiß: nur der gesunde Mensch kann gesunde Gedanken produzieren (der gesundeste wird also die gesundesten, demnach richtigsten Gedanken bringen). Einer unsrer edelsten und zugleich einer unserer kränksten Geister hat am meisten zur Popularisierung dieses Gesetzes beigetragen, Nietzsche.

Über die Wahrheit einer Behauptung oder Theorie, über den Wert eines Gemäldes oder einer Dichtung entscheidet nicht unser

Gefühl, unsre Vernunft, unser Wollen oder Geschmack, sondern der Arzt; alles andere ist windiges Gerede.

Carlyle war magenkrank (wie Nietzsche versichert) Nietzsche litt an permanentem Kopfschmerz, Paulus war Epileptiker, George Fox war hysterisch, ebenso Franz von Assisi, Schiller war durch und durch krank, Hebbel desgleichen, Lagarde war völlig unnormal — Querulantenwahn —, Bismarcks Leiden verhandelten die Zeitungen. Wie können solche Leute etwas Wertvolles geschaffen haben?

Die vorgeschrittene biologische Forschung erlaubt uns einen bedeutenden Schritt weiter zu tun: Als Goethe jenes Lied dichtete, hatte er nachweislich einen Schnupfen. Wie oft schreibt er an Frau von Stein: „ich habe heute eingenommen". Sollte man nicht — und damit komme ich zu meinem eigentlichen heutigen Anliegen — eine kritische Sichtung seiner Werke daraufhin vornehmen?

Und um solche schwierigen nachträglichen Prüfungen wenigstens zukünftig zu sparen und schon den Mitlebenden zu nützen, — sollte man nicht ein Gesundheitsamt einrichten, von dem ein jeder Schriftsteller oder Künstler unter Vorlegung eines ärztlichen Attestes die jeweilige Erlaubnis zum Dichten einzuholen hätte?

Bonus

Dialektik des Willens

Es sind just sieben Jahr her, daß Karl Joël in dieser Zeitschrift mit der Erklärung: Wir haben die Welt erobert, aber wir haben den Menschen verloren, die „Wiedereroberung des Menschen" als die kommende Frage verkündete. Die Freiheit des Menschen müsse „aus den Eisenkrallen des Mechanismus gerettet", ihr logisches Recht erobert werden. Und diese Aufgabe werde gelöst werden.

Ein kühnes Wort, dem aber nun die Tat gefolgt ist. Sie besteht in einem Buch Joëls, das den herausfordernden Titel trägt: „Der freie Wille. Eine Entwicklung in Gesprächen."*

Der freie Wille — ist nicht schon der bloße Begriff eine längst erkannte Unmöglichkeit? Und Gespräche — über 700 Seiten philosophische Gespräche, welche Zumutung an ein modernes Publikum! Joël kennzeichnet denn auch sein Buch als das Unterfangen „eine heute verworfene Lehre in einer heute verworfenen Form vorzutragen."

So etwas kann nur wagen, wer wirklich in der Sache Neues zu sagen hat und der Form einen neuen Reiz abzugewinnen weiß. Um hiermit zu beginnen, so hat Joël es in der Tat verstanden, der in so vielen Abarten schon benutzten — und man darf sagen, abgenutzten Form dialogisierender Dialektik neue Gestalt und neues, frisches Leben zu verleihen. Es besteht ein starker innerer Zusammenhang im Buch zwischen der Auffassung des Problems und der Form seiner Darstellung. Joël sagt mit Recht, jedes Denken habe seine eigene Sprache. Die dialektische Gestalt des Buches zeigt die dialektische Stellung des Verfassers zum Willensproblem an. Schon der Titel birgt ein Stück Ironie im Sinne der alten Dialektiker. Es ist nicht sowohl eine Beweisschrift für einen freien Willen als eine Kampfschrift gegen die Lehre vom gefesselten Willen, was wir vor uns haben.

Und lebhaft genug wird der Kampf geführt. Joël läßt einen doppelten Bekehrungsvorgang vor dem Leser sich abspielen: die Bekehrung eines naiven Anhängers der Willensfreiheit zum Determinismus und die Bekehrung des Bekehrten zur Freiheitsidee auf neuer, kritischer Grundlage. Bei der ersten Bekehrung werden Vertreter der wichtigsten Zweige des heutigen Wissens: Philosophie, Naturwissenschaft, Geschichte, Rechtswissenschaft, Theologie, Moralwissenschaft,

* München 1908, F. Bruckmann A.-G.

als Zeugen aufgeboten, und alle sagen zur Verzweiflung des an sie appellierenden Willensgläubigen für den Determinismus aus und belegen ihre Auskunft mit so wuchtigen Aussprüchen der angesehensten Vertreter ihrer Wissenschaft, daß der Fragende einen Einwand nach dem andern fallen lassen muß und sich schließlich für geschlagen erklärt. Bräche hier das Buch ab, so wäre es eine der wirksamsten Schriften für den Determinismus, die je geschrieben worden.

Aber — das dicke Ende kommt nach. Nun erst, nachdem die Position des Determinismus gegen alle Einwände gefestigt erscheint, setzt Joëls Kampf gegen ihn ein. Die „innere Stimme", das sich selbst besinnende Willensbewußtsein lehnt sich gegen all die Beweise von der Bestimmtheit des Willens erst schüchtern und dann immer stärker auf, sie werden unter den verschiedensten Gesichtspunkten der kritischen Nachprüfung unterzogen, und mit dem anscheinend stärksten ihrer Argumente, dem Hinweis auf das Gesetz der Kausalität, wird gründlich Abrechnung gehalten. Joël vergleicht es mit der Schicksalsgöttin der semitischen Völkerschaften, der ehernen Astarte: gleich ihr Menschenköpfen entsprungen, und wie sie — ein Fetisch. Und in der Tat spielt ja in der Philosophie des Determinismus das Gesetz der Kausalität die Rolle des Fatums. Alles ist da zuletzt mechanisch bestimmt. Eine endlose Kette mechanischer Abhängigkeiten ist das Geschehen, eine unbegrenzte, nach allen Seiten unendliche Kette, die kein Entrinnen zuläßt, so daß Kausalität auch Vorherbestimmung heißt, begrifflich gegeben in der berühmten Laplaceschen Weltformel. Gibt es aber in der Tat eine solche Kausalkette? Geht jeder Vorgang, den wir sich vollziehen sehen, wirklich nur auf eine endlose Reihe von mechanischen Ursachen zurück?

Die Gespräche, in denen Joël diese Frage behandelt, die dialektischen Untersuchungen über die Kausalitätsidee, sind die geistreichsten Kapitel des an Feinheiten reichen Buches, und es braucht nicht erst gesagt zu werden, daß bei ihnen auch die Entscheidung ruht. Joëls stärkster Trumpf ist der Nachweis, daß die Idee der Kausalität und die Idee der endlosen Kausalkette zwei ganz verschiedene Dinge sind. So wenig sich das Ich restlos in eine Summe mechanisch bestimmter Elemente auflösen läßt, so wenig lassen sich Handlungen dieses Ich restlos rückwärts auf mechanische Kausalitäten zurückführen. Selbst der anscheinend so einleuchtende Gedanke, daß das Ich beim Handeln durch das stärkste Motiv oder den stärksten Komplex von Motiven bestimmt wird, ist eine beweislose Annahme. Man folgert dabei rückwärts aus der Handlung auf die Stärke der Beweggründe, es ist aber eine reine Tautologie zu sagen, daß, wo die Entscheidung fiel, auch die stärksten Motive waren. Die Frage ist vielmehr, wie diese Motive zu ihrer Stärke kamen. Sie führt uns zur Frage nach den Prinzipien unseres Denkens und löst die Willensfrage zuletzt in die Frage nach der Freiheit des Denkens auf, da jedes nicht rein triebmäßige Zustandekommen von Gedanken Denkenwollen heißt. Es ist soviel an unserm Wollen unfrei, als an unserm Denken unfrei ist. Der Determinismus kann keinerlei Freiheit zulassen, selbst keinen Gran Gedankenfreiheit.

Die Logik des Determinismus sind die Prinzipien der Mechanik, sein höchstes Axiom ist der Identitätssatz. Aber treffend sagt Joël: „So wenig der Identitätssatz die Welt zur ewigen Gleichheit, zur Erstarrung verurteilt, so wenig verurteilt der Kausalsatz sie zur ewigen Gebundenheit, zur Unfreiheit" (S. 499). Der Identitätssatz versagt, wie schon die Alten wußten, bereits beim Erklären der Bewegung, wo wir aber organisches Leben vor uns haben, versagt schließlich die ganze mechanistische Lehre. Auf Grund ihrer lassen sich organische Wesen nur erst dann auf rein mechanische Beziehungen reduzieren, wenn sie tot sind, und ebenso müßte man den Willen erst

vernichten, wenn er auf eine rein mechanische Gleichung sollte gebracht werden können. Über diesen Widerspruch kommt der Willensdeterminist nicht hinaus. Wie es aber kein Widerspruch ist, daß organisches Leben mechanische Beziehungen umschließt, so ist es auch kein Widerspruch, wenn der Vertreter der Willensfreiheit Determinierungen des Willens anerkennt. Der freie Wille heißt hier eben nur die Fähigkeit, Willen überhaupt zu entwickeln und damit in die Reihe der mechanischen Ursachen des Geschehens Bewußtseinsursachen einzufügen.

Auf diese Weise gelangen wir mit Joël zu einem einheitlichen organischen Weltbild. Es wird im sehr stimmungsvollen letzten Kapitel, „Mysterium" überschrieben, als ein synergetischer Theismus angedeutet. Manchen mag das abstoßen, der Kampf gegen die groben Gottesvorstellungen der Offenbarungskirchen macht ihn zum Feigen gegenüber der bloßen Idee eines organischen Weltprinzips. Er vergißt, daß gerade der mechanistische Gedanke es ist, der uns vor die Alternative stellt: außerweltlicher Gott oder zum Pessimismus nötigender Nihilismus.

Die Welt bleibt uns ewig Mysterium, das heißt Problem. Aber sie ist kein rein intellektuelles Problem. Sie ist in doppeltem Sinne das Problem unseres Willens. Und so stimmen wir unserem Willensdialektiker zu, wenn er sie am Schluß seines Werkes als ein moralisches Problem bezeichnet.

Eduard Bernstein

Der Blumenhiob*

Von menschlichen Leiden redet dies Buch und vom milden Sieg der Gottesnatur über das Weh und den Willen des Einzelnen. Hans Kyser, der es schrieb, ist also denjenigen drangerfüllten Seelen zuzurechnen, die ihrer Unruhe nur Beschwichtigung finden können, indem sie sich, hingegeben und von bebender Liebe voll, in das unbegrenzte All zurücklehnen. Denn auf vielerlei und vielgestaltigen Wegen drängt diese Zeit ihrer Sehnsucht nach: der Überwindung des Leidens an sich selbst. Helfer jeglicher Art werden aufgerufen: die Maschine und das Schwert, die Kühnheit des blanken Verstandes und der Urquell gesunden Bluts, der alte Gott oder eine neue Gottheit; nicht am wenigsten aber die gewaltige stumme Natur. Und wie die Künste jeder inneren Bewegtheit der Gegenwart den höchsten und feierlichsten Ausdruck schenken, so muß aus ihnen die Zerspaltenheit jener Sehnsucht nur umso reicher belebt und mannigfaltiger hervorblühen. Hier ist einer der wichtigsten Gründe dafür, daß die Dichtung von heute an Formen immer üppiger wird und doch nicht merklich in die Höhe wachsen mag. Die Einheit eines machtvollen Weltwillens fehlt ihr, ein unzweifelhafter Antrieb, der aus der gebundenen inneren Fülle einer ganzen Menschheit gewaltig herkäme. Jeder von den Schaffenden muß sich, da ihm die Bestätigung des gesamten Zeitalters unweigerlich versagt bleibt, sein Stückchen Erfüllung im eigenen Gehege suchen, dort, wo er in der trübseligen großen Zerklüftung noch am meisten ergiebiges Erdreich für die Wurzeln seines Persönlichsten zu finden hoffen kann. Und so wird jedes ehrliche und dem Wesen seines Schöpfers getreue Werk zu einer Art Bekenntnis; Aussprache des Ringenden mit sich selbst etwa, oder ein Notschrei aus Einsamkeit oder, wenn einer besonders stark ist, eine ruhigstolze Verkündigung: Hier stehe ich, ich allein!

In diesem Buche also bekennt sich einer zu seinem glückhaft tiefen Glauben an die Tröstungen der unbeseelten Natur. Es wird darin kein Schicksal von einem planmäßig geordneten Ablauf gegeben, wie ihn die menschliche Vernunft durchschauen

* „Der Blumenhiob", Roman von Hans Kyser (S. Fischer, Verlag, Berlin).

könnte. Die Qual und die Not dieses Hiob erscheinen sinnlos, zwecklos, zusammenhanglos, — solange der Mann nur für sich selbst dasteht und aus der Enge des persönlichen Empfindens her auf die Verworrenheit seines Schicksals blickt. Aber wie ihn das Unglück mit immer furchtbarerm Gewicht durchmürbt und auf wortlos einfache Gefühle zurückdrängt, tun sich seinem Geist Blicke von größter Weite auf. Nun wendet er sich von jeder unfrommen Frage nach nahen Zwecken und sichtbarer Gerechtigkeit ab und lebt nur mehr in einer dämmrigsüßen Freude an allem Sein und allem Geschehen. Auch sein Schmerz taucht da hinunter und verwandelt sich. Die Schwere seines Schicksals wird ihm leicht und lieb, wie ein Geschenk, das ihm zur höheren Ehrung und Durchleuchtung seines Gemüts ausersehen worden wäre. Ihm ist nichts mehr geblieben als diese Liebe, die allem Unschuldigen, Unbewußten und Fraglosen mit gleicher Innigkeit anhängt. Sonst aber hat sie jedes Maß von Groß und Klein verloren; sie geht zu Kindern, zu Käfern, zu Blumen, zu Land und Gras, zu Wolken und Blitz und Sturm mit demselben tiefgläubigen, furchtlos hingegebenen Vertrauen. In dem weichen, auffaugenden Medium dieses Gefühls löst sich sozusagen jede persönliche Umgrenzung seiner übervollen Seele, und sie beginnt bei lebendigem Leibe noch ins Grenzenlose, ins stummbeseelte All hinüberzufließen. Darin spricht sich das Wesentlichste der Weltanschauung aus, von der die Schönheit dieses Buches getragen wird; dies ist das feste Gehege, in dem sich hier die Besonderheit des Dichters verschanzt. Denn in der Seele unserer Zeit läge es ebensosehr, bewundernd mitanzuschauen, wie Leiden eine Menschlichkeit härtet, abschließt und undurchdringlich macht. Da ist nun Einer, der das Naturgefühl dem Gefühl der Persönlichkeit überordnet, und wir müssen, weil diese Epoche nun einmal jeder festen, inneren Richtung entbehrt, der Reinheit seines zweckverachtenden Sinnes ebenso hohe Geltung zusprechen, wie etwa dem Trotz derjenigen modernen Geister, die nichts als Willen, Härte und Bewußtsein eines Zweckes in ihren besten Schöpfungen verkünden.

Wir können es um so mehr, als sich die beseeligte All-Liebe des Dichters eine Sprache von stärkster Anschaulichkeit gefunden hat. Diese Liebe hat sich ihm — und das macht ihn ja erst zum Dichter — in eine besondere Kraft des Sehens verwandelt und schärft sein Erkennen, so daß es an keiner feinsten Nuance, an keiner leisesten Schattierung, an keinem zartesten Farbenton vorüberblicken muß. Auf eine wunderbare Weise ist da intimste Schilderung mit einer Kraft des Ausdrucks gegeben, die keinen Rückhalt und kein Zweifeln gestattet. Darum erscheint alles Leben in diesem Buche unbedingt und unbegrenzt. Was von Ereignissen der Natur etwa, von Wachstum und Witterung ausgesagt wird, steht wie zum erstenmal gesehen da, — so frisch und leuchtend in den Farben, so klar und eigen in jeder kleinsten Bewegung.

Das Schicksal und die innere Wandlung des armen Helden wird mancher vielleicht als das unbrauchbare Geschenk einer fremdgearteten Phantasie in seinem Gemüt ablehnen. Aber niemand wird sich dem Zwange dieser Sprache entziehen können, die aus Kleinstem und Zartestem eine Welt von Bedeutung und von starken Zusammenhängen aufbaut. Übernimmt sich auch manchmal ihre Kraft und ballt Worte von unwahrscheinlicher Fügung, so zeigt sie doch gleich auch wieder, wie schön sie sich beruhigen und auf ihre natürliche Fülle begrenzen kann. In ihr lebt alles, was ein liebevoll eindringender, in moderner Empfindlichkeit geschulter Blick anzuschauen vermag, mit einem intensiven und durch sich selbst beglückten Leben. Was das Buch vom Gange der menschlichen Dinge meint und aussagt, mag als eine immerhin interessante Note im volltönigen seelischen Register unserer Zeit vermerkt werden. Darüber

hinaus erhebt sich aber seine Macht, die wortlose Natur zur Beredsamkeit zu zwingen, ihrem Locken und Lächeln, ihrem Grollen und Toben die leuchtendste Anschaulichkeit zu geben. So wird, indem der Dichter über dem willenlosen Objekt der gewollten Idee zeitweilig zu vergessen scheint, eine Sprache von ungewöhnlicher und neuer Schönheit geschaffen: ein dauernder, künstlerischer Wert.

Willi Handl

Kreszenz Bühler*

Diese Leidensgeschichte gehört zu jenen wertvollen Büchern, die Verlorenes aus dem Dunkel des Lebens so gestalten, daß es gilt. Insofern steht Zytlauns Werk neben einem so harten Gegensatz wie Musils „Zögling Törleß". — In Kreszenz Bühler wird ein ganz vereinzelter Fall symbolisch, nicht für eine Gruppe Schicksale, sondern für das Leben selbst, wie es unterhalb seiner Inhalte strömt. Die Darstellung eines solchen Falles ist auch ein Weg zu den „Müttern", „ins Unbetretene, nicht zu Betretende".

Die arme Kreszentia quält sich an schwerem Starrkrampf durchs Leben, liegt oft Monate lang an ihrer Sucht wie tot, kann mit ihren klammen Fingern nicht Handarbeiten machen, kann nicht einmal Blumen oder Vögel hüten, weil sie den Pfleglingen vielleicht in der nächsten Stunde wegschläft. Sie hat an abgelegten Lumpen, an ein wenig Milch und Wasser genug, oft zuviel, und ist den meisten Mitmenschen nur Anlaß zu Klatsch, Neugier, Furcht, Plage, Verachtung.

Aber Kreszenz ist auch eine dunkle Petrus Forschegrund-Tochter, deren Grobleibliches, von seinen Bedürfnissen entbunden, Jahre und Jahre lang vergißt, mit der horchenden Seele und den horchenden Nerven mitzuleben, die nächtiger Verzückung hingegeben sind. So ist es ihre Natur, und sie entfaltet sich nach ihren Bedingungen wie wir nach unseren. Sie haust immer auf der Grenze zwischen Tod und Leben. Unsere Tage sind vielleicht große Brüder ihrer Tage, doch unsere Nächte vielleicht nur kleine Schwestern ihrer Nächte. Sie ist als Glied der Menschheit ein Wunder, und allein die Tatsache des Wunders ist seine Erklärung. (Nichts Bedeutendes läßt sich ja anders erklären.) Aber innerhalb ihrer Persönlichkeit hängt Kreszenz zusammen. Wenn sie, selbst als der beste Freund ihre Hand zum Abschied nimmt, mit ihrer Seele in einer Ferne weilt, wohin keine räumlichen und zeitlichen Maße reichen; wenn ihr erstarrter Körper dabei einsamer noch als der eines Toten ist, — weil er lebt: so muß Kreszenz sich aus dieser Ferne, dieser Einsamkeit anders helfen als andere Menschen in gleicher Not. Unser körpergeketteter Geist kann immer nur auf dem Wege zu einem Gotte sein, ihr gelöster lebt leicht in der Gegenwart Gottes, unsere körpergekettete Seele braucht eine körpergekettete Liebe, ihre gelöste hat Christus zum Bräutigam. Wo Wesen der Materie verhaftet ist, bleibt der Seelenbräutigam eine Phrase, hier nicht. Kreszenz ist katholisch eng erzogen worden wie alle um sie, aber sie allein dringt zur Höhe durch den gleichen Leib, durch den die anderen gerade nicht dahin kommen. Ihr Glaube kann hindernislos beliebig weit steigen und also bis zu seiner Erfüllung. Was uns Gedanke ist, ist ihr schon fast Tat, was uns Wunsch, ist ihr Gabe. So kann sie in ihren Leiden wirklich Christi Passion durchdulden, ihr Bett ist das Kreuz von Golgatha. Ohne Stigma erlebt sie Innigeres als irgend ein Stigmatisierter der Vorzeit. Von ihrem Verkehre mit Gott zu reden, besitzt sie „die Stimme, welche wir Denken nennen". Sie hört die Stimme und spricht nur nach,

* Kreszenz Bühler, eine Leidensgeschichte von Josef Zytlaun (S. Fischer, Verlag, Berlin).

was sie in ihr singt, ohne Anstrengung. Man fühlt aus ihren geringen Worten ein so einfaches und doch profundes Verhältnis zu Göttlichem, daß eine Krankheit, die dies hervorbringt, nur eine seltsame Form der Gesundheit scheint. Vor der Naturkraft dieser Mystik wird die Jakob Böhmes abstrus, die Hamanns popanzig, und erst so erlauchte Urversunkenheit wie die des Meisters Ekkehart besteht neben der freien, zwanglos tiefen Seele der verworfenen Kreszenz. Der Kranken physisches Sein ist so dünn, daß es schon im Willen ihrer Psyche, die ein Ziel setzt, abbrechen kann. Einmal wird Kreszenz am visionär aufgestellten Sterbetage mühselig gerettet, ein zweites Mal schleppt sie ihr Leben bis zu dem innerlich angeschauten Todesdatum, obwohl sie sonst wohl früher verloschen wäre. Poe bringt einen ähnlichen Gedanken phantastisch, indem er durch die Einwirkung des Mesmerismus den Verfall einer Leiche als hinausgeschoben darstellt, bis der in ihr wirksame fremde Wille abgelaufen ist. Zytlaun schafft den Zug viel ernster und innerlicher und betritt in seinen Gedanken wirklich fast den Pol zwischen Tod und Leben.

Er nimmt trotzdem seinen Divinationen das schwebende Glück ihres Aufgehens nicht. Er läßt etwa Gleichnisse zu kleinen Dichtungen auswachsen und unterbricht damit seinen Bericht scheinbar, so in der Fabel vom Altern der Steine, im Gesang von den Selbstleuchtern der Meerestiefe: sie spinnen aber die Geschichte heller und tiefer weiter als es die Forterzählung könnte. Der Dichter hat etwas so Weites wie die Empfindung, daß die Phänomene des Lebens vor dem Phänomen des Lebens verschrumpfen, ganz ins Enge gebracht. Er hat es so klar getan, daß ein Leidenswunder Wahrheit wird, so verklärt, daß uns sein Krankheitsbuch nicht peinlich und sentimentalisch berührt sondern wie eine gute Musik.

Oskar Loerke

Tschechische Musik

Wie oft glückselig bin ich im Theater gesessen und bei den Klängen dieser Oper von Smetana „Der Kuß" (sie ist noch schöner als die berühmtere „Verkaufte Braut") verkleideten sich alle meine Gedanken, zwischen Vers und Prosa, wie ich es liebe, in die Zeile: Mein elendes Leben war bei diesen Tönen in Tränen aufgelöst ... So dachte ich, und so war es auch. Die reinen Dreiklänge und Septimen, hie und da nur mit Vorhalten und Durchgängen in guter Kadenz, diese leuchtenden Akkorde der Blechbläser standen vor meinen entzückten Augen, vor meinen Tränen, strahlenreich wie der riesige Plafondlüster; und nun sah ich das ganze Stück entlang reihenweise diese Kerzen-Buketts, diese Zusammenklänge, diese Gärten der Motive, alle Sinne stürzten damals zusammen in den einen Genuß, und nichts blieb übrig als der Wunsch: jetzt, jetzt sofort möge ein Feuer ausbrechen, die Decke ins Parterre trümmern, unerhörte Katastrophen irgendwie, ... damit wir, lächelnd vor Kunst, sitzen bleiben und gern in der gespanntesten lustreichsten Stunde unseres Daseins zugrunde gehn.

Das ist meine Ansicht über Smetana. Von Dvořák aber, dem andern Klassiker der Tschechen, sind mir nie schwärmerische Gelüste gekommen. Und dennoch liebe ich ihn, spiele ihn gern, diesen interessanten Barbaren, der eine glatte akademische Maske vorhält. Ich kenne mich in ihm nicht aus. Manchmal hat er slawisch-nationale Synkopen, dann wieder indianische. Jedenfalls wünscht er Originalität, aber oft kommt nur banale Exotik heraus. Dann tremoliert eine Geige, das Cello setzt ein, und wir sind wieder im Himmel der Melodien, die es überall gibt ...

Beide Richtungen, die allgemeine Musik und die mit autochthonem Einschlag, sind in die Gegenwart weitergegangen. Natürlich haben sie sich in den großen Meistern unserer Zeit gemischt, zu neuem Ganzen auskristallisiert. Indes scheint mir die

Unterscheidung nicht ganz willkürlich, daß Josef Suk mehr die Tradition Smetanas hält, Vitezslav Novák mit Geographie und Dvořák sich befaßt ... Novák hat „wallachische Tänze" komponiert, entzückende Rhythmen, die zwischen Zweivierteltakt und Dreivierteltakt zittern, die ihre Variationen desselben Themas geschickt in die entferntesten Figuren und Stimmungen werfen. Ich finde auch seine „slovakische Suite" op. 32 sehr spannend und für Klaviervirtuosen dankbar, da gibt es Orgelklänge, jauchzende trillernde Kinder, die Verliebten im Nationalkostüm einer fünftaktigen Liedperiode, nicht fehlt die charakteristische Tanzmusik, die Nacht mit hinschmelzenden Modulationen. Und all das fern, erotisch, seltsam ... Suk aber schreibt schlechtweg eine „Suite". Und da sind wir in Mitteleuropa und dennoch erotisch, mit den internationalen Mitteln jeder Kunst. Ein Menuetto, das schon berühmt geworden ist, singt hier ganz einfach, und es ist uns, als wäre diese einfachste Melodie seit Erschaffung der Welt schon dagewesen (wie manches von Schubert, Brahms, Smetana) und wir freun uns unter Tränen, daß endlich diese im Kosmos irgendwo enthaltene Melodie wieder uns eingefallen ist, Gott sei dank ... Suk ist oft, wie der Empfänger eines Marconiapparates auf Elektrizitätswellen im Äther, auf so kosmische Musik eingestellt. Selbstverständlich und dennoch neu, das zeichnet seine wahrhafte Kunst aus. Gleich die „Dumka" und die Kantilene im Schlußsatz derselben Suite sind Beispiele dieser lebendigen Erfindungskraft. Harmonien fließen, zarte Überraschungen, in stets angenehme Nebenwege, sein Rhythmus kann hasten, behaglich ruhn und bis in pathetische Ritornelle sich zerdehnen. So möchte man auch ausländischen Konzertsälen sein fabelhaftes „Scherzo phantastique", seine „Dramatische Ouvertüre", das überreiche „Streichquartett" recht oft wünschen, und auch sein schwieriges Meisterwerk „Asraël", das im vorigen Jahr mit dem Gekreisch aller Verdammten und mit dem Jubel aller Engel an uns vorbeizog. Eine andere Symphonie „Praga", mit dem Blick in heroische Vergangenheiten, leidet wohl unter dem Vergleich mit Smetanas Vaterlands-Zyklus, aber auch leidend strahlt sie, posaunt ihren hussitischen Elan nicht ohne Dank gefühlvoller Herzen. Und neben dem Prag der Historie fehlen die sanften Ausflugsorte nicht, die mir mehr sind als Ruhm und Sturm der Ahnen. Zwei reizende Kreise „Der Frühling" und „Sommereindrücke", haben sich für Suk aus Erlebnissen in der Natur geschlossen. Lieb sind mir diese Klänge, diese Liebesarien auf schön-verwendetem Klavier, sie erinnern mich, und zumal im Winter, an schöne Tage im weitoffnen Tal der Moldau, an Gras, Himmel und Küsse in einem Försterhaus ...

Zu Hause, in einer stillen glücklichen Wohnung, wird man auch an der intimen Kunst Nováks Freude haben. Die „Sonata eroica" zwar mit ihren Arpeggio-Effekten und Zerlegungen läßt man vielleicht den Virtuosen, die schönen stillen Lieder aber, die „Melancholie" liest man mit Rührung und, um die „zwei Balladen" aufzuführen, lädt man eine liebe Sängerin ein. Dann erschauert man vor dem Todesengel, der blaue Höhlen statt der Augen hat, und vor dem Heiland, dessen Wunden verschwinden ...

Die Werke Suks und Nováks, fast alle, sind bei M. Urbanek in Prag erschienen. Das ist ein moderner tüchtiger Verleger, sogar ein bißchen amerikanisch sieht er aus. In seinem Laden an die weißen Wände sind da und dort lustige Karikaturen skizziert, das macht einen frischen Eindruck, und die Kunden haben Sessel, dürfen vor den Verkaufspulten in aller Ruhe sitzen und endlos alles durchblättern, wie es der Brüder Goncourt gepriesenes Vergnügen einst war ...

Max Brod

Abschied

Ich konnte stets tun, was ich wollte. Fiel mir etwas ein, so klingelte ich, und man brachte mir das Gewünschte. Rauchte ich aus der Pfeife und hatte sie keinen rechten Zug, so sprang dafür der Kopf eines meiner Sklaven von der Untertanenschulter herunter. Mein Leben glich einem Traum, und ich glaube, wenn ich mir die Sache jetzt so überlege, sah ich einem Herrscher sehr, sehr ähnlich. Ich ritt oft aus, umgeben von zahllosen Wächtern. Regiert habe ich offenbar schlecht, ich habe mir in dieser Beziehung keine Mühe geben mögen, wofür sie mich denn jetzt auch in der Tat weggejagt haben. Regieren? Ich lächelte träge: das hat mir als Regierung vorgeleuchtet. Lag ich auf dem schwellenden Sofa, so trat einer zu mir heran, d. h. er kroch auf den vieren und sagte irgend etwas. Das nannte ich Staatsgeschäfte erledigen. Ich bin nie auf die Politik erpicht gewesen, d. h. ich verfolgte die Bewegungen meiner Tänzerinnen, das war die Politik, welcher ich huldigte. Ich bin natürlich in der ganzen Welt verschrien als ein fürstliches Ungeziefer. Wohlan, säubert jetzt das Land, wenn ihr könnt, aber seht zu, daß euch der Orient nicht stirbt unter den Händen, die da reine machen. Ihr habt eigentlich ganz recht gehabt, mich abzusetzen, denn ich würde euch jedenfalls durch meine vollkommene kaiserliche Gleichgültigkeit bei der Ausübung eurer Pflichten schikaniert haben. Ich soll auch gemordet haben. Nun, davon wollen wir nicht reden. Es soll viel in den europäischen Zeitungen gegen mich geschrieben worden sein, ich aber, ich habe noch nie eine Zeitung in die Hand genommen, geschweige denn meine hohen Augen damit geplagt, eine zu lesen. Armer Orient, ah, jetzt töten sie dich. Ich war nur ein kleiner Mörder, ich tötete meine Kreaturen, sie aber töten die halbe Erde. Denn was sind wir, wenn sie uns zivilisiert haben? Es hat in der Türkei, deren gesalbter Herrscher ich war, nie tüchtige Leute gegeben, doch jetzt gibt es welche. Unsere Gärten werden welken, unsere Moscheen werden bald überflüssig sein, unsern Propheten wird man auslachen. Ich saß und lag in meinen Gemächern und glich einem unantastbaren Gott. Gearbeitet habe ich nie, ich bin sogar zu schläfrig gewesen zu befehlen; ich habe mit den Augen befohlen, und die Leute, die mich umgaben, verstunden diese Sprache. Oft habe ich sogar mit meiner langen Großtürkennase Befehle erteilt, und wenn ich nieste, so wurden die Provinzen von meinen Banden verwüstet. Ich war ihnen die leuchtende und verfinsternde Sonne, doch jetzt haben sie sie nicht mehr nötig. Es gibt weder Gnade noch Ungnade mehr unter dem Halbmond. Jetzt erst sehe ich so recht ein, wie seltsam es gewesen ist, dieses mein Herrscherleben. Wenn es mich juckte am Schädel oder irgendwo anders, so entstand Unruhe im Palast, und durch mein Reich ging ein Zittern, gleich den Erschütterungen eines zornigen Erdbebens. Ah, ich, ich herrschte noch. Dann kam das langweilige, fade Japan mit seinen militärischen Erfolgen. Ja, das fehlte noch. Man japanisiert oder europäisiert uns jetzt, das ist dasselbe. O es war so seltsam. Ich, muß man wissen, herrschte im Grunde genommen gar nicht, ich saß nur so da und blies Rauch aus der Pfeife. Meinen Kreaturen überließ ich das Amt des Herrschens. Das war vielleicht ein Fehler, doch ich verbiete mir, darüber irgendwelche Betrachtungen anstellen zu wollen. Man glaubte, mir eines Tages sagen zu sollen, Paris sei eine schöne Stadt. Ich ließ denjenigen kochen und braten, der mir das sagte, und der arme Schuft lächelte. Sie lächelten, wenn ich sie martern ließ. Sie haben an mich geglaubt, und jetzt fangen sie an, an nichts mehr zu glauben, und daher, glaube ich, wird es langweilig werden in der Türkei. Ich kann nun nach Paris gehen und im Grand Hotel wohnen, den Tag zu tausend Franks. Und das

wird unsagbar lustig und ebenso unsagbar fade sein. Träumte ich? Oft lustwandelte ich unter dem Schnee der Blütenbäume. Unfern plätscherte ein Brunnen. Ich war immer ganz krank von Lüsten und Begierden. Ich habe die Leute, die mir ernsthaft ins Gesicht zu schauen wagten, vergiften lassen. Dann pfiff ich, und es erschienen meine Frauen, und ich wußte nicht, ob ich sie vor meinen Augen sollte verbluten lassen, oder ob es netter sei, ihre süßen zitternden Glieder zu umfangen. Ihre Arme! Es wimmelt mir jetzt immer vor den Augen von Armen, Beinen, Spangen, Lippen, Gewändern und Tänzerinnen-Bewegungen. Mitunter gefiel es mir, die Frauen, die allerschönsten und üppigsten, vor mir zaghaft stehen zu lassen, sie bloß anzuschauen und sie zu verschmähen. Ich war ja schon ganz verrückt geworden von Sinnenlüsternheit. Und unterdessen schrieben sie, die Esel, die sie sind, Artikel gegen mich. Die Verblendeten, die Irregeführten! Doch es scheint, daß das alles so hat kommen müssen. Allah ist gegen uns. Mit dem Islam ist es zu Ende. Durch die Wüste, wo der Klang meines Namens die Hyänen zum Respekt zwang, werden die Eisenbahnen fahren. Die Türken werden Mützen aufsetzen und wie Deutsche aussehen. Man wird uns zwingen, Geschäfte zu machen, und wenn wir nicht fähig dazu sind, so erschießt man uns einfach. Im allgemeinen, glaube ich, bin ich immerhin so etwas wie eine Persönlichkeit auf dem Thron gewesen. Schon, daß ich genoß auf dem Thron! Wo gibt's das heute? Die Könige müssen den Staat putzen, sonst werden sie abgesetzt. Ich war der letzte Herrscher, der noch einen wirklichen Palast bewohnte. Meine Nachfolger werden nur noch in öffentlichen Gebäuden wohnen.

Robert Walser

Verantwortlich für die Redaktion: Prof. Dr. Oskar Bie, Berlin.
Verlag von S. Fischer, Berlin. Druck von W. Drugulin in Leipzig.

AP
30
N5
1909
Bd.2

Neue Rundschau

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY